Liturg. 671 ma - 3

Koch, E. E.,

Digitized by Google

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Geschichte

des

Kirchenlieds und Kirchengesangs

der

christlichen,

insbesondere der

deutschen evangelischen Kirche.

Von

Eduard Emil Koch,

Stadtpfarrer in Heilbronn.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCH

Erster Haupttheil.

Die Dichter und Sänger.

Dritter Band.

Zweite, verbesserte und durchaus vermehrte Auflage.

Stuttgart.

Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Buchhandlung.

1853.

Digitized by Google

Inhaltsübersicht des dritten Bandes.

Fünfte Periode.

Die Zeit der Aufklärung.

Vom Beginn des siebenjährigen Kriegs bis zum dritten Reformationsjubiläum nach Deutschlands Befreiung. 1756–1817.

I. **Das evangelische Kirchenlied** als Moral- und Naturlied im Lehrton und Pathos.

Von Gellert und Klopstock bis E. M. Arndt. S. 1–247.

Seite

A. Die lutherischen Dichter . . . . . 21—215

Abschnitt 1.

Der Gellert'sche Dichterkreis.

Das geistliche Lied im verständig belehrenden Ton . . . . . 21—85

Die Dichter:

Christian Fürchtegott Gellert 22—30.
Joh. Ad. Schlegel 30—32.
Joh. Fr. v. Cronegk 32—34.
Joh. Peter Uz 34—36.
Joh. Zach. Leonh. Junkheim 37.
Joh. Chr. Krüger 37—39.
Joh. Fr. Löwen 39, 40.
Joh. Sam. Diterich 40, 41.
David Bruhn 41, 42.
Joh. Joach. Spalding 42, 43.
Joh. Sam. Patzke 43—46.

Seite

Jak. Fr. Fedderſen 46—50.
Balth. Münter 50—53.
A. G. L. Hering 53.
Joh. Fr. Mudre 53.
Heinr. Erh. Heeren 54.
Joh. Auguſt Hermes 54, 55.
Joh. Benj. Koppe 55, 56.
Georg Ernſt Waldau 56, 57.
Fr. Wilh. Loder 57, 58.
Joh. Joach. Eſchenburg 58.
Joh. David Carl Bickel 58.
Joh. Chriſtoph Fröbing 59.
Joh. Heinr. Röding 59, 60.
Gottlieb Conr. Pfeffel 60, 61.
Leonh. Fr. Dürr 61.
Friedrich Eberhard, Prinz von Hohenlohe-Kirchberg, und ſeine Gemahlin Albertine Beata 61—67.
Sam. Gottlieb Bürde 67, 68.
Chriſtoph Fr. Neander 68—72.
Theod. Gottlieb v. Hippel 72—78.
Balth. Haug 78—80.
Chriſtian Gottlieb Göz 80—84.

Joh Bernh. Baſedow 84.
Joh. Fr. Schink 84, 85.

Abſchnitt 2.

Der Klopſtock'ſche Dichterkreis.

Das geiſtliche Lied im rührhaft pathetiſchen Ton . . . . . 86—117
Die Dichter:
Fr. Gottlieb Klopſtock 86—91.
Joh. Andreas Cramer 91—96.
Gottlieb Benj. Funk 96, 97.
Joh. Tim. Hermes 97, 98.
Carl Wilh. Ramler 98, 99.
Reichart Gottlob Reiber 99, 100.
Chr. Chr. Sturm 100—104.
Auguſt Herm. Niemeyer 104—106.
Chriſtian Fr. Daniel Schubart 106—112.
Joh. Ludw. Huber 112—117.

Abschnitt 3.

Der altgläubige Dichterkreis.

Seite

Das geistliche Lied im frommen Bibelton . . 151—215
Einleitung 151, 152
1. Die Dichter der Herrnhuter Brüdergemeine . . . . . 152—164
Christian Gregor 154—158.
Heinr. v. Bruningk 158—160.
Ernst Welisl. Wilh. v. Wobeser 160—163.
Georg Heinr. Loskiel 163
Joh. Jak. Bossart 164.
Christian Ludw. Brau 164.
2. Die Dichter aus den deutschen Landeskirchen 164—215
a. in Würtemberg . . . . . 164—201
Einleitung . . . . . 164—167
Die Dichter:
Joh. Ferd. Seiz 167.
Carl Fr. Harttmann 167—174.
Wilh. Ludw. Hosch 174—180.
Christian Adam Dann 180—188.
Mich. Hahn und die Michelianer 188—195.
Christian Gottlob Pregizer und die Pregizerianer 195—201.
b. in andern deutschen Ländern . . 201—215
Die Dichter:
Ehrenfried Liebich 201—204.
Matthias Claudius 204—208.
Joh. Gottfr. Schöner 208—215.

B. Die reformirten Dichter . . . . . 117—129, 215—242

Abschnitt 1.

Die modernisirende Richtung . . . . . 117—129
Die Dichter:
Georg Joach. Zollikofer 118, 119.
Georg Jak. Pauli 119.
Conr. Klugkist 119.
Sam. Ludw. d'Majewsky 119.
de Marées 119.
Christoph G. Ludw. Meister 119.
Joh. Casp. Lavater 120—129.

Digitized by Google

Abschnitt 2.

Seite

Die altgläubige Richtung . . . . . 215—242

Die Dichter:

Hieronymus Annoni (d'Annone) 215—221.
Fr. Ad. Krummacher 221—227.
Joh. Heinr. Jung, genannt Stilling, 227—237.
Gottfried Menken 237—242.

Der Vorläufer der neuen Zeit:

Fr. v. Hardenberg, genannt Novalis . . . 243—247

II. Der evangelische Kirchengesang in der lutherischen und reformirten Kirche . . . . . 247—273

1. Der Verfall des Kirchengesangs . . . . 247—257

a. Alleinherrschaft des weltlichen Styls (Opernstyl) 248—251

b. Herrschaft des geraden oder viertheiligen Takts 251—254

c. Entstehung einer Menge neuer, unvolksmäßiger und schwerfaßlicher Melodien im trockenen Schulton . . . . . 254—256

d. Umbildung der alten kirchlichen Weisen in die modernen Formen 256, 257

2. Aufzählung der einzelnen Choralcomponisten . 257—272

Der Gellert'sche Sängerkreis:

Joh. Fr. Doles 258, 259.
Carl Ph. Emm. Bach 259, 260.
Joh. Joach. Quanz 260—262.
Joh. Adam Hiller 262—264.
Joh. Christoph Kühnau 265.
Joh. Phil. Kirnberger 265.
Joh. Gottfr. Schicht 265.

Balth. Münters Sänger:

Joh. Heinr. Rolle 266.

Hohenloher Sänger:

Franz Vollrath Buttstett 266.
Sallmann 270.
Beuerlein 271.

Schweizer Sänger:

Joh. Schmidlin 266.

Würtembergische Sänger:

Justin Heinr. Knecht 267—269.
Joh. Fr. Christmann 269, 270.
Das Würtemb. Choralbuch von 1798.

Seite

Herrnhuter Sänger:
Christian Gregor 271, 272.
Das neue Brüderchoralbuch von 1784.
3. Aufzählung der wichtigsten Choralsammlungen 272, 273
Dole — Kühnau — Vierling — Ammon — J. A. Hiller — Kittel-Weimar — Umbreit-Becker — Schicht — Rink.
Das Orgelspiel 250, 251

III. Das katholische Kirchenlied und der katholische Kirchengesang . . . . . 130—151
Einleitung. Die Neuerungen im Cultus. Deutsche Gesangbücher mit Liedern der Gellert'schen und Klopstock'schen Richtung . . . . . 130—135
Die Dichter:
Ignaz Franz 135.
Ignaz Felner 135.
Joseph Sperl 135, 136.
Joh. Mich. Sailer 136—140.
Joh. Mich. Feneberg 140—149.
Ignaz Heinr. Carl v. Wessenberg 149—151.

Sechste Periode.

Die Zeit der Erneuerung des frommen Gefühls und kirchlichen Bewußtseyns.

Vom dritten Reformationsjubiläum nach Deutschlands Befreiung bis auf die neueste Zeit. 1817—1853.

I. Das evangelische Kirchenlied als der Ausdruck des religiösen Gemüths und kirchlicher Stimmung.

Von E. M. Arndt bis auf die jüngsten Dichter. S. 273—425.

Seite

Einleitung. Weckung des Glaubens durch die Kriegsdrangsale. Einfluß der romantischen Dichterschule. Ueberwindung des rationellen Elements in der Theologie und glaubiges Bibelstudium. Neubelebung des Pietismus . 273—280

Abschnitt 1.

Seite

Die Dichter aus der romantischen Schule . . . . . 281—291

Ernst Moritz Arndt 281—285.
Max v. Schenkendorf 285, 286.
Fr. de la Motte Fouqué 286—289.
Luise Hensel 289, 290.
Fr. Rückert 290, 291.

Weitere Dichter 281.
Graf Otto Heinr. v. Löben — Freiherr Jos. v. Eichendorff — Ludw. Achim v. Arnim — Freiherr E. O. von der Malsburg.

Abschnitt 2.

Die Dichter der neuern Mystik . . . . . 291—298

Joh. Fr. v. Meyer 292—298.

Abschnitt 3.

Die Dichter aus der lutherischen Kirche . . . . . 299—409

Christoph Carl Jul. Aschenfeldt 299—302.
Christian August Bähr 303, 304.
Jonathan Fr. Bahnmaier 304—309.
Christian Gottlob Barth 309—311.
Joh. Bentz 311—315.
Carl August Döring 315—320.
Eduard Eyth 321—323.
Fr. August Feldhoff 323.
Gottfr. Wilh. Fink 323—325.
Agnes Franz 325—327.
Wilh. Nik. Freudentheil 327—329.
Christian August Gebauer 329, 330.
Carl Grüneisen 330—332.
Claus Harms 332—334.
Marie Sophie Herwig 334—337.
Christian Fr. Hesekiel 337, 338.
Wilh. Hey 338.
Joh. Chr. W. A. Hopfensack 338, 339.
Ludw. Josephson 339—341.
Christian Gottlob Kern 341—345.
Gustav Fr. L. Knak und Moritz Görke 345.
Albert Knapp 345—354.
Joh. Gottlieb Fr. Köhler 354, 355.
Fr. August Köthe 355—359.

Seite

Fr. Jul. Krais 359—361.
Wilh. Bruno Lindner 361, 362.
Charles Forseyth Major 362.
Joh. Fr. Möller 362—365.
Heinr. Möwes 365—369.
Joh. Chr. Wilh. Neuendorff 369—371.
Chr. Rud. Heinr. Puchta 371—373.
Chr. Fr. Heinr. Sachse 373, 374.
Eduard Schnaase 374—376.
Gustav Benj. Schwab 376—381.
Carl Joh. Phil. Spitta 381—384.
Ewald Rud. Stier 385—388.
Viktor Fr. Strauß 388—391.
Jul. Sturm 391—394.
August Herm. Walter 395, 396.
Fr. Ludw. Würkert 396.
Christian Heinr. Zeller 396, 397.
Ernst Albert Zeller 397—399.
Moritz Alex. Zille 399.
Weitere Dichter 299—301.
Leschke — C. Rothe — Giesebrecht — Blumhardt — Stange — G. Jahn — Weigle — J. H. C. Hengstenberg — Gentzel — Pol — Grot — Pistorius — Eisenlohr — Lentz — Springmann — Neßler — Spieker-kötter.
Die Herrnhuter:
Joh. Baptist v. Albertini 400—405.
Carl Bernh. Garve 405—409.

Abschnitt 4.

Die Dichter aus der reformirten Kirche . . . . . 409—425
Peter Fr. Engstfeld 409—413.
Abr. Emm. Fröhlich 413.
Carl Rud. Hagenbach 414.
Meta Heußer-Schweizer 414, 415.
Fr. Wilh. Krummacher 415—417.
Joh. Peter Lange 417, 418.
Sam. Preiswerk 418, 419.
Johannes Rothen 419—421.
Anna Schlatter 421, 422.
Joh. Jak. Schneider 422, 423.
Carl Steiger 423.
Ludw. Fr. Fr. Theremin 424, 425.

Seite

Weitere Dichter 409, 410.
Jorissen — Meißer — Straub — v. Biarowsky — Banga.

Rückblick auf den Entwicklungsgang des evangelischen Kirchenlieds . . . . . 435—437
1. Die Gesangbuchsreform . . . . . 438—455
a. Geistliche Liedersammlungen . . . 441—447
α. vom ästhetisch-religiösen Standpunkt 441—444.
Langbecker — Pauli — Stier — A. Knapp — Joh. Peter Lange.
β. vom historisch-antiquarischen oder literar-historischen Standpunkt 444, 445.
Ph. Wackernagel — Stip — Krekeler.
γ. vom kirchlich-praktischen Standpunkt 445, 446.
H. A. Daniel.
δ. vom musikalisch-hymnolog. Standpunkt 446, 447.
Fr. Layritz.
b. Darlegung der öffentlichen Gesangbuchsnoth 447, 448
Stier — Kraz.
c. Neue Kirchengesangbücher . . . . 448—455
in Würtemberg 448—452.
in Elberfeld — Danzig — Hamburg — Nassau — Baiern — Lübeck 452, 453.
in ganz Deutschland — der Liedergrundstock 455.
2. Die Hymnologie als akademische Fachwissenschaft 455
Marks — J. P. Lange — Palmer — Hagenbach.

II. Der evangelische Kirchengesang in der lutherischen und reformirten Kirche . . . . . 460—490
1. Versuche zur Herbeiführung eines würdigern und volksmäßigern Kirchengesangs:
a. durch allgemeinen vierstimmigen Gemeindegesang nach dem Muster der reformirten Kirche . . . . . 463—469

Seite

Kocher, Silcher, Frech und das Würtemb. Choralbuch vom J. 1828, 464—469.
Reaktion gegen das vierstimmige Gesangwesen 472, 473.

b. durch einstimmigen Gemeindegesang mit schöner Orgelbegleitung und möglichem Hinzutritt vierstimmigen Gesangs . . . 474—480
das Würtemb. Choralbuch vom J. 1844, 476 ff.

c. durch Wiedereinführung des rhythmischen Choralgesangs auf Grund der Originalsammlungen des alten Melodienschatzes . . 482—488
in Baiern — v. Tucher — Layritz — Kraußold — Wiener 484.
in Preußen — Höfer — Reinthaler (v. Winterfeld — Naue) 485.
in Würtemberg — Faißt 486.

2. Verschönerung des äußern Cultus und Verbesserung der kirchlichen Musik . . . . . 461—490
Natorp und die preußische Agende 461.
Oratorienvereine 488.
Ausbildung des Figuralgesangs 488, 489.
Hinweisung auf allgemeine Einführung von Altarliturgien 489, 490.

Die Orgel 470, 488
Verbesserung ihres Baues durch Walker — Turley — Schulze 470, 471.
Orgelspiel: Orgelbücher und Orgelmeister: Faißt 486 — C. F. Becker — Rink — Körner 488.

III. Das katholische Kirchenlied und der katholische Kirchengesang . . . . . 425—434, 456—459
Einleitung. Kräftigung des kirchlichen Geistes. Mariencultus und Marienlieder (Berger und Rousseau) . 425—427

1. Die Dichter:
Joh. Peter Silbert 427.
Paul Anton Passy 427.
Wilh. Smets 427—429.
A. Hungari 429.
Melchior v. Diepenbrock 429—431.
Annette Elisabeth v. Droste-Dülshoff 431—433.
Herm. Joseph Elshoff 433.
Heinr. Bone 433.
Eduard Vogt 433, 434.

Seite

Weitere Dichter 434, 435.
Werner — Pyrker — Baldamus — Unschuld — Brentano — Siegmund — Pocci — Tangermann — Genelli — Rußwurm — Supp — Werfer — G. Görres — v. Schenk.

2. Anbahnung einer Gesangbuchsreform im strengen Sinne der Altkirchlichkeit, des Dogmas und Symbols . . . . . 456—459
Sammlungen deutscher katholischer Gesänge aus alter Zeit 456.
Uebersetzungen alter Kirchengesänge aus fremden Sprachen 457.
v. Diepenbrock — Schlosser — Silbert.
Mustergesangbücher und Canones für die Gesangbuchsreform 457—459.
Bone — Vogt — Kauzer — Bollens.

3. Zurückgehen auf den alten Melodienschatz der katholischen Kirche 459

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Fünfte Periode.

Die Zeit der Aufklärung.

Vom Beginn des siebenjährigen Kriegs bis zum dritten Reformationsjubiläum nach Deutschlands Befreiung. 1756–1817.

Das evangelische Kirchenlied als Moral- und Naturlied im Lehrton und Pathos.

Von Gellert und Klopstock bis Moritz Arndt.

Dr. J. P. Lange* schildert diese Periode als die Periode des allgemeinen christlichen Lebens, indem nun nicht mehr der Gottesdienst, nicht mehr das Grunddogma, die Confession, die Feier des innern Friedens ausschließlich das Kirchliche bilde, sondern das ganze Menschenleben, die ganze Weltbetrachtung durch den Geist Christi geheiligt und in die Kirche hereingezogen werden solle und der schroffe Gegensatz zwischen dem Leben im Glauben und in den Werken in Liedern der Heiligung, die strenge Scheidung zwischen den Confessionen in Liedern der Nächstenliebe, allgemeinen Menschenliebe und Duldung, die Kluft zwischen dem Offenbarungsglauben und der sogenannten Naturreligion in der Verherrlichung des Schöpfers und der christlichen Naturfeier wegfalle. Er sieht in dieser neuen kirchlichen Grundrichtung der Zeit das eigenthümliche Walten des Geistes Gottes und hält es für eine Nothwendigkeit in dem christlichen Entwicklungsgang der Kirche und den natürlichen Entwicklungsgesetzen gemäß, daß nun auf eine Zeit, in der meist nur das innere Glaubensleben und der Herzensfrieden im Herrn besungen worden, auch die Weltverklärung im Glauben, besonders die Heiligung des Lebens und die sittlichen Lebensverhältnisse der Christen in den Kreis des geistlichen Lieds erhoben worden, daß auf die vielen Lieder des Glaubens und Vertrauens, in denen der Mensch sich selbst in Sicherheit bringt, nun auch Lieder der

---

* Siehe kirchliche Hymnologie oder die Lehre vom Kirchengesang im Grundriß, von J. P. Lange. Zürich 1843.

Liebe folgen, in denen der Christ ausgeht, den Bruder zu suchen, zu retten und zu segnen in der Barmherzigkeit gegen den Nächsten.

Es ist hiemit die Lichtseite dieser neuen Richtung geschildert; — wenn aber nur nicht die Schattenseite viel überwiegender wäre! wenn nur nicht diese Lieder der Liebe meist so gar wenig im Boden des Christenglaubens wurzelten und die Richtung, die vorher in die innersten Tiefen des christlichen Gemüths gieng, nun nur nicht, in das Gegentheil umschlagend, auf das Gebiet äußerlicher Pflichterfüllung sich verlaufen würde! wenn sich nur nicht der mehr und mehr überhandnehmende, zerstörende Verflachungstrieb jener Zeit gegen die Kirche mit ihren Glaubenslehren, mit ihren Rechten und Ordnungen gerichtet hätte, so daß das christliche Leben in ein allgemeines, menschliches Leben nach den Regeln der Vernunft sich verflachte!

Der Haupthebel dieser neuen Richtung ist das um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in die Theologie eindringende rationelle Element, welches den kirchlichen Sinn und den frommen Glauben, somit die eigenste Nahrung des Kirchenlieds, mehr und mehr verschlang. Zunächst durch die Leibnitz-Wolfische Philosophie, welche wir am Schluß der vorigen Periode den Pietismus in Halle verdrängen und die Nothwendigkeit geltend machen sahen, die Kirchenlehren als Vernunftwahrheiten zu demonstriren (Bd. II. 390), lernte man von dem eigenthümlich Christlichen und Biblischen in den geltenden Religionsbegriffen absehen und Vernunftbeweise an die Stelle der Schriftbeweise für die Glaubenswahrheiten setzen. Es traten durch die bloße natürliche Theologie Wolfs die eigentlichen christlichen Lehren im allgemeinen Bewußtseyn immer mehr in den Hintergrund, die menschliche Vernunft machte unter dem Einfluß der Arminianer in der reformirten und der Deisten in der englisch-bischöflichen Kirche immer mehr das Recht geltend, Alles zu prüfen, die heilige Schrift so gut, als die Symbole der Kirche, und nur das für wahr anzuerkennen, was mit der Vernunft übereinstimmt und von ihr begriffen und bewiesen werden kann. So bildete sich der sogenannte Rationalismus oder Vernunft- und Denkglaube; man fieng an, den Werth und die Bedeutung der Glaubenslehren nur nach ihrem Einfluß auf das sittliche Verhalten zu bestimmen, so daß bei gar Vielen das Christenthum auf bloße Moral und auf ein Schattenbild von natürlicher Religion zusammenschrumpfte; Glückseligkeit hielt man nun für die höchste Bestimmung des Menschen und wohlverstandener Trieb nach Glückseligkeit galt als Sitt-

lichkeit; seine Glückseligkeit auch in Anderer Glückseligkeit zu finden, galt als höchste Tugend. Daneben fraß in den Volkskreisen, besonders den höhern, die französische Freidenkerei eines Voltaire und Rousseau, die das Christenthum als eine überlebte Bildungsstufe darstellten und die Kirche mit ihrem Glauben durch Witz und Spötterei lächerlich zu machen suchten, wie ein Krebsschaden um sich. Friedrich der Große, der Held des siebenjährigen Kriegs, und bald darauf das Haupt des nun zum mächtigsten protestantischen Staat Deutschlands herangewachsenen Preußens, sammelte, da er selbst die h. Geschichte für abgeschmackter, als die Fabeln des Heidenthums erklärte und den Glauben der Kirche als Aberglauben verspottete, gleichgesinnte Geister um sich her, einen Voltaire, Edelmann, Damm, welche folgende, und noch schlimmere, Sätze aufstellten: „Jesus ist ein Sohn Gottes, d. i. ein recht göttlicher, guter Mensch; der Versöhnungstod Jesu ist ein Unding; es giebt keine geoffenbarte Religion; die christliche Religion ist sowohl als jede andere Religion Aberglauben; die Lehre der Christen von den Gnadenmitteln, Gnadenordnung, Gnadenwerken gehört theils zu den Fabeln, theils zu den Betrügereien." ꝛc. Diese falsche, von Westen kommende Aufklärung, diese dem christlichen Offenbarungsglauben feindliche, einseitige Verstandesrichtung der französischen Philosophie konnte sich nun in Deutschland um so ungehinderter und schneller verbreiten, je mehr das ganze Zeitalter angefangen hatte, dem großen Geiste Friedrichs nicht bloß in seiner Größe, sondern auch in seiner Schwäche zu huldigen. Die alte Orthodoxie, wie wir sie zu Anfang der vorigen Periode in ihrer mehr für die Lehre und den Lehrstuhl, als das Leben und die Kanzel geschäftigen Thätigkeit kennen lernten, war in einer starren Rechtgläubigkeit vertrocknet, und nachdem sie den Pietismus bekämpft und ihre Aufgabe, die in der wissenschaftlichen Durchkämpfung der confessionellen Gegensätze bestand, erfüllt hatte, hinfort nicht mehr eine Lebensmacht der Kirche. Der Pietismus aber konnte nach seiner ganzen Grundrichtung nur Einzelfrömmigkeit hervorbringen, und weil er im Grund seines Wesens doch unkirchlich war, da er meist die Kirchenordnung und Verfassung geringschätzte, auch die Wissenschaft vernachläßigte und sich manche dem Spotte Nahrung gebende Gefühlsübertreibungen zu Schuld kommen ließ, auch kein Damm seyn gegen die auf den alten Bau der Kirche hereinbrechenden Gewässer des Unglaubens. So hatte die Aufklärung leichtes Spiel. Ihr Sitz und Mittelpunkt wurde Berlin, und die von dem Buchhändler und Privatgelehrten Fr. Nicolai

daſelbſt im J. 1765 gegründete allgemeine deutſche Bibliothek war ihr Organ. Der im Innern bereits ausgedorrte Boden der Kirche ward, wie es die Berliner evangeliſche Kirchenzeitung einmal bekennt, nun noch von Außen mit Berliner Sande verſchwemmt.

Die Wirkungen hievon zeigten ſich gar bald auch auf dem Gebiete des Kirchenlieds. Gemäßigte rationaliſtiſche Prediger, welche die Offenbarung aus Vernunft und Natur zu beſtätigen und ſo gegen die überhand nehmende Freigeiſterei zu vertheidigen ſuchten, dabei aber die Religion „ja nicht mit unnöthiger Salbung“ behandelt, ſondern ſie „im Lichte praktiſcher Gemeinnützigkeit“ vorgetragen wiſſen wollten, und auf der Kanzel den Platz, den die bibliſchen Glaubenslehren ſeither behauptet hatten, der Moral abtraten, gaben jetzt den Ton an auf dem Gebiet des Kirchenlieds. Es ſind dieß Männer, wie Georg Joachim Zollikofer, reformirter Prediger in Leipzig, Jeruſalem, Abt zu Marienthal in Braunſchweig und Conſiſtorialpräſident zu Wolfenbüttel, und Spalding, Probſt an der Nikolaikirche zu Berlin, auf welcher Stelle Spener einſt das Glaubensleben in der Kirche zu wecken bemüht geweſen. Mit dem ſtrengen Bibelglauben ſchwand bei ihnen auch die eigentliche Bibelſprache und an ihre Stelle trat die moderne Ausdrucksweiſe der ſogenannten Gebildeten.

Zu letzterem trugen weſentlich zwei äſthetiſche Vereine junger Männer bei, mit welchen jene Kirchenliederdichter mehr oder weniger verbunden waren. Der eine hatte ſich zu Leipzig auf den Vorſchlag L. Chr. Gärtners gebildet zwiſchen ihm, Joh. Adolph Schlegel und Joh. Andreas Cramer, unter dem Beitritt von Rabener, Elias Schlegel, Ebert, Zachariä, Cronegk ꝛc., genannt „die Bremer Beiträger“ nach ihrer Zeitſchrift: „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes. Bremen. 1. Jahrg. 1744.“; der andere zu Halle, zu welchem Uz, Gleim, Kleiſt, Göz, Mendelsſohn gehörten. Beide hatten den gleichen Grundſatz, äſthetiſche Bildung zu befördern. Sie haben das Verdienſt, die Steifheit und kalte Nüchternheit der Gottſched'ſchen Schule, als deren Repräſentant Zimmermann am Schluß der vorigen Periode erſchien (Bd. II. 390), von der Poeſie überhaupt und ſo auch vom Kirchenlied ausgetrieben und den größten Einfluß auf die Bildung des deutſchen Geſchmacks, die Ausbildung der Poeſie und die Reinheit und Vervollkommnung der deutſchen Sprache und des Versbaus geübt zu haben. Dieß kam dem Kirchenliede unmittelbar zu gut, indem damals noch die ausgezeichnetſten weltlichen Dichter

auch geistliche Lieder verfaßten, wie Uz, Ramler, Kleist, Zachariä, Cramer ꝛc. Aber durch die gefeilte, feine Sprache, die nun Ton und Mode wurde, büßte das Kirchenlied seine alte, kräftige, körnigte Bibelsprache ein, welche sein Gewand in den vorigen Zeiten gewesen war, und wurde modernisirt.

Unter solchen Verhältnissen trat Gellert, einer von den Bremer Beiträgern und daher auch ergriffen von der freisinnigeren Bildung seiner Zeit, obgleich sonst streng bibelgläubig, zu Leipzig auf. Er hielt zwar an der Bibellehre und den eigenthümlich christlichen Glaubenswahrheiten durchaus fest, trieb aber nach der Art der damaligen Theologen hauptsächlich die Moral oder Pflichtenlehre. Wie sein Biograph, Joh. Andreas Cramer, von ihm sagt, daß er diejenigen Schriften am meisten gelesen habe, welche dazu geschrieben sind, den menschlichen Verstand zu einer festen und sichern Ueberzeugung von der Göttlichkeit der christlichen Religion zu bringen, so suchte er selbst auch Andere auf verstandesmäßige Weise von den Wahrheiten der Religion zu überzeugen. Diese Grundzüge spiegeln sich denn auch in seinen geistlichen Liedern ab, die im J. 1757 erschienen. Im Gegensatz gegen die nüchterne und trockene Gottsched'sche Schule wollte er das Kirchenlied mit „sanfter, religiöser Wärme" und in edler Volksmäßigkeit als Volkslied behandeln. Dafür war er aber zu nüchtern reflektirend und zu verständig belehrend, und seine Sprache hat, ob sie gleich gemüthlich, anschaulich und allgemein verständlich ist, doch nicht die wahre Volksthümlichkeit, da ihr der entschiedene biblische Ausdruck fehlt und sie statt dessen oft und viel in den modernen, abstrakten Begriffsworten der Moralphilosophie: „Pflicht, Tugend, Besserung, das Gute" ꝛc. sich bewegt. „Es ist bei Gellert," bemerkt über ihn Dr. Grüneisen, „das Kirchenlied nicht mehr das strenge „Glaubenslied aus Gottes Wort, aber doch im Wesentlichen die positive „Wahrheit der biblischen Lehre enthaltend, obschon den Glauben auch „aus einem allgemeinen Gesichtspunkt fassend und vorzugsweise, nur „minder tief, aber auch minder ängstlich, als es in der Spener'schen „Schule geschehen war, dem Lebensgebiet und Pflichtenkreise zugewendet." Daß seinen Liedern gerade die eigenthümliche evangelisch-kirchliche Glaubenssprache fehlt, wie sie uns so kräftig und entschieden aus dem alten Kirchenliede auch noch der letztvergangenen Periode entgegentritt, in ihnen vielmehr nach der pelagianischen Färbung der ganzen damaligen Zeit bloß das allgemein Christliche und besonders das Moralgefühl ausgesprochen ist, dafür ist bezeichnend, daß die Gellert'schen Lieder auch in der katholi-

ſchen Kirche freudig begrüßt wurden, wie z. B. der bigotte Freiherr v. Switen in Wien gegen einen Reiſenden, der in Sorgen war, weil er Gellerts Schriften in Wien bei ſich hatte, zur Beruhigung ſagte: „dieſe Schriften gehen unſer Verbot nicht an, wir Alle bewundern Gellerts Schriften," und ein katholiſcher Geiſtlicher in Böhmen Gellert ſogar in einem Dankſagungsſchreiben für ſeine geiſtlichen Lieder ernſtlich zum Uebertritt in die römiſche Kirche zu bewegen ſuchte, da er meine, er müſſe beſſer von der Nothwendigkeit der guten Werke denken, als Luther. Dabei iſt übrigens nicht zu verkennen, daß Gellert als Kirchenliederdichter ganz der Mann für ſeine Zeit war, der, wie kein Anderer dieſer Zeitrichtung, dem Volkston ſich genähert, und deſſen Sprache ſo korrekt und würdevoll war, daß diejenigen, welche die Lieder der früheren Zeiten mit ihren „veralteten Formen und Ausdrucksweiſen" bewitzelten und verſpotteten, nichts auszuſetzen hatten und ſich zufrieden geben mußten. Seine herzliche, klare und von aller Einſeitigkeit freie Frömmigkeit war in jener dürren, glaubensarmen Zeit vom wohlthätigſten und allgemeinſten Einfluß auf das Volk. Dauernd aber konnte ſein Einfluß, wie der Luthers und Gerhards, nicht ſeyn, weil ſeine Lieder nicht entſchieden aus dem Kern des ewigen Gotteswortes, der Bibel, hervorgegangen ſind.

Im Gegenſatz gegen dieſe verſtändig belehrende Richtung Gellerts, in der er das Vorbild für viele Kirchenliederdichter ſeiner Zeit wurde, trat neben ihm Klopſtock mit der pathetiſchen, rührhaften Richtung auf. Schon in ſeinen Oden hatte er die „Steigerung der Kunſtlyrik und Erhebung der Unmittelbarkeit der Empfindung" über Alles geſetzt, und in ſeinem Meſſias (1748) hatte er, wie Gervinus ſich ausſpricht, den Verſtand mit erſtaunenswürdigen Wahrheiten und die Einbildungskraft und das Herz mit religiöſer Beredtſamkeit und Schwung der religiöſen Gefühle zu befriedigen geſucht und war auf ſeinem Weg zur Herzensrührung und Erſchütterung in ein Streben nach andauernder höchſter Würde und Erhabenheit gefallen, das ermüdet. Als er im J. 1758 ſeine geiſtlichen Lieder herausgab, unterſchied er zwiſchen den erhabenen, höher gehenden Geſängen und den populären Liedern, und ſtellte es als die höchſte Aufgabe hin, Lieder zu dichten, die auch dem gefielen, der dem Geſang und der Ode folgen könne, und ſolche wollte er mit ſeinen geiſtlichen Liedern ſelbſt liefern. Damit hat er aber ſelbſt ausgeſprochen, daß ſeine Lieder, was auch mit Ausnahme weniger der Fall iſt, nicht für den gottesdienſtlichen Gebrauch der Volksgemeinde ſich eig-

nen. Nur zu wahr ist das Urtheil Dr. Grüneisens über Klopstock: „Er „hat durch Epipheten und Exklamationen den Schwung zu ersetzen gesucht, „und auf zahllosen Ausrufungszeichen gehen seine geistlichen Lieder, wie „auf Stelzen, einher, noch dazu in Sprache und Reim ungelenk und „mühsam."

Ueber Beide aber spricht sich Dr. Lange bezeichnend dahin aus: „Wenn Gellert für seinen Glauben zu sorgen scheint und den Zweifel „durch die Reflexion beseitigt, so scheint Klopstock keine Gefahr zu ahnen „und im begeisterten Schwunge den Zweifel zu überfliegen. Allein es „waltet hier im Grund noch dieselbe Noth, darum redet er so überlaut „oder überstark deklamatorisch. Sowohl Klopstocks Deklamation, als „Gellerts Reflexion verrathen einen Mangel an idealer Intensivität in der „Glaubensfeier." Keiner von Beiden konnte deßhalb auf seine Art das Herz des Sünders und seinen Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, befriedigen.

Auf Gellerts Seite stellten sich Chr. Fr. Neander, Joh. Ad. Schlegel, v. Cronegk, Diterich, Münter ꝛc. An Klopstock reihte sich zunächst Joh. Andreas Cramer, welcher noch in stärkeren Gegensatz gegen Gellert trat, als selbst Klopstock, und den Lehrton entschieden verwarf, dagegen aber auf das Musikalische, auf Empfindung und Bewegung, auf wirkliche Poesie drang und auf leidenschaftliche Erregung ausgieng, wobei er, da er die gesteigerte Religiosität Klopstocks noch übersteigerte, ins bloß Rhetorische verfiel. Sturm, Ramler und Schubart stehen auf dieser Seite, zu welcher auch Lavater sich neigt, welcher übrigens einzig in seiner Art dasteht.

Allen diesen geistlichen Liederdichtern der Gellert'schen und Klopstock'schen Schule mangelt es mehr oder weniger an dem Ausdruck der Kraft und der Heiterkeit des Glaubens, am wahren Glaubensschwung. Der Grund dieses Mangels ist von Gervinus klar damit bezeichnet, daß nämlich „ihr Glaube nicht mehr ein unangefochtener Besitz, sondern ein angegriffenes Eigenthum ist, das aus Ueberzeugungsgründen vertheidigt werden muß." Man fühlt es ihren Liedern an, daß sie in einer lauen Zeit gedichtet sind als matte Ergebnisse verständiger Ueberlegung. Während die alten Dichter stets im allernächsten, herzinnigsten Zusammenhang mit dem Worte Gottes stehen, unverwandt auf Christum sehend und mit den Gegnern des Christenthums in keinerlei Unterhandlung sich einlassend, hatten sich diese neueren Dichter, wenn gleich ihre Grundgesinnung reli-

giös war, doch dem Zweifelgeiſt der Zeit innerlich mehr oder weniger bequemt, um die Sache des Chriſtenglaubens wenigſtens in ſeinen Hauptpunkten noch zu retten. Während bei den alten Dichtern alle Seelenvermögen vom Geiſte gleichmäßig durchdrungen waren, und ihre Lieder deßhalb durch Wärme und Innigkeit ſich ebenſo, wie durch Kraft auszeichnen, fehlt den neuern entweder die chriſtliche Wärme und die innige Liebe zum Herrn, weil der Verſtand mit ſeiner kalten Vernünftigkeit vorherrſcht, oder es waltet in ihnen einzig nur das von den übrigen Geiſtesvermögen abgeriſſene Gefühl, wodurch eine falſche Sentimentalität ſich erzeugt.

Gellert fand die zahlreichſten Anhänger und Nachahmer. Die meiſten derſelben lieferten aber, ohne die lebendige, religiöſe Wärme Gellerts zu beſitzen, äußerſt trockene und matte Machwerke in gereimter Proſa. Als nun vollends der Rationalismus unter der Herrſchaft des Kantiſchen Syſtems (die Kritik der reinen Vernunft erſchien 1781, die der praktiſchen Vernunft 1788) in den neunziger Jahren ſich immer mehr verbreitete, ſo warf man ſich mit einer wahren Moralwuth auf das Sittengeſetz, um es in ſogenannten Moralliedern der Reihe nach in alle ſeine einzelnen, beſonderſten Pflichten und Tugenden zu zergliedern. Hatte man es ſchon gegen das Ende der vorigen Periode im Kreiſe der Orthodoxen und hie und da auch bei den Pietiſten nach Rambachs Vorgang für einen Vorzug gehalten, über jede Glaubenslehre, ſo wie über jede Sittenlehre möglichſt viele Lieder zu beſitzen und daher Lieder gedichtet für gottesfürchtige Studenten, Soldaten, Kaufmannsdiener, Barbiere u. ſ. w. (ſ. Bd. II. 389), war alſo hier ſchon der Lehrton angeſchlagen: ſo ſetzte man ſich jetzt auf den ausſchließlichen Standpunkt der Lehre und lieferte, da man Jeſum nicht mehr anders anſah, denn als einen großen Volks- und Tugendlehrer, und ſeine Kirche als eine Lehranſtalt, bloß lehrhafte Tugend- und Pflichtenlieder. So entſtanden ſtatt Kirchenliedern „gereimte Moralpredigten" und die trockenſten, mit der kühlſten Verſtändigkeit abgefaßten, gereimten Lehrabhandlungen über die verſchiedenen Beweiſe für die Unſterblichkeit und das Daſeyn Gottes, über Gottes Eigenſchaften, über die Natur des Menſchen als ſinnliches und vernünftiges Geſchöpf, über die Erhaltung und Pflege des Leibs, die fünf Sinne, die Seelenkräfte des Menſchen, das Gedächtniß, das Sprachvermögen, den Nachahmungstrieb ꝛc. Da ſtanden nun Lieder auf über die Religion im Allgemeinen und die chriſtliche im Beſondern, nebſt ihren einzelnen Lehrſätzen, über die Pflichten gegen Gott, den Nächſten und ſich ſelbſt, über alle

einzelnen Pflichten, wie z. B. Sparsamkeit, Mitleid, Nüchternheit, Arbeitsamkeit, vernünftige Selbstliebe, Selbstbeherrschung, Billigkeit, Verschwiegenheit, Aufrichtigkeit, Dienstfertigkeit, Leutseligkeit und Geselligkeit, Mitfreude, Bescheidenheit ꝛc.* mußten ihre gereimte Abhandlung haben, während die Dichter der ältern Zeiten den richtigen Takt hatten, daß all das für einen rechten Christen überflüssig sey, da er im Glauben und in der Liebe zu Christo schon von selbst wissen werde, was seine Christenpflicht sey.

„Es ist" — so eiferte im J. 1829 die evangelische Kirchenzeitung mit Recht gegen diese Morallieder — „es ist viel Redens von Früchten, von mannigfaltigen, christlichen Tugenden, während man den Baum, der die Früchte trägt, den Glauben, der in der Liebe thätig ist, umhaut. Meist enthalten die Tugendlieder eine Menge guter, persönlicher Vorsätze und Entschließungen, ohne nach dem zu fragen, der Wollen und Vollbringen gibt. Sie erinnern an Münchhausen, der in einen tiefen Sumpf versunken den kräftigen Entschluß faßte, sich an seinem Zopf herauszuziehen." Selbst alle möglichen häuslichen Verhältnisse wurden aufs Pünktlichste mit Liedern bedacht, während über die damalige Zeit gerade geklagt werden mußte, „daß das Gesangbuch bei dem Verschwinden aller häuslichen Erbauung höchstens noch des Sonntags zur Kirche getragen werde." In den Trostliedern, die einst so kräftig in der David'schen Noth- und Drangsalszeit des dreißigjährigen Krieges und seiner Nachwehen erklangen, herrschte, wie Dr. Grüneisen klagend es ausspricht, ein weichlich weinerlicher Ton, womit man die ganze Manier der erotisch-idyllischen Dichtung der damaligen Zeit in die Kirche einzuführen sich nicht entblödete, und in den Lehr- und Glaubensliedern ein hohles Pathos falscher Deklamationen in vornehmen Worten und vollen Phrasen, womit man die armen Gedanken für reich und wichtig auszubieten wagte. In den Liedern vom Tod, Auferstehung und ewigen Leben machte sich der sentimentale allgemeine Unsterblichkeits- und Wiedersehensglaube der Rationalisten breit, und es wurde dabei ohne den rechten sittlichen Ernst viel widerlich Süßes und Rührhaftes vom Wiederfinden der vorangegangenen Lieben vorgebracht.

---

* In dem vom Prediger Grabe († 1803) besorgten Nordhausischen Gesangbuch vom J. 1802, in dem Hadamar'schen von 1807, besorgt durch Schmidt, im Bremischen von 1812, besorgt durch Gambs, kommen Kirchenlieder über die Schutzplattern vor, in andern über Schonung der Bäume, wider Gespensterfurcht, Trunksucht, Spielsucht, Unreinlichkeit ꝛc.

Wie weit aber die Unkirchlichkeit allmählich um sich gegriffen und wie tief der Kirchenglaube und christliche Bibelglaube bei den höhern Geistern der Zeit, besonders durch Lessings Einfluß († 1781) und durch die alle Gedanken auf sich ziehenden Weltbegebenheiten erschüttert und in Hintergrund gestellt wurde, dieß zeigte sich auch daran, daß die aus dem im J. 1772 zu Göttingen gestifteten ästhetischen Dichterbund, dem Haynbund, hervorgehenden Männer, die um diese Zeit eine klassische Literatur unter uns gründeten, die Bildung unseres Volkes größtentheils in einem nichts weniger als christlichen Geist zu fördern suchten; dieß zeigt sich noch mehr daran, daß in diesem sogenannten goldenen Zeitalter der deutschen Poesie und Literatur, welches mit den hochgefeierten Namen eines Wieland, Göthe, Schiller anbrach, kein einziger dieser gefeierten Dichter es auch nur der Mühe werth hielt, ein einziges geistliches Lied, ein Kirchenlied, zu dichten; dieß zeigt sich am meisten vollends daran, daß sich jetzt die poetische Literatur wie ein mündig gewordenes Kind von der Kirche, ihrer seitherigen Mutter, losreißt und ihren eigenen Weg geht, als schäme sie sich derselben und als könne ihr diese keine Nahrung mehr geben. Die schönsten und höchsten Erzeugnisse der poetischen Literatur sind von nun an dem geistigen Leben des Gesammtvolks entrückt, weil sie nicht mehr aus dem christlichen Glauben, diesem alten Gemeingut des deutschen Volks, fließen. Klopstocks Messiade war, wie sie Harleß einmal nannte,* „der letzte, aber mißglückte Versuch, die Poesie zur unmittelbaren Dienerin des Heiligen zu machen, aber auch der riesenhafte Markstein der Gränze, welche seitdem das Gebiet der deutschen Poesie vom geistigen Bereich der sogenannten niedern Volksklassen geschieden hält." Gellert schon mußte in der Vorrede zu seinen geistlichen Oden klagen, man halte nun die, welche religiöse Gesänge schreiben, für fanatisch, abergläubig und milzsüchtig.

Hatten sich nun gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die ausgezeichnetsten Dichter des deutschen Volks vom Gebiet des Kirchenlieds in vornehmer Geringschätzung abgewandt, so blieben nur noch jene rationalistischen Dichter zweiten und dritten Rangs übrig, die weder mit der Genialität jener großen weltlichen Dichter, noch im Herzensdrang auf den Knien, unter Gebet und Verkehr mit dem Herrn, wie die alten

* Zeitschrift für Protestantismus und Kirche. 3. Bd. 1. Heft. „Die Kirche und die deutsche poetische Literatur seit der Reformation. Eine aphoristische Skizze."

Kirchenliederdichter, sondern am Studiertisch oder gar fabrikmäßig in größter Trockenheit und Nüchternheit geistliche Lieder verfertigten. Und dennoch entstanden jetzt mehr, als je in den vorigen Zeiten, geistliche Lieder, so daß das von dem Domdechanten Georg Ludwig v. Hardenberg zu Halberstadt bis zu seinem Tod im J. 1786 fortgeführte Liederlexikon, welches auf der Halberstadter Stiftsbibliothek aufbewahrt ist, in fünf Quartbänden bereits ein Verzeichniß von 72732 Liederanfängen aufführt. Jenes stolze Ignoriren des Kirchenlieds von Seiten der großen Dichter hätte nun die Kirche verschmerzen können; auch diese Fluth von matten, kaltverständigen oder hohlpathetischen Liedern, wie sie jetzt in Menge geliefert wurden, hätte nicht so viel geschadet, denn die Kirche hätte sie jederzeit beliebig wieder auf die Seite schieben können. Aber nun sollte gar auch das Heiligthum des alten Liederschatzes unserer evangelischen Kirche angetastet, es sollten die alten Kernlieder nach dem modernen Geschmack und herrschenden Zeitgeist umgemodelt werden; das Alte meinte man neu machen zu müssen und die ehrwürdigen alten Lieder des Glaubens, an vielen tausend Seelen schon erprobt, wurden nun in modernen Ueberarbeitungen mit größter Willkühr und Taktlosigkeit, theils in die Breite, theils in die Kürze gezogen, und das heilige Eigenthumsrecht der Gemeinden an ihren kostbaren Liederschatz wurde der Willkühr unberufener, sogenannter „Verbesserer" preisgegeben. Vergessen war nun Dr. E. Val. Löschers wahres Wort in der Vorrede zum Wittenbergischen Gesangbuch von 1713: „Gesangbücher sind ein Anhang von symbolischen Büchern, welche der „ganzen lutherischen und evangelischen Kirche Lehr und Bekenntniß dar„thun und also billig rein und unverfälscht gehalten werden sollten."

Das Signal zu solcher verbesserungssüchtigen Antastung der alten Kirchenlieder hat Klopstock gegeben. Gellert scheute sich anfangs noch davor. Im J. 1758 gab aber Klopstock im Anhang zum ersten Theil seiner geistlichen Lieder eine Probe von 29 ältern Liedern nach seiner Umarbeitung. Zur Rechtfertigung dieses Unternehmens führte er an: „wir sind oft mitten in unserer Andacht durch Gedanken und Ausbrüche unterbrochen worden, die nichts weniger als der Religion und selbst derjenigen Vorstellungen würdig waren, welche diese Lieder in bessern Stellen in uns hervorgebracht haben. Wie groß ist es ferner, mit Gott zu reden! Sollten wir nicht alle unsere Kräfte anstrengen, es würdig zu thun? — Man würde mir sehr Unrecht thun, wenn man von

mir glaubte, daß ich unsere Lieder, weil ich sie veränderte, gering schätzte! Eben deßwegen, weil mir viele Stellen in den meisten unserer alten und in einigen unserer neuen Lieder so werth sind und weil ich dankbegierig gegen die Rührung bin, zu der sie mich oft genug veranlaßten, habe ich andere Stellen derselben, von welchen ich überzeugt war, daß sie die Andacht oft störten und noch öfter nicht unterhielten, verändert." Er hatte also die an sich lobenswerthe Absicht, so manches werthvolle ältere Lied, das in dieser Zeit wegen seiner minder passenden Form und einiger dem Zeitgeschmack durchaus zuwider laufender Ausdrücke verachtet und der Vergessenheit übergeben worden wäre, seiner Zeit zu erhalten. Es fehlte ihm aber eben an der Glaubenseinfalt und volksthümlichen Gemüthlichkeit, um sich in den Sinn des Originals hineindenken und bloß die Härten ändern zu können, ohne den Grundcharakter des Originals zu verwischen. Sein Vorgang war zu bedeutend, als daß er nicht bald mannigfache Nachahmung hätte finden sollen.* Cramer und Schlegel thaten es ihm alsbald nach; im J. 1778 gab Heinrich Erhard Heeren „neue und veränderte Lieder" heraus und Dürr veröffentlichte im J. 1779 fünfzig alte Lieder in veränderter Gestalt.

Einen Schritt weiter gieng der Oberconsistorialrath Diterich zu Berlin, ein Nachahmer Gellerts, dadurch, daß er die Abschaffung der alten „ungenießbaren" Landesgesangbücher vorschlug und zu diesem Zweck die mit den beiden Predigern an der Marienkirche, Bruhn und Kirchhof, veranstaltete „Neue Liedersammlung für den öffentlichen Gottesdienst" im J. 1765 herausgab; in dieser Sammlung, die dann auch am 5. April 1765 zunächst als Anhang zum Porstischen Gesangbuch beim öffentlichen Gottesdienst in Berlin eingeführt wurde, hatte er sämmtliche ältere Lieder verändert und sogar an seines Meisters, des gefeierten Gellerts, Liedern sich Veränderungen erlaubt, mit welchen aber Gellert nicht wohl zufrieden war.** Ihm schloß sich alsbald im J. 1767

---

* Es wurden manche Schriften Für und Wider gewechselt. Wider die Veränderungen: Christian Sam. Ulber, Pastor in Hamburg, von Veränderung der Kirchenlieder. Hamb. 1768. — Ehrenfr. Liebichs Gedanken über die evang. luth. Kirchenlieder und deren von Neuern damit vorgenommenen Veränderungen. 1768. — Für dieselben: Pratje, wohlgemeinter Versuch zur erbaulichen Aenderung einiger alten Kirchenlieder. Bremen 1769. — Christian Gottl. Schwarts Betrachtungen über das große Bedürfniß neuer und verbesserter Kirchengesänge. Leipz. 1783.

** Nach seinem Tod hatten Gellerts Lieder ein noch viel schlimmeres Loos, indem sie von Einigen ganz verstümmelt wurden. In Leipzig, Gel-

Professor Johann Bernhard Basedow in Altona an, der in seinem Privatgesangbuch nicht bloß ältere, sondern auch neuere, von noch lebenden Verfassern herrührende Lieder mit größter Willkühr änderte, wobei es sich jetzt namentlich an Klopstock selbst auch rächte, daß er die Losung zu solchen Aenderungen gegeben hatte.* Nun trat die traurige Gesangbuchsrevolution in Deutschland ein, über welche selbst Schubart einst in die Klagworte ausbrach: „Wehe uns, wenn Luthers Bibelübersetzung das Schicksal unserer Gesangbücher hätte, die in jeder protestantischen Provinz oder Stadt oft von gar mattherzigen, unpoetischen und ängstlich dogmatisirenden oder kühn neologisirenden Sammlern herausgegeben werden, worinn oft unsere trefflichsten Lieder durchwässert, verstümmelt oder ganz krüppelhaft umgeformt sind! Sonst sang ein Handwerksbürschlein aus Aalen mit seinen Zunftgenossen aus Göttingen, Bremen, Hamburg oder Berlin ein geistliches Lied in brüderlicher Eintracht. Seitdem es aber so viel Varianten giebt, als wir Städte zählen, seitdem verstummt diese geistliche Liedereintracht, und alle Einheit des Glaubens und des Geistes würde unter uns aufhören, wenn Luthers Bibel nicht wäre."

Diese Revolutionsmänner auf dem Gebiete des Kirchenlieds waren meist hochgestellte Herren des Kirchenregiments in den verschiedenen deutschen Ländern, Consistorialräthe, Hofprediger, Generalsuperintendenten ꝛc. Gleich im J. 1766 gab G. Joachim Zollikofer unter der Unterstützung Weiße's ein neues Gesangbuch für die reformirte Gemeinde in Leipzig unter dem Titel: „Sammlung der besten geistl. Lieder beim öffentlichen Gottesdienst der Reformirten" heraus, in welches viele veränderte Lieder aus dem Diterich'schen Buch mit neuen Veränderungen aufgenommen waren; in der Vorrede waren bessere Gesangbücher als ein Bedürfniß dargestellt, „weil die Gesänge beider protestantischen Confessionen größtentheils schlecht wären." In demselben Geist besorgte Consistorialrath List im J. 1773 ein neues Gesangbuch für die evangelische Gemeinde in der Churpfalz, im J. 1774 Rektor Joh. Rud.

---

lerts eigenem Wohnort, ist man gerade am schlimmsten damit umgegangen. Vgl. Kritik der neuern Liedersammlung für die Stadtkirchen in Leipzig von C. F. F. Voigt. Dresden 1797. — Ausführliche Nachrichten von den Schicksalen der Gellert'schen Lieder in zwanzig Gesangbüchern sind zu finden in Leopolds Magazin für die geistl. Dichkunst. 1. Heft. Stolberg am Harz 1798.

* Die Verschlimmerungen des Klopstock'schen Lieds: „Wie wird mir dann, o dann mir seyn" in mehreren neuern Gesangbüchern sind geschildert in Wagnitz liturg. Journal. Bd. VIII. S. 307 ff.

Schlegel eines für die lutheriſche Gemeinde in der Reichsſtadt Heilbronn, und im J. 1778 erhielten durch den Generalſuperintendenten Közler ſolche neue Geſangbücher Gotha, Eiſenach und Erbach. Im J. 1779 beſorgte ſodann der Naſſau-Uſingen'ſche Superintendent Bickel, ein Freund Diterichs, für Naſſau-Uſingen, der Generalſuperintendent Stockhauſen für Hanau, Dr. Miller und Dr. Leß für Göttingen, Dr. Cramer in Verbindung mit Klopſtock für Holſtein, Conſiſtorialrath Ellrod in Verbindung mit Kirchenrath Dr. Seiler für Baireuth, Superintendent Küſter und Profeſſor Eſchenburg für Braunſchweig, Conſiſtorialrath und Hofprediger Krämer für Heſſen-Darmſtadt ein neues Landesgeſangbuch. Im J. 1780 endlich gab Diterich ſelbſt in Verbindung mit Teller und Spalding ganz nach dem Zeitgeſchmack ein neues Geſangbuch „zum gottesdienſtlichen Gebrauch der K. preußiſchen Lande" heraus. Nun folgten vollends Jahr für Jahr und Schlag auf Schlag der Reihe nach in den verſchiedenen Landeskirchen Deutſchlands ſolche „verbeſſerte" Landesgeſangbücher, die in einem aus dogmatiſchen und moraliſchen Lehrbüchern entlehnten Fachwerk zu zwei Drittel dürftige, neue Dichtungen und zu einem Drittel naturwidrig moderniſirte ältere Lieder enthielten. So beſorgte gleichfalls im J. 1780 der Bremer Domprediger Heinrich Erhard Heeren ein neues Bremiſches Geſangbuch, im J. 1781 folgte das neue Anſpachiſche Geſangbuch mit 512 Liedern, deſſen Herausgeber der Hofgerichtsaſſeſſor Uz und der Anſpachiſche Conſiſtorialrath und Generalſuperintendent Junkheim waren; dann kamen in raſcher Reihenfolge im J. 1782 das Speieriſche von den Predigern Spaz und Schulz, 1783 das Nördlingiſche von Superintendent Tröttſch, ferner das Naumburgiſche, beſorgt von Mann, das Stolbergiſche von Reiſig, das Bergiſche von Reche, das Heſſen-Kaſſelſche von den Predigern Clemens und Sartorius, das Augsburgiſche von Krauß, das Anhalt-Köthenſche von Iſenſee, das Oldenburgiſche von Halem, das Mühlhauſenſche von Demme, das Quedlinburgiſche von Joh. Aug. Hermes, das Erbachiſche von Conſiſtorialrath Luck, das Biberacher von Stadtpfarrer Joh. Jak. Mayer.* In letzterem iſt ſelbſt nicht einmal das ſonſt überall reſpektirte

* Geboren in Biberach 24. Mai 1769, zuerſt Rektor und dann ſeit 1795 Prediger daſelbſt, † 28. Auguſt 1852. Neben achtzehn andern Liedern hat er namentlich das Lied: „Halleluja! dem Heiligſten" gedichtet.

evangelische Kraftlied: „Ein' feste Burg ist unser Gott" als selbstständiges Lied aufgeführt, sondern mit dem Flickworte eingeleitet: „So sangen unsere Alten", während in allen andern Liedern, wo es nur irgend der Reim zuließ, mit merkwürdiger Consequenz „Glaube" in „Tugend" umgesetzt ist. Eines der besser gerathenen neuern Landesgesangbücher ist das vorzüglich von dem Hofprediger Koch in Langenburg abgefaßte Hohenlohesche* vom J. 1784. Unter den letzten erschien denn nun auch noch

---

Das Gesangbuch hat den Titel: „Christl. Religionsgesänge für die öffentl. und häusl. Gottesverehrung der evang. Gemeinde in Biberach. 1802."

* Das „neueingerichtete Hohenlohesche Gesangbuch, enthaltend 658 sowohl alte, als neue, geistliche Lieder. Oehringen 1784." hat den großen Vorzug, daß die alten Kernlieder sammt und sonders in ihrer alten ehrwürdigen Gestalt belassen und in großer Anzahl dargeboten sind. Es besteht nämlich aus zwei Theilen, von welchen der erste Theil die unveränderten alten Lieder — 266 an der Zahl — aus dem Zeitraum von der Reformation bis gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, der zweite Theil theils die dem Zeitbedürfniß entsprechenden neuen Lieder, unter welchen sich aber auch Lieder aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts von Rothe, Neumann, Lehmus, Rambach, Drese, Lehr, Hiller, Schmolke befinden, theils veränderte ältere Lieder, deren Originalfassung aber nur mit zarter Hand überarbeitet ist, zusammen 392 Lieder enthält. Merkwürdig ist, daß erst noch in den 1830er Jahren den Hohenlohern, die mit großer Anhänglichkeit an diesem Gesangbuch festhielten, von der Würtemb. Kirchenbehörde das W. Gesangbuch von 1791, welches weit unter demselben steht, durch gemessene Befehle aufgedrungen wurde. Dagegen wurden im J. 1842 in das neueste W. Gesangbuch mit sichtlicher Berücksichtigung des Hohenloher Gesangbuchs 27 Lieder desselben, die zuvor noch in keinem W. Landesgesangbuch standen (sie sind im folgenden Verzeichniß mit * bezeichnet), aufgenommen. Folgende 175 Nummern des neuesten W. Gesangbuchs standen in dem Hohenloher Gesangbuch: Nr. 1, 2, 3, 7, 10*, 11, 12, 13, 16, 20*, 22*, 26, 27, 28, 30, 32, 33, 34, 36, 38, 39*, 48, 49, 51*, 53, 57, 58, 64, 67, 68, 70, 73, 76*, 78, 85*, 86, 88*, 93, 94, 96*, 97, 104, 110, 111, 119, 122, 125*, 126, 130, 131, 138, 141, 142, 149*, 152, 154, 155, 160, 166, 169, 177, 178, 180, 181*, 182*, 185, 190*, 194, 195, 196, 198, 199, 200*, 206, 209, 212, 215, 225, 227, 230, 232, 237, 241, 245, 250, 251, 252, 261, 266, 268, 274, 277, 290, 294, 298, 305, 306*, 309, 312, 313, 317, 318*, 320, 325, 327, 329, 331, 332*, 346, 350, 351, 353*, 355, 364, 366, 367, 368, 373, 374, 378*, 392, 393, 394*, 400, 402, 403, 413, 438, 441, 449, 454*, 461, 462, 463*, 464, 466, 476, 482, 484, 485, 488*, 492, 493, 532, 533, 545*, 549, 551, 559, 562, 565, 571, 572, 578, 582, 585, 588, 590, 593, 594, 598, 599, 600, 602, 605, 606, 608, 610, 624, 634, 641*, 642, 643, 647*, 649.

Hie und da hatte sich, wiewohl äußerst vereinzelt, noch ein Gesangbuch im alten Geist und Ton unter den Stürmen der Gesangbuchsrevolution zu behaupten gewußt. So erhielt z. B. die Reichsstadt Eßlingen noch im J. 1767, in einer Zeit, als Diterich bereits die Revolution begonnen hatte, ein treffliches Gesangbuch voll der ausgesuchtesten alten Kernlieder durch die Bemühung des frommen Oberpfarrers und Seniors Cosmann

im J. 1791 das Würtembergische Gesangbuch mit 629 Liedern,* besorgt von Prälat und Consistorialrath Dr. Georg Friedrich Griesinger.** Das Consistorium, in welchem seit 1783 C. Heinrich

---

Friedrich Köstlin. Dieses blieb bis in die neuere Zeit im Gebrauch und mußte erst einige Zeit, nachdem Eßlingen im J. 1803 Würtembergisch geworden war, dem W. Gesangbuch von 1791 weichen. In demselben standen folgende Nummern des jetzigen W. Gesangbuchs, die — so weit sie nicht schon beim Hohenloher Gesangbuch bezeichnet sind — zuvor noch in keinem W. Landesgesangbuch sich vorfanden: Nr. 29, 92, 98, 117, 144, 201, 211, 255, 256, 263, 334, 339, 395, 412, 496, 504, 544.

* Zum erstenmal in einem Würtemb. Gesangbuch erscheinen hier folgende, nun auch noch im neuesten W. Gesangbuch befindliche Liedernummern, welche, mit Ausnahme der Nummern 367 (von Flemming), 110, 230 (von Hecker), 126, 186 (von Rambach), 154 (von Gesenius), 162 (von Sal. Frank), 252 (von Günther), 309 (von Lehr), 312 (von P. Busch), 336 (von Wegleiter), 316 (von Scheidt), 350, 400 (von Schmolke) und 326 (von Breithaupt), sämmtlich von modernen Dichtern der fünften Periode verfaßt sind: Nr. 15*, 21, 31, 32, 38*, 42, 45, 48, 49, 53, 57*, 58, 59*, 70, 73, 101, 104, 108, 116, 119, 120*, 135*, 148, 150, 159, 167*, 171*, 178, 210, 226*, 227*, 232, 238, 240, 245, 246, 250, 253, 258*, 261, 266*, 267*, 272*, 275*, 282, 285, 293, 298*, 302, 319, 325*, 327, 329, 338*, 340, 341*, 374, 380, 390, 393, 396, 399, 400, 406, 410*, 413*, 419*, 420, 426*, 427*, 428*, 433, 434*, 440*, 441, 449*, 450*, 453*, 476, 481, 483*, 485, 486 497, 510*, 512, 517, 522, 524, 526*, 532*, 534*, 540*, 541*, 551, 562*, 565, 567*, 581, 582*, 585*, 592, 593*, 595*, 602*, 607*, 611*, 615*, 623*, 632, 642, 643, 645, 646, 649. Die mit * bezeichneten Nnmmern wären besser weggeblieben, indem sie nichts weniger als Kirchenlieder sind und solchen nur den Platz versperren.

** Geboren 16. Merz 1734 zu Marschalkenzimmern, wo sein nachmals in Ruith und Erdmannhausen angestellt gewesener Vater damals Pfarrer war. Nachdem er die Klosterschulen Blaubeuren und Bebenhausen und das Stift zu Tübingen, wo er sich von 1753—1758 aufhielt, durchlaufen hatte, wurde er Repetent im Stift und zog als ein ästhetisch gebildeter und talentvoller junger Mann die Aufmerksamkeit auf sich. Da verfiel er in eine tödtliche Krankheit, in welcher er den Ernst des göttlichen Gerichts, welchem er nun bald entgegengehen zu müssen glaubte, an seiner Seele erfuhr und tiefe Reue über seine „Eitelkeit und Menschengefälligkeit" mit beweglichen Worten kundgab. Aber nach seiner wider Vermuthen eingetretenen Genesung vergaß er bald Alles wieder, obgleich er noch längere Zeit sich befließ, orthodox zu seyn. Im J. 1766 wurde er als Prediger nach Stuttgart berufen und zwar zunächst als Diakonus an St. Leonhard. Im selbigen Jahr noch wurde er Diakonus an der Spitalkirche, 1773 an der Stiftskirche, 1780 Archidiakonus daselbst und 1783 Stadtpfarrer an St. Leonhard. Der Inhalt seiner Predigten war ganz orthodox, und auch als er 1786 Consistorialrath geworden war, zeigte er anfangs noch, namentlich auch in der Erklärung des Evangeliums Johannis, welche er für die zum Vorlesen bei den Vesperlektionen bestimmten Summarien abfaßte, daß er den Neologen nicht beigetreten sey. Mit seiner Berufung zur Ausarbeitung eines neuen Landesgesangbuchs änderte sich aber seine Haltung, und er war nun mehr und mehr darauf bedacht, den alten kirchlichen Lehrbegriff nicht nur aus dem Gesangbuch,

Rieger, der Stiftsprediger, saß, wollte nur mit reifstem Bedacht in der Sache zu Werke gehen. Selbst J. A. Bengel hatte in der seinem „Weltalter. 2. Aufl. Heilbronn 1753." beigedruckten „Betrachtung von der h. Schrift, wie sie unsere Richtschnur auch in Redensarten ist" es ausgesprochen: „es wäre doch eine löbliche Anstalt, wenn man in der evangelischen Kirche Eins würde, eine Läuterung mit den Liedern vorzunehmen" und dabei zugleich auch mehrere tadelnswerthe Redensarten und Ausdrücke des W. Gesangbuchs von 1741 vom strengbiblischen Standpunkt aus namhaft gemacht. Eine so weit gehende Aenderung freilich, wie sie nun der Zeitgeist forderte, lag ihm dabei nicht im Sinne, er rieth nur alle Klugheit in Vermeidung unbiblischer oder sonst dunkler Redensarten an. Im Dezember 1783 nahm dann der evangelische Synodus wirklich eine ernstliche Berathung über die Veränderung des Landesgesangbuchs vor und beschloß, zunächst die General- und Spezialsuperintendenten zu gutächtlichen Meinungsäußerungen hierüber aufzufordern. Aus dieser Veranlassung erklärte sich der als Liederdichter bekannte Pfarrer Göz in Scharnhausen (s. u.) in einer besondern Schrift: „Beitrag zur Geschichte

---

sondern auch aus dem katechetischen Lehrbuch, statt dessen er den Braunschweiger Katechismus einzuführen beflissen war, zu entfernen und die Ideen des im ganzen Zeitgeist liegenden Rationalismus überall durchzuführen. So erließ er auch am 11. Merz 1793 folgende Weisung an die lateinischen Schulen: „die praktische Religion oder die christliche Sittenlehre sey das Nöthigste, die Glaubenslehre sey für das jüngere Alter noch nicht zweckmäßig, hingegen was die Vernunft über Gegenstände der Religion aus verschiedenen Gründen vermuthe, sey in den Religionsunterricht aufzunehmen, jedoch der Vorzug der Offenbarung nicht aus den Augen zu lassen." Im J. 1791 wurde er Prälat und 1799 Doktor der Theologie. Nachdem er noch sechs Jahre nach seinem im J. 1816 gefeierten fünfzigjährigen Amtsjubiläum Dienst geleistet hatte, trat er 1822 in den Ruhestand zurück und benützte dann noch seine Muße zur Besorgung neuer Uebersetzungen der biblischen Bücher. Der Tod zweier Gattinnen und dreier erwachsener Söhne hatte ihm während seines Lebens empfindliche Wunden geschlagen, also daß fünf Jahrzehnde lang, — denn schon 1769 hatte er das Büchlein: „Die Pflicht des Christen, seine Traurigkeit beim Sterben naher Anverwandten zu mäßigen" geschrieben, — die Hoffnungen des Wiedersehens und der Sehnsucht nach den Lieben, wo Licht und Wahrheit und Seligkeit ist, seine liebsten Gedanken waren, wie er sie auch in dem auf den Tod eines seiner Söhne gedichteten Liede: „Qualvoll, Gott, ist dieses Scheiden" — W. G. von 1791. Nr 567 — ausgesprochen hat. Und gleichwohl hat er sich zuletzt in Beziehung auf die Unsterblichkeit der Seele zweifelhaft ausgesprochen. So starb er zu Stuttgart 17. April 1828. In dem bereits genannten Gesangbuch gehört ihm auch das Lied Nr. 220: „Auch uns hast du zur Seligkeit."

(Quellen: Athenäum berühmter Gelehrter Würtembergs. 3. Heft. 1829. — C. Römers kirchl. Geschichte Würtemb. 1848. S. 479—483.)

der Kirchenlieder. 1784." und der Spezial **M. Bernhard** in Stuttgart in der zu dieſer Schrift verfaßten ausführlichen Vorrede für eine ziemlich weit gehende Veränderung, wobei — freilich oft mit wunderlich launenhaften Behauptungen — nicht nur viele unſchickliche Stellen in einzelnen Liederverſen, ſondern auch Lieder als ungeeignet bezeichnet wurden, wie z. B. „Der am Kreuz iſt meine Liebe" — „Auf, Chriſtenmenſch" — „Chriſtus der iſt mein Leben" — „O wie ſelig ſind die Seelen" — „Friede, ach Friede" ꝛc. Auch der Spezial **M. Cleß** ſchrieb in ſeinem „Wörterbuch der Religion" unter dem Titel: „Geſang" in ähnlicher Weiſe. Das Conſiſtorium aber zögerte immer noch, obgleich ein großer Theil der Geiſtlichkeit für eine Veränderung geſtimmt war. Erſt als Grieſinger im J. 1786 ins Conſiſtorium eintrat, wurde die Geſangbuchsreform ernſtlich in Angriff genommen. Ihm als dem „Mann der rechten Vermittlung und Bildung nach den damaligen Wünſchen und Begriffen" wurde die Ausarbeitung eines neuen Geſangbuchs oder — wie man ſich anfangs behutſam ausdrückte — „eine beſſere Ausgabe des bisherigen" im J. 1789 übertragen. Er aber übertrug nun die Hauptarbeit, die Auswahl neuer Lieder und die Ueberarbeitung der alten, einem phantaſtiſchen Dichterjüngling, dem Advokaten G. Fr. **Stäudlin** (ſ. u.) in Stuttgart. Darüber kam es zu nicht geringen Reibungen zwiſchen ihm und Rieger, der die Klopſtock'ſche Manier, zu welcher jene beiden Geſangbuchsreformer große Vorliebe hatten, ſo wie alle bloß gemachte Begeiſterung und alles Pathos nicht leiden mochte und dem es bitter wehe that, wenn die alten bewährten Kernlieder um das nächſte beſte Morallied irgend eines modernen Dichters ſollten hingegeben werden. Vor ihm ſcheute ſich Grieſinger noch, in dem neuen Geſangbuch auch nur Eine evangeliſche Hauptlehre zu übergehen, und ſo iſt es Riegern hauptſächlich zuzuſchreiben, daß dieſes Geſangbuch noch eines der beſſern neuern Landesgeſangbücher geworden iſt. Es wurde doch noch eine ziemliche Anzahl der gangbarſten alten Lieder entweder ganz unverändert oder bloß ſtellenweis verändert in daſſelbe aufgenommen. Freilich ſind aber auch viele der trefflichſten alten Kernlieder, die im ſeitherigen Landesgeſangbuch ſtanden, wie z. B. „Zeuch ein zu deinen Thoren" — „Jeſu, hilf ſiegen" — „Valet will ich dir geben" — „Durch Adams Fall" — „Es glänzet der Chriſten" — „Fröhlich ſoll mein Herze" — „Gottlob, ein Schritt" — „Gott wills machen" — „Hallelujah, Lob, Preis und Ehr" — „Ruhe iſt das beſte Gut" ꝛc., ganz ausgelaſſen, und zwar, wie

es merkwürdigerweise in der Vorrede S. 3 heißt, „als in ihrer ganzen Anlage fehlerhaft, mit fehlerhaften Gedanken und Redensarten durchwebt und keiner Verbesserung fähig.“ Andere alte Kernlieder, wie z. B. „Eins ist noth“ — „Alle Menschen müssen sterben“ — „Kommt her zu mir, spricht“ — „Wachet auf! ruft uns“ ꝛc., wurden als solche erklärt, „die durch eine völlige Umarbeitung dem heutigen verfeinerten Geschmack näher zu bringen seyen.“ Indem dieß geschah, wurde ihre Gestalt ins Unkenntliche verzerrt. Durch dieses Verfahren wurde aber bei dem christlichen Volke Würtembergs, das sich die Kleinodien seiner kirchlichen Andacht nicht wollte rauben lassen, viel Anstoß und Aergerniß erregt, wenn auch Viele der sogenannten Gebildeten, die aber eben auch immer unkirchlicher wurden, jetzt ihren verfeinerten Geschmack damit befriedigt sehen mochten. Als nun auch vollends in Würtemberg, wie in allen andern deutschen protestantischen Ländern, eine in demselben Geiste zugerichtete Liturgie im J. 1809 eingeführt wurde, kam es zu nicht unbedeutenden religiösen Bewegungen; es separirten sich Viele (s. u.), und ein Mißtrauen gegen die Kirche und die Geistlichkeit setzte sich tief im Volke fest, so daß dasselbe noch lange in allem Neuen, das in Kirche oder Schule eingeführt werden sollte, selbst bei der Einführung eines zweiten Jahrgangs von Evangelien und Episteln im J. 1831, stets „die neue Lehre“ wittern wollte und heute noch nicht von solchem Mißtrauen geheilt ist.

Die Zeit, in welcher diese allgemeine Gesangbuchs-*Verbesserung* oder vielmehr *Verwässerung* durchgeführt wurde, war die allerunglücklichste und ungeeignetste. Freilich fehlte es manchen ältern Liedern an einer reinen Form, und oft war auch die Sprache allzu derb oder gar auch unschicklich. Allein jetzt wurde das Kind sammt dem Bade ausgeschüttet. Der kritische Geist hatte sich überall verbreitet; überall der Kampf des Neuen gegen das Alte, das rücksichtslos über den Haufen geworfen wurde. Alles war so altklug, so eisig kalt und verständig geworden, daß man keinen Sinn mehr für die biblische Glaubenssprache des alten Kirchenlieds und den volksthümlichen, naiven, kräftigen Ausdruck in demselben hatte. An die Stelle der glaubensinnigen und lebenskräftigen Ausdrücke setzte man entweder eine kühlverständige und trocken belehrende oder blumenreiche, empfindsame Darstellung in weltförmiger, von den weltlichen Dichtern der Zeit entlehnter, glatter Sprache und regelrechten Reimen. Hinter den Angriffen auf die „veraltete, ungenießbare“ Form und Sprache war aber meist die feindliche Gesinnung gegen die alte

Kirchenlehre und den bibliſch-chriſtlichen Inhalt der alten Lieder verſteckt, die bei den angebrachten Aenderungen deutlich zu Tage tritt; aus „Buße" wurde — „Beſſerung", aus „Heiligung" — „Beſſerungskraft", aus „ewig Leben" — „beſſere Welt", aus „Gottſeligkeit" — „Tugend", aus „Glaube" — „Religion"; und dieſe zwei abſtrakten Begriffe „Tugend und Religion" wurden nun, wie neuerdings richtig bemerkt wurde, gleichſam als „Untergötter" aufgeſtellt; an die Stelle der concreten Perſönlichkeit des Gottesſohns wurde „Chriſtenthum" und an die Stelle des perſönlichen Gottes wurde „Gottheit" oder „das höchſte, das erhabene, anbetungswürdige Weſen" oder „Vorſehung" geſetzt. So verkannte man immer mehr das Thatſächliche und Perſönliche, das lebensvolle Concrete, worinn doch der eigentliche Charakter des Volksmäßigen und des Chriſtlichen ſich offenbart, und verwandelte es in dürre, leere Abſtraktion. So merzte man mit den Ausdrücken der Bibel auch die Lehren der Bibel aus, worunter der eigentlichſte Charakter der bearbeiteten Lieder ganz verloren gieng und, wie Knapp in der Vorrede zur erſten Ausgabe ſeines Liederſchatzes S. 19 ſchlagend bemerkt, eine Art von Seelenwanderung vor ſich gieng, wobei die Geiſter der alten Lieder mit dem Verluſt ihrer Perſönlichkeit in ganz andern Leibern und Naturen ans Licht traten. Schon Schubart hat ſich hierüber (in ſeiner Lebensbeſchreibung. Stuttg. 1791. 1. Bd. S. 100) mit richtigem Takt dahin geäußert: „Wie viel gefrorene Dogma„tiker und Neotheologen ſammeln jetzt Lieder, verſtümmeln die alten und „miſchen die beſten neuen, z. B. die Klopſtock'ſchen, mit dem Waſſer ihrer „ſogenannten Verbeſſerungen. Wer ein Geſangbuch herausgeben will, muß „nicht nur Dichter, nicht nur Theolog, ſondern Theoſoph, ein Gottes„weiſer ſeyn, er muß die Kraft Jeſu ſelbſt in ſeiner Seele erfahren „haben." Auch Joh. Gottfried Herder, der Generalſuperintendent in Weimar, hatte — wiewohl vergeblich — ſchon im J. 1780 vor ſolchem Verfahren gewarnt. „Das Geſangbuch" — ſo ſagte er in den Briefen über das Studium der Theologie. IV. S. 296, 299 — „iſt die verſificirte Bibel für den gemeinen Chriſten, ſein Troſt, ſein Lehrer, ſeine Zuflucht und Ergötzung zu Hauſe, und in öffentlicher Verſammlung ſollen Geſänge und die Töne, die ſie begleiten, wie aufſchwingender Aether, wie erquickende Himmelsluft ſeyn, die Seelen der Verſammelten zu vereinigen und zu erheben. Was ſollen ſie nun mit der gezierten Bücherſprache? mit der poetiſchen oder gar abſtrakten Tändelei? Und werden ihnen nun ihre Lieder, Geſänge, die von Jugend auf die Gefährten ihres Lebens

und wirklich einmal, wie es aus der Geſchichte ihrer Verfaſſer bewieſen werden kann, die treuen Kinder der Noth, eine wahre Herzensſprache des Dichters ſelbſt waren, — werden dieſe ihnen genommen oder verſtümmelt und ihnen dafür einige poetiſche exerzitienmäßige Reim- und Tugendübungen, die ohne Veranlaſſung und Beruf, ohne Noth und Trieb des Herzens, aus Muße, zur Ergötzung oder gar aus Ruhm- und Modeſucht und für den Drucker zum Lohn gemacht wurden, in die Hände gegeben, wäre das ein billiger Tauſch?! Es iſt ganz ohne Zweifel, daß die beſten Geſänge der beſten Meiſter oft Stellen, Ausdrücke, Verſe haben, die für uns nicht mehr ſangbar ſind; dieſe thue man weg und beſſere ſie, aber unvermerkt gleichſam und gelinde, — nicht, daß man, ſtatt Ein Glied einzulenken, dem ganzen Mann alle Glieder und Gelenke aus bloßer Wortziererei zerbricht, ihm nicht nur Bart und Haar, wie Hanon den Geſandten Davids, ſondern Naſe und Ohren, Daumen und Zehen wie Og zu Baſan ſeinen fünfzig Königen verſchneidet und ſie unter ſeinem Tiſch mit Broſamen ſpeiſet. Wie beſcheiden waren die erſten Verſuche Spaldings, Zollikofers — und was für Licenzen ſind darauf hie und da erfolgt! Habe ich doch ein Geſangbuch gekannt, wo es dem Sammler erſter Grundſatz war: „„kein Lied ungeändert zu laſſen, nichts aufzunehmen, was nicht geändert ſey oder geändert würde."" Sie ändern aus gnädigſter, ſpezieller Commiſſion und man führt ein. Die Sache kann keine andere Folge haben, als die ſie ſchon hat, daß Deutſchland ein Babel wird, wie von Dialekten und Herrſchaften, ſo von Geſangbüchern und — ſo Gott will — auch bald von neu überſetzten Bibeln." Auf würdige Weiſe hatte er bereits in der Vorrede zu dem von ihm mit möglichſter Beachtung der alten und wahren Leſearten der Lieder bearbeiteten Weimarer Geſangbuch vom J. 1778 den alten Kirchenliedern das Wort geredet.

Ueberblicken wir nun die Liederdichter dieſer Periode, ſo ſtellen ſich uns drei Hauptrichtungen unter denſelben dar: 1) die Gellert'ſche Richtung, 2) die Klopſtock'ſche Richtung, 3) die altgläubige Richtung, welche aus der vorigen Periode in dieſe noch hereinragt und das Salz der Erde geworden iſt auch auf dem Gebiet des Kirchenlieds.

1) Die Gellert'ſche Richtung.

In ihr iſt der verſtändig belehrende Ton, deſſen Zweck religiöſe Ueberzeugung iſt, vorherrſchend.

Gellert, Chriſtian Fürchtegott, geb. 4. Juli 1715 zu Hainichen unweit Freiberg im ſächſiſchen Erzgebirge, wo ſein Vater, M. Chriſtian Gellert, ein treuer Seelſorger, zuerſt zweiter Prediger und dann Oberhofprediger war. Er hatte auch eine fromme Mutter, geb. Schütz, die 80 Jahre alt wurde und noch den ſpätern Ruhm ihres Sohnes erleben durfte († 1759). Von der Erziehung, die er genoß, ſagt er ſelbſt: „Ich habe frühe gehorchen gelernt.“ Weil ſeine Eltern bei dreizehn Kindern, die ſie zu verſorgen hatten, wenig Mittel auftreiben konnten, ſo ſuchte er ſich ſchon ſeit ſeinem eilften Jahr durch Abſchreiben Geld zu verdienen. Sein Vater, der ſelbſt dichtete, pflegte frühe in ihm die Anlage zur Dichtkunſt, welche er ſchon als Knabe in Abfaſſung von allerlei Gelegenheitsgedichten zeigte. So hat er z. B. als das baufällige Pfarrhaus ſeines Vaters mit fünfzehn Stützen vor dem Einſturz geſichert werden mußte — und gerade ſo viel Kinder und Enkel hatte derſelbe — den Geburtstag des Vaters mit einem Gedicht gefeiert, worinn er jene fünfzehn Stützen in anderem Sinn auftreten und dem Vater Glück wünſchen läßt. Im J. 1729 bezog er die Fürſtenſchule zu Meißen, um ſich auf die Univerſität vorzubereiten. Damals ſchon zeigten ſich die erſten Spuren ſeiner ihn durchs ganze Leben begleitenden Kränklichkeit; ſein Körper war von Kindheit auf zart und ſchwächlich. Im J. 1734 begab er ſich auf die Univerſität Leipzig, um Philoſophie und Theologie zu ſtudieren. Nach vierjährigem Aufenthalt daſelbſt, wo er als ein guter, geſitteter, fleißiger Jüngling gelebt hatte, gieng er zu ſeinem Vater, ihn im Predigtamte zu unterſtützen. Nur mit der größten Schüchternheit legte er aber ſeine Predigten ab, da er viel über die Untreue ſeines Gedächtniſſes zu klagen hatte, und ſtets verfolgte ihn der Gedanke an den erſten mißglückten Verſuch, in ſeiner Vaterſtadt am Grabe eines Kindes öffentlich zu reden. Im J. 1739 wurde er Hofmeiſter bei den Söhnen des Herrn von Lüttichau, unweit Dresden, und begleitete 1741 einen Sohn ſeiner Schweſter auf die Univerſität Leipzig, um dort die Aufſicht über ihn zu führen. Während dieſer ganzen Zeit ſeiner Jugend zeigte er einen großen, ſittlichen Ernſt; er war ſtrenge in dem, was zum Lebensgenuß gehört, und voll freudigen Danks gegen Gott. „Ein wenig Meißnerwein,“ ſagt er ſelbſt, „erquickte mich des Abends, wenn ich meine Unterweiſungen geendet hatte, oft bis zu dankbaren Thränen.“ Bei dieſem ſpätern Aufenthalt in Leipzig lebte er viel in dem bildenden Umgang mit den jungen Dichtern Gärtner, Cramer, Rabener, Zachariä ꝛc. und verband ſich mit denſelben zur Heraus-

gabe der sogenannten „Bremer Beiträge“ (S. 4). Als die ersten Stücke derselben im J. 1745 erschienen, überraschte er seine Freunde durch mehrere Fabeln und Erzählungen, mittelst welcher er bald der beliebteste unter den Verfassern dieser „Beiträge“ wurde. Schon zu dieser Zeit war er in Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes so gewissenhaft, daß er des Sonntags, den er in seinem ganzen Leben seiner göttlichen Bestimmung gemäß anzuwenden suchte, ohne die äußerste Nothwendigkeit nicht einmal einen Brief schrieb; ja es kränkte ihn schon, wenn er nur hörte, daß man an diesem Tage einen Boten abfertigen wollte.

In seinem dreißigsten Jahr, 1744, wurde er Privatdocent an der philosophischen Fakultät zu Leipzig, wo er sich durch seinen faßlichen und praktischen Unterricht bald ungetheilten Beifall erwarb. Um diese Zeit führte ihm einmal ein Bauer einen Wagen Brennholz vor seine Thüre mit der Bitte, dasselbe als einen kleinen Beweis seiner Erkenntlichkeit für das Vergnügen anzunehmen, welches ihm seine Fabeln gemacht haben. Dieß rührte Gellert bis zu Thränen. Endlich, im J. 1751, wurde er außerordentlicher Professor mit einem Gehalt von nicht mehr als hundert Thalern. Er hielt nun öffentliche Vorlesungen über Poesie und Beredtsamkeit und suchte in seinen Zuhörern „mit dem Geschmack am Schönen zugleich auch die Neigung für das Gute“ hervorzurufen. Alle Jünglinge, die ihn hörten und kannten, liebten ihn wegen seines standhaften Eifers um ihr wahres Wohl, und selbst Göthe,* der ums J. 1763 einer dieser Jünglinge war, bezeugt von ihm: „die Verehrung und Liebe, die Gellert von allen jungen Leuten genoß, war außerordentlich. Das philosophische Auditorium war gedrängt voll und die schöne Seele, der reine Wille, seine Ermahnungen, Warnungen und Bitten, in einem etwas hohlen und traurigen Ton vorgebracht, machten Eindruck. Nicht groß von Gestalt, zierlich, aber nicht hager, sanfte, eher traurige Augen, eine sehr schöne Stirn — Alles machte seine Gegenwart angenehm.“ In ähnlicher Weise sagt Cramer: „Gellerts deutliche, biegsame, aber etwas hohle Sprache näherte sich in ihrem Ton einer gewissen Wehmuth, wodurch sie so rührend, eindringend und schmelzend wurde, daß man ihr nicht widerstehen konnte, und bei den ermahnenden Stellen seiner Moral haben alle seine Zuhörer oft reichliche Thränen vergossen. Ohne ein Greis zu seyn hatte er das Väterliche und Ehrwürdige eines

* Siehe Wahrheit und Dichtung. 8. Ausg. 1830. Bd. 25. S. 52, 117, 207.

Greiſes. Die Lehre aus ſeinem Munde hatte die Anmuth eines ſtillen Sommerabends kurz vor dem Untergang der Sonne, mit deren Entfernung die von ihr verſchönte Natur nicht ihre Schönheit, aber die Lebhaftigkeit und den Glanz des Tages verliert." Ein ſolcher Lehrer, wie er, mußte viel über die Jugend vermögen, denn er bemühte ſich ſtets, ſeinen Ermahnungen den ſtärkſten Nachdruck durch die Strenge ſeines eigenen Beiſpiels zu geben. Ihm wird gewiß mancher von den Jünglingen, die mit ihm bekannt wurden und ihn gehört oder ſeine Schriften geleſen haben, in der Ewigkeit zurufen:

„Heil ſey dir! denn du haſt mein Leben,
Die Seele mir gerettet, du!"

Solche Freude hatte Gellert hier ſchon zu verſchiedenenmalen zu genießen. So drückte ihm einſt ein junger preußiſcher Offizier ein Papier mit hundert Thalern in die Hand mit der Erklärung: „Sie haben mein Herz durch Ihre Schriften gebeſſert und gegen dieſes Glück vertauſchte ich die ganze Welt nicht." Da wallte Gellerts Herz von großen Empfindungen der Freude bei dem Gedanken: „Ein Herz gebeſſert!" * Während aber Gellerts Name überall gefeiert ward und auf allen Zungen lebte, quälte ihn das furchtbare Uebel der Hypochondrie; ſeine Tage waren ängſtlich und trübe, die Nächte unruhig und voll ſchrecklicher Träume. Er legte ſich ſeit 1752 ein Tagebuch an, darinn er „ſeine Tugenden mit ihren Abwechslungen und ſeine Fehler mit Aufrichtigkeit und als vor den Augen Gottes" bemerkte. Die h. Schrift war ſein liebſtes Buch; vor andern geiſtlichen Büchern las er täglich Mosheims Sittenlehre und Sacks „vertheidigten Glauben", von welchem er ſagte: „Ich finde immer meine Religion darinn."

Im J. 1757 gab er ſeine „geiſtliche Oden und Lieder" heraus, 54 an der Zahl, nachdem er lange an ihnen gebeſſert und aus Beſcheidenheit gezögert hatte, ſie unter ſeinem Namen oder zu ſeinen Lebzeiten erſcheinen zu laſſen, weil ſonſt Mancher denken möchte, er habe aus Begierde ſeines Namens geiſtlich gedichtet. Die Beſchäftigung damit war ſeinem Herzen die feierlichſte und wichtigſte von allen. Immer bereitete er ſich ſehr ſorgfältig unter ſteter Anrufung Gottes darauf vor und beſtrebte ſich, die darinn ausgeſprochenen Wahrheiten auch an ſeinem eigenen Herzen zu erfahren.

In ſeinen vielen kranken Tagen war er ſtets in Gott gefaßt.

---

* Weiteres II. Nr. 642.

Was kann im Schmerz
Den Schmerz der Leiden ſtillen,
Im ſchwerſten Kreuz mit Freuden dich erfüllen?
Ein in dem Herrn zufriednes Herz —

ſo hat er einmal geſungen und ſo ſchrieb er auch einmal kurz vor ſeinem Geburtstag am 2. Juli 1759 an ſeine Schweſter: „So beſchwerlich mir auch meine Umſtände zu gewiſſen Stunden vorkommen, ſo ſind ſie doch in andern Stunden wieder erträglich, und dieß muß mich in der Geduld und im Vertrauen auf Gottes Hülfe ſtärken. In zweimal 24 Stunden habe ich 44 Jahre erlebt und Gott hat mir aus ſo mancher Noth gnädig und wunderbar geholfen, und ſo wird er es auch in den Tagen thun, die mir noch zum Leben übrig ſind. Dieſe Tage wohl anzuwenden, um getroſt zu ſterben, dieß ſey mein ganzer Kummer, das übrige Alles ſey Gott anheimgeſtellt.“ Es ſpricht ſich hier auf rührende Weiſe der ſchöne Leidensſinn aus, der bei ſeinen Liedern: „Ich hab' in guten Stunden“ — „Auf Gott, und nicht auf meinen Rath“ — „Was iſts, daß ich mich quäle?“ der Grundton iſt.* Von allen Seiten kamen ihm Geſchenke und Unterſtützungen als Zeichen der Dankbarkeit und Hochachtung zu; er lehnte ſie aber oft ab, mit der Bitte, dieſes Geld zur Erziehung armer Kinder oder Unterſtützung Bedürftigerer zu verwenden.** Er rechnete es unter die größten Glückſeligkeiten ſeines Lebens, daß der großmüthige Herr v. Crauſſen ſeiner alten ehrwürdigen Mutter, für die er ſtets nach Vermögen ſorgte, den anſehnlichen Jahresgehalt bis an ihren Tod gab, welchen er von ſich abgelehnt hatte.

Viele vornehme Männer, ſelbſt Friedrich der Große, beſuchten ihn zu Leipzig. Darüber ruft er einmal in einem Briefe aus: „Gott! warum nehmen ſich doch ſo viele Menſchen meiner an? Verdiene ichs denn mehr, als Andere? Nichts weniger. Wenn mir Gott leidliche Geſundheit und ein freudiges Herz giebt, ſo verachte ich alle Schätze und Ehren der Erde. Dieß iſt mein Wunſch und mein Gebet.“ In dieſem gottſelig genügſamen und demüthigen Sinn*** lehnte er es auch ab, als man ihn im J. 1761 zum ordentlichen Profeſſor machen wollte. In ſeiner Gewiſſenhaftigkeit glaubte er, nicht mehr ſo viel leiſten zu können. Auf dieß wurde ihm wenigſtens eine Penſion ausgeſetzt, welcher der Churfürſt, der ihn ſehr hochachtete, öfters noch außerordentliche Geſchenke zufügte. Seine körper-

* Weiteres II. Nr. 53 und Nr. 476.
** Weiteres II. Nr. 428 und 483.
*** Weiteres II. Nr. 10.

lichen Leiden drückten ihn aber manchmal doch recht hart darnieder, eine außerordentliche Traurigkeit und eine oft unüberwindliche Niedergeschlagenheit verbreitete sich in Folge derselben manchmal über sein ganzes Gemüth. Als er einmal in solcher Stimmung des Sonntags in die Kirche gieng und beim Eintritt das von ihm selbst verfaßte Lied: „O Herr, mein Gott, durch den ich bin und lebe, gieb, daß ich mich stets deinem Rath ergebe" von der Gemeinde ihm entgegen singen hörte, so dachte er: „Bist du der Mensch, der dieses Lied gemacht hat und seine Kraft nicht im Herzen hat?" und fieng an, bitterlich zu weinen und — nicht vergebens — um Muth und Freudigkeit im Gebet zu ringen. Einst erfuhr er, wie im Coburgischen das abscheuliche Gerücht über ihn verbreitet sey, er habe sich erhenkt; da sagte er lächelnd zu dem Freund, in dessen Zimmer er diese Nachricht in einem Brief zu lesen bekam: „Schreiben Sie den Coburgern, ich selbst rufe ihnen die Worte des alten Liedes zu: „„Ich hang und werde hangen an Christo als sein Glied."" *

Oefters, und zuletzt im J. 1764, hatte er Hülfe gegen seine Krankheit im Carlsbad gesucht, was ihm aber nie ganz gelang. Im J. 1768 endlich fühlte er seine Kräfte immer mehr abnehmen, worauf ihm der Churfürst ein Pferd aus seinem eigenen Stalle mit Sattel und Zeug sandte. Er hätte sich gerne in die ländliche Stille zurückgezogen, wenn er es nicht für seine erste Pflicht gehalten hätte, den Studierenden, so lange es irgend seine Kräfte erlaubten, durch seine Vorlesungen, durch seinen Rath und sein Beispiel zu nützen. Er hatte sich aber auch besonders durch seine moralischen Vorlesungen, die er in den spätern Jahren unter den schönsten Segenszeichen und mit dem größten Beifall hielt, und durch sein väterliches Wesen, so wie durch seinen exemplarischen Wandel und eifrige Gottesverehrung die Achtung und Liebe der Studierenden im höchsten Grade erworben, so daß, als einmal die öffentliche Ruhe in Leipzig durch die Studierenden gestört war, nur ihm es gelang, durch eine ernste Anrede im väterlichen Ton die Ruhe wieder herzustellen. Er fehlte nie in der Kirche und genoß oft das h. Abendmahl mit der Gemeinde, wodurch er solche Erbauung stiftete, daß man Manche sagen hörte, sie seyen durch seinen Anblick, durch seine ernste, ungeheuchelte Andacht allezeit gerührt worden. **

Im Dezember 1769 ergriff ihn eine tödtliche Krankheit. So

---

* Aus Gerhards Lied: „Auf, mein Herz, mit Freuden."

** Weiteres II. Nr. 266.

sehr er zuvor oft mit Sorgen, wie er die Schrecknisse des Todes überwinden werde, an seinen Tod dachte, so wenig Bekümmernisse hatte er mehr, als sein Ende herannahte.* Er sah demselben mit Ruhe und Heiterkeit entgegen, wie er es in dem Liedwort vor dem Herrn ausgesprochen:

Wenn ich in Christo sterbe,
Bin ich des Himmels Erbe:
Was schreckt mich Grab und Tod?
Auch auf des Todes Pfade
Vertrau ich deiner Gnade;
Du, Herr, bist bei mir in der Noth.

Nachdem er seine Familienangelegenheiten besorgt, richtete er sich in seinem Bett auf, entblößte sein Haupt und betete mit so feuriger Andacht, daß seine Freunde ein wahres Bild von einem betenden Erzvater und von einem sterbenden Jakob, der seine Kinder segnete, in ihm zu sehen glaubten. Viele seiner Freunde und Schüler nannte er mit Namen und empfahl sie der gnädigen Fürsorge Gottes. Hierauf empfieng er das h. Abendmahl aus den Händen seines Beichtvaters Thalemann, dem er, als er ihn mit den Worten begrüßte: „Herr! siehe, den du lieb hast, der liegt krank," tief ergriffen erwiederte: „Ach! wenn ich doch das wäre!" Bald aber fügte er, sich tröstend, hinzu: „Nun, ich hoffe es zu Deiner Gnade, mein Heiland, daß Du auch mich als den Deinigen lieb hast." Dann sammelte er seine völlig erschöpften Kräfte zu einem feierlichen Bekenntniß seiner Buße und seines Glaubens und versicherte seinen Beichtvater, noch nie in diesem Grade die Kraft und Süßigkeit der evangelischen Verheißungen empfunden zu haben, und daß ihm jetzt erst die recht mitleidswerth vorkommen, die ihren Trost nicht im Verdienst ihres göttlichen Erlösers suchten. Als die Schmerzen immer empfindlicher wurden, beschäftigte er sich mit den Schmerzen seines Erlösers, der, wie er sagte, um seiner Begnadigung willen unendlich mehr gelitten hätte, und unterhielt seine Seele so sehr mit den Wohlthaten des Versöhnungstodes Jesu, daß er sein Leiden beinahe nicht zu empfinden schien. Kurz zuvor hatte ihn sein Churfürst so sehr geehrt, daß er ihm seinen Leibarzt schickte. Als nun seine Schmerzen aufs Höchste gestiegen waren, seufzte er: „Ach, welche Schmerzen! Doch was sind sie gegen diejenigen, welche mein Erlöser erduldet hat! Er wurde unter den Seinigen verspeit und mich ehret mein Fürst." Zu seinen Freunden, die um ihn her wehklagten, sprach er: „Weil ich nicht mehr viel fassen kann, so rufet mir nur den Namen des Erlösers zu; wenn ich den nenne oder höre, so fühle ich eine neue Kraft und Freudigkeit in mir." Eine Stunde vor seinem Verscheiden, am

* Weiteres II. Nr. 226, Nr. 486, Nr. 585.

13. Dez. 1769, als man ihm auf ſeine Frage, wie lange ſein Kampf noch dauern könne, ſagte: „Vielleicht noch eine Stunde," erhob er mit fröhlichem Antlitz ſeine Hände und antwortete: „Nun Gottlob! nur noch eine Stunde!" wandte damit ſein heiteres Antlitz auf die Seite und entſchlummerte unter dem Gebet ſeiner Freunde. Nun war es eingetroffen das freudige: „Es iſt vollbracht!", das einſt ſterbend in des Glaubens Macht ſprechen zu dürfen er ſich am Schluß ſeines Liedes: „Wie ſicher lebt der Menſch, der Staub" zuvor ſo innig erbeten hatte. Dieſes ſtille Entſchlummern ſagte, was Addiſon, deſſen Ende er ſich wünſchte, noch mit Worten ſagen konnte: „So ſtirbt der Chriſt!".

Gellert genoß die allgemeinſte Achtung ſeiner Zeitgenoſſen und kein deutſcher Schriftſteller hat in dieſer Zeit mit ſolchem Segen und in ſo weiten Kreiſen gewirkt, wie er. Er hatte zwar keine ſchöpferiſche Erfindungsgabe und hinreißende Kraft der Darſtellung, aber um ſo mehr eine ungekünſtelte Zartheit und eine wohlthätige Wärme des moraliſchen Gefühls, die ans Herz dringt und etwas Ueberzeugendes hat, denn was er ſingt und ſagt, hat er an ſich ſelbſt erfahren, was er lehrt, durch ſeinen Wandel bethätigt. Seine geiſtlichen Lieder, ſo ſehr darinn der Lehrton vorherrſcht, daß ſie oft wie ein in Verſe gebrachtes Stück ſeiner moraliſchen Vorleſungen erſcheinen, und ſo ſehr die eigentliche Bibelſprache ihnen oftmals abgeht, waren doch für die Zeit, in der ſie gedichtet wurden, und noch auf lange hinaus, am geeignetſten, das Kirchenlied bei Ehren zu halten und die Andacht im Haus und in der Kirche zu fördern, weßhalb ſie auch großen Segen ſtifteten und noch Vielen, die in dieſer Zeit ihre Bildung empfiengen, überaus lieb und werth ſind. Er wollte ſich bei ſeinen Liedern, mit welchen er ganz den Ton der Zeit getroffen hat, um deſto mehr der Freigeiſterei in Kraft des Glaubens entgegentreten zu können, klüglich von Allem freihalten, was in den Liedern der jüngern pietiſtiſchen Dichterſchule aus der jüngſten Vorzeit durch die darinn weit ausgedehnte Bilderſprache des hohen Lieds das Gefühl ſeiner Zeitgenoſſen verletzte und mindeſtens als geſchmacklos galt. Deßhalb hat er ſich grundſatzmäßig der Mäßigung im Ausdruck befliſſen. Dabei verwahrte er ſich aber aufs Kräftigſte gegen Mißachtung des Alten als ſolchen. Er war es auch, der ſeine Zeit zuerſt wieder auf den Werth der alten Kirchenlieder aufmerkſam machte und in Demuth bekannte, daß er gegen ein einziges der alten Kernlieder gerne und willig alle ſeine eigenen Lieder gebe. Er ſagt einmal: „Ich weiß alte Kirchengeſänge, die ich lieber

verfertigt haben möchte, als alle Oden des Pindar und Horaz." Unter seinen 54 ins Französische, Dänische, Russische, Holländische übersetzten und von Joh. Fr. Doles, Musikdirektor in Leipzig (1758), Ph. Em. Bach (1758) und Joh. A. Hiller (1792) mit Melodien geschmückten Liedern sind seine Lob- und Danklieder, so wie seine Gebet- und Trostlieder die ausgezeichnetsten, und in seinen neun Festliedern herrscht noch am meisten die Sprache der Schrift vor. Die verbreitetsten sind:

„An dir allein, an dir hab ich gesündigt" oder:
„An dir hab ich gesündigt, Herr" — W. G. Nr. 302.
„Auf Gott und nicht auf meinen Rath" — W. G. Nr. 374.
„Besitz ich nur ein ruhiges Gewissen" — W. G. Nr. 338 — oder:
„Ein ruhiges Gewissen" oder:
„Hab ich ein gut Gewissen."
„Dein Heil, o Christ, nicht zu verscherzen" — W. G. Nr. 266
„Dieß ist der Tag, den Gott gemacht" — W. G. Nr. 104
„Dir dank ich (heute) für mein Leben" — W. G. Nr. 32.
„Du bists, dem Ruhm und Ehre gebühret" — W. G. Nr. 70.
„Du klagst und fühlest die Beschwerden" — W. G. Nr. 483.
„Erinnre dich, mein Geist, erfreut."
„Er ruft der (Gott schuf die) Sonn und schafft den Mond" — W. G. Nr. 532.
„Gedanke, der uns Leben giebt."
„Gott, deine Güte reicht so weit" — W. G. Nr. 10.
„Gott ist mein Hort" — W. G. Nr. 232.
„Gott ist mein Lied" — W. G. Nr. 39.
„Herr, der du mir das Leben" — W. G. Nr. 565.
„Herr, stärke mich, dein Leiden."
„Ich hab in guten Stunden" — W. G. Nr. 486.
„Ich komme, Herr, und suche dich" — W. G. Nr. 250.
„Ich komme vor dein Angesicht."
„Jesus lebt, mit ihm auch ich" — W. G. Nr. 178.
„Mein erst Gefühl sey Preis und Dank" — W. G. Nr. 551.
„Meine Lebenszeit verstreicht" — W. G. Nr. 585.
„Nach einer Prüfung kurzer Tage" — W. G. Nr. 642.
„Nicht daß ichs schon ergriffen hätte" — W. G. Nr. 413 — oder:
„Damit ich meine Seele rette."
„Oft klagt mein Herz, wie schwer es sey" — W. G. Nr. 410.
„So hoff ich denn mit festem Muth."
„So Jemand spricht, ich liebe Gott" — W. G. Nr. 427 — (V. 1. 10—14.) und aus V. 2—9. gebildet als besonderes Lied:
„Wer dieser Erde Güter hat" — W. G. Nr. 428.
„Soll dein verderbtes Herz" — W. G. Nr. 226.
„Was ist mein Stand, mein Glück und jede gute Gabe" — in das Lied umgebildet:
„Was ich nur Gutes habe" — W. G. Nr. 449.
„Was ists, daß ich mich quäle" — W. G. Nr. 476.
„Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht" — W. G. Nr. 58.
„Wer Gottes Wort nicht hält und spricht" — W. G. Nr. 325.

„Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte" — W. G. Nr. 53.
„Wie ſicher lebt der Menſch, der Staub" — W. G. Nr. 593.
„Wohl dem, der beſſ're Schätze liebt" — W. G. Nr. 453.

(Quellen: Chr. F. Gellerts Leben von Joh. Andreas Cramer im 10. Bande der Geſammtausgabe von Gellerts Werken. — Chr. F. Gellerts Leben, dargeſtellt von Dr. Heinrich Döring. 2 Thle. Greiz 1833. — Dorpatiſche evang. Blätter von Dr. Friedrich Buſch. 1. Bd. Jahrg. 1832. N. 29, 31—35, 41, 42. — Das fromme Leben Chr. F. Gellerts. Für das Volk bearbeitet von Dr. G. Eduard Leo, Conſiſtorialrath und Superintendent in Waldenburg. 1845.)

Schlegel, Dr., Johann Adolph, Gellerts Freund, geb. 18. Sept. 1721 zu Meißen in Sachſen, wo ſein Vater Appellationsrath und Stiftsſyndikus war. Johann Elias war ſein älterer Bruder, deſſen Aufſicht und Leitung auf der Schulpforte und in Leipzig, wo er ſeit 1741 ſtudierte, er viel verdankte. Seines Bruders Gedichte, die in Deutſchland mit vielem Beifall aufgenommen wurden, reizten auch ihn zu dichteriſchen Verſuchen, und er trat in den Dichterbund, deſſen Glieder Gellert, Rabener, Gärtner ꝛc. waren. Mit dieſen arbeitete er auch fleißig an den Bremiſchen Beiträgen. Sein rechtſchaffener Vater kam durch unverſchuldete Unglücksfälle in ſeinen Vermögensumſtänden ſehr zurück; deßhalb hatte er auf der Univerſität oft mit Mangel zu kämpfen, ſo daß er gar häufig ſtatt des Mittageſſens bloß ein Stück Brod auf dem Spaziergang verzehrte. Dazu wurde er auch einmal ſehr gefährlich krank und wäre ohne die ſorgſame Verpflegung ſeines Bruders nicht mehr aufgekommen. Sein Aeußeres war gar nicht einnehmend, ſo daß Gellert von ſeinem erſten Zuſammentreffen mit ihm geſteht: „Er gefiel mir damals gar nicht, hatte auch eine Miene, die das Herz nicht ankündigte, das er hat, und doch iſt dieſer Schlegel ein Freund mir geworden, für den ich bis ins Grab die zärtlichſte Liebe, Hochachtung und Bewunderung haben werde."

Nachdem er das Studium der Theologie vollendet hatte, wurde er Hauslehrer zu Strehla in Churſachſen und zog dann im J. 1748 zu Cramer, welcher Pfarrer in Crellwitz geworden war. Mit dieſem verlebte er nun unter allerlei wiſſenſchaftlichen Arbeiten anderthalb glückliche, genußreiche Jahre, bis er im J. 1751 Diakonus und Lehrer an der Schulpforte bei Naumburg wurde, wo er ſelbſt ſeine erſte Bildung erhalten hatte. Von da kam er im J. 1754 als Oberpfarrer und Profeſſor der Theologie an das Gymnaſium zu Zerbſt und gab hier eine Sammlung ſeiner Predigten heraus. Auch hier hatte er ſtets mit Mangel und allerlei Noth zu kämpfen, die ihn ernſtlich zum Herzen Gottes trieben, aber auch

deſſen treue Hülfe erfahren ließen, daß er dann jedem Leidenden zuſprechen konnte:

Es bleibet ſtets dein Gott getreu, Er ſchafft dir Raſt,
Steht dir als Vater liebreich bei, Daß deine Laſt
Sorgt, daß er dich erquicke. Dich nie ganz niederdrücke.

Endlich erhielt er ein hinlängliches Einkommen, als er im J. 1759 Pfarrer an der Marktkirche zu Hannover wurde. Hier gab er von 1765 — 1772 drei kleine Sammlungen von neuen und verbeſſerten Kirchenliedern heraus, überhaupt wurde das Kirchenlied, in dem er viel Beleſenheit hatte, von nun an ſein Lieblingsfach. Nicht weniger als 87 alte kraftvolle Lieder überarbeitete er auf eine Weiſe, die, wenn ſie auch noch ſchonender und behutſamer war, als die der meiſten Ueberarbeiter der damaligen Zeit, den edlen ſchleſiſchen Sänger Ehrenfried Liebich (ſ. u.) veranlaßten, gegen ihn aufzutreten, — und das mit Recht, denn nicht einmal Luthers Heldenlied: „Ein' feſte Burg" hat Gnade vor ſeinen Augen gefunden. Gleich die Anfangsworte wurden von ihm umgewandelt in: „Ein ſtarker Schutz", und Worte dieſes Liedes, wie: „Das Wort ſie ſollen laſſen ſtah'n Und kein'n Dank dazu haben" wurden von ihm in der Vorrede zur zweiten Sammlung dd. 20. Merz 1769, in welcher er auf Liebichs Angriff entgegnet, als „ins Niedrige fallend" erklärt; der Anfang des Gerhard'ſchen Pfingſtlieds: „O du allerſüßte Freude" ſoll nicht ſonderlich ſchicklich ſeyn, und auch an dem Heermann'ſchen Paſſionslied: „Jeſu, deine tiefen Wunden" wurde, wie z. B. ſogar an den Worten: „fällt mir etwas Arges ein" oder „mit den Sünden ſcherzen" allerlei gemäckelt. Dabei aber kann ihm ſo wenig, als ſeinem Freund Gellert, ein treues Feſthalten an der lautern Glaubenslehre abgeſprochen werden. Was C. H. Jördens in ſeinem Lexikon der deutſchen Dichter ihm als Tadel anrechnet: „gegen ſeine geiſtlichen Gedichte wird ſelbſt die ſtrengſte Orthodoxie nichts einzuwenden haben, aber mitunter der Verſtand und noch öfter das Herz", rechnen wir ihm zum Lob. Nach Gellerts Tod beſorgte er die Herausgabe von deſſen „moraliſchen Vorleſungen". Im J. 1775 endlich wurde er Conſiſtorialrath und erſter Prediger an der Neuſtädter Hof- und Stadtkirche zu Hannover, welche Stelle er neben der ihm 1782 übertragenen Generalſuperintendentur über die Grafſchaft Hoya und ſpäter über das Fürſtenthum Calenberg bis zu ſeinem Ende bekleidete. Als ſolcher beſorgte er auch einen Anhang zum Hannoveriſchen Geſangbuch. Er ſtarb zwei Tage vor ſeinem Geburtstag am 16. Sept. 1793.

Neben der Ueberarbeitung älterer Lieder dichtete er ſehr ſchätzbare eigene geiſtliche Lieder in reiner Sprache und fließendem Versbau, durch welche ein inniger Glaubensgeiſt weht. Sie ſind meiſt enthalten in den bereits erwähnten „Sammlungen geiſtlicher Geſänge zur Beförderung der Erbauung von J. A. Schlegel. 3 Thle. Leipzig 1766. 1769. 1772." Der erſte Theil, von welchem noch vor Erſcheinen des dritten eine zweite verbeſſerte Auflage erſchien, enthält 8 neue und 42 geänderte, der zweite 14 neue und 15 veränderte, der dritte 27 neue und 30 veränderte Lieder. Küttner ſagt in ſeinen „Charakteren deutſcher Dichter" von ihm: „er hat „Cramers und Klopſtocks feuervollen Schwung und Gellerts didaktiſchen „Ausdruck eher vermieden, als erreicht, und ſeine Geſänge beſonders „zur allgemeinen gottesdienſtlichen Erbauung brauchbar gemacht, — für „den gemeinen Mann nicht zu hoch und lyriſch, für den erleuchteten Chri„ſten nicht zu matt und geiſtlos. Ueberall iſt Empfindung, edle Faßlich„keit und feierliche Würde." Weiter erſchienen von ihm „vermiſchte Gedichte. 2 Bde. Hannover 1787. 1789.", welche geiſtliche und moraliſche Gedichte, Oden und Lieder, doch von viel geringerem Werth, als die frühern, enthalten. Der geiſtlichen Lieder ſind es hier 27, ſo daß wir alſo im Ganzen 75 eigene geiſtliche Lieder von ihm haben, unter welchen folgende ſich am meiſten verbreitet haben:

„Dein Gott, der dich in Chriſto liebt."
„Es lag die ganze Welt mit Zorn und Fluch beladen."
„Gott hilf mir, daß ich Buße thue."
„Gott! werd ich ſtets von Seufzen müde."
„Herr! der du als ein ſtilles Lamm."
„Heute, ſprach mein Heiland, heute."
„Menſchen! unſer Leben eilt" oder:
„Ohne Raſt und unverweilt" — W. G. Nr. 440.
„Mir, ruft der Herr, mir ſey."
„Schweiget, bange Zweifel, ſchweiget."
„Was zagſt du, Gott regiert die Welt."
„Wohlauf, mein Herz, verlaß die Welt" — W. G. Nr. 119.

(Quellen: Schlichtegrolls Nekrolog auf das Jahr 1798. Band I. S. 71—121.)

v. **Cronegk**, Johann Friedrich, einer von Gellerts edelſten Schülern, geboren in Anſpach den 2. Sept. 1731, wo ſein Vater, deſſen Ahnen der Religion wegen ihr Vaterland, Oeſterreich, verlaſſen mußten, Generalfeldmarſchalllieutenant des fränkiſchen Kreiſes war. Er war das einzige, zärtlich geliebte Kind ſeiner Eltern und genoß als ſolches einer ſorgfältigen Erziehung, beſonders auch von ſeiner Mutter, einer gebornen Freiin von Crailsheim. Im J. 1749 bezog er die Univerſität Halle,

nachdem er bereits die beſten Schriftſteller des alten Roms und der meiſten europäiſchen Völker, insbeſondere der Franzoſen, Engländer, Italiener und Spanier in der Grundſprache geleſen hatte. Hier ließ er ſich in die damals durch Nicolai geſtiftete Geſellſchaft von Freunden der ſchönen Wiſſenſchaften aufnehmen. Nach einem Jahre aber begab er ſich auf die Univerſität Leipzig, wo er der begierigſte und emſigſte Schüler Gellerts war, deſſen Freundſchaft und herzliche Zuneigung er ſich in hohem Grade durch ſeinen edlen Sinn und gute Sitten erwarb. Gellert war eben ſo ſehr ſein Freund, als ſein Lehrer. Zugleich lebte er mit Rabener, Weiße, Käſtner, Graf Moriz v. Brühl ꝛc. in freundſchaftlichen Verhältniſſen. Im J. 1752 kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück und wurde zu Ende dieſes Jahrs markgräflich Anſpachiſcher Kammerjunker, Hof-, Regierungs- und Juſtizrath. Bevor er ſich aber den Geſchäften widmete, machte er ungefähr ein Jahr lang eine größere Reiſe in Italien und Frankreich. In Anſpach, wohin er im Januar 1754 zurückgekehrt war, lebte er beſonders mit Uz auf freundſchaftlichem Fuße. Tief betrübt wurde er zu Anfang Merz 1757 durch den Tod ſeiner vortrefflichen, edlen Mutter, der ihn ſehr ernſt ſtimmte und an ſeinen eigenen Tod gemahnte. Auch als Dichter gieng ſeine Hauptrichtung auf das Ernſte; die tragiſche Dichtkunſt war ſein Lieblingsfach, wobei er ſich beſonders durch ſein Trauerſpiel „Kodrus“ bekannt machte. Fern von eitlem Stolze und Eigennutz wandelte er in ächt religiöſem Geiſte ſeine Bahn, geſchätzt und geliebt von Jedermann.

Kurz nur war ſein Ziel geſteckt; er ſollte ſeiner Mutter bald nachfolgen, wie er es vorausgeſehen. Als er nämlich zu Ende des Jahrs 1758 ſeinen Vater beſuchte, der ſich als General der fränkiſchen Reichstruppen in Nürnberg aufhielt, wurde er von den dort herrſchenden Blattern befallen, die ſo bösartig waren, daß ſie ſeinem jungen Leben „ein ſchnelles Ende machten“. Wie er in ſeinem Liede: „Herr! es geſcheh dein Wille“ die Schrecken der letzten Stunde durch das Glaubenslicht freudig erhellt anſchaute, daß er beten konnte:

Herr! ſtärk mich, wenn der Schrecken
Der letzten Stunde droht.
Mein Gott wird mich erwecken,
Ein Schlaf nur iſt mein Tod.

Dein Heil hab ich geſehen,
Im Frieden fahr ich hin,
Weil ich beim Auferſtehen
In deinem Reiche bin:

ſo waren auch, als nun dieſe Schrecken ſo plötzlich über ihn herangezogen kamen, das ſeine letzten Worte: „Tod, wo iſt dein Stachel? Hölle, wo „iſt dein Sieg? Gott aber ſey Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch

„unſern Herrn Jeſum Chriſtum" (1 Cor. 15, 55. 57.). So bewies er ſich bis ans Ende als ein Chriſt und fuhr mit dieſem Troſt am letzten Tag des Jahrs 1758 mit Freuden dahin — erſt 27 Jahre alt. Uz verfaßte ein Klaggedicht auf ſeinen Tod und Gellert ſchrieb darüber an ſeinen Freund, Graf Moriz v. Brühl: „Ich warf mich bei der erſten Nachricht von ſeinem Tode auf mein Lager und weinte. Der ſelige Jüngling! Er hat ſein Ende vorausgeſehen und ſeinen Tod ſtandhaft erwartet. Nunmehr freut er ſich der Unſterblichkeit, der Liebe und Anbetung Gottes. Wir ſehen ihm in den Himmel nach und folgen ihm auf der Bahn, auf welcher er ſo rühmliche Fußſtapfen eingedrückt hat." Oftmals pries er ihn auch in ſeinen Vorleſungen den vornehmen Jünglingen zur Nachahmung an. So ſagte er einmal von ihm: „ich habe ihn außerordentlich geliebt und die Welt hat viel mit ihm verloren. Er beſaß Genie und ein edles Herz. Er las und ſchrieb faſt alle lebenden Sprachen und wußte die beſten Schriftſtellen auswendig. Nichts als die Reife mangelte ſeinen Talenten, denn er war 25 Jahre alt, als er ſtarb. Doch nicht dieſes, daß er ſchön geſchrieben, iſt ſein Hauptverdienſt, nein! daß er tugendhaft gelebt, und ohne dieſes würde jenes ein Schimpf ſeyn."

Nach ſeinem Tod gab Uz ſeine Werke heraus unter dem Titel: „Des Freiherrn J. Fr. v. Cronegk Schriften. 2 Bde. Leipzig und Anſpach 1760. 1761." Im zweiten Band ſtehen zwei Bücher: „Oden und Lieder", wovon das erſte Buch 22 „Lieder geiſtlichen und moraliſchen Inhalts" enthält. Der geiſtlichen Lieder ſind es acht. In einem Brief an Gellert ſchreibt er, er habe es gewagt, ihm in geiſtlichen Liedern nachzuahmen, aber erſt durch die Nachahmung gefunden, daß er unnachahmlich ſey, doch habe er es für ſeine Pflicht gehalten, auch der Religion zu Ehren zu ſingen.

Weiter verbreitet hat ſich von ſeinen Liedern nur das Eine:

„Herr! es geſcheh dein Wille" — W. G. Nr. 580.

(Quellen: Uz's Vorrede zu Cronegks Schriften. 1. Bd. 1760. — Biographie der Dichter von Chriſtian Heinr. Schmid, Dr. jur. und Profeſſor zu Erfurt. 1. Thl. Leipzig 1769.)

Uz, Johann Peter, Cronegks Freund und Landsmann, geboren zu Anſpach 3. Okt. 1720, wo ſein Vater Goldſchmied war. Schon als Schüler des Gymnaſiums zu Anſpach machte er viele Verſuche in der Dichtkunſt; Anacreon und Horaz waren ſtets in ſeinen Händen. Im J. 1739 bezog er die Univerſität Halle, um die Rechte zu ſtudieren. Dort ſchloß er mit Gleim einen innigen Freundſchaftsbund. Nachdem er

1743 von der Universität nach Anspach zurückgekehrt war, widmete er sich hier mehrere Jahre ausschließlich den Wissenschaften und vor Allem der Dichtkunst mit einem Herzen voll reiner Liebe für Sittlichkeit und Vaterland. Im J. 1748 aber übernahm er die Sekretärsstelle bei dem Anspachischen Justizcollegium, die er zwölf Jahre lang ohne einen Kreuzer Gehalt bekleidete; vor Mangel schützte ihn seine Genügsamkeit, die stets ein herrschender Zug in seinem Charakter war. Im J. 1749 beförderte er seine lyrischen Gedichte zum Druck, nachdem er sie vorher, wie Alles, was er dichtete, seinem Gleim zur Beurtheilung geschickt hatte. Es erschienen davon, stets mit neuen Zusätzen versehen, weitere Auflagen in den Jahren 1755, 1756 und 1765. In diesen befanden sich auch seine Lieder religiösen Inhalts, wodurch er gezeigt hat, wie weiser Scherz und Gottesfurcht wohl neben einander bestehen können. So sagt er auch einmal, als er auf sein religiöses Dichten zu sprechen kommt, von sich selbst also:

„Nie unverschämt und ruchlos klang
Mein Jugendlied, wenn ich beim Weine sang;
Religion und Tugend auszubreiten
Hielt ich für Pflicht in meinen frühsten Zeiten."

Im J. 1763 wurde er Assessor beim kaiserlichen Landgericht des Burggrafenthums Nürnberg und gemeinschaftlicher Rath der Markgrafen von Ansbach und Culmbach. Damit nahm er Abschied von den dichterischen Arbeiten und warf sich ganz in seine ernsthaften Berufsgeschäfte; 1781 arbeitete er jedoch mit seinem Freund Junkheim auf Befehl seines Fürsten das neue Anspachische Gesangbuch aus.* Er verharrte im ledigen Stande, da er bei einer Jugendliebe unglücklich war; in stiller, zufriedener Einsamkeit lebte er mit seiner Mutter und Schwester in einem kleinen Häuschen zusammen. So allgemein ihn ganz Deutschland als Dichter pries, so anspruchslos blieb er doch allezeit. Im J. 1790 wollte ihm zur Anerkennung seiner Verdienste sein Fürst den Charakter eines Geheimenraths ertheilen, er verbat sich aber aus Bescheidenheit diesen Titel und begnügte sich mit der Stelle eines Direktors des burggräflichen Landgerichts und des Consistoriums. Da zerfielen nun seine Tage in zwei Hälften; den Vormittag widmete er den Amtsgeschäften, den Nachmittag den schönen Wissenschaften. Sein Ende glich seinem Leben, es war ganz sanft und still. Wenige Stunden vor seinem Tod ward ihm noch ein Patent des

* Eine Recension dieses G. steht in Döderleins theol. Bibliothek. Thl. II. S. 304.

Königs von Preußen, an den die Anspachischen Lande gefallen waren, überreicht; er war darinn zum preußischen Justizrath ernannt. Er starb als ein allgemein verehrter Greis am 12. Mai 1796, und C. F. Weiße hat ihm das Denkmal gesetzt:

„Ein deutscher Dichter, Deutschlands werth,
„Von aller Welt gelesen und verehrt;
„Ein Philosoph in Worten und in That,
„Ein Patriot für seines Fürsten Staat,
„Ein Richter nach Gesetz, noch mehr nach Recht und Licht,
„Im Leben stets sich gleich, gehorsam jeder Pflicht,
„Dienstfertig, sonder Eigennutz,
„Ein Weiser und ein Christ: wer kann dieß anders seyn — als Uz?"

Die Gesammtausgabe seiner Werke erschien unter dem Titel: „Sämmtliche poetische Werke von J. P. Uz. 2 Bde. Leipzig 1768. 1772." Davon erschien dann nach seinem Tode eine zweite Ausgabe unter dem Titel: „Poetische Werke, nach seinen eigenhändigen Verbesserungen herausgegeben von C. F. Weiße. Wien 1804. 2 Bde." Es giebt auch eine im J. 1805 zu Wien und Prag erschienene Ausgabe in 3 Bänden. Uz war der erste unter den Deutschen, der es wagte, dem römischen Lyriker Horaz es nachzuthun und in seinem Geist die Tugend zu preisen und das Laster zu strafen. Am besten sind seine Lehroden. Klopstock erkannte den Werth seiner im sechsten Buch des zweiten Bands befindlichen Lieder an und forderte ihn zu Beiträgen für sein Privatgesangbuch auf. Kapellmeister Schulz hat seine geistlichen Lieder mit Melodien begleitet in dem Werk: „J. P. Uzens lyrische Gedichte religiösen Inhalts nebst einigen andern Gedichten gleichen Gegenstandes von E. v. Kleist, Freih. v. Cronegk, J. J. Eschenburg ꝛc. von J. A. P. Schulz, Kapellmeister Sr. Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen. Hamburg 1784." Bei seinen religiösen Poesien, die sich im zweiten Band seiner Werke finden, hatte er die Rührung der Herzen des Volks im Auge und wählte den Mittelweg zwischen der hohen Ode und dem Kirchengesang, dem Psalm und Lied, zwischen Klopstocks schwerem und Cramers leichtem Ton. Vier derselben fanden schon in dem von G. Joach. Zollikofer in Verbindung mit Weiße für die Leipziger reformirte Gemeinde besorgten Kirchengesangbuch vom J. 1766 Aufnahme. Am verbreitetsten ist noch sein Gewitterlied:

„Du Schrecklicher! wer kann vor dir" — W. G. Nr. 540.

(Quellen: Schlichtegrolls Nekrolog auf das Jahr 1796. Band I. S. 65—153. — Biographie der Dichter von Christian Heinr. Schmid (einem Freunde von Uz, der ihm dazu eigene Mittheilungen gemacht hat), Dr. jur. und Professor in Erfurt. 2. Thl. Leipzig 1770. S. 287—318.)

Junkheim, Dr., Johann Zacharias Leonhard, gleichfalls ein Anſpacher und Freund von Uz. Er wurde geboren zu Anſpach 8. Sept. 1729, wo ſein Vater Kammerdiener und Mundſchenk war. Im J. 1754 wurde er Stadtvikar, 1756 Kaſernenprediger, 1757 Conrektor und 1760 Rektor am Gymnaſium zu Anſpach; hierauf kam er im J. 1763 als Schloßprediger der Markgräfin Friederike Luiſe und Paſtor nach Schwaningen; 1774 aber wurde er Oberhof- und Stiftsprediger, Conſiſtorialrath und Generalſuperintendent in Anſpach. Als ſolcher gab er mit Uz das Anſpacher Geſangbuch vom J. 1781 heraus. Er ſtarb zu Anſpach am 17. Auguſt 1790.

In dem genannten Geſangbuch finden ſich ſieben von ihm theils bloß überarbeitete, theils bloß vermehrte, theils vielleicht auch neu gedichtete Lieder, die größtentheils in das Dresdener Geſangbuch übergiengen. Die bekannteſten ſind:

„Die Sonne ſenkt ſich nieder" — W. G. Nr. 567 — durch Junkheim bloß mit den zwei Schlußverſen vermehrt — oder:
„Nun ſinkt die Sonne nieder."
„In unſern Nöthen fallen wir."
„Wer des Lebens Güter hat."

(Quellen: Seilers gemeinnützige Betrachtungen. 1791.)

Krüger, Johann Chriſtian, ein Freund Gellerts, bei dem er viel galt. Er wurde im J. 1722 zu Berlin als der Sohn armer und geringer Eltern geboren und erhielt ſeine erſte Ausbildung im Berliniſchen Gymnaſium zum grauen Kloſter. Hierauf ſtudierte er Theologie in Halle und in Frankfurt a. d. O., mußte aber ſeine Studienzeit abkürzen, da er keine Geldmittel hatte. Er kam nun in große Nöthen und ſchien vom Glücke ganz verlaſſen; dazu war er zu ſchüchtern, ſich um ein Amt oder auch nur um eine Hauslehrerſtelle zu bewerben, weil er dazu noch nicht genug gelernt zu haben glaubte, weßhalb er ſich nach Berlin zurückbegab und ſeine Zuflucht zur Abfaſſung von Gelegenheitsgedichten nahm, um ſich damit, freilich kümmerlich genug, ſein Brod zu verdienen. Gar oft war er dabei in Gefahr, zu verhungern. Eben als er mit der bitterſten Armuth zu kämpfen hatte, befand ſich die Schönemann'ſche Schauſpielergeſellſchaft zu Berlin. Um nicht Hungers zu ſterben, trat er in dieſelbe und beſtieg nun im J. 1742 als zwanzigjähriger Jüngling, ſtatt der Kanzel, die Schaubühne. Daneben ſetzte er aber das Studieren und Beten eifrig fort, und als ſich die Geſellſchaft nach Leipzig überſiedelte, ſchloß er hier eine innige Verbindung mit Cramer, Schlegel, Gieſecke und Rabener, vor allen aber

mit Gellert, der ihn wegen ſeiner Beſcheidenheit und ſeines religiöſen Sinnes, den er ſich auch auf dem Theater ungeſchwächt bewahrte, ungemein ſchätzte. In Braunſchweig fand er an den Profeſſoren Gärtner, Ebert und Zachariä ähnliche Freunde. Wegen ſeiner vielen Arbeiten war er oft gezwungen, ganze Nächte zum Studieren zu verwenden. Dieß ſchwächte ſeinen ohnedem ſchwächlichen Körper aufs Aeußerſte, ſo daß er ſich dadurch die Auszehrung zuzog. Wie zuvor die Armuth, ſo trug er jetzt auch die Körperleiden mit größter Geduld und Ergebung in Gottes Willen. Er ſtarb ſchnell dahin zu Hamburg am 23. Auguſt 1750, erſt 28 Jahre alt. Sein Herz war in der Todesſtunde mit „Troſt und Freud erfüllt" und er empfand es hier erſt recht ſeliglich: „daß er Gottes Kind und Chriſtus ſein Erlöſer iſt" (V. 3. und 5. von „Wie mächtig"). In ſeinem Liede: „Der Chriſt" hatte er am Schluß geſungen:

„Du letzte Stunde meines Lebens,
Die du dem Chriſten heilig biſt,
Ich warte nicht auf dich vergebens,
Ich thu, was deiner würdig iſt.

Du lehrſt mein Leben mich genießen,
Du biſt mein Lohn aus Gottes Hand.
Wie ſanft wird ſich mein Auge ſchließen!
Mein Geiſt erblickt ſein Vaterland."

„Er war" — ſo zeugt ſein Freund Löwen von ihm — „er war ein edler Jüngling, wie Cronegk, voll Ehrfurcht gegen die heiligſten Pflichten der Religion, aufrichtig und dienſtfertig gegen ſeine Nebenmenſchen, ſtets beſcheiden mit ſeinen Gaben, immer mit ſeinem mäßigen Glück vergnügt, ein Feind der Thorheiten, nicht der Thoren, mit denen ihn ſein Stand oft zuſammenführte, unermüdet in ſeinem Beruf, geduldig in ſeinen Leiden und freudig und zufrieden bei ſeinem Tode."

Nach ſeinem Tod erſchienen ſeine Arbeiten unter dem Titel: „J. Chr. Krügers poetiſche und theatraliſche Schriften, herausgegeben von J. Fr. Löwen. Leipzig 1763." Hier ſtehen von S. 1—84 ſeine poetiſchen Schriften, meiſt geiſtlichen und moraliſchen Inhalts; ſie legen ein ſchönes Zeugniß von ſeinem ernſten religiöſen Sinn ab. Die darunter befindlichen eilf geiſtlichen Lieder, unter welchen ſich vier Nachbildungen von Davidiſchen Pſalmen finden, dichtete er zu Berlin, als er dort bei der Schönemann'ſchen Schauſpielergeſellſchaft ſich befand, zur Unterweiſung einer jungen Schauſpielerin im Chriſtenthum. Dieſelbe vermählte ſich nachher mit J. Fr. Löwen (S. 39). Er machte ihr von Zeit zu Zeit mit einem ſeiner Lieder ein Geſchenk, worauf ſie dann eins nach dem andern, nach-

dem er es ihr mit Empfindung vorgelesen hatte, auswendig lernte. Damit suchte er in diese junge Seele, um sie vor den Verführungen ihres Standes zu verwahren, eine tiefe Ehrfurcht gegen die allerheiligsten Pflichten unserer Religion einzupflanzen. Am meisten haben sich verbreitet:

„Der Herr des Guten ist mein Hirte."
„Entfernet Euch, unsel'ge Spötter."
„Wie mächtig spricht in meiner Seele" — W. G. Nr. 341.
(Quellen: Löwens Vorrede zu Krügers Schriften.)

Löwen, Johann Friedrich, Krügers Freund; — auch ein Mann des Theaters und doch ein Christ voll Gottesfurcht. Er wurde im J. 1729 zu Clausthal auf dem Thüringer Harzgebirge geboren. In Göttingen studierte er die Rechte und hatte, wie Krüger, schon frühe mit Nahrungssorgen zu kämpfen. Sein Gebetssinn dabei war aber der:

Gern, Vater! will ich bis ins Grab
Den Kelch der Prüfung trinken.
Nur, Vater, laß mich nicht hinab
Zur tiefsten Armuth sinken.

Gieb mir, o Herr! ein mäßig Brod,
Gieb fröhliche Gedanken!
Auch für das Antheil meiner Noth
Laß mich dir kindlich danken.

Weil er denn bei ganz ärmlichen Geldmitteln seine Studien nicht vollenden konnte, so begab er sich im J. 1751 von Göttingen nach Hamburg zu Hagedorn, um sich von ihm nach London, wo er sein Glück versuchen wollte, ein Empfehlungsschreiben mitgeben zu lassen. Hier nahm ihn jedoch Legationsrath Zink mit Liebe und Wohlwollen in sein Haus auf und ermunterte ihn zu schriftstellerischen Arbeiten. 1757 erlangte er endlich eine Anstellung als Sekretär zu Schwerin, wo er sich mit der Tochter des Schauspieldirektors Schönemann, in dessen Gesellschaft auch Krüger (S. 37) gewesen war, verheirathete. Als ihm nun im J. 1767, da man in Hamburg mit Plänen zur Verbesserung des dortigen Theaters umgieng, die Stelle eines Direktors und Lehrers der jungen Schauspieler am dortigen Theater angetragen wurde, trieb ihn sein Patriotismus für das deutsche Theater, diese Stelle anzunehmen und selbst seine Frau und Kinder die Bühne betreten zu lassen. Das ganze Unternehmen der Verbesserung des Hamburger Theaters scheiterte aber und so sah er sich genöthigt, weil er nicht mit der Schauspielergesellschaft von einem Ort zum andern ziehen wollte, im J. 1768 die Stelle eines Registrators zu Rostock mit ganz geringem Einkommen anzunehmen. Hier starb der fleißige, mit Nahrungssorgen und Hypochondrie vielfach geplagte Mann nach wenig Jahren am 23. Dez. 1771, erst 32 Jahre alt.

Er gab heraus: „Der Christ bei den Gräbern. 1753. 2. Aufl. 1760." — „Poetische Werke. Hamb. 1761. 2 Thle.", worinn sich

neben weltlichen Gedichten religiöſe Lieder, Lehrgedichte, Oden ꝛc. finden. — „Geiſtliche Lieder nebſt einigen veränderten Kirchengeſängen. Greifswalde 1770." Es ſind im Ganzen ungefähr 24 eigene Lieder und mehrere veränderte. Unter den erſtern haben ſich am meiſten verbreitet:

„Auf dich allein verlaß ich mich."
„Wir ſind nur Pilger in der Zeit" — W. G. Nr. 595.

Unter den letztern:

„Mein Schöpfer, deſſen Hauch" — W. G. Nr. 396.

Löwen, der diejenigen Kirchenlieder für die beſten erklärte, welche einen bibliſch-poetiſchen Schmuck haben, dichtete ſeine eigenen Lieder meiſt nach Anleitung eines Pſalmen oder Bibelſpruchs. Deßhalb klingt auch aus ſeinen Liedern, die ſich nebenbei durch edle Einfachheit und faßliche, weder zu niedrig noch zu hoch gehaltene Sprache auszeichnen, auf eine für dieſe Zeit ganz beſonders wohlthuende Weiſe der Bibelton hervor, und Küttner ſagt mit Recht von ihnen: „ſie verrathen unverſtellte Frömmigkeit und ein gerührtes Herz." Was dann aber ſein Verfahren bei Veränderung älterer Lieder betrifft, ſo iſt hiefür bezeichnend, daß er Stellen, wie: „und ich ſoll fahr'n mein' Straße" (V. 1. in: „Wann mein Stündlein") unter die ſehr platten und niedrigen Ausdrücke rechnet und die zwei erſten Zeilen des Schlußverſes im genannten Lied als ein unſchickliches und falſches Bild bezeichnet, welches dem gemeinen Mann einen wunderlichen Begriff vom Sterben geben müſſe.

(Quellen: Lexikon deutſcher Dichter und Proſaiſten von C. H. Jördens. Leipzig 1806—1812.)

Diterich, Johann Samuel, geb. den 15. Dez. 1721 zu Berlin, wo ſein Vater erſter Prediger an der Marienkirche war. Nachdem er in Frankfurt a. d. O. und in Halle, wo beſonders Baumgarten den meiſten Einfluß auf ihn übte, Theologie ſtudiert hatte und einige Jahre Hauslehrer in Berlin geweſen war, wurde er 1748 dritter Prediger an der Kirche ſeines Vaters, bald darauf Feldprediger bei dem Hackiſchen Regiment, und als ſein Vater im J. 1751 ſtarb, zweiter Prediger an der Marienkirche und 1754 erſter. Hier zeigte er ſich als treuer Jugendlehrer. Die Königin Eliſabethe Chriſtine ſchenkte ihm großes Zutrauen, ſo daß ſie ihn im J. 1768 zu ihrem Beichtvater erwählte. Im J. 1770 wurde er Oberconſiſtorialrath, welches Amt er bis an ſein Ende, 14. Jan. 1797, bekleidete. Tags zuvor war ſeine Königin heimgegangen. Sein Schwiegerſohn war der Oberconſiſtorialrath Zöllner in Berlin, der ihm auch die Gedächtnißpredigt hielt über Jeſaj. 57, 2.

Außer den bereits S. 12 und 14 genannten Gesangbüchern vom J. 1765 und 1780, mit welchen er den Weg zeigte für die Art, wie nun bald durch ganz Deutschland die alten Landesgesangbücher modernisirt werden sollten und die deßhalb viele Umarbeitungen und Nachbildungen oder vielmehr Verflachungen und Verwässerungen älterer und neuerer Lieder nach den Grundsätzen und Bedürfnissen der damaligen „Aufklärung" enthalten, gab er in ähnlicher Weise auch ein „Gesangbuch für die häusliche Andacht. Berlin 1787." mit 421 Liedern heraus. Nach einer an Heerwagen gemachten Mittheilung Diterichs sind von ihm selbst 26 ältere und neuere Lieder überarbeitet oder nachgeahmt und 42 neu gedichtet. Von den letztern sind am meisten verbreitet:

„Bewahre mich, Herr, daß der Wahn."
„Du, der kein Böses thut."
„Du, Gott, du bist der Herr der Zeit."
„Gott, deine Gnade bringt uns Leben."
„Gott, dir gefällt kein gottlos Wesen."
„Mein Geist, o Gott, wird ganz entzückt" — W. G. Nr. 646 — eine mit Ausnahme des ersten und letzten Verses ganz frei gehaltene Ueberarbeitung des Lieds von Ah. Fritsch: „Ists, oder ist mein Geist entzückt" — deßhalb von Diterich selbst als „neugedichtetes" Lied gerechnet.
„Nach meiner Seele Seligkeit."
„O Jesu, Licht und Heil der Welt."
„Was ich nur Gutes habe."
„Wer bin ich? welche wicht'ge Frage!" — W. G. Nr. 298.

Das Hamburger Gesangbuch hat nicht weniger, als 42 Diterich'sche Lieder.

(Quellen: Diterichs Lebenslauf von Zöllner in Dr. W. A. Tellners neuem Magazin für Prediger. VI. Band. 1. Stück. 1797.)

Bruhn, M., David, der Mitarbeiter Diterichs an der für die Gesangbuchsrevolution tonangebenden „neuen Liedersammlung für den öffentlichen Gottesdienst" vom J. 1765. Er wurde geboren 30. Sept. 1727 zu Memel, wo sein Vater Kaufmann und Rathsherr war. Er studierte zu Königsberg, kam 1747 nach Halle in des frommen Jakob Sigmund Baumgartens Haus, der ihm die Aufsicht über seine große Bibliothek übertrug, und wurde 1750 daselbst Magister; 1752 wurde er dann Conrektor am Cölnischen Gymnasium in Berlin, 1754 dritter Prediger an der dortigen Marienkirche, so wie am Cadetteninstitut, und 1756 zweiter Prediger, was er bis an sein Ende, 27. April 1782, blieb.

Zu jener Sammlung vom J. 1765, die dann auch zunächst als Anhang zum Porst'schen Gesangbuch am 5. April beim öffentlichen Gottesdienst in Berlin eingeführt wurde, lieferte er sieben überarbeitete und vier neue Lieder. Von den letztern haben sich am meisten verbreitet:

„Hier bin ich, Jeſu, zu erfüllen."
„Wohl dem, der richtig wandelt" — W. G. Nr. 451.

(Quellen: Heerwagens Literaturgeſchichte der geiſtl. Lieder und Gedichte unſerer Zeit. Thl. I. S. 295.)

Spalding, Dr., Johann Joachim, geb. 1. Nov. 1714 zu Triebſees in Schwediſch-Pommern, wo ſein Vater Rektor und ſpäter Prediger war. Dieſer pflanzte ihm frühe ſchon Gottesfurcht ins Herz. Nachdem er von 1731—1734 in Roſtock und Greifswalde Theologie ſtudiert hatte, zog er zu ſeinem Vater, um ſich bei ihm im Predigen zu üben. Dann war er eine Zeit lang in Halle und in Berlin Hofmeiſter, worauf er im J. 1749 Pfarrer zu Laſſahn in Schwediſch-Pommern wurde. Hier verheirathete er ſich mit einer Tochter des Paſtors Gebhardi in Stralſund und kam dann im J. 1757 als Probſt und Oberprediger nach Barth, einer Stadt in Schwediſch-Pommern. Er hatte hier das traurige Geſchick, ſeine inniggeliebte Frau durch den Tod ſich entriſſen zu ſehen, was ihm ſehr nahe gieng, ſo daß er ein ganzes Jahr lang ſich faſt nicht wollte tröſten laſſen; doch beſiegte er in Gottes Kraft allmählich der Trennung Schmerz durch die Hoffnung eines frohen Wiederſehens, die er in dem Liede: „Des Todes Grau'n, des Grabes Nacht" ausgeſprochen hat, worinn er ſingt:

Wann hier von uns, die Gott vereint,
Der Letzte auch hat ausgeweint,
Dann wird ein frohes Wiederſeh'n
Auf ewig unſer Glück erhöh'n.

Um dieſe Zeit erquickte ihn auch der Beſuch der drei jungen Schweizer, Lavater, Füßli und Felix Heß, die ihn im J. 1763, angezogen von ſeinem Predigerruf und mehreren ſeiner Schriften, z. B. ſeinen „Gedanken über die Beſtimmung des Menſchen. 1748." und „über den Werth der Gefühle im Chriſtenthum. 1761.", in ſeiner Einſamkeit zu Barth aufſuchten und längere Zeit einen geſegneten Umgang mit ihm pflogen. Lavater, der in allen ſeinen Briefen, die er nach Haus ſchrieb, Spaldings Edelſinn nicht genug loben konnte, dichtete eine Ode auf ihn, die mit den Worten beginnt:

„Edelſter unter den Menſchen, der fern am Baltiſchen Ufer
Einſam, ein Licht in der Finſterniß, wohnt."

Bald ſollte er aber nun aus ſeiner ſtillen Verborgenheit auf einen der wichtigſten Poſten gerufen werden. Zu Oſtern des Jahrs 1764, nachdem er ſich zum zweitenmal verheirathet hatte mit einer Tochter des Rittmeiſters Sodenſtern, wurde er preußiſcher Oberconſiſtorialrath und Probſt an der

St. Nikolaikirche zu Berlin. Es war dieselbe Stelle, die einst der ehrwürdige Spener bekleidet hatte. Während dieser aber von hier aus für Begründung eines lebendigen Glaubens und Erneuerung des kirchlichen Lebens durch den Geist der Schrift wirkte, waren „Aufklärung, Recht der Vernunft, Toleranz" die Losungsworte Spaldings. Als Prediger erwarb er sich in dieser Zeit einen großen Namen und seine Zeitgenossen versichern, „die Religion habe von seinen Lippen einen unwiderstehlichen Reiz gehabt." Er gab auch viele seiner Predigten heraus. Die erste Sammlung erschien 1765, die zweite 1768. Eine dritte wurde ohne sein Wissen im J. 1775 veranstaltet. Im selbigen Jahr hatte er abermals das Unglück, seine Frau zu verlieren. Als sich die Hoffnung vereitelte, daß nach dem Tod König Friedrichs II. im J. 1786 das muthwillige Verfahren in Absicht auf religiöse Gegenstände aufhören werde und im J. 1788 das preußische Religionsedikt erschienen war, legte er seine Probststelle nieder, behielt jedoch seine Stelle im Oberconsistorium noch bei. Im J. 1797 gab er seine letzte Schrift heraus: „Die Religion eine Angelegenheit des Menschen", und entschlief dann am 26. Mai 1804 in einem Alter von 90 Jahren sanft und still. Sein Biograph schreibt hierüber: „Es gilt von ihm, was von Abraham gesagt wird: „„er nahm „ab und starb in einem ruhigen Alter, da er alt und lebenssatt war."" Sein Tochtermann war der Hofprediger und Oberconsistorialrath Sack.

Sein Antheil an dem von Diterich besorgten „Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauch in den K. Preußischen Landen. Berl. 1780." besteht in wenigen durch ihn veränderten ältern Liedern, z. B.: „Hilf mir, mein Gott, verleihe mir" und in dem einzigen von ihm selbst frei gedichteten Liede:

„Des Todes Grau'n, des Grabes Nacht" — W. G. Nr. 602 — welches er vor seinem Sterben noch als seinen Grabgesang verordnet hat.

(Quellen: Joh. Joach. Spaldings Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgesetzt und herausgegeben mit einem Zusatz von dessen Sohn Georg Ludwig Spalding (seit 1787 Professor der alten Sprachen am Berlinisch-Cölnischen Gymnasium in Berlin, Dichter des Lieds: „Hätte nicht, o Gott, dein Sohn"). Halle 1804." — Schlichtegrolls Nekrolog für das neunzehnte Jahrhundert. Bd. V. S. 99—207.)

Patzke, Johann Samuel, wurde geb. 24. Okt. 1727 zu Selow bei Frankfurt a. d. O. Sein Vater, ein armer Accisbeamter, übergab ihn dem Großvater zur Erziehung. Er zeigte auf dem Gymnasium zu Frankfurt viel Lernbegierde, hatte aber dessen unerachtet eine tiefe Kränkung zu erfahren. Dem Rektor fiel nämlich seine armselige Kleidung auf,

ſo daß er einmal in die Worte ausbrach: „Da, wo der Bettelbube ſitzt, könnte auch wohl noch ein ehrlicher Menſch ſitzen.“ Dieß ſchnitt dem jungen Patzke tief durchs Herz, daß er mit Thränen in den Augen ſeine Bücher zuſammenraffte und die Schule verließ, Willens, das Studieren nun ganz aufzugeben. Er bewarb ſich deßhalb um eine Sekretärsſtelle bei der Poſt in Frankfurt. Durch die Fürbitte ſeiner Mitſchüler und durch ein Gedicht, das er auf die Hochzeitfeier des Rektors machte, ward dieſer jedoch bewogen, ihn wieder in die Schule aufzunehmen. Im J. 1748 begann er nun in Frankfurt das Univerſitätsſtudium. Gelegenheitsgedichte, die er als beliebter Dichter verfaßte, und einige Hausinformationen waren ſeine einzigen Geldquellen, von denen er kaum ſeine nöthigſten Bedürfniſſe beſtreiten konnte. Er gieng nun auch noch auf die Univerſität Halle; obgleich er aber auch hier möglichſt ſparte, ſo mußte er doch ſeinem Wirth ſieben Thaler ſchuldig bleiben. Da geht er einsmals, hierüber ganz tiefſinnig, an der Poſt vorbei, und wie er da nach den angeſchlagenen Wechſeln blickt, ſo traut er kaum ſeinen Augen, als er lieſt: „H. Patzke erhält zehn Dukaten.“ Es war dieß die Gabe eines verborgenen Wohlthäters. In ſeiner Herzensfreude wirft er ſich ſogleich in einem Winkel hinter dem zurückgeſchlagenen großen Poſtthor auf ſeine Kniee nieder und dankt Gott, der ihm aus Finſterniſſen Licht geſchafft, mit heißen Thränen.

Nachdem er nun ſeine Studien vollendet hatte, empfahl ihn der Oberhofprediger Sack in Berlin dem Markgrafen Heinrich v. Schwedt zu der erledigten Pfarrſtelle in Wormsfeld und Stolzenberg. Dieſer forderte ihn vor ſich. Anfangs war er in größter Angſt und Verlegenheit, wurde aber durch die wohlwollende Aufnahme immer beherzter, ſo daß er nun mit beredtem Munde erzählte, auf welchen rauhen Wegen ihn bisher Gott geführt und ſicher geleitet habe. Dadurch erwarb er ſich die Gunſt des Markgrafen und legte durch ſein aufrichtiges, herzeinnehmendes Benehmen den Grund zu ſeinem künftigen Glück. Im J. 1755 durfte er die genannte Pfarrei beziehen. Aber auch hier hatte er bei einem geringen Einkommen mit Mangel und Armuth zu kämpfen. Gott lenkte jedoch das Herz des Markgrafen, daß er ihn auf die edelmüthigſte Weiſe unterſtützte, ſobald er von ſeiner Noth Kunde erhielt. Er lud nämlich Patzke vor ſich und ſagte ihm, er fahre nun mit ihm hinaus in ſein Haus nach Wormsfeld zum Eſſen. Als ſie hinkamen, ſah der arme Pfarrer, der in größter Verlegenheit ſtets betheuerte, er habe nicht einmal die Stühle, um eine

solche Gesellschaft zu setzen, wie sein ganzes Haus, Küche, Keller und sogar die Bibliothek aufs Schönste eingerichtet und gefüllt waren. Im J. 1758, bald nach seiner Verheirathung, verheerten die Russen, die unter General Fermor in die Mark eingefallen waren, seinen Ort und die ganze Umgegend. Unter dem Klaggeschrei der Unglücklichen, das ringsum zu vernehmen war, flüchtete er seine hochschwangere Frau zu ihren Eltern nach Schlesien. Bald kehrte er zurück und sah nun nichts, als Jammer und Elend; seine Gemeinde war zerstreut; sein Haus in eine Mördergrube verwandelt; Alles war ihm geraubt, selbst seine Bücher waren zerrissen und mit Unflath beschmutzt. Seine Lage war höchst traurig; er mußte mit Hunger und Blöße kämpfen und hätte sein Leben nicht fristen können, wenn ihm sein alter, bewährter Wohlthäter, der Markgraf, nicht monatlich acht Thaler hätte auszahlen lassen. Ein Jahr darnach wurde er Pfarrer zu Linzen in der Churmark, wohin er nun seine Frau aus Schlesien wieder zurückholte. Kaum aber sah er sie wieder bei sich, so fielen abermals die Russen in die Mark ein und verheerten Alles mit Feuer und Schwert. Doch auch hier verzagte sein Herz nicht, also daß er in seinem Liede: „Der du das Loos von meinen Tagen" festen Muthes zu Gott singen konnte:

Selbst aus des Lebens Bitterkeiten
Weißt du mein Glück mir zu bereiten
Und schaffst aus Finsternissen Licht;
Du bahnst vor mir die rauhen Stege
Und leitest mich auf meinem Wege,
Wenn Licht und Leitung mir gebricht.

Drum soll vor dir mein Herz sich stillen;
Ich weiß, daß ohne deinen Willen
Kein Haar von meinem Haupte fällt.
Auf dich allein kann ich vertrauen
Und meiner Zukunft Hoffnung bauen
In dieser unbeständ'gen Welt.

Gott war auch hier auf sein Wohl bedacht, daß er nicht unterliegen durfte; auf die Empfehlung des Markgrafen nämlich kam er 1762 als Prediger an die heilige Geistkirche nach Magdeburg. Der Markgraf blieb ihm Zeitlebens zugethan. Jedes Jahr mußte er ihn besuchen, wo er dann jedesmal hundert Dukaten geschenkt erhielt. Auch in Magdeburg sollte er anfangs „durch mancher Prüfung Enge wallen"; er fand eine schwierige Stellung. Allein durch seine hinreißende Predigtweise, durch sein redliches Wesen und sein aufrichtiges Wirken fürs Gute gewann er sich allmählich die Achtung und Liebe der Gemeinde in hohem Grad. Er wirkte

beſonders auch für Volksbelehrung und Beſſerung durch Herausgabe einiger Wochenſchriften, von welchen eine den Titel: „Der Greis", eine andere den Titel: „Der Wohlthäter" und eine dritte den Titel: „Wöchentliche Unterhaltungen" führte. Nun hatte er endlich Ruhe gefunden und lebte in glücklicher Zufriedenheit noch manches Jahr dahin. So wußte ihm der Herr aus des Lebens Bitterkeiten ſein Glück zu bereiten, daß er recht aus der Erfahrung und im Herzensdrang jenes ſchöne Glaubenslied voll kindlichen Vertrauens ſingen konnte. Allein der Abend ſeines Lebens ſollte in dieſer unbeſtändigen Welt noch recht leidensvoll werden. Die drei letzten Jahre ſeines Lebens hatte er mit den größten Körperſchmerzen und Beſchwerden zu kämpfen, bis endlich der Tod ſeinen Qualen ein Ende machte am 14. Dez. 1787. Seine Zeitgenoſſen ſchildern ihn als einen der edelſten, beſten und achtungswürdigſten Menſchen.

Von ihm erſchienen neben manchen Oratoriendichtungen: „Gedichte. Halle 1750." — „Lieder und Erzählungen. 3 Thle. Halle 1754." — „Muſikaliſche Gedichte nebſt einem Anhang einiger Lieder für Kinder von J. S. Patzke. Magdeb. und Leipz. 1780." Hardenberg zählt in ſeinem Liederverzeichniß 22 geiſtliche Lieder von ihm auf, die größtentheils in ſeiner Wochenſchrift: „Der Greis. Magdeb. 1763—1769. 16 Thle." (neue Aufl. Leipz. 1781. 4 Thle.) ſich finden. Die bekannteſten ſind:

„Der du das Loos von meinen Tagen" — W. G. Nr. 22.
„Lobt den Herrn, die Morgenſonne."

(Quellen: Sam. Baurs intereſſante Lebensgemälde der denkwürdigſten Perſonen des achtzehnten Jahrhunderts. Bd. I. S. 426—444. — F. W. Wolfrath, Pfarrer zu Rellingen, Charakteriſtik edler und merkwürdiger Menſchen. Halle. Thl. I. 1791. S. 344 ff.)

Feddersen, Jakob Friedrich, geb. 31. Juli 1736 zu Schleswig, wo ſein Vater Kaufmann war. Das ſollte er anfangs auch werden, weßhalb er bereits eine Zeit lang bei einem Kaufmann in der Lehre war. Er wurde dieſer Beſchäftigung aber bald überdrüſſig und beſuchte nun in regem Wiſſenstrieb die lateiniſche Schule. In ſeinem fünfzehnten Jahre ſtarb ihm ſeine Mutter, deren Andenken ihm ſein Leben lang theuer blieb. Sie ließ ihn vor ihr Sterbebett kommen und rief ihm, ihre letzten Kräfte zuſammenraffend, mit nachdrücklicher Stimme wenige Minuten vor ihrem Verſcheiden zu: „Dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen!" Dieſe Worte blieben ſeiner Seele wie eingegraben und halfen ihm ſpäter aus mancher Verſuchungsſtunde. Vom J. 1755—1758 ſtudierte er Theologie auf der Univerſität Jena. Schon im J. 1760 berief ihn

sodann der Herzog von Augustenburg zu seinem Kabinetsprediger. Hier lernte ihn der Erbprinz von Bernburg kennen, der ihn sofort nach seinem Regierungsantritt im J. 1766 zum Hofprediger seiner Gemahlin nach Ballenstädt berief. Er wurde so nach 200 Jahren, welche seit Arndts Abschied von dort verflossen waren, der erste evangelische Prediger und Seelsorger, dessen sich die lutherischen Einwohner des Herzogthums endlich wieder zu erfreuen hatten. Hier trat er auch in den Ehestand, in welchem ihm zwei Söhne und eine Tochter geschenkt wurden. Als jedoch im J. 1769 die Fürstin im Wochenbett gestorben war, kam er als dritter Prediger an die St. Johanniskirche nach Magdeburg, wo er Patzke und Sturm als Collegen antraf. Nachdem er hier acht Jahre lang, innig geliebt von seiner Gemeinde, gewirkt hatte, wurde er im J. 1777 als Domprediger und Beichtvater des ganzen herzoglichen Hauses nach Braunschweig berufen. Er hatte hier eilf Jahre lang durch seinen Amtseifer und seine hohen Kanzelgaben das größte Zutrauen und die herzlichste Liebe nicht nur von der ganzen Gemeinde, sondern auch vom herzoglichen Hause zu genießen, so daß er oft beschämt ausrief: „Herr! ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an mir thust!" Besonders mit dem edlen Herzog Ferdinand von Braunschweig lebte er in vertrautester Freundschaft. Da berief ihn der König von Dänemark im Frühjahr 1788 als Hauptpastor und Probst des Altonaischen und Pinnebergischen Consistoriums nach Altona. Obgleich ihm der Abschied von seiner Braunschweiger Gemeinde überaus schwer fiel, so wollte er doch den Ruf ins Vaterland nicht ablehnen und traf nun am 17. Juni 1788 in Altona ein, wo er mit dem sehnlichsten Verlangen erwartet wurde. Mit dem größten Eifer widmete er sich sogleich seinem neuen Amt; unter allen seinen Amtsverrichtungen war ihm aber der Unterricht der Jugend das Liebste. Durch seine Kinderliebe gewann er sich die Herzen der Schulkinder so, daß sie sich stets auf sein Kommen in die Schule herzlich freuten und ihn oft selbst darum baten. Er war überhaupt von ganz sanfter, freundlicher und friedlicher Art, gewöhnt, bei den Nebenmenschen gern Alles zum Besten zu kehren. Vor dem bloßen Gedanken an theologische Streithändel graute ihm, „weil sie nicht frommen". Das Studium der Bibel war seine tägliche Beschäftigung, und jeden Morgen machte er den Anfang seiner Arbeit mit dem Lesen eines Abschnitts aus dem griechischen N. Testament oder aus den Psalmen.

Der Herr hatte aber in seinem Rath beschlossen, ihn von seiner

edlen, ſegensreichen Laufbahn im kraftvollſten Alter abzurufen. Es war, als hätte er dieß geahnet. An den Garten hinter ſeiner Wohnung in Altona ſtieß der Kirchhof. Gleich beim erſten Beſuch dieſes anmuthigen Gartens nun wählte er ſich zwiſchen zwei Linden, die auf dem Kirchhof ſtanden, eine Begräbnißſtelle aus und wiederholte dabei gegen ſeine Freunde mehr wie einmal unter heiteren Geſprächen die Worte: „Dort will ich ſchlafen.“ Von Braunſchweig her war ihm in Folge eines heftigen Katarrhfiebers eine Mattigkeit zurückgeblieben, bei der er ſich im Eifer für ſeinen neuen Beruf nicht genug ſchonte. Dazu kam, daß er wegen einer Kränklichkeit ſeiner Frau, die ihr den Tod drohte, in große Aengſten kam. Sie genas zwar wieder, dagegen ward aber nun er am 20. November von einem Flußfieber befallen, das ihn jedoch nicht abhielt, am 27. Sonntag nach Trinitatis noch ſelbſt die Predigt zu halten. Kaum war er aber zu Haus, ſo brach das Fieber mit ſo heftiger Gewalt an ihm aus, daß er alsbald dachte, dieſe Krankheit werde ſeine letzte ſeyn. Er gab zwar zu erkennen, daß er für ſeine Perſon gern ſtürbe, er wünſche jedoch, wenn es Gott gefiele, für die Seinigen und für ſeine Gemeinde noch länger zu leben. Die Krankheit entwickelte ſich zu einem förmlichen Faulfieber, wobei ihn jedes Geſpräch ſchon in große Aufregung brachte, ſo daß längere Zeit bloß ſeine Frau und Tochter nebſt zwei Freundinnen um ihn ſeyn durften. Er trug alle Beſchwerden, Schwachheit und Schmerzen ohne eine Spur von ungeduldigem Murren und ſtärkte ſich beſtändig durch ein herzliches Gebet zu Gott. Manchmal aber klagte er: „Ich kann jetzt nicht beten und ſonſt war ich ſo geübt darinn;“ dann pflegte er ſich mit der großen Wahrheit zu tröſten: „Wir haben einen Fürſprecher beim Vater.“ — „Ich habe,“ ſagte er einmal zu einer ſeiner Freundinnen in einer ſchweren ſchlafloſen Nacht, „ſo die Gewohnheit, daß ich, wenn mir bei meiner Arbeit ein guter Gedanke einfällt, denſelben auf einen kleinen Zettel ſchreibe und mir denſelben vor Augen lege, um ihn wieder ins Gedächtniß zu bringen. Im Anfang meiner Krankheit kam es mir nun vor, als ſähe ich einen ſolchen Zettel vor mir, auf welchem die Worte ſtanden: „„Vollkommen werden““ — „„Gehorſam lernen““ — „„Glaube und Vertrauen üben““ — und eben ſahe ich einen Zettel, darauf ſtand: „„Jehovah, meine Hülfe!““ Daraus ſchließe ich, nun wird die Hülfe Gottes kommen.“* Mit dem Chriſtfeſt trat der Tod ihm nahe. Aber die Wahrheit des Wortes: „Der Gerechte iſt auch in ſeinem Tode getroſt,“

* Weiteres II. Nr. 142.

traf auch an seinem Sterbebett ein zu großer Rührung und Ermunterung der umstehenden Zeugen. Bei aller Demuth blickte er auf seine vollbrachte Amtsführung mit der Freudigkeit eines guten Gewissens zurück, begnügte sich willig, dem Rufe Gottes zu folgen, und redete von demselben stets als von seinem Hingang zu Gott. Die Hoffnung und stille Freudigkeit, die er in seinem Liede: „Durch viele große Plagen" * den Greisen aussprechen läßt, belebte auch ihn. Die ruhigen Augenblicke, die er neben vielen bewußtlosen Stunden genoß, wandte er zum Gebet an und bezeugte einmal über das andere: „Ich hoffe aus Gnaden um Jesu willen selig zu werden," und ein andermal rief er aus: „O! ich kanns nicht beschreiben, welchen Frieden ich in meinem Herzen empfinde. Deinen hohen Frieden schmeck' ich schon hienieden, und was hoff' ich dort!" Unaufhörlich betete er für seine Frau und Kinder, daß sie Gott auf seinen Wegen erhalten wolle; er durfte auch seinen von Kiel herbeieilenden Sohn noch einmal sehen und segnen. In seiner letzten Lebensnacht, da er Niemand mehr kannte und nichts vernahm, was außer ihm vorgieng, betete er noch mit starker, durchdringender Stimme für die Seinigen, für seine Freunde, die er alle mit Namen nannte, für den König, für Stadt und Gemeinde bis zu einer halben Stunde vor seiner Auflösung. Tausendfachen Segen rief er über Jeden herab. Man konnte ihn nicht völlig mehr verstehen, zumal da sich immer Bilder der irrenden Phantasie einmischten. Mehrmals aber hörte man noch ganz deutlich die Worte: „Außer Christum kann ich nichts; durch Christum vermag ich Alles." So gieng seine Gott geheiligte Seele unter beständigem Gebet in die Wohnungen der Gerechten hinüber am Morgen des letzten Tages im J. 1788.

Er war ein praktischer Volksschriftsteller; besonders bekannt sind seine „Nachrichten vom Leben und Ende gutgesinnter Menschen. Halle 1776—1785. 5 Thle." Namentlich aber schrieb er auch für Kinder, z. B.: „Das Leben Jesu für Kinder. Halle 1777." — „Lehrreiche Erzählungen aus der biblischen Geschichte für Kinder. 3. Aufl. 1788." — „Beispiele der Weisheit und Tugend aus der Geschichte, mit Erinnerungen für Kinder. 2 Thle. Halle 1777—1780." Seine geistlichen Lieder, die er dichtete, stehen besonders in seinen „Unterhaltungen mit Gott in besondern Fällen und Zeiten. Halle 1774." und in den „Andachten im Leiden und auf dem Sterbebett. Magdeburg 1772." Die bekanntesten sind:

* W. G. Nr. 522, V. 6. und 7.

„Durch viele große Plagen hat mich der Herr" oder:
„Du, Herr von meinen Tagen, haſt mich" — W. G. Nr. 522.
„Nein! murren will ich nicht."

(Quellen: Fr. Wilh. Wolfraths Leben Feddersens im ſechsten Band der Nachrichten von dem Leben und Ende gutgeſinnter Menſchen von Feddersen. Halle 1790.)

Münter, Dr., Balthaſar, geb. 24. Merz 1735 zu Lübeck. Schon in ſeinem zwölften Jahr erfuhr er einen traurigen Wechſel des Glücks. Sein Vater, ein angeſehener und reicher Kaufmann, ſank plötzlich aus dem Schooß des Reichthums in große Armuth. Für den Knaben war aber gerade dieſes Mißgeſchick ein Sporn, ſich durch Fleiß und Geſchicklichkeit den Weg zu ſeinem Fortkommen in der Welt zu bahnen. Er wurde von der Zeit an einer der beſten Schüler auf dem Lübeckiſchen Gymnaſium. Damals ſchon erwarb er ſich durch deutſche Gedichte großes Lob, beſonders durch ein paar Oden zum Preis der Gottheit. Im J. 1754 bezog er die Univerſität Jena, um Theologie zu ſtudieren, und wurde 1757 Privatdocent und bald darauf Adjunkt an der philoſophiſchen Fakultät. Mit einer faſt unglaublichen Anſtrengung hielt er hier täglich acht bis zehn Vorleſungen. Im J. 1760 verſchafften ihm ſeine ſeltenen Predigergaben die Stelle eines Waiſenhauspredigers und Hofdiakonus in Gotha. Nach dritthalb Jahren ſchon kam er als Superintendent nach Tonna, einige Stunden von Gotha; er hatte ſich aber durch ſeine Predigten, die ſehr geblümt und bilderreich waren, die Gunſt des Herzogs ſo ſehr erworben, daß er immer noch alle Monate einmal in Gotha vor ihm predigen mußte. Heiter und zufrieden mit ſeinem Schickſal genoß er des ihm von Gott beſcheerten Lebensglücks voll Danks gegen den Geber ſo vieler guten Gaben. Da ward er im J. 1765 als erſter Prediger zur deutſchen Petrigemeinde nach Kopenhagen berufen, wo vor ihm der ehrwürdige Dr. Hauber ſtand. Dieſen Poſten bekleidete er 28 Jahre lang. Durch treue Amtsführung und ausgezeichnete Predigergaben erwarb er ſich die größte Liebe der Gemeinde. Beſonders weckte er viele junge Männer zum Eifer im Predigerberuf. Es erſchienen auch viele Predigtſammlungen von ihm. Zu gleicher Zeit mit ihm weilten Cramer und Klopſtock in Kopenhagen, die ihn zu ſeinen dichteriſchen Arbeiten aufmunterten und im vertrauteſten Umgang mit ihm lebten. Im J. 1772 hatte er hier den unglücklichen Miniſter Struenſee zum Tode auf dem Schaffot vorzubereiten, durch deſſen Bekehrungsgeſchichte, die er in demſelben Jahre noch herausgab, er ſich ſehr berühmt machte. In den letzten

fünf Jahren seines Lebens erwarb er sich auch durch bessere Einrichtung des Armenwesens, die er mit viel Eifer und Einsicht betrieb, große Verdienste. Sein Haus war eine Wohnung des Friedens und der Ruhe. Er hatte jedoch im J. 1787 den Schmerz, einen sechzehnjährigen Sohn durch den Tod zu verlieren. Derselbe ertrank beim Baden in der See zu Bordeaux, wo er sich als Handlungslehrling aufhielt. Sein Sohn Friedrich aber wurde ein berühmter Theolog und Orientalist (er starb als Bischof von Seeland am 9. April 1830), und seine Tochter, Friedrike Sophie Christiane, hat sich auch als Schriftstellerin bekannt gemacht (sie starb als verehlichte Brun zu Kopenhagen am 5. Merz 1835). Er selber aber, in dessen Charakterbild unumschränktes Wohlwollen, Aufrichtigkeit und Bescheidenheit als liebliche Züge zu schauen sind, starb in sanfter Glaubensruhe am 5. Okt. 1793 in einem Alter von 58 Jahren. Lange zuvor schon hatte er mit freudiger Erwartung des Todes auf diesen letzten seiner Tage hingeschaut und gesungen:

Dann geh ich frei von Kummer
Des Todes dunkle Bahn:
Mir bricht nach kurzem Schlummer
Ein ew'ger Morgen an.

Heil mir! er ist nicht fern
Der letzte meiner Tage!
Er kömmt, und meine Klage
Wird Lobgesang dem Herrn.

Zuerst gab er „geistliche Cantaten auf die Evangelien, 1769," heraus, dann in den Jahren 1773 und 1774 zwei Sammlungen „geistlicher Lieder", von welchen jede 50 Lieder enthält. Die Zuschrift zur ersten ist vom 11. Jan. 1772, wie denn auch bereits in diesem Jahr eine kleinere Zahl von Exemplaren in Kopenhagen erschien, zur zweiten vom 5. Juli 1773. Seine Freunde wetteiferten, sie mit Melodien zu schmücken. Zur ersten Sammlung sind Melodien beigegeben von dem Kapelldirektor Benda, Kapellmeister J. Chr. Fr. Bach in Bückeburg, Musikdirektor Hiller in Leipzig, Hertel in Schwerin, Kunzen in Lübeck, Rolle in Magdeburg, Scheibe in Kopenhagen und Wolf in Weimar; zur zweiten von Fr. Bach allein. Seine geistlichen Lieder, an denen er mit größter Sorgfalt feilte, waren ihm die liebsten unter seinen Arbeiten und gehören wirklich zu den besten ihrer Zeit, in der sich denn auch manche die allgemeinste Geltung erworben haben. Sie haben mehr poetischen Gehalt und Reiz, als die Gellert'schen Lieder, aber ein gewisses Etwas fehlt ihnen gleichwohl — und das ist das spezifisch-christliche Element. Küttner in seinen Charakteren deutscher Dichter sagt von ihnen: „Sie athmen einen ächten „Dichtergeist, Andacht und Empfindungen des feurigsten Danks; sie sind „erhaben ohne lyrische Kühnheit, reich an neuen und herzerhebenden

„Gedanken, reicher an Ausbrüchen inniger Gefühls, als an lehrender „Moral; ſie haben einen gewiſſen Anſtrich von männlicher Ernſthaftigkeit, „mehr den Ton feierlicher, als weicher Empfindungen, und eine kraftvolle, „reine und gewählte Sprache." Münter ſpricht ſich ſelbſt über die Art, wie er ſeine geiſtlichen Lieder gedichtet hat, in der Zuſchrift an Klopſtock und Cramer, die ihn zum Dichten gottesdienſtlicher Lieder aufgemuntert hatten, alſo aus: „mehrentheils haben mich perſönliche Umſtände meines Lebens, eigene Bedürfniſſe, Entſchließungen und Abſichten geleitet, ſo und nicht anders zu Gott zu beten, als ich gebetet habe." Zugleich eifert er auch gegen die ſogenannten Lehrlieder, welche zu dieſer Zeit wie die Pilze aus der Erde aufſchoßen, in folgenden treffenden Worten: „ich habe mich noch nicht überzeugen können, daß ein bloßer Unterricht mit Anſtand geſungen werden kann, zumal von Vielen zugleich. Der eigentliche Unterricht in der Religion ſcheint nur dem proſaiſchen Vortrag vorbehalten werden zu müſſen. Wer die ſogenannten Lehrlieder einiger unſerer neuen und beſten Liederdichter lieſet, der wird es fühlen, daß ſich die Poeſie in denſelben außer ihrer Gränze gewagt hat. Er wird den Unterricht, den er da empfängt, wahr und wichtig finden, aber wünſchen, daß man ihm denſelben lieber in ungebundener Rede möchte gegeben haben. Und wenn er dieſe Lieder gar ſingen und in Geſellſchaft mit vielen Andern ſingen ſoll, ſo wird er ſich gar keinen Grund anzugeben wiſſen, warum ſie eben geſungen und nicht vielmehr bloß geleſen oder hergeſagt werden ſollen. Ein Lied ſoll größtentheils ſeyn ein Gebet."

In manchen Geſangbüchern des vorigen Jahrhunderts, wie z. B. im Dresdener und Würtemberger vom J. 1791,* fand mehr als ein Drittheil der Münter'ſchen Lieder Aufnahme. Die gediegenſten und verbreitetſten ſind:

„Deines Gottes freue dich."
„Der du dem Tode nah, für die" oder:
„Du ſchenkſt voll Nachſicht und Geduld" — W. G. Nr. 426.
„Der letzte meiner Tage."
„Dich krönte Gott mit Freuden" — W. G. Nr. 380.
„Die Feinde deines Kreuzes droh'n" — W. G. Nr. 210.
„Die Sonne ſtund verfinſtert."
„Dir verſöhnt in deinem Sohne" — W. G. Nr. 267.
„Du Vater deiner Menſchenkinder."
„Gott, deine weiſe Macht erhält."

* Außer den oben angeführten Liedern gehören folgende Nummern dieſes G's. Münter zu: Nr. 3, 4, 7, 17, 28, 37, 66, 122, 158, 159, 210, 247, 258, 277, 281, 282, 335, 416, 437, 568, 578, 583, 611, 614.

„Gott, ich will mich ernstlich prüfen."
„Herr, ich bin dein Eigenthum."
„Jesus kommt, von allem Bösen" — W. G. Nr. 485 — oder:
„Jesus ist gekommen" oder:
„Gottes Sohn ist kommen."
„Mein Glaub ist meines Lebens Ruh" — W. G. Nr. 329.
„Sollt ich jetzt noch, da mir schon" — W. G. Nr 327.
„Stärk uns, Mittler! dein sind wir" — W. G. Nr. 245.

(Quellen: Dr. Balthasar Münters Leben und Charakter von seinem Sohne Dr. Fr. Münter. Kopenhagen 1793. — Schlichtegrolls Nekrolog auf das Jahr 1793. Bd. I. S. 322—364. — Henle's Archiv für die Kirchengeschichte. Bd. I. Stück 4. S. 6 ꝛc.)

Hering, A. G. L., Hofgerichtsrath zu Cöslin in Hinterpommern, wo er im J. 1770 starb. Er war nach Rambachs Zeugniß „ein Mann von dem frömmsten Herzen und der strengsten Gewissenhaftigkeit, dessen Tod von seinen Mitbürgern allgemein betrauert wurde." Er dichtete das schöne, zum erstenmal erst nach seinem Tod in den „Mannigfaltigkeiten einer gemeinnützigen Wochenschrift. Berlin 1770." veröffentlichte Lied:

„Verlaß mich nicht, wenn ich dich nicht verlasse" oder:
„Ich suche dich, Herr, laß dich finden" — W. G. Nr. 319.

Mudre, M., Johann Friedrich, wurde am 26. Dez. 1736 zu Lübben in der Niederlausitz geboren, wo sein Vater, seines Handwerks ein Weber, lebte. Im J. 1757 bezog er die Universität Leipzig, wo er Gellerts Schüler wurde. Er wurde im J. 1771 Pfarrer in Bubendorf bei Borna und zwei Jahre darauf in Mittelsaida bei Freiberg. Dort wirkte er bis ins hohe Alter viele Jahre im Segen. Zuletzt zog er sich nach Marienberg zurück und verbrachte hier den Abend seines Lebens, „ohne Furcht und Grauen seinem Tod entgegenschauend", der endlich am 30. Mai 1810 über ihn kam.

„Genaueste Uebereinstimmung mit den Lehren der h. Schrift" galt ihm als Haupteigenschaft eines geistlichen Liedes. In diesem Sinn verfaßte er 99 geistliche Lieder und 2 Gedichte, die er zuvor Gellert zur Durchsicht vorlegte und unter denen sich manche gelungene und glaubensinnige befinden. Sie erschienen unter dem Titel: „Geistliche Lieder und Gedichte. Friedrichsstadt bei Dresden 1770." Das Dresdener Gesangbuch hat 13 aufgenommen. Die verbreitetsten sind:

„Erhebt, Bewohner dieser Welt."
„Sprich nicht in deinen Leidenstagen."
„Treu ist Gott, nehmts doch zu Herzen."
„Warum verkennst du deinen Gott."
„Werde Licht, du Volk der Heiden" — W. G. Nr. 116 — mit Anklängen an Schmolke's Lied: „Gott der Juden, Gott der Heiden."

Heeren, Heinrich Erhard, geb. am 16. Febr. 1728 zu Wremen im Herzogthum Bremen, wo ſein Vater Pfarrer war. Er ſtudierte in Jena und Göttingen und wurde dann im J. 1754 Subrektor an der Domſchule zu Bremen, 1760 Pfarrer zu Arbergen bei Bremen und 1775 Dompredigter in Bremen. Er iſt der Vater des bekannten im J. 1842 geſtorbenen Hofraths Dr. A. H. L. Heeren, Profeſſors der Geſchichte in Göttingen. Seine Gattin war Margarethe, geb. Wolters. Sie gieng ihm mehr denn 30 Jahre im Tod voran. In ſeinen letzten Jahren begab er ſich in den Ruheſtand und ſtarb als ein alter, ehrwürdiger Greis von 83 Jahren am 8. Merz 1811.

Er dichtete im Ganzen 32 Lieder, die nebſt 27 veränderten Liedern unter dem Titel erſchienen: „Neue und veränderte geiſtliche Lieder zu einem neuen öffentlichen Geſangbuch beigetragen. Bremen 1778." Er war auch Mitarbeiter am „Geſangbuch der evang. luth. Domgemeinde zu Bremen. 1778." Vierzehn ſeiner Lieder giengen in moderne Kirchengeſangbücher über, z. B.:

„Fern ſey mein Leben jederzeit."
„Noch ſing ich hier aus dunkler Ferne" — W. G. Nr. 275 — auf den Tod ſeiner Gattin gedichtet.

Hermes, Dr., Johann Auguſt, wurde geboren am 24. Auguſt 1736 in Magdeburg. Er beſuchte zuerſt die Schule zu Kloſterbergen unter dem frommen Abt Steinmez und dann die Univerſität Halle, wo er für Knapp am Waiſenhaus unterrichtete. Er fand ſich aber hier, wie ſchon in Kloſterbergen, vom Pietismus abgeſtoßen. Seine erſte Anſtellung fand er im J. 1759 als Hülfsprediger zu Parchim im Mecklenburgiſchen, dann wurde er Pfarrer zu Groſchendorf, wo der ſiebenjährige Krieg für ihn mancherlei ſchwere Drangſale herbeiführte und ihn faſt all ſeines Eigenthums beraubte. Er ertrug aber ſolche Noth mit herzlichem Vertrauen zu Gott und erwarb ſich unter der Zucht des h. Geiſtes dabei eine ungemeine Faſſung des Gemüths, einen wahren chriſtlichen Gleichmuth, der ihm in den Prüfungen, die ſeiner noch warteten, wohl zu Statten kam. Nach geſchloſſenem Frieden kam er als Prediger nach Wahren. Hier zog er ſich durch ſeine freiern Anſichten, die in manchen Punkten von der Kirchenlehre abwichen und die er im J. 1771 und 1772 in ſeinen „wöchentlichen Beiträgen zur Beförderung der Gottſeligkeit" veröffentlichte, allerlei Anfechtungen und Verketzerungen zu. Im J. 1777 wurde er Prediger in Dittfurt, einem Dorfe bei Quedlinburg. Hier ſchrieb er

ſein „Handbuch der Religion", das ſich allgemeinen Beifalls zu erfreuen hatte und in viele fremde Sprachen überſetzt wurde. Namentlich erwarb er ſich dadurch die Gunſt der Aebtiſſin Amalie von Quedlinburg, auf deren Betreiben er im J. 1780 Oberprediger und ſpäter Superintendent und Conſiſtorialrath in Quedlinburg wurde. Noch einmal ſollte er im hohen Alter die Schreckniſſe des Kriegs erfahren müſſen; nach der Schlacht bei Jena im J. 1806 wurde ihm von den Franzoſen ſein ganzes Haus ausgeplündert. Auf Dornen mußte er ſtets zu ſeinem Ziel hingehen. Er hatte es aber längſt gelernt, dem großen Dulder als ſein Jünger zu folgen. Bei den vielen Feinden und Gegnern, die er hatte, gab er ſtets Zeugniß von dem edlen Geiſt der Duldung, der ihn beſeelte; allen ihren Angriffen ſuchte er nichts, als ein reines und tadelloſes Leben entgegenzuſetzen und hielt allezeit feſt an dem Vorſatz, den er in ſeinem ſo beliebt gewordenen Paſſionslied: „Ach! ſieh ihn dulden" ausgeſprochen: „Nie will ich mich am Feinde rächen." Endlich durfte er als ein hochbetagter Greis von 85 Jahren zum ewigen Frieden heimgehen. Er ſtarb zu Quedlinburg am 6. Jan. 1822.

Wir haben von ihm bloß vier geiſtliche Lieder, von welchen drei, und unter dieſen das allerwärts eingebürgerte:

„Ach! ſieh ihn dulden, bluten, ſterben" — W. G. Nr. 148 — in den zwei letzten Hauptſtücken ſeines Handbuchs der Religion vom J. 1779 neben „Morgen- und Abendandachten" ſtehen, das vierte aber bereits in ſeinen „wöchentlichen Beiträgen zur Beförderung der Gottſeligkeit. 2. Bd. 1772." erſchienen war. Es iſt das Lied:

„Ich bin zu ſel'gen Ewigkeiten" oder, wie er es nachmals ſelbſt geändert hat:
„Ich bin zur Ewigkeit geboren."

Er beſorgte auch das neue verbeſſerte Quedlinburger Geſangbuch vom J. 1787.

(Quellen: J. A. Hermes nach ſeinem Leben, Charakter und Wirken von H. Fritſch, Oberprediger in Quedlinburg. 1827.)

Koppe, Dr., Johann Benjamin, geb. 19. Auguſt 1750 zu Danzig, wo ſein Vater Tuchmacher war. Im elterlichen Hauſe erhielt er nachhaltige Eindrücke der Frömmigkeit und ſtudierte dann vom J. 1769 zu Leipzig die alten Sprachen. 1776 wurde er in Göttingen Profeſſor der Theologie, 1784 Oberpfarrer und Generalſuperintendent in Gotha, und 1788 Conſiſtorialrath und Hofprediger in Hannover. In ſeinen letzten Lebensjahren trafen ihn manche Leiden, beſonders auch durch den

Tod ſeiner Frau. Als ſeine Geſundheit endlich ganz geſchwächt war und die Aerzte ihm ihre Beſorgniſſe für ſein Leben mittheilten, bereitete er ſich mit Ruhe zu ſeinem Tode vor. Er äußerte dabei mehrmals, „daß er nie ſo ſtark den Werth ſeines theologiſchen Studiums gefühlt, als in dieſen Augenblicken, wo das Weſentliche deſſelben ſich vor ihm in Einem Punkte vereinige.“ Am 1. Epiphanienſonntag des Jahrs 1791, dem Tag der Einführung des neuen Katechismus, hielt er, ob er gleich bereits die ganze Woche hindurch, und beſonders am Studiertag, mit den Anfällen der Krankheit, die ihm dann auch das Leben raubte, zu kämpfen hatte, ſeine letzte Predigt „über das Verdienſt des Chriſtenthums um die Erleuchtung und Veredlung der menſchlichen Vernunft“. Dadurch ward ſeine letzte Kraft vollends verzehrt und er ſtarb nach dieſem letzten Wort der Lehre und der Liebe an ſeine Gemeinde am 12. Febr. 1791. Er war ein ſeltener, großer Charakter voll Nachgiebigkeit und Feſtigkeit, Freundlichkeit und Ernſt. Als gelehrter Theolog hat er den bekannten Commentar zum N. Teſtament unter dem Titel herausgegeben: „**N. Testamentum perpetua annotatione illustratum.**“ 10 Bde. Eine Ausgabe ſeiner Predigten beſorgte Spittler zu Göttingen in zwei Sammlungen vom J. 1792 und 1793.

Seine wenigen Lieder ſtehen in dem von ihm herausgegebenen „chriſtlichen Geſangbuch. Göttingen. 1789.“ Das bekannteſte iſt:

„Daß ich in deiner Chriſtenheit“ — W. G. Nr. 510.

(Quellen: Die deutſchen Kanzelredner des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts von Dr. H. Döring. Neuſtadt a. d. Orla. 1830.)

Waldau, Georg Ernſt, geb. 25. Merz 1745 zu Nürnberg. Nachdem er in Altdorf und Leipzig ſtudiert hatte, wurde er 1768 Vikarius an der Clarakirche in Nürnberg, 1772 Hoſpitalprediger, 1789 Profeſſor der Kirchengeſchichte am Gymnaſium, 1791 Prediger an der St. Aegidienkirche und Inſpektor des Gymnaſiums, und zuletzt Antiſtes an der Hauptkirche zu St. Lorenz, in welchem ehrenvollen Amte er am 27. April 1817 als dreiundſiebenzigjähriger Greis ſtarb.

Er gab heraus: „Geiſtliche, noch ungedruckte Lieder. Nürnberg 1781.“ Dieſe aus 78 Liedern beſtehende Sammlung wurde für Chriſten beſtimmt, welche „vernünftige Erbauung und erleuchtete Andacht ſuchen“, und veranſtaltet zur Anbahnung einer entſchiedenen Geſangbuchsreform, wobei ſich Waldau mit Luſt auf die Stelle in Profeſſor Sanders Erbauungsbuch. Leipz. 1781. S. 51 berief: „Wer auf irgend eine Art

dem Fortgang der Geſangbuchsverbeſſerung (damaliger Zeit) Hinderniſſe in den Weg legt, — nun! der ſehe zu, ob er es vor dem Richterſtuhl Chriſti wird verantworten können; denn Jeder, der Gott und ſeine Mitmenſchen liebt, muß unwillig werden, wenn er ſieht, wie traurig, unzweckmäßig, mangelhaft, ſeicht gerade die wenigen Bücher ſind, an die ſich der gemeine Mann und die Jugend durchgängig hält, nämlich Geſangbuch und Katechismus und Kinderlehr." (!!) Es finden ſich hier hauptſächlich die Lieder des gleich unten zu nennenden Loder, 34 an der Zahl, dann auch einige von den ebenfalls weiter unten zu nennenden Dichtern Bickel (1) und Eſchenburg (8), ferner zwei von dem Superintendenten Joh. Chriſtoph Stockhauſen zu Hanau (1769—1784), drei von dem Halberſtädtiſchen Canonicus Joh. Wilh. L. Gleim, dem berühmten Anakreon und Tyrtäus der Deutſchen († 1803), zwei von dem Diakonus Chriſtian Heinr. Seidel an St. Sebald in Nürnberg († 1787) und ſechs von deſſen Frau Charlotte, geb. Lange, zwei von dem Conrektor Joh. Paul Sattler in Nürnberg, zwei von Profeſſor Conr. Arnold Schmidt am Carolinum in Braunſchweig († 1789), zwei von Rektor Gottlob Nathanael Fiſcher in Halberſtadt (1775—1800) und vier von Waldau ſelbſt, unter welchen beſonders zu nennen, als mit „W***" bezeichnet:

„Von dir, du Gott der Einigkeit" — W. G. Nr. 497.

Loder, Friedrich Wilhelm, geboren in Regensburg am 14. Febr. 1757. Er wurde im J. 1778 Hohenlohe-Neuenſteiniſcher Archivarius zu Ohrdruf in der Grafſchaft Obergleichen im Gothaiſchen und 1784 Gothaiſcher Hof- und Conſiſtorialrath, ſo wie Landſchaftsmitglied der Gothaiſchen Stände, in welcher Stellung er am 30. Mai 1823 zu Ohrdruf ſtarb. Am 6. Jan. 1808 hatte er dort eine ſchreckliche Feuersbrunſt durchzumachen.

Er hat ungefähr vierzig im Bibelton gehaltene Lieder gedichtet, von welchen Waldau in der ebengenannten Sammlung vom J. 1781 vierunddreißig zum erſtenmal veröffentlicht hat. Seine weiteren Lieder, neueren Urſprungs, erſchienen erſtmals gedruckt im Erfurter Geſangbuch vom J. 1796. Die bekannteſten ſind:

„Auf dich, Verſöhner, aufzuſehen."
„Des Oelbergs martervolle Höhen" oder:
„O Golgatha, zu deinen Höhen."
„Durch Jeſum rein von Sünden."
„Gottlob! ich weiß mein Vaterland" (1781) — W. G. Nr. 645.

„Ich bin ein Chriſt."
„Inbrünſtig preis ich dich" (1781) — W. G. Nr. 227.
„Mein Jeſus iſt mein Leben."
„Wie ſüß, mein Vater, iſt die Pflicht."

Eſchenburg, Dr., Johann Joachim, der Sohn eines Kaufmanns zu Hamburg, wo er am 7. Dez. 1743 geboren wurde. Im J. 1764 bezog er die Univerſität Leipzig und hörte dort Gellerts Vorleſungen mit großer Begierde und heiligem Ernſt. Um Michaelis des Jahrs 1767 wurde er Hofmeiſter am Collegium Carolinum in Braunſchweig, wo er zugleich auch anfieng, Vorleſungen über die ſchöne Literatur zu halten. Dadurch machte er ſich einen ſolchen Namen, daß er zwei Jahre ſpäter Profeſſor an dieſer Anſtalt wurde und 1777 an Zachariä's Stelle kam. Im J. 1787 übernahm er das Direktorium des Braunſchweigiſchen Intelligenzweſens. Er trug ungemein viel zur Beförderung der ſchönen Literatur der Deutſchen bei und machte ſich beſonders um Shakeſpeare, deſſen Werke er von 1798—1806 überſetzte, ſehr verdient. Zuletzt wurde er noch geheimer Juſtizrath und Canonikus des Cyriakusſtiftes zu Braunſchweig und ſtarb als ſolcher am 29. Febr. 1820.

Die fünfzehn geiſtlichen Lieder, die er im Ganzen dichtete, erſchienen im G. Joach. Zollikofer'ſchen Geſangbuch vom J. 1766, in Waldau's obgenannter Sammlung vom J. 1781, in Niemeyers Geſangbuch für höhere Schulen vom J. 1785 und im neuen Braunſchweigiſchen Geſangbuch vom J. 1779, das er bearbeiten half. Die bekannteſten ſind:

„Ich faſſe, Vater, deine Hände" — W. G. Nr. 611 — nach Liebichs Lied: „Ich werfe mich in deine Hände."
„Ich will dich noch im Tod erheben."

(Quellen: Lexikon deutſcher Dichter und Proſaiſten von C. H. Jördens. Leipz. 1806—1812.)

Bickel, Johann Daniel Carl, ein Freund Diterichs, geb. 24. Juni 1737 zu Altweilnau im Herzogthum Naſſau. Er war Naſſau-Uſingenſcher Hofprediger in Biberich, zuletzt Conſiſtorialrath und Superintendent in Uſingen, wo er am 28. Juni 1809 ſtarb.

Er dichtete bloß drei geiſtliche Lieder und darunter zwei über die Heilighaltung des Eides, von welchen eines in Waldau's obgenannter Sammlung vom J. 1781 (S. 56) veröffentlicht wurde, das andere aber, nebſt einem Inveſtiturlied, ſchon in dem durch ihn beſorgten Naſſau-Uſingen'ſchen Geſangbuch vom J. 1779 ſteht. Dieſe beiden haben ſich vielfach eingebürgert:

„Gott, der du Herzenskenner biſt" — W. G. Nr. 450.
„O Jeſu, Herr der Herrlichkeit" — W. G. Nr. 282.

Fröbing, Johann Christoph, geb. 8. Mai 1746 zu Ohrdruf in der Grafschaft Obergleichen in Thüringen. Im J. 1776 wurde er Conrektor an der Neustädter Stadtschule in Hannover und blieb dieß zwanzig Jahre lang; 1796 kam er dann auf die Pfarrei Lehrte im Lüneburgischen, und im J. 1800 wurde er Diakonus zu Mark-Oldendorf im Hildesheimischen, wo er am 25. Jan. 1805 starb.

Er dichtete ungefähr hundert geistliche Lieder, in denen manchmal noch der alte Glaubenston durchklingt. Siebenunddreißig stehen, nebst acht Cantaten, in seinen „Gedichten. Leipz. 1791."; die übrigen sind zerstreut in folgenden von ihm herausgegebenen Schriften: „Gesänge für Kinder. Celle 1799." — „Gesangbuch für den häusl. Gottesdienst. Hannover 1797." — „Christliche Morgen- und Abendlieder für Familien. Lüneb. 1802." Zu nennen sind:

„Hocherhabener, ich trete" oder:
„Herr! vor dem die Engel knieen" (1797) — W. G. Nr. 25.
„Ohne Kummer, ohne Sorgen legt ich gestern mich zur Ruh" (1802).

Röding, Johann Heinrich, geb. 20. Nov. 1732 zu Hamburg. Er war sein eigener Lehrmeister und sammelte sich ohne eigentlichen Unterricht durch eigenen Fleiß schöne Kenntnisse in den Sprachen und Wissenschaften. Als Jüngling suchte er einen niedrigen Dorfschulmeisterdienst und erhielt ihn auch, wiewohl nur mit Mühe; dann kam er als Unterlehrer in die Schule des berühmten Jürgen Elert Kruse, hierauf an die Schule zu Tellingstadt in Holstein mit dem Titel eines Rektors. Endlich wurde er im J. 1768 Lehrer an der Jakobsschule zu Hamburg, wo er am 28. Dez. 1800 starb. Er war ein sanfter, liebreicher Mann voll Eifers, junge Herzen für den Herrn zu gewinnen.

Er ist ein Schulliederdichter. So erschienen von ihm: „Lieder über den Katechismus, nebst Gebeten für Kinder. Hamb. 1772." Zweite Auflage mit 51 Liedern unter dem Titel: „Geistliche Lieder und Gebete für Kinder zum Gebrauch in den Schulen. 1774." Dritte Auflage 1784. Vierte Auflage 1797. — Außerdem schrieb er noch viele Unterrichts- und Erbauungsschriften, z. B. „die Leidensgeschichte Jesu mit untermengten Betrachtungen und Liedern. 1773." Hier finden sich 19 Passionslieder und eine Cantate. Im J. 1800 erschien dann von ihm noch kurz vor seinem Tode besorgt: „Auswahl meiner Gedichte. Hamb. 1800." Im Ganzen dichtete er 84 geistliche Lieder, von welchen sich am meisten verbreiteten:

„Erhebe dich mein Lobgeſang."
„Sein Kampf war nun geendet" (1773) — W. G. Nr. 150.
(Quellen: Thieß, Hamburger gelehrte Geſchichte. II. 138.)

Pfeffel, Gottlieb Conrad, wurde am 28. Juni 1736 zu Colmár im Elſaß geboren, wo ſein Vater franzöſiſcher Hofconſulent war. Bevor er noch zwei Jahre alt war, ſtarb ihm ſein Vater, und ſeine würdige Mutter hatte ihn nun allein zu erziehen. Schon im fünfzehnten Jahr bezog er die Univerſität Halle, um die Rechte zu ſtudieren. Von Kindheit auf hatte er an Augenentzündungen zu leiden; eine ſolche brach nun in Halle bei ihm im heftigſten Grade aus, weil er oft ganze Nächte durch ſtudierte. Es bildeten ſich auf beiden Augen Flecken, ſo daß er von Halle abreiſen mußte. Er begab ſich nun zu ſeinem Bruder, der in Dresden als ſächſiſcher Legationsrath angeſtellt war; als aber derſelbe im J. 1754 nach Polen ziehen mußte, kehrte er nach Colmar zurück. Drei Jahre ſpäter erblindete er, erſt 21 Jahre alt, vollends gänzlich trotz aller Heilverſuche. Nun ſah er ſich, um nicht ſo ganz hülflos und verlaſſen dazuſtehen, nach einer Gehülfin um und erhielt durch eine im J. 1759 geſchloſſene Heirath eine milde, ſanfte Tröſterin in ſeinem Mißgeſchick. Im J. 1760 gab er Gedichte heraus unter dem Titel: „Poetiſche Verſuche", die überall ungemeinen Beifall erregten und im J. 1789 zu Baſel in drei Theilen wieder aufgelegt wurden (5. Aufl. Tüb. 1817—1820. 7 Thle.); er hatte ſie während ſeiner ſchwerſten Augenleiden von 1753—1760 gedichtet. Im J. 1773 legte er unter dem Namen einer Kriegsſchule ein akademiſches Erziehungshaus für proteſtantiſche Jünglinge in Colmar an. Es waren beſonders viele Schweizerjünglinge, die hier durch ihn einen trefflichen Unterricht genoßen. Zur Anerkennung ſeiner Verdienſte erhielt er daher auch das Schweizeriſche Bürgerrecht und wurde im J. 1783 in den großen Rath der Stadt Biel aufgenommen. In Folge der franzöſiſchen Revolution wurde aber ſeine Kriegsſchule aufgehoben. Zuletzt wurde er noch im J. 1803 Präſident des neu errichteten evangeliſchen Conſiſtoriums zu Colmar. Während fünfzigjähriger Blindheit, in der er hienieden ſeine Wege gehen mußte, erlahmte ſein kräftiger Geiſt doch nicht; ſeine Augen waren nach Außen zwar geſchloſſen, ſein Seelenauge aber war um ſo ſchärfer und thätiger; ſo dichtete er auch ſeine lieblichen Fabeln während ſeiner Blindheit, durch die er ſich beſonders bekannt gemacht hat. Sie erſchienen im J. 1785. Dabei war ihm das Chriſtenthum, deſſen Troſt und Kraft er in ſeinem traurigen Miß-

geſchick am eigenen Herzen reichlich erprobte, eine Herzensſache. Er ſtarb zu Colmar im J. 1809, nachdem er ſich für ſeine eigene Beerdigung das Lied gedichtet hatte:

Hallelujah! ſie hat geſchlagen
Die Stunde, da mich Jeſus ruft;
Du Freiſtatt aller Plagen,
Sey mir geſegnet ſtille Gruft.
Dein Tod verſüßt mir meinen Tod,
O Jeſu, du mein Herr und Gott!
(V. 1.)

Ich weiß, an welchen Herrn ich glaube,
Ich kenne dich, du guter Hirt,
Der meinen Leib aus ſeinem Staube
Einſt glorreich auferwecken wird.
Dein Tod ꝛc. (V. 5.)

Hallelujah! dem Herrn ſey Ehre!
Wo ſchwingt ſich meine Seele hin?
Ich ſeh der Seraphinen Chöre
Lobſingend mir entgegenzieh'n.
Dein Tod ꝛc. (Letzter V.)

Seine geiſtlichen Lieder, die er, wie Röding, für Schulzwecke dichtete, ſtehen in den von ihm herausgegebenen „Liedern für die Colmariſche Kriegsſchule. Cöln 1778.", welche durchaus moraliſchen und religiöſen Inhalts ſind und von ihm meiſt auf franzöſiſche Opernmelodien verfertigt wurden. Von denſelben hat in mehrere Kirchengeſangbücher den Weg gefunden:

„Laß, o Jeſu, meine Jugend" — W. G. Nr. 511.

(Quellen: Lexikon deutſcher Dichter und Proſaiſten von Jördens.)

Dürr, Leonhard Friedrich, geb. 23. Nov. 1743 in Leutkirch, einer oberſchwäbiſchen, nun zu Würtemberg gehörenden Reichsſtadt. Sein Vater war dort Schulmeiſter. Nachdem er in Ulm, Tübingen und Altdorf ſeine Studien gemacht hatte, wurde er im J. 1765 Rektor, 1768 Pfarrer und ſpäter Dekan zu Kempten, wo er auch am 19. Sept. 1813 ſtarb.

Er gab eine Schrift heraus: „Verſuche in Verbeſſerung einiger Kirchenlieder, nebſt einer Vorrede von der Zuläſſigkeit und Nothwendigkeit ſolcher Verbeſſerungen. Leipz. 1779." Dieſe Schrift enthielt fünfzig durch ihn veränderte und fünf neue von ihm gedichtete Lieder, unter welchen beſonders hervorzuheben ſind:

„Du kannteſt ſchon und liebteſt mich" — W. G. Nr. 512.
„Komm, Volk der Chriſten, komm, den König zu empfangen."

Friedrich Eberhard, Prinz von Hohenlohe-Kirchberg, Sohn des Grafen und ſpätern Fürſten Carl Auguſt zu Hohenlohe-Kirchberg, geboren in Kirchberg an der Jaxt 21. Okt. 1737. Seine Erziehung war in die Hände eines jungen Geiſtlichen, Namens Diezel, gelegt, der nachmals auf dem Pfarrdienſt zu Enslingen ſtarb. Schon nach zurückgelegtem vierzehntem Jahr, im J. 1752, kam er auf die Hochſchule

zu Jena und trat ſodann nach vierjährigen Studien im J. 1758 als achtzehnjähriger Jüngling unter das würtembergiſche Militär und ward vom Herzog Carl zum Hauptmann ernannt. Als dieſer im ſiebenjährigen Krieg ſeine Truppen gegen Friedrich den Großen ausſchickte, gerieth der Prinz in preußiſche Gefangenſchaft und wurde bis zum Hubertsburger Frieden in der Feſtung Magdeburg in einer ſchweren und ſtrengen Kriegsgefangenſchaft gehalten. Durch die unvorhergeſehene und ungewohnte traurige Lage, in der er ſich hier mehrere Jahre befand, wurde er in ſein Inneres geführt, mit ſeines Herzens Bedürfniſſen, ſo wie auch mit den Verheißungen und Anſprüchen des chriſtlichen Glaubens inniger vertraut und erhob ſich ſo zu einer frommen Lebensanſicht, welche ihm in ſeiner Drangſal zur wahren Erquickung und Aufheiterung wurde und ihn ſingen lehrte:

Stille, ſorgenvolles Herz!
Aengſtlich in die Zukunft ſchauen,
Häuft nur immer Schmerz auf Schmerz:
Aber kindlich Gott vertrauen,
Ihm ſein Schickſal übergeben,
Iſt der Weg zum frohen Leben.

Als nun der Hubertsburger Friedensſchluß ihm die Freiheit brachte, kam er als ein zwiefach Freigewordener und wahrhaft von Gott Geſegneter ins Vaterland zurück, der dann in einem gar kindlich ſchönen Liede: „O wie gut ſind alle Wege, Herr, die deine Hand mich führt!“ Gottes Güte preiſen und ſich ihm weihen gelernt hat, indem er ſang:

Wie viel drohenden Gefahren,
Gott, entzog mich deine Hand!
Mich vor Sünden zu bewahren,
Haſt du Kreuz mir zugeſandt.
Aber auch in Trauerſtunden
Hab ich deine Huld empfunden.
Oft, eh ich es mir verſah,
War ſchon deine Hülfe da.

Möchte doch mein ganzes Leben
Zeuge deiner Güte ſeyn!
Sollt ich nicht mit Eifer ſtreben,
Leib und Seele dir zu weih'n?
Gott, mein Vater, deſſen Treue
Ich mich jeden Tag erfreue,
Gieb mir Schwachen Luſt und Kraft,
Fromm zu ſeyn und tugendhaft.

Er ſtieg nun im würtembergiſchen Militärdienſt, bei dem er ſich wieder einſtellte, bis zum Obriſtlieutenant, und erhielt als Zeichen großen Vertrauens das Commando der Feſtung Hohenaſperg, welches damals von Bedeutung war, weil unter Carls Regierung wichtige Staatsgefangene dort zu bewachen waren. Das fromme, redliche und ſanfte Gemüth des Prinzen fühlte ſich aber bei dieſem Amt in einem qualvollen Widerſtreit mit dem Drang des Herzens und dem Gebot der Amtspflicht ruhelos umgetrieben, weßhalb er nach zwanzigjähriger treuer Dienſtleiſtung im J. 1776 ſeinen Abſchied nahm.

Er wählte nun ſeinen Aufenthalt bei ſeinem ältern Bruder, dem

unterdeſſen zur Regierung gekommenen Fürſten Chriſtian Friedrich Carl zu Kirchberg, der gleichfalls von ungeheuchelter Frömmigkeit und feiner Bildung war. Bald darnach verehlichte er ſich am 10. April 1778 mit der Gräfin Albertine Reata von Caſtell-Remmlingen (geb. 1. Juli 1735), die er bei ſeinem Bruder in Kirchberg, wo ſie ſich eine Zeit lang auf Beſuch bei deſſen Gemahlin aufhielt, kennen gelernt hatte. Zu dieſer gleichgeſchaffenen, frommen Frauenſeele mußte ſich ſein chriſtlichgeſinntes Gemüth hingezogen fühlen. Sie ward nämlich frühe ſchon durch die bis in ihr zwanzigſtes Jahr fortwährenden Folgen einer ſchweren Gliederkrankheit, die als Kind über ſie gekommen war, in der Schule der Leiden geübt und dadurch zu dem hingetrieben worden, der die Mühſeligen und Beladenen erquickt und ſie in ſeiner Nachfolge Demuth und Sanftmuth lehrt. Als ſie nach zurückgelegtem zwanzigſtem Jahr mehr zu geneſen anfieng, ſtarb ihr die treue Mutter, eine geborene Gräfin von Ortenburg, und in ſolcher Verwaiſung, ſchüchtern vom Leben und Treiben der Welt ſich abziehend, gewöhnte ſie ihren Geiſt an die edelſte Beſchäftigung mit dem Wort Gottes und beſonders auch mit den beſten religiöſen Dichtungen ihrer Zeit. Young und Gellert wurden hierinn ihre Lieblinge, denen ſie ſelbſt auch nachzudichten verſuchte. Mit dieſer chriſtlich durchgebildeten Frau lebte nun der Prinz zuerſt vier Jahre lang (von 1778—1782) zu Remmlingen im Caſtell'ſchen, dann eilf Jahre im Hohenloheſchen Schloſſe zu Künzelsau am Kocher, zuletzt aber zu Kirchberg an der Jart, in überaus glücklicher, wiewohl kinderloſer Ehe, die ſich in den einfachſten Formen, in ungezierter Geſelligkeit und prunkloſer Freude bewegte. Nach Außen war ihr Wirken durch möglichſt viele Beweiſe der Mildthätigkeit und Hülfleiſtung bezeichnet. Das innere Leben aber bezog ſich auf die Gemeinſchaft des Glaubens, worinn ſich Beide mit und durch einander befeſtigten, läuterten, bildeten und ſtärkten. Der Prinz widmete ſich vorzugsweiſe religiöſen Studien. Er nahm fleißigen und eifrigen Antheil am öffentlichen Gottesdienſt und ſuchte beſonders auch auf die Bildung und Amtsführung der Geiſtlichen in ſeiner Nähe fördernd einzuwirken, indem er ſich mit ihnen gar oft über ihre Predigten beſprach und über allerlei geiſtliche Berufsangelegenheiten berieth, auch den untreuen Predigern mit liebevollem Ernſte ihre Säumniſſe und Fehltritte vorhielt. Sehr wahrſcheinlich iſt es, daß er an der Bearbeitung und Einführung des Hohenloheſchen Geſangbuchs vom J. 1784 (ſ. S. 15) mitgewirkt hat; noch entſchiedeneren Antheil hatte

er aber an dem Hohenloheſchen Kirchenbuch, das im J. 1799 ſtatt des veralteten vom J. 1688 eingeführt wurde. In demſelben ſind 19 Collekten zum Anfang und 53 zum Schluß des Gottesdienſtes von ihm verfaßt. Während er es liebte, Gebete als Ergüſſe ſeiner chriſtlichen Gefühle niederzuſchreiben, dichtete ſeine Gemahlin mit beſonderer Vorliebe geiſtliche Lieder; ſie ſcheinen ſich übrigens gegenſeitig in dieſen Lieblingsbeſchäftigungen unterſtützt zu haben.

Sechsundzwanzig Jahre hatte nun dieſer ſchöne Ehebund des edlen fürſtlichen Paars gewährt, und Gott hatte bereits die alte Verheißung Jeſaj. 46, 4.: „ich will Euch tragen bis in das Alter und bis ihr grau werdet; ich will es thun, ich will heben und tragen und erretten", an ihnen erfüllt, aber noch eine ſeltenere Gnade ſollte an ihnen in Erfüllung gehen. In einem im fünften Jahr ihrer Ehe auf das Geburtsfeſt des Prinzen im J. 1782 gedichteten Feſtgedicht: „Mein Lebenslauf zum Preis des Höchſten aufgeſetzt. An meinen beſten Freund und innigſtgeliebten Herrn Gemahl von ſeiner treuen Gattin", hatte die edle Frau unter Anderem alſo geſungen:

„Edler Mann! getreuer Gatte!
Freud' iſt mir's, um dich zu ſeyn:
Eh' ich dich zum Führer hatte,
Gieng ich traurig und allein.

Aber nun, Dich zum Gefährten,
Fürcht' ich keine rauhe Bahn;
Will's gleich noch beſchwerlich werden,
Gehet es doch himmelan.

Ruhig ſind wir und zufrieden,
Iſt gleich unſer Glück nicht groß;
Gott hat unſer Loos entſchieden,
Und das iſt das beſte Loos! —

Ach! noch manche bitt're Stunden
Warten, Freund! auf mich und dich;
Scheiden — ach! das ſchneidet Wunden,
Höchſter! o erbarme dich!

Darf ich eine Bitte wagen?
Vater! nimm zugleich uns auf,
Daß die Hinterblieb'nen ſagen:
„Schön vollendet iſt ihr Lauf!"

Dieſer fromme Wunſch hatte Wohlgefallen vor Gott gefunden. Was die Sage der heidniſchen Griechen meldet von Philemon und Baucis, die als edle Alte des Beſuchs der Götter gewürdigt wurden und auf die Aufforderung, ſich von ihnen ein Zeichen der Huld auszubitten, nur das Einzige flehten, daß keines von beiden das andere überlebe, worauf ſie dann in derſelben Nacht ſchlummernd einen gemeinſamen ſanften Tod empfiengen: — daſſelbe iſt an dieſem chriſtlichen Ehepaare, das ein langes Leben hindurch mit Wohlthun und Aufnahme der Kranken und Armen Engel beherbergte (Ebr. 13, 2.), durch Gebet und Vereinigung zu allem Guten in Chriſti Namen den Heiland in ſeiner Mitte behielt (Matth.

18, 20.) und ſammt ihm auch dem Vater eine Wohnung bereitet hatte (Joh. 14, 23.), unzweifelhafte Wahrheit und geſchichtliche Wirklichkeit geworden. An demſelben Tage nämlich warf die Zärtlichliebenden einerlei Krankheit auf ein achttägiges Krankenlager. Sie giengen beide unrettbarer Entkräftung entgegen. Ein Vorgefühl ihrer gleichzeitigen Vollendung ſchien Beider Seelen im Fieberſchlummer und im wachen Zuſtand zu erfreuen. Am Vorabend ihres Scheidens ſchien die Prinzeſſin in ihren Phantaſien ſchon ihren Einzug in den Himmel mit ihrem Gemahl unter dem Zujauchzen der engliſchen Chöre zu feiern, denn ſie forderte die hohen Anweſenden plötzlich mit freudeſtrahlendem Geſichte auf, mit ihr zu rufen: „Vivat das Ehepaar!“ An demſelben Abend, nachdem dem Prinzen endlich das lang entflohene Bewußtſeyn wieder zurückgekehrt war, ließ er ſich an das Bett ſeiner theuren Lebensgefährtin tragen und ſprach ihr aus der Fülle ſeines frommen Geiſtes in prieſterlicher Kraft und Weihe gar ſchön und tröſtlich zu. Des andern Morgens, eine halbe Stunde vor ihrem gleichfalls nahen Ende, gebot die Prinzeſſin ihren umſtehenden Verwandten, den beſorgten Gemahl nicht über ihre zunehmende Schwäche zu enttäuſchen, damit er ſich zunächſt nur mit dem Gedanken an ſeinen eigenen Hingang beſchäftige und in Andacht ſtärke. Er aber ließ alsbald aus den lichten Träumen ſeiner Phantaſie bei ihr anfragen: „Ob ſie nun bereit wäre, mit ihm zu kommen?“ und erloſch, nachdem er noch ausgerufen hatte: „Albertine, biſt du fertig, ſo wollen wir unſere Reiſe antreten!“ ſanft um zehn Uhr, die Unzertrennliche zehn Minuten ſpäter, am Morgen des 21. Jan. 1804. Am 25. wurde das edle Paar unter den Segnungen der ganzen Gemeinde, beſonders der Armen, mit und neben einander in der fürſtlichen Gruft zu Kirchberg beigeſetzt. Ihre Grabſchrift ſchließt mit den Worten:

Ungetrennt führte nach ihrem Wunſche
Die Morgenſtunde von 10 — ½ 11 Uhr
Des 21. Jan. 1804
Sie beide hinüber ins Vaterland der Frommen!
Sanft ruhen Sie hier!
Vereint werden Sie auferſteh'n!

Gott hörte auf Ihr kindlich Flehen,
Vereint nahm Sie der Vater auf,
Und wir, die Hinterbliebnen, ſehen
Den ſchön vollbrachten Lebenslauf.

Der Prinz gab „Morgen- und Abendandachten auf zwölf Wochen. Oehringen 1779.“ heraus, wovon in Stuttgart bei Löflund im J. 1796

die fünfte und 1813 die ſiebente Auflage erſchien. Jetzt noch werden ſie im Hohenloheſchen als Morgen- und Abendſegen bei häuslichen Andachten gebraucht. Dieſen ſind 30 geiſtliche Lieder angehängt, die, obwohl vorzugsweiſe von der Prinzeſſin gedichtet, wahrſcheinlich das gemeinſchaftliche Werk beider Ehegatten ſind, was wenigſtens die Aufſchrift einer handſchriftlichen Sammlung der geiſtlichen Gedichte zu beſagen ſcheint, die ſo lautet: „Geiſtliche Lieder von F. E. und A. R. 1796." Der Prinz ſoll als ein ausübender Kenner der Muſik mehrere dieſer Lieder componirt haben, um ſie dadurch erbaulicher zu machen. Dr. Grüneiſen, der die neueſte Ausgabe dieſer Lieder beſorgte, giebt ſein Urtheil über ſie dahin ab: „In dieſen Liedern zeigt ſich zwar kein Schwung der Phantaſie, keine lebendige und neue Bilderreihe, aber ſie ziehen durch die einfache Innigkeit ihres Vortrags, durch die ſchmuckloſe Wahrheit und einen für die Zeit ihrer Abfaſſung ſehr anerkennungswerthen Ton des Ausdrucks an und ſind der Faſſungskraft eines großen Kreiſes von Leſern in der chriſtlichen Gemeinde angemeſſen." Freilich gilt auch ihnen, was Grüneiſen von den Gebeten ſagt: „Es iſt darinn die bibliſche Sprache nicht vorherrſchend und es treten mehr bloß die allgemein religiöſen Vorſtellungen von der weiſen und gütigen Vorſehung Gottes, von ſeinem Schutze für den Frommen, von den Verheißungen der Glückſeligkeit in der zukünftigen Vergeltung eines andern Lebens hervor, während es an jener tieferen und klareren Einſicht in den Grund und Zuſammenhang der chriſtlichen Heilswahrheit fehlt, welche das Weſen und die Kraft der Frömmigkeit in das Bewußtſeyn der Erlöſung von der Sünde, den Angel der Erlöſung in das perſönliche Verdienſt des für uns dahingegebenen Erlöſers ſetzt und dem gegenüber die Sünde in ihrer gottentfremdenden Natur anerkennt. Gleichwohl iſt hier auch bei minder tiefer Auffaſſung und Durchbildung der chriſtlichen Erkenntniß der Glaube, aus welchem dieſe Erkenntniß fließt, die Richtung auf das Wort und Verdienſt des Erlöſers überall erſichtlich und die einſeitige Form, worinn die damalige Zeit das Chriſtenthum mehr als einen Unterricht, denn als eine Kraft Gottes zu behandeln pflegte, läßt immer wieder die Erkenntniß der Frömmigkeit, als des wahren Lebens, im Gemüth des Betenden durchſcheinen." In dem Hohenloheſchen Geſangbuch von 1784 findet ſich keines dieſer 30 Lieder. Durch das Schneeberger Geſangbuch vom J. 1799 ſind aber mehrere derſelben in kirchlichen Gebrauch gekommen, z. B.:

„Beherrſcher aller Welten" — W. G. Nr. 9.
„Herr! ſtärke mich! ſtärke mein Vertrau'n auf dich."

(Quellen: Morgen- und Abendandachten, nebſt andern Gebeten und geiſtlichen Liedern vom Prinzen Friedr. Eberhard zu Hohenlohe-Kirchberg. 8. Aufl. mit einem Lebensabriß des Verfaſſers, bevorwortet von Dr. Grüneiſen, Hofprediger. Stuttg 1838. — C. Fr. v. Moſers patriotiſches Archiv. Thl. XII. S. 442 f.)

Bürde, Samuel Gottlieb, wurde am 7. Dez. 1753 zu Breslau geboren, wo ſein Vater der ſogenannte „Scheffer" oder oberſte Kirchenbediente an der Kirche St. Barbara war. Schon auf dem Gymnaſium zu Breslau erhielt er durch den Rektor Arletius und durch die damalige Gewohnheit, im Gymnaſium von Zeit zu Zeit dramatiſche Stücke aufzuführen, den Antrieb zu dichteriſcher Thätigkeit. Er las beſonders Wielands Werke und lernte manche derſelben faſt ganz auswendig. Wieland, dem er manche Gedichte zuſchickte, beſtärkte ihn, auf der dichteriſchen Laufbahn fortzufahren. Ein Jahr, bevor er die Univerſität beziehen ſollte, ſtarb ſein Vater, ohne ihm das gehörige Vermögen zum Studieren zu hinterlaſſen. Doch ſchützte ihn ein Stipendium vor dem dringendſten Mangel, und auf der Univerſität Halle, wo er die Rechte ſtudierte, fand er an einem Kaufmannsſohn einen Schulkameraden und Freund, zu deſſen Herzen und Kaſſe er gleich freien Zutritt hatte. So rettete ihn der Herr, wo Trübſal und Gefahr drohte, immerdar, und er ruhte ganz in Gottes Willen, wie er denn auch in ſeinem Liede: „Gott, Vater in dem Himmel, ſprich" das als eine Hauptbitte dem Herrn vorträgt:

Gieb mir ein Herz durch Gnade feſt,
Das dich in Allem walten läßt,
Und unbedingt mit Kindesmuth
In deinem Vaterwillen ruht.

Nach vollendeten Studien war er von 1776—1778 Lehrer und Aufſeher bei einer von der Freimaurerloge für zwölf arme Knaben errichteten Lehr- und Erziehungsanſtalt, wo er Antheil nahm an einer in Breslau erſcheinenden Wochenſchrift: „Poetereien, Altvater Opitzen geheiligt." Nachdem er hierauf mit dem Geh. Cabinetsminiſter v. Haugwiz, als deſſen Privatſekretär, Italien und die Schweiz bereist hatte, arbeitete er zwei Jahre lang im Forſtdepartement und wurde ſofort Kammer- und endlich Geheimerſekretär bei dem ſchleſiſchen Generalfinanzdepartement und zuletzt preußiſcher Hofrath und Kanzleidirektor zu Berlin, wo er am 28. April 1831 ſtarb.

Er dichtete im Ganzen ungefähr 100 geiſtliche Lieder, wobei nach ſeinem eigenen Bekenntniß „nicht ſowohl der Gebrauch beim öffentlichen Gottesdienſt zum Augenmerk genommen iſt, als vielmehr theils die gemein-

ſchaftliche häusliche Erbauung, theils auch die ganz einſame Andacht, die jedem Chriſten der reinſte Freudengenuß ſeyn ſollte." Seine den Gellert'ſchen ſich nähernden Lieder zeichnen ſich aus durch fließende, meiſt reine Sprache, leichten, wohlklingenden Versbau, wahren poetiſchen Ausdruck und anziehende Gedanken im Ton aufrichtiger Frömmigkeit. Zuerſt erſchienen von ihm: „Geiſtliche Poeſien. Breslau 1787.", beſtehend aus 33 Liedern, 12 Hymnen und Oden und 5 größern Singſtücken, wozu der Kapellmeiſter J. A. P. Schulz in Berlin Compoſitionen geliefert hat. Eine zweite Auflage derſelben gab er zu Halberſtadt im J. 1794 heraus unter dem Titel: „Lieder und Singſtücke." 1789 waren von ihm auch zu Breslau „vermiſchte Gedichte" erſchienen mit einigen geiſtlichen Liedern. Mit mehr als 60 weitern Liedern vermehrt gab er dann eine Sammlung aller ſeiner Lieder heraus unter dem Titel: „Geiſtliche Gedichte. Breslau 1818.", worinn manche Lieder der erſten Sammlung von 1787 bedeutend verändert erſcheinen. Auch hat Chr. Gotth. Tag zu Leipzig im J. 1793 Compoſitionen zu ſeinen Liedern erſcheinen laſſen, deßgleichen Gottlob Bachmann, K. F. Ebers und Andere — ſo gefeiert war er als geiſtlicher Liederdichter ſeiner Zeit. Von ihm haben wir auch eine Ueberſetzung von Miltons verlornem Paradies.

Seine verbreitetſten Lieder ſind:

„Der Frühling iſt erſchienen" (1818) — W. G. Nr. 536.
„Du haſt dein Werk vollendet" (1818).
„Geiſt der Wahrheit, lehre mich" (1787).
„Gott, Vater in dem Himmel, ſprich" (1818) — W. G. Nr. 23.
„Steil und dornigt iſt der Pfad" (1787).
„Wenn (Wann) der Herr einſt die Gefangnen" (1787) — W. G. Nr. 490.

(Quellen: Lexikon deutſcher Dichter und Proſaiſten von Jördens.)

Neander, Chriſtoph Friedrich, wurde geboren am 26. Dez. 1724 bei ſeinem Großvater mütterlicher Seits, dem M. Luther, Pfarrer zu Eckau in Kurland. Sein Vater, der in ſeiner Jugend Theologie ſtudiert hatte, lebte als Landwirth und Freund der Natur auf ſeinem Pfandgut Memelhof in Kurland. Ungefähr acht Jahre alt mag er geweſen ſeyn, als er ſeinen Vater verlor. Dieſer Verluſt und der Schmerz ſeiner geliebten Mutter wirkten gleich tief auf ſein zartes Gemüth. Seine Seele erhielt dadurch frühe ſchon die Ahnung deſſen, daß der Menſch unmöglich geboren werden könne, bloß um in die Erde geſcharrt zu werden. Einsmals beſchlich der achtjährige Knabe die geliebte Mutter, als ſie gerade in einem einſamen Zimmer, wie ſie öfters pflegte, ihrem Herzen durch Thrä-

nen Luft machte und auf den Knieen liegend durchs Gebet ſich zu ſtärken ſuchte. Dieſer Anblick machte auf ihn einen unauslöſchlichen Eindruck. Er fühlte ſich tief bewegt, erſchüttert und von dem heiligen Gedanken der Allgegenwart Gottes ſo ergriffen, daß dieſes ſelige Gefühl ihn nie mehr verließ. Kam er als Jüngling in Gefahr, zu straucheln, ſo ſchwebte ihm dieſes Bild der tiefgebeugten Mutter vor und erweckte in ihm den Gedanken: „Durch dich ſoll die Theure keine Thränen vergießen"; traf ihn ein erſchütternder Schmerz, gleich ſtand vor ſeiner Erinnerung die Mutter, wie ſie mit zum Himmel gerichteten Blicken und emporgehobenen Händen betend auf den Knieen lag und das Gebet ſie aufgerichtet hatte; und dadurch fühlte auch er ſich immer wieder emporgehoben. In ſpätern Jahren begeiſterte ihn dieſes Bild ſeiner Mutter zu ſeinen geiſtlichen Liedern und erweckte frühe ſchon in ihm den Entſchluß, Prediger zu werden. Das hat er ſelbſt als Greis noch oft verſichert. Schon im zarteſten Alter zog er im Anſchauen der Natur ſeine ſüßeſten Gefühle. Regen, Sonnenſchein und Sturm mahnten ihn an Gott und der Anblick des emporkeimenden Korns weckte in ihm den Glauben an die Auferſtehung.

Von 1740—1743 ſtudierte er zu Halle mit großem Fleiß. Hierauf übernahm er einige Hauslehrerſtellen und verheirathete ſich dann, als er im J. 1750 Landprediger für das Rittergut Kabillen wurde, mit ſeiner geiſtvollen Schülerin, der Tochter des Inſpektors Voigt zu Liebau, die ihn als treue Lebensgefährtin 51 Jahre lang beglückte. Bald nach dieſer Anſtellung wurde er als Profeſſor nach Halle berufen, wo er ſich als Jüngling ſchon durch ſeine Beiträge zu den bekannten „Bremer Beiträgen" bekannt gemacht hatte. Er lehnte es aber ab; denn er wollte ſeine ganze Kraft dem Bedürfniß des Landvolks widmen, das damals in Kurland noch ganz vernachläßigt war und ſeinen ganzen Unterricht und alle Bildung vom Prediger empfieng. Er lebte auch ganz ſeinem geiſtlichen Amte und ſtand in einem ſchönen, vertraulichen, wahrhaft patriarchaliſchen Verhältniß zu ſeinen Pfarrkindern. Als ächten Apoſtel kümmerte ihn das Zeitliche gar nicht. Er wußte nicht, wann und was geſäet, was geerntet wurde, obgleich er ſeine Familie nur von der Landwirthſchaft zu nähren hatte. Was zeitliche Sorge war, das ließ er ſanft auf die zarten Schultern ſeiner edlen Gattin, einer trefflichen und klugen Hausfrau, fallen. Im J. 1755 wurde er nach Gränzhof, einer der beſten Pfarreien Kurlands, berufen. Sein zartes Gemüth ſträubte ſich aber lange dagegen, um des Vortheils erhöhter Einkünfte willen von ſeiner

bisherigen, mit großer Liebe an ihm hängenden Gemeinde zu ſcheiden. Nur der Gedanke an ſeine eben erſt zur Wittwe gewordene Schweſter, die ſeitherige Pfarrerin auf Gränzhof, die ſich mit fünf unmündigen Kindern nebſt vier Stiefkindern an die Bruſt des Bruders geworfen hatte, beſtimmte ihn endlich, den Ruf im J. 1756 anzunehmen, da er von ſeinen kleinen Einkünften zu Kabillen die bedrängte Familie ſeiner Schweſter nicht hätte verſorgen können. Sechsundzwanzig Jahre lang lebte er nun mit dieſer Familie auf Gränzhof als ihr Verſorger in ſchönſter Liebe zuſammen. Er hatte hier einen weit größern Wirkungskreis, da ein Umfang von mehreren Meilen ſeiner geiſtlichen Sorgfalt anvertraut war, und gewann bald die Herzen derer, die ihn predigen hörten, ſeinen Wandel ſahen und ſeines geiſtvollen und belebenden Umgangs genoßen. Bei ſeinen Predigten wußte er in ſeinen Vortrag die ganze Fülle ſeines Gemüths und die unwiderſtehliche Kraft der Ueberzeugung hineinzulegen. Es iſt nicht leicht in Kurland ein Mann ſo allgemein geliebt und ſo vertrauensvoll verehrt worden, als er. Im J. 1766 erſchien die erſte Sammlung ſeiner geiſtlichen Lieder, zu denen er ſich durch die Vorgänge Gellerts, Klopſtocks und Cramers begeiſtern ließ. Sie wurden als Lieder des allgemein verehrten Mannes mit größtem Beifall aufgenommeu, und man ſang ſie bald faſt in jedem Hauſe Kurlands bei den Morgen- und Abendandachten. Er bekam deßhalb auch im J. 1771 den Auftrag, ein Kirchengeſangbuch zu ſammeln, welches im J. 1775 in allen Kirchen Kurlands eingeführt wurde.

In ſelbigem Jahre noch wurde er ſofort Probſt der Doblenſchen Diöceſe mit dem Wohnſitz in Gränzhof. Im J. 1784 ſollte er Superintendent der Herzogthümer Kurland und Semmigalen werden; aber nichts konnte den edlen Weiſen, der am liebſten im Stillen wirkte, bewegen, ſeine geliebte Gemeinde zu Gränzhof zu verlaſſen. Er erklärte ernſt: „Meine Gemeinde verlaſſe ich nicht eher, als bis Gott mich durchs Grab zu neuer Thätigkeit beruft.“ In demſelben Jahre traf ihn ein harter Schlag, den er aber mit ſeltener Seelenruhe ertrug. Er hatte drei hoffnungsvolle Söhne, die zu Jena ſtudierten und die er zärtlich liebte; da ward der, welcher ihm der Liebſte unter dieſen Dreien war, zu Jena von einem berüchtigten Raufer im Zweikampfe hämiſcherweiſe erſtochen. Doch gleich bei der erſten Hiobspoſt, die ſein Vaterherz tief verwundete, rief er aus: „Gottlob! daß nicht mein Sohn der Mörder iſt! daß er keinen Anlaß zum Zweikampfe gab! Gott bekehre ſeinen Mörder und laſſe

„dieſen, durch den traurigen Vorfall gerührt, einen beſſern Menſchen „werden!“ Anhaltende Trauer bei tiefem Schmerz galt ihm überhaupt als Undank gegen den, der uns die Hoffnung einer Ewigkeit gab, und das Vertrauen auf Gottes weiſes Walten gab ihm eine himmliſche Heiterkeit, die durch nichts getrübt werden konnte. Im J. 1793 bekam er einen ſeiner Söhne als Adjunkten zugeordnet, von dem er noch zwei Enkel erlebte. Doch verſah er meiſt noch ſelbſt alle Geſchäfte und reiste im hohen Alter, keine Witterung ſcheuend, einige Meilen weit bei den Kranken umher; er hatte in ſeinem ganzen Leben an nicht mehr als vier Sonntagen das Predigen eingeſtellt, ſo beſchwerlich dieß auch war, da oft 2000 Communikanten erſchienen und jeden Sonntag zuerſt lettiſch, dann deutſch gepredigt werden mußte.

Da rief ihn am 21. Juli 1802 nach wohl vollbrachtem Tagewerk und weislich benützter Saatzeit, gerade als ſein Familienglück auf der Höhe irdiſcher Glückſeligkeit ſtand, der Tod zum endloſen Heile ab. Seine Lebensregel und täglicher Zuſpruch war ja geweſen:

Ein ewig Glück einſt zu beſitzen,
Sollſt du die kurze Lebenszeit
Als eine Saatzeit weislich nützen
Und thun, was dir dein Herr gebeut.
Wie ruft er dir ſo freundlich zu:
„Nur Eins iſt noth! was ſäumeſt du?“

Er hatte manche Wochen zuvor heftige Leibesſchmerzen zu dulden, mit ſtiller Ergebung und liebevoller Sorgfalt ſuchte er ſie aber den Seinigen zu verbergen. Sein Tod war ein ſtiller Hingang zur Ruhe, das ſanfte Erlöſchen des letzten, milden Abendſtrahls. Heilig iſt ſein Andenken ganz Kurland. Die Bauern ſeiner Gemeinde ſollen viele Jahre lang noch, wenn ſie aus der Kirche kamen, gerührt auf ſeinem Grabe niedergekniet ſeyn, um heilig zu geloben, ſo zu leben, daß ihr Seelſorger ſich droben vor Gott ihres Wandels auf Erden freuen könne.

„Aufklärung des Volks“ war allerdings auch ſein Beſtreben, aber er erklärte ſich einſt feierlich dahin: „dieß erhabene Wort iſt nur in dem Sinne zu nehmen, ſofern dadurch die Menſchen über ihre Pflicht erleuchtet und dadurch zu guten Menſchen gemacht werden ſollen.“

Von der Geſammtausgabe ſeiner Lieder erſchien unter dem Titel: „C. Fr. Neanders geiſtliche Lieder“ die dritte Auflage zu Riga im J. 1779. Die erſte Sammlung war im J. 1766 zu Riga erſchienen und erlebte ſchon 1768 eine zweite Ausgabe. Eine zweite Sammlung folgte im J. 1774. Es ſind zuſammen 41 Lieder, nebſt 18 veränderten

ältern Liedern. Die Lieder kommen den Gellert'ſchen in der Deutlichkeit und Wärme am nächſten, und Gellert ſelbſt ſprach ſich über die erſte Sammlung in einem Brief an den Hofrath Borchward in Berlin dd. 3. Febr. 1768 dahin aus: „Allerdings ſind die Neander'ſchen Lieder großentheils recht ſchön und der Verfaſſer hat alle Anlage, ein großer Liederdichter zu werden. Der Charakter dieſer Lieder iſt kräftige, erbauliche Simplicität, die Sprache der Schrift und der Andacht. Er kann mich und viele Andere hinter ſich laſſen." Küttner in ſeiner Charakteriſtik deutſcher Dichter und Proſaiſten vom J. 1780 ſagt über ſie: „Die Geſänge dieſes inbrünſtigen Dichters fallen vor hundert andern (dieſer Zeit) in den rechten Ton des alten Kirchenlieds, ohne trockene Moral und allzu lyriſchen Flug; ſie ſind voll Einfalt und Kraft im Ausdruck, der gemeinen Faſſungskraft angemeſſen, leicht, herzrührend und harmoniſch." Hofrath Lieb ſetzte ſie in Muſik und ſo wurden ſie durch ganz Kurland geſungen; was Gellert für Deutſchland als geiſtlicher Liederdichter war, war Neander für Kurland. Aber auch in Deutſchland haben ſich ſeine Lieder eingebürgert. Das Dresdener Geſangbuch hat nicht weniger als 44 Lieder und das neue Hamburger Geſangbuch noch 17 von ihm aufgenommen. Die verbreitetſten ſind:

„Allmächtiger, ich hebe" (1774).
„Am Kreuz erblaßt, der Marter Laſt" (1766).
„Der letzte Tag von deinen Tagen" (1766) — W. G. Nr. 441.
„Herr, mein Erlöſer, nur von dir" — nach: „Ich ruf zu dir, Herr Jeſu Chriſt" (1766).
„Lobſinge, meine Seele" (1766).
„Nach dir verlanget mich."
„Nicht um ein flüchtig Gut der Zeit" (1774) — W. G. Nr. 15 — nach Hiller.
„Strafe nicht, o Heiligſter" — nach Albinus.
„Unwiederbringlich ſchnell entflieh'n" — nach: „Ein Tag dem andern folget nach" (1774).
„Wie getroſt und heiter, o Gebenedeiter" (1766).

(Quellen: Bruchſtücke aus Neanders Leben von Charl. Eliſ. Conſtantia von der Recke, geb. Reichsgräfin von Medem. Herausgegeben von C. A. Tiedge. Berlin 1804.)

v. Hippel, Theodor Gottlieb, wurde am 31. Jan. 1741 zu Gerdauen in Oſtpreußen geboren, wo ſein Vater, ein Theologe, Rektor der Schule war. Seine Eltern, die er nicht genug rühmen kann, gehörten zu den Pietiſten und gaben ihm eine gute, chriſtlichſorgfältige Erziehung. Der Vater wollte ihn keinem Miethling überlaſſen nnd bildete ihn daher ſelbſt, bis er im fünfzehnten Jahr die Univerſität Königsberg beziehen konnte. Er lernte als Knabe ſchon überaus ſchnell und zeigte ſich bald

als Genie. Der Prediger Keber zu Gerdauen, der ihn confirmirte und deſſen feſter, gen Himmel gerichteter Sinn großen Einfluß auf ihn hatte, unterrichtete ihn in der Religion. „In meiner Kindheit," ſo erzählt er ſelbſt, „führte ich mit Gott ein patriarchaliſches Leben; ich beſinne mich, daß ich mit ihm im eigentlichen Sinne umgieng, wenn ich nichts unternahm, was nicht gut oder göttlich war. Ich kann mit Gewißheit behaupten, daß ich ſehr zeitig mit Gott und meinem Gewiſſen, ſeinem Machthaber, bekannt geworden. Ich glaubte nicht bloß an Gott, ſondern ich war ſeiner gewiß. Durchs Gebet lebte, webte und war ich in ihm. Mein Gebet war ein Selbſtgeſpräch; ich ſprach mit meinem Gewiſſen und war gewiß, daß, wenn ich mit dieſem gut ſtünde, ich auch mit Gott in gutem Vernehmen wäre." Dieſer Umgang mit Gott war nicht ein bloßes Kinderſpiel. So ſagte er einmal als ſechsjähriger Knabe bei einem Hausfreund ſeiner Eltern, wo er zu Beſuch war, wider beſſeres Wiſſen eine unbedeutende Unrichtigkeit, da er nach Kinderart viel ſchwatzte. Auf der Stelle quälte ihn dieſer „Fall Adams"; allein ſein Stolz erlaubte ihm nicht, zu widerrufen. Zu Hauſe angekommen, mochte er aber nicht eſſen, konnte ſeinen Eltern nicht antworten und eine Fieberhitze wandelte ihn an. „Bitte Gott ab," ſagte er zu ſich ſelbſt, als er zu Bette gebracht war; allein er konnte nicht beten, die Unwahrheit quälte ihn. Da bat er ſeine Mutter mit Händeringen, jetzt noch einmal zu dem Hausfreund hingehen zu dürfen. Als ihm dieß geſtattet ward und er hinkam, widerrief er ſeine Unwahrheit und in dieſem Augenblick war Fieberhitze und Angſt dahin. Gott war wieder ſein Vater und beruhigt ſchlief er nun ein mit dem feſten Vorſatz, ſich nie wieder mit einer Unwahrheit zu belaſten. Bis in ſein ſpäteſtes Alter war ihm von da an ein Lügner der abſcheulichſte Menſch und eine Lüge eines der größten Verbrechen. Als Knabe ſchon machte er ohne allen Unterricht Gedichte, ein Klagelied der Jugend an das Alter, einige geiſtliche Lieder und wozu ihn ſonſt Naturdrang und Gelegenheit reizte. Namentlich hatte er auch frühe ſchon außerordentliche Liebe zur Einſamkeit. Die Stelle: „Ich muß ſeyn in dem, das meines Vaters iſt," war ihm ſehr rührend; ſeinen Garten hielt er für Gottes Tempel und lernte in ihm. Der Fleiß der Bienen, den er mit anſah, ſtärkte ihn in dem Vorſatz, nie müßig zu ſeyn, und ſo konnte er noch im Alter betheuern, keinen Tag verlebt zu haben, an dem er nicht wenigſtens etwas in den Bienenſtock getragen und gelernt hätte. Er ſammelte einsmals längere Zeit ſeine zum Frühſtück beſtimmten Groſchen und vergrub

dieß Geld unter einem Baum, um durch dieſes an ſeinem Leibe erſparte Frühſtück ſich ein Seelenfrühſtück zu bereiten, ſich nämlich ein Buch zu kaufen. Durch ſeine frühe ſchon rege Einbildungskraft kam er auf die Schwärmerei, mit Geiſtern Verkehr treiben zu können, und als ein todtes Brüderchen von ihm im Hauſe lag, ſtellte er bei der Leiche Todesbetrachtungen an und hielt dem kleinen Todten in ſtiller Einſamkeit eine Standrede. So wuchs er in frommer Unſchuld und lebendigem Geiſtesverkehr mit Gott heran, daß er als gereifter Mann bekennen konnte: „Ich habe „es jederzeit als das bewährteſte Hausmittel und als ein moraliſches Uni„verſale befunden, in allen kritiſchen Vorfällen meines Lebens an Gott oder „an meinen Tod zu gedenken, um mich vor Thorheiten oder Betrübniſſen „meiner Seele zu hüten;" — hier ſchon derſelbe Sinn, den er in ſpätern Jahren in ſeinem Liede: „Jetzt leb ich, ob ich morgen lebe" ausſprach.

Alſo im Vaterhauſe wohl vorbereitet, bezog er nun an Michaelis 1756, fünfzehn Jahre alt, als talentvoller, frommer Jüngling die Univerſität Königsberg, um Theologie zu ſtudieren. „Im Schweiß deines Angeſichts wirſt du dein Brod eſſen" — das war der Segen, den ihm ſeine Eltern mitgaben. Der berühmte Juriſt, Juſtizrath Woyt, nahm ihn in ſein Haus auf, weil er Gefallen an dem geiſtreichen, intereſſanten Jüngling fand. Neben der Theologie ſtudierte er mit außerordentlichem Eifer Mathematik und Philoſophie, in welch letzterer gerade damals Kant, ſein Lehrer und bald auch ſein Freund, großes Aufſehen machte. Die Hauptgrundſätze der Kant'ſchen Philoſophie nahm er mit freiem Nachdenken in ſeine Ueberzeugung auf. Dabei aber hörte er nicht auf, wie er ſelbſt ſagt, „ſeine Seele in ſeinen Händen zu tragen". Jedes unnütze Wort, das er redete, erzeugte in ihm Vorwürfe, und oft bei ganz gleichgültigen Dingen übte er ſich im Selbſtüberwinden. Er bekennt hierüber: „Je ärmlicher ich meinen Leib hielt, deſto reicher ward meine Seele; „je mehr ich Fleiſch und Blut überwand, deſto ſtärker ward mein Geiſt. „O! wer es je empfand, wie glücklich dieſe Palmen machen, der wird die „Hände nicht in Schooß legen, ſondern darnach ringen." Auf der Univerſität dichtete er 32 geiſtliche Lieder, die jedoch erſt im J. 1772 im Druck erſchienen. Die Stimmung, in der er ſie dichtete, ſchildert er ſelbſt ſo: „Wenn der Menſch mit dem göttlichen Weſen ſich verbinden „ſoll, muß er der Heiligkeit nachjagen, und da er hier, er mag es nun „machen, wie er will, doch immer zu kurz ſchießen wird, ſo mag der „Menſch ein Ergänzungsmittel annehmen, welches er nur will, nie wird

„er ſich beruhigen, wenn er nicht auch nach allen ſeinen Kräften Gutes „zu thun ſich beſtrebet. Es heißt: „„Thut Buße und glaubet an das „Evangelium, bemühet euch, beſſere Menſchen zu werden und Gott wird „euch gnädig ſeyn!““ Von dieſer Seite genommen kann die Zurechnung „eines fremden Verdienſtes um ſo weniger ſchädlich ſeyn, als der Bürge „nur das, was uns zu leiſten unmöglich fällt, zu bezahlen übernommen „hat. So ungefähr glaubte ich durch die Thür des Syſtems Licht und „Leben zeigen zu können. In dieſer Stimmung dichtete ich geiſtliche Lie„der.“ Es zeigt ſich hier deutlich der Einfluß der Kant'ſchen Philoſophie. Seine geiſtlichen Lieder ſchickte er ſpäter, noch ehe ſie gedruckt wurden, unter dem angenommenen Namen Gerhard an Gellert nach Leipzig, der ihm hierauf, kurz vor ſeinem Tod, im J. 1769 einen Brief ſchrieb, der ihn ſehr erfreute.

Gegen Ende des Jahrs 1760 machte er eine Reiſe nach Petersburg, wo er ſich in der großen Welt umſah. Dann wurde er einige Zeit Hauslehrer in Königsberg. Doch verließ er ſchon im J. 1762 dieſe Stelle, um ſich in Königsberg dem Studium der Rechtswiſſenſchaft zu widmen. Hiezu beſtimmte ihn die Liebe zu einem Mädchen ſeines Vaterlandes, das in Anſehung des Standes und Vermögens weit über ihm war. Er ward, weil es alle ſeine Freunde für unmöglich hielten, dieſes Mädchen einſt beſitzen zu dürfen, eine Zeit lang ganz tiefſinnig und ſchwermüthig. Er ermannte ſich aber und faßte den Gedanken, ihr einſt in Anſehung des Stands und Vermögens gleich zu kommen; von hier an war ſein unverrückter Plan, einſt reich und groß zu werden. Deßhalb wählte er auch das Studium der Rechtswiſſenſchaft, weil er ſich von demſelben ſchnelleres Aufſteigen zu Ehrenſtellen und geſchwinderes Reichwerden, als vom geiſtlichen Stande, verſprach. Anfangs hatte er Mangel und Armuth zu leiden, weil ſein Vater über dieſen Schritt unzufrieden war. Allein mit der unglaublichſten Entſagung ſchränkte er ſich anderthalb Jahre in Anſehung der Kleidung und des täglichen Unterhalts ein, — und in Kurzem hatte er ſein Ziel erreicht. Als er es nun aber errungen, entſagte er dem Beſitze dieſes Mädchens, das er geliebt hatte, um im eheloſen Stande ſeinem Streben nach immer ausgebreiteterer Thätigkeit und Würde ganz leben zu können. Nachdem er 1765 Advokat beim Stadtgericht in Königsberg, dann Hofgerichtsadvokat, 1772 ſtädtiſcher Gerichtsverwandter, endlich auch Criminaldirektor geworden war und ſich auf dieſen Stellen großes Anſehen und allgemeines Vertrauen er-

worden hatte, ernannte ihn im J. 1780 der König zum dirigirenden erſten Bürgermeiſter zu Königsberg und zum Polizeidirektor mit dem Charakter eines Kriegsraths, obwohl er der jüngſte unter den Stadträthen war. 1786 ehrte ihn der König noch mit dem Titel eines Geheimen Kriegsraths und Stadtpräſidenten, worauf er den Adel ſeiner Familie erneuern ließ. Für dieſe Stelle war er wie geſchaffen. Viele Jahre hindurch lebte und bewegte ſich in Königsberg faſt Alles durch ihn. An der Spitze des Magiſtrats erregte er Bewunderung; Polizei, Armenweſen ꝛc. beſorgte er mit größter Ordnung und Umſicht. Er ſammelte ſich allmählich in einem bei ihm bis zur Leidenſchaft geſteigerten Sammelgeiſt durch Thätigkeit, Fleiß und Sparſamkeit 140,000 Thaler.

Sehr berühmt machte er ſich in ganz Deutſchland als Verfaſſer der „Lebensläufe nach aufſteigender Linie" (1778—1781) und des Buchs über die Ehe (1774), worinn er mit hinreißender Beredtſamkeit die Verpflichtung zur Ehe und das Glück des Familienlebens ſchildert. Er ſuchte in ſeinen Schriften Kants Ideen zu verbreiten, noch ehe ſie dieſer ſelbſt veröffentlicht hatte. Kant nannte ihn auch einen „Centralmenſchen, einen Plan- und Centralkopf".

In ſeinem ganzen Weſen ſind die merkwürdigſten Widerſprüche vereinigt, eine ſchöpferiſche Einbildungskraft und ein durchdringender Verſtand, Ernſt und Laune, Andacht und Frohſinn. Bei all ſeinem Scharfſinn machte ihn das Feuer ſeiner Einbildungskraft oft zum Schwärmer. Immer ſpricht er auch ſo, als ob er bei aller Achtung für die Religion der Vernunft und für das moraliſche Chriſtenthum ſich damit noch nicht begnügen könne und als ob aus einem höhern Chriſtenthum dem Menſchen auch eine noch höhere Tugend und Ruhe käme. Den Gottesdienſt beſuchte er regelmäßig, der kirchliche Geſang begeiſterte ihn; ſchon des Samſtags ließ er ſich nach den zu ſingenden Liedern erkundigen, die er dann auf ſeinem alten Flügel einſam für ſich ſang. Wort und That ſtanden aber bei ihm oft im Widerſpruch. Sein ganzes Leben war ein innerer Kampf zwiſchen Fleiſch und Geiſt, wobei der beſſere Menſch in ihm oft unterlag. Neben einer faſt an Andächtelei gränzenden Frömmigkeit beſaß er ſtarke Leidenſchaft und Sinnlichkeit. In den heiligen Stunden des Nachdenkens und Gebets war er entfeſſelt von den Banden der Erde und ganz durchdrungen von dem Werth der Herzensreinheit, der Selbſtüberwindung, von der Nichtigkeit des Zeitlichen und Sichtbaren gegen das Ewige und Unſichtbare in uns und flehte oft und viel:

Schaff, Gott, ein reines Herz in mir,
Laß meine Seele ganz an dir,
Du Geber alles Guten, hangen.
Der Sinnentrieb bringt bangen Schmerz,
Wenn er das unbewachte Herz
Reizt, Erdengüter zu verlangen.
Herr! lehr' mich denken, daß die Zeit
Nicht werth sey jener Herrlichkeit.

Wenn aber der reizbare Mann wieder in die bürgerliche, gewöhnliche Welt kam, so wirkten Gold, Ehre und Weiber auf seine Sinnlichkeit ein, daß er oft unterlag und sein reizbares Gefühl in einem beständigen Sturm war, wodurch er endlich vor der Zeit aufgerieben wurde.

Wirklich war aber bei ihm, lange vorher, ehe er starb, das ernstliche und wahre Bestreben, „sich mit dem Tode zu familiarisiren". Davon zeugten auch nicht bloß seine Schriften, sondern selbst seine Haus- und Gartenverzierungen. In seinem Garten war nämlich eine Parthie, die einen Kirchhof nachahmte, der mit Leichensteinen, Schädeln, aufgeworfenen Hügeln und Grabesblumen besäet war. Vorn stand auf einer Steinplatte: „Ich, du, er, wir, ihr, sie." In einem Abendliede — „Herr, hab ich heut zum letztenmal" — singt er einmal:

Voll heil'gen Muthes ist der Christ,
Der von der Welt entfernet,
Auf Erden schon im Himmel ist
Und täglich sterben lernet.

Jetzt leb ich, morgen bin ich todt;
Dieß lehr mich denken, Herr, mein Gott!
Damit ich weise werde.

Eine heftige Krankheit und der Verlust eines Auges in Folge großer Anstrengungen bei der preußischen Besitznehmung Danzigs, die ihm übertragen war, mahnten ihn nur noch um so ernstlicher an seinen Tod. Es folgte nun auch ein Hinschwinden seiner Kräfte und eine Auszehrung. Während seiner ganzen letzten Krankheit saß er stets auf einem Stuhle; bei aller Sterbensvorbereitung hoffte und wünschte er aber immer noch länger zu leben und hauchte so voll Lebenshoffnung im fünfundfünfzigsten Jahr sein Leben aus am 23. April 1796.

Er hat im Ganzen 40 Lieder gedichtet. Außer jenen 32 geistlichen Liedern, die im J. 1772 mit einer Widmung an Klopstock zu Berlin bei Haude und Spener im Druck erschienen, und einem anonym in Waldau's Sammlung vom J. 1781 (S. 56) mitgetheilten Liede fanden sich in seinem Nachlaß noch sieben bis jetzt ungedruckt gebliebene. Die Kraft des Ausdrucks, die ihn sonst auszeichnet, ist kaum hie und da in seinen Liedern zu finden; auch ist gegen die Sprache und den Versbau mancher Verstoß in denselben zu finden. Doch klingt auch bei ihnen, wie bei denen

Fröbing's und Bürde's, der frömmere alte Glaubenston mehr durch, als man ihn ſonſt bei den Dichtern dieſer Richtung findet. Später hat er manche ſeiner Lieder noch mannigfach gefeilt und umgearbeitet, und in dieſer Geſtalt ſind ſie nun nach ſeiner hinterlaſſenen Handſchrift zuſammengeſtellt im ſiebenten Band ſeiner ſämmtlichen Werke — „Kleinere Schriften. Berlin 1828." Weit bekannt wurde ſein Bereitſchaftslied:

„Jetzt lebich, ob ich morgen lebe" vom J. 1781 — W. G. Nr. 592.

Sonſt noch: „Ich will dem Schöpfer Lob" (1772).

(Quellen: Biographie des K. preuß. Geheimen-Kriegsraths zu Königsberg, Theodor Gottlieb v. Hippel, zum Theil von ihm ſelbſt verfaßt. Gotha 1801. — Schlichtegrolls Nekrolog. 1796. 2. Bd. und 1797. 1. Bd.)

Auch Würtemberg ſtellt ſeine Repräſentanten für die Gellert'ſche Richtung, es ſind:

Haug, M., Balthaſar, geb. 4. Juli 1731 zu Stammheim, einem Dorfe bei Calw, wo ſein Vater, Johann Georg Haug, als Amtspfleger des Kloſters Hirſau lebte. Seine Mutter war Anna Maria, geb. Weiß, von Döffingen. Den erſten Unterricht empfieng er von dem Pfarrer Riederer in Stammheim, bis er als zehnjähriger Knabe ins Gymnaſium nach Stuttgart kam. Nachdem er dort in der Spitalkirche konfirmirt worden war, wurde er 1746 in die Kloſterſchule zu Blaubeuren aufgenommen, von wo er nach dreijährigem Aufenthalt in die zu Bebenhauſen übertrat und dann 1751 Zögling des theologiſchen Stifts zu Tübingen wurde. Daſelbſt erhielt er 1753 die Magiſterwürde und zeichnete ſich durch ſeine Kenntniſſe ſo aus, daß er den erſten Platz unter ſeinen Compromotionalen einnehmen und einmal eine öffentliche Rede in gebundener Schreibart auf das Geburtsfeſt des Herzogs halten und ſie ihm ſelbſt überreichen durfte. Selbſt nachdem er 1756 das Examen beſtanden hatte, durfte er noch längere Zeit im Stift zurückbleiben und verſah dann von hier aus in einem benachbarten Orte Vikariatsdienſte, bis er im Auguſt 1757 als Vikar nach Heidenheim geſchickt wurde. Von da kam er im Februar 1758 auf die nahgelegene ritterſchaftliche Pfarrei Niederſtozingen, wo er ſich dann im ſelbigen Jahr noch verheirathete mit einer Tochter des Kirchen- und Tutelarraths Elſäßer, die ihm zehn am Leben bleibende Kinder gebar. Während dieſes ländlichen Aufenthalts benützte er, wie er ſagt, die müßigen Stunden, die ihm ſein Amt an Sonn- und Feiertagen übrig ließ, zur Herausgabe geiſtlicher Gedichte, die zu Ulm 1763 unter dem Titel erſchienen: „Der Chriſt am Sabbath. 3 Thle." Als ein Liebhaber der Dichtkunſt hatte er nämlich

öfters zum Schlusse einer Predigt besondere Stellen des sonntäglichen Evangeliums oder die Hauptsache des Gegenstands, über den die Predigt handelte, in etliche gebundene Zeilen zusammengefaßt, und weil er fand, daß sich die Zuhörer dadurch besonders angesprochen fühlten und diese Poesien selbst zu besitzen wünschten: so füllte er die Lücken in seinen Arbeiten aus und nahm alle sonn- und festtäglichen Evangelien der Reihe nach zum Gegenstand seiner Dichtung. Er wurde deßhalb auch als Rektor des **Gymnasium poëticum** nach Regensburg berufen, lehnte jedoch diesen Ruf ab und kam dann 1763 auf die Pfarrei Magstatt bei Stuttgart, von wo er nach drei Jahren schon durch die besondere Gunst des Herzogs, der ihn persönlich kennen gelernt hatte, am 1. Dez. 1766 als ordentlicher Professor an das Gymnasium nach Stuttgart kam. 1769 wurde ihm, nachdem ihn Gottsched schon acht Jahre zuvor in die deutsche Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig aufgenommen und die Kaiserin Theresia ihm für ein Gedicht den Lorbeerkranz ertheilt hatte, die damals noch übliche Dichterwürde eines kaiserlichen Hof- und Pfalzgrafen zu Theil. Im J. 1776 wurde ihm dann auch noch neben seinem Amte am Gymnasium das eines Professors der Philosophie an der berühmten Carlsschule oder Militärakademie, in der Schiller damals gerade sich als Schüler befand, übertragen. Er hatte hier Mythologie, deutschen Briefstyl und Kunstalterthümer zu lehren. Zugleich wurde er auch Mittwochsprediger an der Stiftskirche. Er hatte die Freude, einen sehr talentvollen Sohn sich entwickeln zu sehen — den bekannten Epigrammendichter Hofrath Johann Christoph Friedrich Haug, dessen Fabelsammlung und Sinngedichtsammlung berühmt wurden.* Am 3. Jan. 1792 starb er, 61 Jahre alt, an einem unvermutheten Schlagfluß.

Sein „Christ am Sabbath", von welchem zu Augsburg im J. 1778 mit dem Titel: „Lehrgedichte und Lieder über die vornehmsten Gegenstände der christlichen Religion" eine zweite, durchaus umgearbeitete und mit weiteren Nummern vermehrte Auflage, 79 im Ganzen, erschien, enthält mehr Gedichte, als Lieder. „Das Singen war mir nur die Nebenabsicht" — sagt er selbst — „und es kann wohl seyn, daß ich vor das Volk nicht weit genug herunter gedacht habe." Unverkennbar ist der Gellert'sche Ton, der in Haugs Poesien uns entgegenklingt. Zwei Stücke derselben kamen überarbeitet in das W. G. von 1791:

* Er ist geb. 9. Merz 1761, † 30. Jan. 1829. Dr. Grüneisen hat eine Auswahl seiner Gedichte zu Stuttgart 1840 herausgegeben.

„Heut komme her, o Jugend" oder:
„Der niedern Menſchheit Hülle" — W. G. Nr. 120.
„Kommt heut an eurem Stabe."

Auch als Hymnologe hat ſich Haug verdient gemacht durch das Büchlein: „Die Liederdichter des W. Landesgeſangbuchs nebſt ihren kurzen Lebensumſtänden. Stuttg. 1780." Einzelne hymnologiſche Aufſätze lieferte er in das ſchwäbiſche Magazin. Jahrg. 1776—1778. Er lehrte am Gymnaſium die Beredtſamkeit und Dichtkunſt. Eine ſchätzenswerthe Frucht ſeines Lehramts an der Carlsſchule iſt die Schrift: „Die Alterthümer der Chriſten zur Aufklärung der Schickſale der vornehmſten Gebräuche der Kirche, wie auch zur Beſtätigung des Alters des evangeliſchen Lehrbegriffs und Gottesdienſtes. Stuttg. 1785."

(Quellen: Handſchriftliche Familienpapiere, worunter ſein eigenhändiger Lebenslauf. — Zum Gedächtniß Herrn B. Haugs von der herzogl. hohen Carlsſchule. 1792. — Das gelehrte Würtemberg. 1790.)

Göz, M., Chriſtian Gottlieb, geb. 29. Auguſt 1746 zu Hengen, einem Pfarrdorf auf der ſchwäbiſchen Alb bei Urach, wo ſein Vater, M. Jakob Fr. Göz, Pfarrer war. Seine Mutter war Marie Roſine, geb. Engel. Er war von neun Kindern das einzige, das ſeine Eltern ein reiferes Alter erreichen ſehen durften. Obgleich er in ſeiner Jugend eine beſondere Vorliebe zur Medicin hatte, fügte er ſich doch in den Willen ſeines Vaters und widmete ſich dem Studium der Theologie, das er nach der gewöhnlichen Vorbereitungszeit in den Klöſtern zu Denkendorf und Maulbronn im Stift zu Tübingen von 1764—1769 vollendete. Im letzten Jahre ſeines dortigen Aufenthalts kam er auf eine eben ſo merkwürdige, als für ſeinen ganzen Lebensgang entſcheidende Weiſe in nähere Berührung mit dem Herzog Carl. Damals nämlich ſchon war die Poeſie ſeine Lieblingsbeſchäftigung in den Freiſtunden. Als nun der Herzog, der damals durch ſeine Willkührherrſchaft die allgemeine Entrüſtung ſeines Volkes auf ſich geladen hatte, auf den Einfall gekommen war, **Rector magnificentissimus** der Tübinger Univerſität zu werden und deßhalb dort auf einige Zeit ſeinen Aufenthalt genommen hatte, ſo fertigte Göz ein derbes Spottgedicht auf ihn, das mit den Worten begann: „Tyrann! herab von deinem Thron!" Nachdem er es unvorſichtigerweiſe einigen Bekannten vorgeleſen hatte, wurde es ihm von unbekannter Hand entwendet und nach Reutlingen zum Druck geſchickt, von wo es, ohne daß Göz eine Ahnung davon hatte, dem Herzog zu Geſicht kam. Auf einmal ward er vor den Herzog gerufen, der ihm alsbald das Spottgedicht unter

die Augen hielt mit den Worten: „Ist Er der lose Bursche, der dieses Gedicht gemacht hat?“ Als er das freimüthig bejaht hatte, nöthigte ihn der Herzog, solches ihm jetzt auch vorzulesen. Drauf folgte eine scharfe Strafpredigt, nach deren Beendigung der Herzog eine Bibel herbeiholte, aus der er dem geängsteten Stipendiaten einen Predigttext angab mit dem Bedeuten: „Morgen um neun Uhr wollen wir sehen, ob Er auch so gut predigen kann, als Spottgedichte machen?“ Zur bestimmten Stunde des andern Tages erschien der Herzog in der Klosterkirche, der jetzigen Stiftsbibliothek, und hörte die Probepredigt an, nach deren Beendigung er auf den jungen Prediger zugieng und ihm die Hand reichte, indem er freundlich sprach: „Er hat die Probe gut bestanden; Ihm ist Alles verziehen; rechne Er auf meine Gnade.“

Im Herbst desselben Jahrs noch zog Göz als Vikar zu seinem unterdessen von Hengen nach Nellingen bei Eßlingen beförderten Vater. Hier machte er sich als geistlicher Dichter bekannt. Er war auch Mitarbeiter an einer 1771 und 1772 erscheinenden pädagogischen „Wochenschrift zum Besten der Erziehung der Jugend“, in welcher er manche von ihm verfaßte Gedichte veröffentlichte. Im J. 1777 wurde er plötzlich ohne sein Zuthun als Pfarramtsverweser an die Garnisongemeinde nach Stuttgart berufen, wo der Andrang zu seinen Predigten bald so groß wurde, daß zur Erhaltung der Ordnung Militär vor der Kirche aufgestellt werden mußte. Als er nun von der Generalität, die sich deßhalb auch an den Herzog gewendet hatte, aufgefordert worden war, sich um die Garnisonspredigerstelle zu melden, so erhielt er vom Consistorium ein Schreiben des Inhalts: „Man habe sehr mißliebig vernommen, wie er vom Herzog aufgefordert worden sey, sich um die Garnisonspredigerstelle zu melden; es werde ihm dieß hiemit untersagt und wohl zu bedenken gegeben, ob an der Gnade von zwei Augen mehr gelegen sey, als an der eines ganzen Collegiums.“ Er fügte sich und wurde dann im Frühjahr 1778 vom Consistorium „wegen seines bewiesenen Gehorsams“ zum Pfarrer in Scharnhausen auf den Fildern ernannt, wodurch er ganz in die Nähe seines betagten, ihm theuerwerthen Vaters kam. Nun vermählte er sich am 12. Mai 1778 mit Christine Agathe, geb. Hettler, von Stuttgart. Nach sechsjähriger gesegneter Amtsführung kam er dann im J. 1784 ohne sein Zuthun auf besonderes Gesuch des Herzogs beim Consistorium auf die Pfarrei Plieningen auf den Fildern, zu welcher das nicht lange zuvor erbaute herzogliche Schloßgut

Hohenheim gehörte, wo der Herzog in den letzten Jahren ſeiner Regierung bis an ſeinen Tod, 21. Okt. 1793, mit ſeiner edlen, ſanften Gemahlin Franziſca, Gräfin von Hohenheim, ſeine Hofhaltung hielt. Hier kam er nun in vielfache, vertraute Berührung mit dem Herzog. Franziſca, deren Vertrauen er ſich beſonders zu erfreuen hatte, forderte ihn aufs Nachdrücklichſte auf, in Verbindung mit ihr und dem katholiſchen Hofprediger und Beichtvater des Herzogs, Benedikt Maria Werkmeiſter (ſ. u.), der Hitze und Gewaltthätigkeit deſſelben entgegenzuarbeiten, was ihm denn auch, obwohl unter mancherlei durch die Leidenſchaftlichkeit des Herzogs herbeigeführten Störungen, vielfach gelang. Er wandte überhaupt ſeinen Einfluß auf den Herzog, der ſich immer mehr befeſtigte, nur ſtets zum Guten an. Sterbend reichte ihm deßhalb auch der Herzog noch die Hand mit den Worten: „Sie waren mein treuſter Freund, der es immer nur gut gemeint hat.“ Er war auch der Geiſtliche, gegen den der achtzehn Tage lang unter den furchtbarſten Schmerzen im Hohenheimer Schloſſe mit dem Tode ringende Herzog noch die erſchütternde Aeußerung gethan hat: „Pfarrer! Sterben iſt kein Kinderſpiel!“ Als darauf der Herzog Friedrich Eugen, der jüngſte Bruder des Herzogs Carl, der Großvater des jetzigen Königs Wilhelm, welcher von 1795—1797 als ein Regent voll Menſchenfreundlichkeit und Güte regierte, ſeine bleibende Reſidenz in Hohenheim genommen hatte, erwählte ihn deſſen Gemahlin, die an ſeinen Predigten ſo großes Wohlgefallen gefunden hatte, daß ſie für ſich und ihren Hofſtaat zunächſt der Kanzel in Plieningen einen eigenen Stand ſich hatte errichten laſſen, zum Gouverneur ihrer einzigen Tochter, der Prinzeſſin Catharina, nachmaliger Königin von Weſtphalen, ſo daß er ſich für die Wochengottesdienſte einen Vikar halten mußte.

Er war von anſehnlicher, einnehmender Geſtalt, frei von aller Menſchenfurcht, heiter und gewandt im Umgang, ein allgemeiner Rathgeber bei Hohen und Niedern. Unter ſeinen benachbarten Collegen ſtand er namentlich mit dem vielbekannten Pfarrer Mich. Hahn in Echterdingen in ſehr freundſchaftlichem Verhältniß. Das Wohl ſeiner Gemeinde aber, deren ganze Achtung und Liebe er genoß, ſuchte er in geiſtlicher Beziehung nicht bloß, ſondern auch in leiblicher auf alle Weiſe zu fördern, indem er ſich mit ſeinen ökonomiſchen Kenntniſſen, die er als Mitarbeiter in dem ſogenannten „Oekonomie-Wochenblatt“ niederlegte, und beſonders durch ſein eigenes Beiſpiel um Feldbau und Baumzucht in Plieningen ſehr verdient machte. Im Juli 1796 rettete er einmal das ganze Plieninger

Fruchtfeld, das sich Erzherzog Maximilian von Oestreich bereits zum Lagerplatz ausersehen hatte, durch seine Entschlossenheit vom Abmähen, wie er überhaupt der Gemeinde beim Einbruch der östreichischen und französischen Kriegsheere die besten Dienste leistete. Unterleibsbeschwerden, an denen er frühe schon zu leiden hatte, untergruben allmählich seine Gesundheit immer mehr und so starb er plötzlich 10. Dez. 1803 an einem Stickfluß, eine Wittwe und fünf Kinder hinterlassend, von Vielen tief betrauert. Er hat die Nähe seines Todes geahnt. Nachdem er gestorben war, fand sich in seinem Schreibtisch ein mit den Worten: „Das Testament" überschriebenes Gedicht, von welchem einige Strophen hier noch ihre Stelle finden mögen:

Mein Ende kommt, die Stunde naht heran,
Da ich nun bald in Frieden fahren kann.
Der Vorhang fällt, den Schauplatz zu verlassen:
So will ich denn mein Testament verfassen.
Auf dich, o Jesu, wälz ich meine Last
Der Missethat, die du getragen hast.
Dazu will ich mein reuend Herz verschreiben,
Mein Glaube hofft, du wirst mein Heiland bleiben.
Ihr Kinder, erntet meinen Segen ein,
Ich sterbe, aber Gott wird mit Euch seyn!
Lernt ihn durch Frömmigkeit und Tugend kennen,
So dürft ihr froh ihn euren Vater nennen.
Euch, Freunden, die ihr mich beweint,
Vermach ich Jesum, unsern Himmelsfreund.
Zu dir, o Gott, ist meine Seele stille —
Dieß ist mein Testament, mein letzter Wille.

Er hat in reiner, wohlgebildeter Sprachform und in ächt biblischem Ton gehaltene geistliche Lieder gedichtet, die sich außer der bereits genannten pädagogischen Wochenschrift in folgenden Schriften finden: „Die Uebung der Gottseligkeit in h. Betrachtungen und Liedern (eine Uebersetzung der **meditationes sacrae** von **Dr.** Johann Gerhard). Stuttg. 1775" — von ihm noch während seiner Vikariatsjahre in Nellingen verfaßt und ungefähr 36 eigene Lieder enthaltend. — „Unterhaltungen mit Gott im Ungewitter. 1780" — mit 18 Gebetsliedern. — „Tischgebete und Unterhaltungen in Liedern und Versen für die Jugend. 1790." Im J. 1772 hat er auch das vortreffliche W. Betstundengebet in drei Liedern mit Melodien zur Uebung der häuslichen Singandacht herausgegeben. Im J. 1785 erschien eine Ausgabe seiner „geistlichen Oden und Lieder."

Unbegreiflicherweise hat kein W. G. etwas von seinem schönen Liederschatze aufgenommen. Erst A. Knapp hat ihn in seinem Lieder-

ſchatz gebührend berückſichtigt. Zu ſeinen ſchönſten Liedern gehören die in der Uebung der Gottſeligkeit enthaltenen:

„Erhöhter Siegesfürſt und Held."
„Gott fährt auf, was ſoll ich klagen?"
„Kommt, laßt uns niederfallen."
„Seelenruhe, beſtes Gut."
„Zu den Höhen aufzuſehen."

Auch als Hymnologe hat er ſich bemerklich gemacht durch ſeine kleine, aber nicht unbedeutende Schrift: „Beitrag zur Geſchichte der Kirchenlieder. Stuttg. 1784." (S. 17 f.). Er hat darinn einer Geſangbuchsreform nach Art des Cramer'ſchen neuen Geſangbuchs für Schleswig-Holſtein vom J. 1780, das die ſchönſten und gründlichſten Regeln für Einrichtung eines neuen Geſangbuchs enthalte, das Wort geredet.

(Quellen: Handſchriftliche Mittheilungen ſeines Sohnes, Stadtpfarrers M. Gottlieb Göz in Bulach, früher in Beinſtein und Affalterbach.)

Wir übergehen weitere Dichter dieſer Richtung von minderer Bedeutung und erwähnen nur noch zwei als Repräſentanten der Ausartungen des Philantropismus und der bloßen Vernunftreligion, in die allmählich die Nachahmer Gellerts geriethen. Es ſind das in erſterer Beziehung:

Baſedow, M., Johann Bernhard, geb. 11. Sept. 1723 zu Hamburg. Nachdem er einige Zeit zu Soröe Profeſſor der Philoſophie geweſen war, lehrte er ſeit 1761 zu Altona und wurde dann der Stifter und Direktor des Philantropins zu Deſſau, wo er bis 1778 wirkte und ſich dann abwechſelnd auch in Helmſtädt, Leipzig und Magdeburg aufhielt. In letzterer Stadt ſtarb er 26. Juli 1790. Er wollte ein Univerſalchriſtenthum anbahnen und zur Förderung dieſes Zwecks gab er heraus: „Allgemeines chriſtliches Geſangbuch für alle Kirchen und Sekten. Altona und Riga 1781." mit 403 meiſt von ihm ſelbſt gedichteten Liedern. — „Einer philadelphiſchen Geſellſchaft Geſangbuch für Chriſten und für philoſophiſche Chriſtgenoſſen Germaniens zur Zeit Joſephs II. Leipzig 1784." Im Dom zu Bremen haben ſie ihm ſolche Lieder nachgeſungen.

(Quellen: Baſedows Leben, Charakter und Schriften vom Domherrn Joh. Lorenz Meyer. Hamb. 1791. 2 Bde.)

Schink, Johann Friedrich, geb. in Magdeburg 29. April 1755. Er ſtudierte anfangs zu Halle unter Semler und Griesbach die Theologie, legte ſich dann aber ganz auf die Dichtkunſt und arbeitete zu Hannover

und besonders in Wien, wo er sich seit 1780 aufhielt, für das Theater. Im J. 1789 wurde er als Theaterdirektor in Hamburg angestellt, in welcher Stellung er lange verblieb. Später lebte er als Privatmann zu Holstein, Ratzeburg und Berlin und verkehrte viel mit Eberhard und Tiedge. Im J. 1822 erhielt er wieder eine feste Anstellung als Bibliothekar bei der Herzogin von Sagan in Böhmen, wo er am 10. Febr. 1835 starb. Er gab zuerst 26 Lieder heraus unter dem Titel: „Vernünftig-christliche Gedichte. Berlin und Stettin 1788." Dann ließ er erscheinen: „Gesänge der Religion. Neubrandenburg 1811.", wovon eine zweite verbesserte und vermehrte Auflage mit 95 Liedern zu Berlin im J. 1817 herauskam.

Schink ist ein Magdeburger Lichtfreund im vollsten Sinne des Wortes. Laut der Vorrede zu den „vernünftig-christlichen Gedichten" vom Oktober 1787 hat er es sich zu seinem Beruf gesetzt, „wider Schwärmerei, Mystik und Wunder und Tollglaube ernstlich und männlich zu kämpfen und die reine Christusreligion (d. i. die Vernunftreligion) einzuführen." Er kann nicht genug eifern gegen ein das Verdienst Christi sich bequem zueignendes Christenthum, gegen eine Blut- und Wundentheologie, die nichts gelten läßt, als die durch Jesum gestiftete Glückseligkeitslehre; er erklärt die aufgeklärte Vernunft für den Geist Gottes, von dem die Taufformel rede, und sieht deßhalb auch in der Taufe lediglich nichts Anderes, als eine feierliche Aufnahme in die Gesellschaft der Christen, durch die der Täufling Gelegenheit erhalte, auf einem frühern und leichtern Weg zu einem vernünftigen Gottesdienst zu gelangen. Er wollte selbst die modernen Gesangbücher seiner Zeit gereinigt wissen von Allem, was noch nach zu sinnlichen und orientalischen Begriffen, nach Wunderglauben und mystischen Gefühlen des Christenthums schmecke, und bekannte deßhalb: „ich finde auch in unsern besten Gesangbüchern noch Stücke, die mir meine Vernunft mitzusingen schlechterdings nicht erlaubt, wo ich also schweige."

Seine Lieder verdienten deßhalb auch schlechterdings nicht gesungen zu werden in christlichen Kirchen und Häusern. Gleichwohl haben bei ihrer schönen und reinen Form einige seiner Naturlieder Aufnahme in Kirchengesangbücher gefunden, z. B. das Herbstlied:

„Wie reich an Freude, Glück und Segen" — W. G. Nr. 547.

(Quellen: Nekrolog der Deutschen auf 1835. I. S. 161 ff.)

2) Die Klopſtock'ſche Richtung.

In ihr iſt der rührhaft pathetiſche Ton, deſſen Zweck höchſte Erregung des religiöſen Gefühls iſt, vorherrſchend.

Klopſtock, Friedrich Gottlieb, wurde geboren 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, wo ſein Vater, ein biederer treuherziger Mann von unerſchütterlichem Leuenmuth, brandenburgiſcher Commiſſionsrath war, von wo er aber 1735 als Pachtamtmann nach Friedeburg im Mansfeldiſchen zog. Durch dieſen ſchwärmeriſchen, viel mit Geiſtern der Verſtorbenen verkehrenden und manche Nacht mit dem Teufel in ſchweren Kämpfen ſich abringenden Vater bildete ſich wahrſcheinlich bald ſchon in dem Knaben die ernſte, hohe und feierliche Stimmung aus, die in ſeinen ſpätern Jahren an ihm hervortrat. Im dreizehnten Jahre kehrte er mit ſeinem Vater nach Quedlinburg zurück, wo er eine Zeit lang das Gymnaſium beſuchte, und kam dann 1739 auf die berühmte Lehranſtalt „Schulpforte". Hier ſchon faßte er, voll feuriger Liebe zur Dichtkunſt, die erſten Gedanken zu ſeinem unſterblichen Gedicht: „Der Meſſias". Er ahnete damals bereits, daß er berufen ſey, durch dieſen Geſang das Vaterland zu verherrlichen, und ſchrieb einsmals voll Selbſtgefühl die Worte an die Wand: „Mich ſchreibt die Nachwelt einſt in ihre Bücher ein." Solches Selbſtgefühl und feurige Ehrbegierde mäßigte er aber ſtets durch Gottesfurcht. So ſingt er von letzterer in einer ſeiner damaligen Oden:

Hoch weht die heilige Flamme voran und weiſet
Dem Ehrbegierigen beſſeren Pfad.

Die Bibel machte er ſich nicht allein aus Pflichtgefühl, ſondern aus wahrer Herzensluſt zu ſeinem Lieblingsbuch, namentlich rührten ihn die poetiſchen Bücher Hiobs und der Propheten. Eine Verheißung, daß der gefallene Menſch Gnade finden ſolle, entlockte ihm als Jüngling häufig Thränen; eine Spur von der Unſterblichkeit der Seele verſetzte ihn in eine dankbare Entzückung. Die Religion wurde ihm lauter Vorſtellung der Größe und Herrlichkeit des Meſſias und ſeiner göttlichen Menſchenliebe, lauter Empfindung von wallender Gegenliebe und lobensvoller Dankbarkeit. Aus dieſer Gemüthsart bildete ſich denn auch von ſelbſt eine Schreibart, die voller Poeſie war, ehe er nur einen Vers geſehen hatte. Als ihm dann Miltons Gedichte vom verlorenen Paradies zu Geſichte kamen, war er ganz entzückt davon. Im Herbſt 1745 bezog er nun die Univerſität Jena, um Theologie zu ſtudieren; allein das rohe

Leben der „wilden Jäger an der Saale", wie Göthe später einmal die Jenenser Studenten nannte, gefiel ihm nicht, weßhalb er schon im Frühling 1746 nach Leipzig zog, wo er mit seinem Verwandten J. C. Schmidt ein gemeinsames Zimmer in der Burgstraße bewohnte. Joh. Andreas Cramer wohnte neben an, nur durch eine dünne Seitenwand geschieden. Hier war es, daß Schmidt einst aus einem Koffer mit Wäsche die Handschrift hervorzog, welche die drei ersten Gesänge des Messias enthielt, die Klopstock unterdessen ganz im Verborgenen gedichtet hatte. Er las sie Cramern vor, so sehr auch Klopstock sich dagegen sträubte, worauf Cramer, dessen Beifall sie in hohem Grad erhielten, ihn aufforderte, in die Gesellschaft der „Bremer Beiträger" zu treten. Nun erschienen im J. 1748 die drei ersten Gesänge im vierten Band der Bremer Beiträge und erregten in ganz Deutschland das allgemeinste Aufsehen, wie seit Luthers Bibelübersetzung und Gellerts Schriften noch nie ein deutsches Werk. Während Gottsched sie für eine Mißgeburt erklärte, schrieb Kleist an Gleim: „ich bin entzückt darüber. Nun glaube ich erst, daß die Deutschen etwas Rechtes in der Poesie leisten können." Sogar die Kanzelberedtsamkeit der damaligen Zeit gieng unter dem Einfluß dieser Gesänge in Verse über und man deklamirte heilige Reden in Hexametern. Auch hatte Klopstock bereits schon 1747 einzelne Lieder und Oden, z. B. sein großes Odengebäude „Wingolf", gedichtet und 1748 noch weitere beigefügt, von denen ein Zeitgenosse schreibt: „Es waren Meisterstücke; gleich der Auferstehungsposaune schmetterten sie tief in den Abgrund und erhoben hoch über die Sterne."

Als nun seine vertrautesten Freunde, Gärtner, Cramer, Joh. Adolph Schlegel ꝛc. sich von Leipzig wegbegeben hatten, verließ auch er diese Stadt im J. 1748 und gieng nach Langensalza, um im Hause eines Verwandten, des Kaufmanns Weiß, die Aufsicht über dessen Kinder zu übernehmen. Während er nun dastand, von ganz Deutschland gefeiert wie noch Keiner, traf ihn der Schmerz einer hoffnungslosen Liebe. Er hatte nämlich eine glühende Liebe zu Fanny, der schönen und geistreichen Schwester Schmidts in Langensalza, gefaßt, die dieselbe nicht erwiederte. Dieß erfüllte seine Seele mit hoher Wehmuth, zog aber auch seinen Blick mächtig hinaus auf die Ewigkeit. Zur Erholung reiste er im J. 1750 nach Zürich zu Bodmer, der ihn eingeladen hatte; denn am meisten Eingang hatte die Probe seiner Messiade in der Schweiz gefunden. Man wollte ihn schon da behalten, ihm das schweizerische Bürgerrecht schenken

und ihn durch eine reiche Heirath feſſeln, und er ſelbſt auch fühlte ſich da unter der deutſchen Sitteneinfalt gar wohl. Hier keimten in ihm auch die großen Ideen von Vaterland und Hermann, des Vaterlands Retter, die hernach zu ſo herrlichen Bäumen erwachſen ſind. Von da berief ihn im Frühling 1751 der däniſche Miniſter, Graf v. Bernſtorff, deſſen Herz die drei Geſänge des Meſſias rührten und der daraus die Größe des Geiſtes, der ſie geſchaffen, erkannte, nach Kopenhagen an den Hof Friedrichs V., wo ihm ein anſehnlicher Gehalt von 400 Reichsthalern ausgeſetzt wurde, damit er ruhig und ohne Störung von Nahrungsſorgen den Meſſias vollenden könnte. Er galt bald viel beim König, mit deſſen Hof er im Winter zu Kopenhagen und im Sommer zu Friedensburg, einem ländlichen Schloſſe, lebte, und durch ihn wurde Cramer im J. 1754 als Hofprediger nach Kopenhagen berufen, wie ein Jahr zuvor ſchon Baſedow als Profeſſor der Philoſophie nach Soröe. Am 10. Juni 1754 verheirathete er ſich mit Meta Moller, der Tochter eines Kaufmanns zu Hamburg, die eine herzliche Liebe zu ihm als Dichter des Meſſias gefaßt und die er durch ſeinen Freund Gieſecke auf der Reiſe aus der Schweiz nach Kopenhagen in Hamburg kennen gelernt hatte. Allein nicht viel über vier Jahre hatte er an ihrer Seite das ſchönſte Glück des Lebens genoſſen, als er ſie am 28. Nov. 1758 durch den Tod verlieren ſollte. Zu Hamburg wollte ſie ihre Entbindung halten und dort hauchte ſie über dem, daß ſie ihm ein Söhnlein gebar, ihr Leben aus. Sein Schmerz über dieſen großen Verluſt ſpricht ſich rührend noch in manchen ſeiner ſpätern Oden aus, und im fünfzehnten Geſange ſeines Meſſias, der vierzehn Jahre ſpäter erſchien, feierte er ihr Andenken, indem er unter denen, welche Erſcheinungen von Auferſtandenen ſehen, in Cidli, der Geliebten Gedors, ſeine Meta darſtellt. Der frohe, lebendige Glaube an ein ewiges Leben und an eine Wiedervereinigung mit ihr machte ihm allein ſein bitteres Loos erträglich. Auf dem Dorfkirchhof zu Ottenſen an der Elbe begrub er ſie mit der Inſchrift: „Saat von Gott geſäet, dem Tage der Garben zu reifen.“ In demſelben Jahre 1758, ehe er noch ſeinen Meſſias zur Hälfte vollendet hatte, erſchien der erſte Theil ſeiner geiſtlichen Lieder zu Kopenhagen. „Ich habe,“ ſchreibt er in einem Briefe vom 8. Nov. 1756, „eine Sache begonnen, die ich für meinen „zweiten Beruf halte. Ich habe Lieder für den öffentlichen Gottesdienſt „gemacht, was ich für eins der ſchwierigſten Dinge halte, die man unter„nehmen kann. Man ſoll, wo nicht dem gemeinen Haufen, doch den

„Meisten verständlich seyn, und doch der Religion würdig bleiben. Indeß „scheint es mir, daß mir Gott die Gnade gegeben und mir diese Arbeit „hat gelingen lassen.“ Diese erste Sammlung enthält 35 neue und 29 sehr veränderte alte Kirchenlieder. Die zweite Sammlung, 32 neue Lieder enthaltend, folgte 1769 nach. Bis zu Ende des Jahrs 1770 lebte Klopstock zu Dänemark, verweilte übrigens dazwischen hinein bald in Quedlinburg, bald in Blankenburg.

Als jedoch sein edelmüthiger Freund und Beschützer, Bernstorff, durch den Günstling des neuen Königs, Christians VII., den Grafen Struensee, in genanntem Jahr verdrängt ward, verließ er Dänemark und zog nach Hamburg mit einer dänischen Pension und dem Charakter eines dänischen Legationsraths. Hier vollendete er im J. 1773 seinen Messias, zu dessen allgemeiner Verbreitung namentlich Schubart durch seine öffentlichen Deklamationen desselben viel beitrug. Im J. 1775 ward Klopstock vom Markgrafen Friedrich von Baden nach Carlsruhe eingeladen, wo er viele Beweise der Huld empfieng und von wo er mit einer Pension und dem Titel eines Badenschen Hofraths nach Hamburg zu Anfang des Jahrs 1776 zurückkehrte. Er zog sich nun fast ganz von der Welt zurück und verlebte seine Tage in der Stille. Im J. 1791 vermählte er sich noch einmal mit seiner vieljährigen Freundin, der edlen Johanna Elisabetha v. Winthem, die sein Greisenalter erheiterte. In den letzten zehn Jahren seines Lebens nahm er noch warmen Antheil an der französischen Staatsumwälzung, und weil er der neuen Freiheit Hymnen sang, schenkten ihm die Franzosen das Bürgerrecht. Als jedoch Louis XVI. unter der Guillotine fiel, hörte er auf, französischer Bürger zu seyn. Er genoß das Glück, sich auch im Greisenalter einer ungeschwächten Geisteskraft und Heiterkeit zu erfreuen.

Im Winter des Jahrs 1802—1803 aber nahmen seine körperlichen Kräfte merklich ab; er hatte viel an der Kolik zu leiden. Am 17. Febr. 1803 legte er sich aufs Sterbebett. Auf seinen Wunsch wurden die Vorhänge seiner Fenster niedergelassen und er lag allein mit Gott und dem Gedanken an Tod und Unsterblichkeit sich beschäftigend. Nur seine Gattin und Stieftochter blieben fortwährend in seiner Nähe. Auch bei den heftigsten Schmerzen ließ er sich nicht zu Klagen hinreißen; er wurde nur um so ergebener und schaute mit um so lebendigerer Hoffnung des ewigen Lebens über sein eigenes Grab hinüber. „Christus litt,“ sagte er einst mit erhabener Seelenruhe, „warum staunen wir denn, daß er leiden

mußte?" und augenblicklich ſchweigend fügte er hinzu: „darum hat ihn auch Gott erhöhet und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen iſt." Immer größer wurde ſeine Sehnſucht nach Erlöſung. Oefters hörte man ihn mit dem Seufzer erwachen: „Ach! ſchlummere ich noch nicht im Grabe? Doch es geſchehe Gottes allerheiligſter Wille!" Er ließ ſich den zweiten Brief Johannis und den des Paulus an Philemon vorleſen. Selbſt in ſeinen Phantaſien ſah er Chriſtum und den h. Johannes neben ſich und ſagte Schriftſtellen her, womit er ſich aufrichtete, z. B.: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühſelig ꝛc." Der Tod Mariä, wie er ihn im **XVI.** Geſang ſeines Meſſias beſungen hatte, beſchäftigte wachend und träumend ſeine Seele; er ſtarb auch wirklich dieſen Tod. „Ach! wo iſt der Engel," rief er einmal aus, „der mir helfen ſoll?" In einem ſeiner letzten und höchſten Kämpfe richtete er ſich empor auf ſeinem Lager und ſprach die Hände faltend die in ſeiner Ode: „Der Erbarmer" geprieſenen Worte der Schrift: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergeſſen, daß ſie ſich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? und ob ſie deſſelbigen vergäße, ſo will ich doch deiner nicht vergeſſen; ſiehe! in die Hände habe ich dich gezeichnet" (Jeſ. 49, 15.). „Wir Alle," fügte er hinzu, „wir Alle ſind in Gottes Hand gezeichnet." Nach dieſen Worten ſank er in einen tiefen Schlummer, um nie mehr daraus zu erwachen, und verſchied dann am 14. Merz 1803 in einem Alter von 78 Jahren. Er ward zu Ottenſen neben ſeiner Meta begraben, wobei zwei ſeiner Lieder: „Selig ſind des Himmels Erben" und „Auferſteh'n, ja auferſteh'n", geſungen wurden.

Klopſtocks ſämmtliche Werke erſchienen zu Leipzig 1798—1817 in zwölf Bänden. Wegen ſeiner Oden voll feuriger Vaterlandsliebe heißt er „der deutſche Barde"; Gott und Unſterblichkeit beſang er voll hoher Andachtsgluth. Seine 67 geiſtlichen Lieder athmen zwar tiefe Andachtsgefühle, ſind aber doch von allzu gekünſtelter Begeiſterung (ſ. S. 6 f.). „Klopſtocks Begeiſterung," ſagt Hegel in ſeiner Aeſthetik **III.** S. 459, „bleibt nicht jedesmal ächt, ſondern wird häufig zu etwas Gemachtem, „obſchon manche ſeiner Oden voll wahrer und wirklicher Empfindung und „von einer hinreißenden Würde und Kraft des Ausdrucks ſind." Freilich hat ſich Klopſtock das Selbſtzeugniß ausgeſtellt: „ich habe mich niemals hingeſetzt und gedacht, nun will ich eine Ode machen, ſondern mein Gefühl hat mich gedrängt und ſo ſind ſie alle entſtanden." Ihm ſelber unbewußt begegnete aber ſolches. Als Kirchenlieder ſind ſeine Lieder jeden-

falls zu hoch, zu pathetisch und deklamatorisch, so viele ihrer auch in die Kirchengesangbücher übergiengen, wie z. B. das W. G. von 1791 22 und das neue Hamburger sogar noch 25 derselben hat, und so sehr auch seine Zeitgenossen sie bewunderten, wie z. B. Schmidt in seinen Gesängen für Christen sich vernehmen läßt:

Zwo Gnaden hat uns Gott erzeigt,
Die keines Menschen Dank erreicht:
Die eine, daß er uns den Weg zum Himmel wies,
Die andre, daß er ihn von Klopstock singen ließ.

Die nennenswerthesten Lieder sind:

„Auferstehʼn, ja auferstehʼn wirst du" (1758) — W. G. Nr. 632.
„Auf ewig ist der Herr mein Theil" (1758).
„Begrabt den Leib in seine Gruft" — nach Mich. Weiß.
„Der Spötter Strom reißt Viele fort."
„Du, deß sich alle Himmel freuʼn."
„Freu dich, Seele, rühm und preise" (1769).
„Gottestag, du bist gekommen (wirst bald kommen)."
„Hallelujah! jauchzt ihr Chöre" oder:
„Lobt den Herrn, ihr Gotteskinder."
„Herr! du wollst uns (sie) vorbereiten" (1758) — W. G. Nr. 246.
„Herr! welch Heil kann ich erringen" (1769) — W. G. Nr. 419.
„Ihr Mitgenossen, auf zum Streit."
„Nicht nur streiten, überwinden."
„Noch schauen wir im dunkeln Wort."
„Preis dem Todesüberwinder" (1769) — W. G. Nr. 167.
„Preis ihm, er schuf und er erhält" (1758).
„Selig sind des Himmels Erben" (1758) — W. G. Nr 649.
„Sink ich einst in jenen Schlummer" — W. G. Nr. 582.
„Wenn ich einst von jenem Schlummer" (1769) — W. G. Nr. 562.
„Wie wird mir dann, o dann mir seyn" (1758) — W. G. Nr. 643.
„Zeige dich uns ohne Hülle" (1769).

Hervorzuheben ist noch an Klopstocks Liedern, daß sich manche Wechselgesänge für Gemeinde und Chor darunter finden, wodurch er den Cultus zu beleben und zu heben suchte. Giacomo Meyerbeer hat mehrere „geistliche Gesänge" desselben für vier Singstimmen mit Pianoforte componirt.

(Quellen: Klopstocks Leben von Heinrich Döring. Weimar 1825. — Eine Schilderung Klopstocks in Helfrich Peter Sturz's Schriften. 1. Sammlung. Leipz. 1779. S. 180—189. — K. F. Cramer, Klopstock, Er und über ihn. Hamb. und Dessau. 3 Thle. 1781. 4. und 5. Thl. Leipz. und Altona 1792.)

Cramer, Dr., Johann Andreas, wurde geb. 29. Jan. 1723 zu Jöstädt oder St. Georgenstadt im sächsischen Erzgebirge, wo sein Vater unter armseligen Umständen Prediger war. Er genoß eine gute, christliche Erziehung, und auch über sein leibliches Leben wachte in seiner zarten Kindheit schon die Vorsehung auf besondere Weise. Er sammelte nämlich

einſt Erdbeeren auf einem Berge, als eben unten im Bergwerk Steine geſprengt wurden. Ein heraufgeworfenes Felsſtück zerſchmetterte ſeinen Erdbeerhafen, ohne ihn ſelbſt im mindeſten zu verletzen, und er bedauerte in kindlicher Harmloſigkeit nur ſeine Erdbeeren, nicht ahnend, wie nahe er dem Tode geweſen. Auf der Schule zu Grimma bereitete er ſich auf die Univerſität; gerade aber, als er dieſe im J. 1742 beziehen wollte, ſtarb ihm ſein treuer Vater, wodurch ihm faſt alle Unterſtützung entriſſen wurde. Doch traute er auf den Herrn und zog nach Leipzig, wo er jährlich oft nur achtzig Thaler zu verbrauchen hatte; allein ſein Fleiß, ſeine Sparſamkeit und Ordnungsliebe halfen ihm unter Gottes Beiſtand durch; er half ſich auch durch Ueberſetzen und durch Unterweiſung der Jugend. Bald öffnete ſich jedoch für ihn eine rühmliche Laufbahn. Er und mehrere ſeiner Freunde hielten ſich zu Gottſched und nahmen Theil an den durch Gottſcheds Verehrer, Schwabe, herausgegebenen „Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes." Bald aber machte ſie des Herausgebers oft geſchmackloſe Auswahl unzufrieden und auf Gärtners Vorſchlag verabredeten ſich mit ihm Cramer und Joh. Adolph Schlegel, welchen ſpäter Rabener, Gellert, Klopſtock und Andere beitraten, zur Herausgabe der „Bremer Beiträge", die im J. 1742 ihren Anfang nahmen und vom größten Einfluß auf die Bildung des deutſchen Geſchmacks und der deutſchen Literatur, beſonders in Betreff der Correktheit und des Wohlklangs der Sprache, waren. Daneben ſammelte ſich Cramer große Gelehrſamkeit in den theologiſchen Wiſſenſchaften.

Im J. 1748 wurde er zu Crellwitz, einem Dorfe im Stift Merſeburg, zwiſchen Merſeburg und Lützen gelegen, zum Prediger ernannt. Hier erwarb er ſich durch ſein liebreiches Betragen das Zutrauen und die Liebe der Landleute in hohem Grad. Einmal rettete er durch thätige Hülfeleiſtung und zweckmäßige Anſtalten, wobei er ſogar ſelbſt die Sturmglocke anzog, ſein Dorf vor dem unſäglichen Elend der Ueberſchwemmung, indem die Saale bereits einen Damm durchbrochen hatte. Im J. 1750 wurde er Oberhofprediger in Quedlinburg und von hier aus kam er ſchon nach vier Jahren auf Klopſtocks Betreiben nach Kopenhagen als deutſcher Hofprediger des Königs Friedrich V. von Dänemark. In dieſem neuen Amte zeigte er ſich vorzüglich als den allgemein bewunderten und in allem Betracht großen Kanzelredner. Er predigte mit ungemeinem Beifall und ausgezeichnetem Eindruck bei den Zuhörern. Bei Hof und in der ganzen Stadt, unter allen Ständen, erwarb

er ſich die größte Hochachtung und Liebe; auf ſeinen Rath traten viele heilſame Anſtalten ins Leben. Auch erwarb er ſich als Profeſſor der Theologie, was er im J. 1765 wurde, viel Dank und Beifall. So verlebte er heitere Tage in Kopenhagen und war ſo geſchätzt, daß er den ehrwürdigen Beinamen „Eyegode", d. i. „der durchaus Gute" erhielt, den ehemals einer der ehrwürdigſten däniſchen Könige im eilften Jahrhundert geführt hatte. Bald kamen aber auch trübe Zeiten als der junge, ſchwache König Chriſtian VII. in Struenſee's Hände gerieth, Graf v. Bernſtorff aber, Cramers hoher Gönner, und mit ihm manche Freunde, wie z. B. Klopſtock, Kopenhagen verließen und er nun Zeuge des überall einreißenden Leichtſinns und großer Zügelloſigkeit ſeyn mußte. Er war aber unerſchrocken genug, das begünſtigte Laſter anzugreifen und ſeinen geſtürzten hohen Gönner, den Miniſter Bernſtorff, nicht zu verleugnen; mitten in dieſen Zeiten der Trübſal und Verwirrung ſtand er, wie er einſt Luthern in einer Ode geſchildert hatte:

ſtand der Mann des Herrn, ein Fels im Meer
ragt über ſeine Wogen um ſich her.

Aus ſolchem Sinn und unter ſolchen Erfahrungen gereift gieng ſein Lied: „Hochbegnadigt von dem Herrn" („Sanft, o Chriſt, iſt Jeſu Joch") hervor. Seine Freunde zitterten für ihn, er zitterte nicht. Endlich ſiegte die herrſchende Partei über ihn und er ward wegen ſeiner freimüthigen Predigten, womit er gegen das Laſter um ihn her kriegte, ſeiner Hofpredigerſtelle entſetzt. Es gieng ihm hier, wie einſt dem Chryſoſtomus in Conſtantinopel, der aus ähnlichen Urſachen ſeine Würden mit dem Exil vertauſchen mußte. Er nahm daher den Ruf als Superintendent in der Reichsſtadt Lübeck an und gieng im J. 1771 dorthin ab. Als aber die bekannte abermalige Umwälzung der däniſchen Staatsverwaltung eingetreten und Struenſee geſtürzt war, wurde er im J. 1774 vom König von Dänemark als Prokanzler und erſter Profeſſor der Theologie auf die Univerſität Kiel berufen. Hier wirkte er mit größter Thätigkeit für das Beſte der Univerſität, beſonders auch für die Bildung junger Prediger durch ein Predigerinſtitut, für das Schulweſen ꝛc. Vier Jahre lang arbeitete er hier auch an dem neuen Schleswig-Holſteiniſchen Geſangbuch, deſſen Sammlung ihm aufgetragen war und das unter dem Titel: „Allgemeines Geſangbuch zum Gebrauch in den Gemeinen des Herzogthums Schleswig-Holſtein. Kiel 1780." erſchien, jedoch viele ſeiner geringern und trockenern Lieder enthält. Durch den Verluſt zweier erwachſenen Töchter und ſeiner inniggeliebten Frau im

J. 1777 hatte er ſchwere Prüfungen durchzumachen, er trug ſie aber mit demüthiger Ergebung in den Willen Gottes, ſo unerforſchlich ihm auch Gottes Weg und Rath war. Er glaubte feſt, was er in ſeinem Liede: „Unerforſchlich ſey mir immer" ausſpricht:

„Iſt doch Alles, was Gott thut,
Wie's auch ſcheine, weis und gut."

Er bewährte an ſich ſelbſt, was er in einem andern ſeiner Lieder ſingt:

— „will er Opfer: Kinder müſſen
Folgen, und ich will auch gern
Zur Verleugnung mich entſchließen,
Denn ich kenne meinen Herrn.

Schmerzlich ſey es, oder ſchwer,
Was er fordert, fordert er
Doch nur (und dieß muß mich tröſten)
Was er will, zu meinem Beſten."

Im J. 1784 wurde er Kanzler der Univerſität Kiel und erlebte in ſeinem Alter an Kindern und Kindeskindern viele Freude; zwei ſeiner Söhne wurden noch zu ſeinen Lebzeiten Profeſſoren in Kiel. In ſeiner letzten Krankheit, die ihn in Folge der Abnahme ſeiner Kräfte überfiel, klagte er über viel unverdiente Feindſchaft, die ihn getroffen, und bat einen Freund, jedwedem ſeiner Feinde zu ſagen, daß er mit einem Herzen voll Liebe für ihn aus der Welt gehe und, wenn Gott ihm das Leben friſtete, es ſich zur Pflicht machen würde, zu deſſen Wohlfahrt Alles, was er könne, beizutragen. In der letzten Zeit wurde ſein Krankenlager ſehr ſchmerzlich. Gerade acht Tage vor ſeinem Ende beſtimmte er den Tag, der ſein Sterbetag ward, als Entſcheidungstag ſeiner Krankheit voraus. Er zitterte nicht und ſah frohlockend dem Tode entgegen, wie er dieß ſelbſt in dem Lied: „Wer, o mein Gott" am wiedergeborenen Chriſten geſchildert hatte, indem er von ihm ſingt:

Er ſieht den Tod von ferne kommen,
Und zittert nicht; er iſt ſein Freund:
Von dir zum Erben angenommen,
Frohlockt er, wenn der Tod erſcheint.
Er endet fröhlich ſeinen Lauf
Und ſchwinget ſich zu Gott hinauf.

Nach ſeiner Vorherbeſtimmung ſtarb er in der Nacht vom 11—12. Juni 1788. Auf dem Sterbebette noch ſprach er ſeine Ueberzeugung von der Gewißheit der göttlichen Begnadigung durch Chriſtum aus, indem er bezeugte, er ſage nicht als Theolog auf dem Krankenlager, über den Gott jeden kommenden Augenblick zum Tod entſcheiden könne, ſondern als philoſophirender Theolog, daß kein anderes Syſtem ihm ſo viel Gründe der Beruhigung gewähre, als das lutheriſche Syſtem von der Begnadigung durch Chriſtum, und er wünſchte, daß er die Lebhaftigkeit dieſes Gefühls, das er jetzt habe und oft gehabt habe, einigen der angeſehenſten Theo-

logen unſerer Kirche, die davon ſo ſchwankend und ungewiß reden, mittheilen könnte. „Du glaubeſt nicht vergebens“* — hieß es auch bei ihm. Klopſtock, an den ſich Cramer als Dichter aufs Innigſte anſchloß, hat ihm im zweiten Lied ſeiner Ode: „Wingolf“, in der er ſeine poetiſchen Freunde beſingt, ein würdiges Denkmal geſetzt.

Cramer verfaßte viele geiſtliche Lieder, die manches Gute enthalten, doch aber meiſt nicht in die Tiefe der chriſtlichen Heilswahrheiten eindringen und in allzu geſteigertem Schwunge zu ſehr ins bloß Rhetoriſche verfallen. Gellert hat ihm einmal — es war am 7. Jan. 1754 — geſchrieben: „Der Welt wegen wünſchte ich, daß Du hin und wieder etwas leichter ſeyn möchteſt. Was Dir leicht iſt in Deiner poetiſchen Höhe, das iſt der Welt nicht ſtets leicht, und für die Welt dichteſt Du jetzt.“ Dabei hat er aber großes Verdienſt um den Anbau der lyriſchen Form in der deutſchen Poeſie; er iſt der Meiſter der ſchwunghaften Lyrik. Er gab heraus:

„Poetiſche Ueberſetzung der Pſalmen. 4 Thle. Leipzig 1755. 1759. 1763. 1764.“

„Andachten in Gebeten, Betrachtungen und Liedern über Gott, ſeine Eigenſchaften und Werke. 2 Thle. 1764 und 1765.“

„Evangeliſche Nachahmungen der Pſalmen Davids und andere geiſtliche Lieder. Kopenhagen 1769.“

„Neue geiſtliche Oden und Lieder. Lübeck 1775.“

Zuletzt ſammelte er aus den Bremer Beiträgen und aus ſeiner Monatsſchrift: „Der nordiſche Aufſeher“ (3 Bde. Kopenh. 1758 f.), worinn er früher ſchon einzelne Lieder mitgetheilt hatte, ſo wie aus obigen Werken und dem S. 93 genannten Schleswig-Holſteiniſchen Geſangbuch ſeine „ſämmtlichen Gedichte“ und gab ſie in drei Theilen zu Leipzig 1782 und 1783 heraus. Sie ſind in 16 Bücher getheilt, wovon 15 die geiſtlichen Lieder, 275 an der Zahl, enthalten, und nur das letzte die Oden und Lehrgedichte, 13 an der Zahl. In der Vorrede zum dritten Theil ſagt er das Erſcheinen eines vierten Theils neuer Gedichte zu, die er erſt ſeit 1780 gedichtet habe und ſeither noch nie habe drucken laſſen. So viel bekannt, iſt aber dieſes Vorhaben nicht zur Ausführung gekommen. Seine am meiſten noch gebrauchten Lieder, von denen übrigens das neue Hamburger Geſangbuch 31 und das Würtemberger vom J. 1791 ſogar 51 aufgenommen hat, ſind:

„Der Herr iſt Gott und keiner mehr“ (1764) — W. G. Nr. 38.

„Dein bin ich, Herr, dir will ich mich“ — W. G. Nr. 393.

„Dein Wort, o Höchſter, iſt vollkommen.“

„Er iſt gekommen, er“ — W. G. Nr. 101.

* V. 8. aus: „Sanft, o Chriſt, iſt Jeſu Joch“ — W. G. Nr. 399.

„Ewig, ewig bin ich dein" (1780) — W. G. Nr. 240.
„Fleug (Steig) auf, mein Pſalm" (1780).
„Für unſre Nächſten (alle Menſchen) beten wir" (1780) — W. G. Nr. 433.
„Herr, dir iſt Niemand zu vergleichen" (1763) — W. G. Nr. 59 — oder nach dem Original:
„Erheb, erheb, o meine Seele."
„Ich ſoll zum Leben dringen" (1780) — W. G. Nr. 406.
„In deiner Stärke freue ſich" — W. G. Nr. 526.
„Lobſinget Gott und betet an."
„Sanft, o Chriſt, iſt Jeſu Joch" — W. G. Nr. 399 — oder:
„Hochbegnadigt von dem Herrn."
„Schwingt, heilige Gedanken" (1764) — II. Nr. 114.
„Triumphire, Gottes Stadt."
„Unerforſchlich ſey mir immer" (1765) — W. G. Nr. 73.
„Wer, o mein Gott, aus dir geboren" — W. G. Nr. 340.
„Wer zählt der Engel Heere" (1780).
„Wie groß, wie angebetet iſt" (1769).
„Wie ſelig bin ich, wenn mein Geiſt" (1764) — II. Nr. 15.

(Quellen: Fr. Wilh. Wolfraths Lebensbeſchreibung Cramers in den Nachrichten vom Leben und Ende gutgeſinnter Menſchen. VI. Bd. Halle 1790. — Lexikon deutſcher Dichter und Proſaiſten von C. H. Jördens. Leipz. 1806—1812.)

Funk, Dr., Gottlieb Benedikt, geb. 29. Nov. 1734 zu Hartenſtein in der Grafſchaft Schönburg, wo ſein Vater Pfarrer war. Nachdem er ſich bereits auf dem Gymnaſium in Freiberg auf das Studium der Theologie vorbereitet hatte, kamen ihm Bedenklichkeiten über manche beim Predigtamt zu übernehmende Verpflichtungen, weßhalb ihm J. A. Cramer, an den er ſich deßhalb in einem Brief gewendet hatte, zum Studium der Rechtswiſſenſchaft rieth. Er gieng nun in dieſer Abſicht 1755 nach Leipzig, aber ſchon im J. 1756 berief ihn Cramer zu ſich nach Kopenhagen als Hauslehrer ſeiner Kinder mit dem Verſprechen, ihn zugleich zum Studium der Theologie einzuleiten. Dreizehn Jahre verlebte er nun da im innigſten Geiſtesverkehr mit Cramer, der ihn dann auch in Verbindung mit Klopſtock, mit dem er ihn näher bekannt machte, zur geiſtlichen Liederdichtung aufmunterte. 1769 nahm er ſodann eine Lehrſtelle an der Domſchule in Magdeburg an, wo er ſofort im J. 1772 Rektor und 1785 dazu noch Conſiſtorialrath wurde. Zweiundvierzig Jahre lang ſtand er der Domſchule vor und machte ſich dabei um das Erziehungs- und Unterrichtsweſen ſehr verdient. Er war auch von ſeinen zahlreichen Schülern in ſeltenem Grade geliebt und geehrt, ſo daß ſie ihm nach ſeinem Tod, der am 18. Juni 1814 ſeinem gemeinnützigen Wirken ein Ende ſetzte, im Magdeburger Dom eine Büſte mit der Inſchrift errichteten: „Scholae, ecclesiae, patriae decus."

Seine wohllautenden Lieder, von denen manche schon 1760 im Kopenhagener deutschen Gesangbuch und zwölf im G. J. Zollikofer'schen vom J. 1766 erschienen waren, wurden nach seinem Tod gesammelt und in seinen zu Berlin im J. 1820 in zwei Theilen herausgegebenen Schriften mitgetheilt. Die besten und verbreitetsten derselben sind:

„Bald oder spät des Todes Raub."
„Der unsre Menschheit an sich nahm."
„Die auf der Erde wallen."
„Hin an dein Kreuz zu treten."
„Wacht auf vom Schlaf, ihr Sünder."
„Wie ist mein Herz so fern von dir."

(Quellen: Evang. Kirchengesangbuch von Dr. Daniel. Halle 1842. S. 376.)

Hermes, Dr., Johann Timotheus, geb. am 31. Mai 1738 zu Petznick bei Stargard in Hinterpommern, wo sein Vater, ein Anhänger der Wolf'schen Philosophie, Prediger war. In seiner Kindheit zeigte er sich als ein frühreifes Genie, indem er, erst fünf Jahre alt, die Methode erfand, ohne Buchstabieren lesen zu lernen. Auf dem Gymnasium zu Stargard, wo er sich auf die Universität vorbereitete, war er ein Jahr lang ins Zimmer gesprochen durch einen Gabelstich, der ihm seinen Arm lähmte. Als er nach Königsberg reiste, um dort zu studieren, bekam er während eines heftigen Sturms auf der Seefahrt eine solche Quetschung auf der Brust, daß ein fast tödtlicher Blutsturz erfolgte. Von Allem entblößt, bloß 3 ½ Thaler in der Tasche, kam er in Königsberg an und fand dort die ihm vorausgeschickten hundert Thaler nicht; er verbarg seine bittere Noth und wäre sicherlich zu Grund gegangen, wenn ihn nicht edle Menschen unterstützt hätten. Durch seine Kenntniß der französischen Sprache wurden ihm bald die besten Häuser in der Stadt eröffnet. Dr. Arnold und Kant waren seine Lehrer; Kant aber zog ihn mit seiner kritischen Philosophie nicht an; er hielt sich meist an Arnold, und dieser sagte einmal die denkwürdigen Worte zu ihm: „Die Zeit naht, wo wir als Prediger den Menschen wenig mehr werden beikommen können, alsdann wird das Wahre und Schöne eines gefälligen Gewandes bedürfen, und Sie, wenn Sie fortfahren, Ihre Beobachtungen und Erfahrungen niederzuschreiben, können ein deutscher Richardson werden." Von Königsberg begab er sich zu weiterer Ausbildung nach Berlin, wurde sofort Lehrer an der Ritterakademie zu Brandenburg, kam dann als Feldprediger bei dem Krokow'schen Dragonerregiment nach Lüben in Schlesien und einige Jahre nachher als Anhalt-Köthenscher Hof- und Schloßprediger

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

nach Pleß in Oberschlesien. Endlich im J. 1772 kam er nach Breslau als Inspektor des Gymnasiums, wurde 1808 Superintendent des Fürstenthums Breslau und erster Professor der Theologie, zuletzt Probst an der h. Geistkirche und Oberconsistorialrath. Hier vollendete er das berühmte Werk: „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", das zu Leipzig im J. 1769—1773 erschien. Er war ein sogenannter „Popularphilosoph" und ein „aufgeklärter, helldenkender Theolog". Sehr gerühmt wird an ihm seine große Menschenliebe und sein warmer Eifer für das Wohl seiner Brüder. Er starb zu Breslau in dem hohen Alter von 83 Jahren am 24. Juli 1821.

Er dichtete 112 größtentheils minder gelungene geistliche Lieder unter dem Titel: „Lieder auf die besten, bekannten Kirchenmelodien nebst 12 Communionandachten. Breslau 1800." Sie unterscheiden sich zwar von gewöhnlichen Liedern durch eine gewisse Originalität in Gedanken und Ausdruck; aber sie haben oft etwas Gezwungenes und Schwerfälliges im Ausdruck und die Sprache ist zu gelehrt. Am besten sind noch seine Himmelfahrtslieder. Einige andere selbst gedichtete Lieder hat er auch in seine Romanen verwebt, z. B. in den obengenannten: „Sophiens Reisen von Memel bis Sachsen. 2. Aufl. 1776—1778." das wirklich schöne Lied:

„Ich hab von ferne, Herr, deinen Thron erblickt" — W. G. Nr. 650 —

und in die „Geschichte der Miß Fanny Wilkes. Leipz. 1766.":

„Bist du noch fern."

(Quellen: Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten von C. H. Jördens.)

Ramler, Carl Wilhelm, geb. 25. Febr. 1725 zu Colberg in Hinterpommern, ein Landsmann von J. T. Hermes. Sein Vater war Accise-Inspektor. Im dreizehnten Jahr kam er nach Halle, wo er im dortigen Waisenhaus seine Bildung erhielt. Hier suchte man seiner Neigung, Verse zu machen, die er schon als zehn- und eilfjähriger Knabe an den Tag legte, entgegenzuarbeiten und er hatte deßhalb allerlei kleine Anfechtungen auszustehen, unter denen er dem Ton und Geist des Waisenhauses immer abgeneigter wurde. Nachdem er in Halle seine Studien vollendet hatte, kam er 1746 nach Berlin zu Freunden seines Vaters und machte hier vertraute Freundschaft mit Gleim, sowie in der Folge auch mit Kleist, Spalding, Sulzer ꝛc. Erst 23 Jahre alt wurde er im J. 1748 als Professor der Logik und schönen Wissenschaften bei dem Cadettencorps zu Berlin angestellt, welche Stelle er 42 Jahre lang

bekleidete. Er mußte in ziemlicher Beschränktheit leben, war aber dabei genügsam und heiter, ohne zu klagen. Durch seine 15 Horaz'schen und 40 eigene Oden machte er sich bald sehr berühmt; sie giengen von Mund zu Mund. Deutschland erkannte ihn einmüthig für seinen „Horaz", für einen der Ersten unter seinen Lyrikern. Wie Horaz seinen Kaiser Augustus besang, so besang er die Thaten seines Heldenkönigs, Friedrichs des Großen, mit Begeisterung und stolzem Flug. Obgleich er dafür nie eine Anerkennung beim König fand, so ließ er sich dadurch doch nicht bitter gegen denselben stimmen; er sang ja nicht um der Gunst willen, sondern aus Vaterlandsliebe. Seine Lage besserte sich erst, als er im J. 1787 neben seiner Stelle beim Cadettencorps mit Engel auch noch das Direktorat des Berliner Nationaltheaters erhielt. Er lebte bloß der Kunst und seinen Freunden, die er herzlich liebte; verheirathet war er nie. Sein Herz war offen und theilnehmend, sein Wesen sanft und gefällig. Im J. 1790 legte er seine Stelle am Cadettencorps, im J. 1796, bei immer mehr zunehmender Altersschwäche, auch die Direktion des Theaters nieder und bekam bald darnach einen Anfall von Lungensucht, an der er am 11. April 1798 starb.

Von ihm erschienen „geistliche Cantaten. Berlin 1760. 1768. 1770.", unter welchen die Cantate vom J. 1760: „Der Tod Jesu" die auch in Kirchengesangbücher übergegangenen Passionslieder enthält:

„Du, dessen Augen flossen" — W. G. Nr. 135.
„Ihr Augen, weint."

(Quellen: Ramlers Leben von Göckingk in der Prachtausgabe von C. W. Ramlers poetischen Werken. Thl. II. Berlin 1801. S. 305–325. — Versuch einer biographischen Skizze Ramlers nebst einer kurzen Darstellung seines poetischen Charakters von Theodor Heinsius. Berlin 1798.)

Reiber, Reichart Gottlob, geb. 24. Dez. 1744 zu Bernstadt im Fürstenthum Oels in Schlesien. Er wurde 1778 Pfarrer zu Mühlwitz im Fürstenthum Oels und 1788 zu Dirsdorf im Nimptscher Kreise. Sein Todesjahr ist unbekannt.

Er war ein durch mancherlei Leiden schwer geprüfter Christ, der die unter solcher Trübsalshitze ausgereiften Geistesfrüchte in nahezu 200 Liedern uns zum Genusse darbietet in folgenden Liedersammlungen: „Geistliche Lieder von R. G. Reiber. Breslau 1783." — „Zweite Sammlung geistl. Lieder, sonderlich vor Leidende. Von R. G. R. Bresl. 1784." — „Blumen im Thale oder neue geistl. Lieder. Bresl. 1810." Zu nennen sind davon:

„Du ſollſt glauben, und du Armer."
„Sanft erbleicht die Abendröthe."
„Von den Todten ſtehſt du auf" — vom J. 1783 — oder;
„Von dem Grab ſtund Jeſus auf" — W. G. Nr. 615 — oder:
„Siegreich ſtand mein Heiland auf."

Sturm, M., Chriſtoph Chriſtian, der Sänger der Größe und Güte Gottes in der Schöpfung und Vorſehung. Er wurde geb. 25. Jan. 1740 in Augsburg, wo ſein Vater, Johann Jakob, ein geſchickter Rechtsgelehrter und kaiſerlicher Notarius bei den Magiſtratsgerichten war. Einer ſeiner Ahnherren war der berühmte Rektor Johann Sturm zu Straßburg, eine Hauptſtütze der dortigen Reformation († 1589). Er ſtudierte vom J. 1760 in Jena und ſeit Herbſt 1761 in Halle, wo er nach wenig Monaten die Lehrſtelle eines Collegen am Pädagogium erhielt. Von da kam er 1765 als Conrektor nach Sorau in der Niederlauſitz, nach zwei Jahren ſchon wurde er aber wieder nach Halle zurückberufen als vierter Prediger an der Marktkirche, wo er im ſelbigen Jahr noch dritter Prediger wurde und ſich 1768 mit Johanne Chriſtiane Bunning, eines Stallmeiſters Tochter, verheirathete. Im Juni 1769 erhielt er einen Ruf zur zweiten Predigerſtelle an der h. Geiſtkirche in Magdeburg. Hier brachte er den beſten und ruhigſten Theil ſeines Lebens zu, wie er ſelbſt mehrmals verſicherte. Seine Gemeinde hieng mit ungetheilter Achtung und inniger Liebe an ihm. Die meiſten ſeiner zahlreichen Erbauungsſchriften ſchrieb er in Magdeburg, wo er zugleich an Patzke und Fedderſen gleichgeſinnte Mitarbeiter im Weinberg des Herrn und herzliche Freunde hatte. Am 26. April 1778 wurde er an die Stelle des **Dr.** Friderici zum Hauptpaſtor an der St. Petrikirche in Hamburg erwählt. Auch hier, wie auf ſeinen ſeitherigen Stellen, erwarb er ſich bald durch ſeine vorzüglichen Predigergaben, durch ſeine Amtstreue und Gutherzigkeit, durch ſeinen ganzen Sinn und Wandel große Achtung und Zuneigung. Bei ſeiner Antrittspredigt am 1. Sept. hatte er zum Herrn gefleht: „Deine ganz unausſprechliche Liebe gegen Freunde und Feinde, gegen „Bekannte und Unbekannte, gegen Fromme und Gottloſe müſſe auch mich „dringen, mitleidig, brüderlich, barmherzig und freundlich zu ſeyn, gerne, „wo ich kann, wohlzuthun, Thränen abzutrocknen, gerne um Anderer „willen auch einige Beſchwerden zu ertragen. — „„Ich muß wirken die „Werke deß, der mich geſandt hat, ſo lang es Tag iſt. Es kommt die „Nacht, da Niemand wirken kann."" Darnach will auch ich denken und „handeln. Ich will es immer meinem Herzen und Gewiſſen ſelbſt pre-

„digen: „„Die Zeit deines Lebens ist kurz, die Gelegenheiten, Gutes zu „thun, sind bald vorüber; die Nacht des Todes nähert sich dir mit jedem „Augenblick.““ — Dieser Zuruf soll mein beständiger Warner und Er„munterer seyn, damit ich Gutes thue und nicht müde werde, sondern „vielmehr mit unverdrossener Treue dem Tag der Ernte entgegeneile.“ Es war, als habe er bei diesen Worten das baldige Ziel seines Wirkens geahnet. Der Herr schenkte ihm aber auch die Kraft zur Erfüllung dieses Flehens, so lange er noch hienieden war. Er war immer bereit zum Wohlthun, Helfen und Dienen; namentlich hatte er auch an seiner Frau in der beständigen Ausübung der Wohlthätigkeit eine treue Gehülfin. Er war es namentlich, der mit dem edlen Professor Büsch das treffliche Hamburger Krankeninstitut gründete, wodurch schon vielen tausend armen Kranken geholfen ward. Als Prediger sagte er ohne Menschenfurcht und sündliche Menschengefälligkeit, ohne Ansehen der Person, des Standes und Ranges, in seinen Vorträgen Jedem, was recht oder unrecht sey; er that dieß aber stets mit dem Geiste der Liebe und Sanftmuth. Bei dem Freimuth, mit dem er seine Ueberzeugung aussprach, sah er sich bald vielen feindseligen und gehässigen Angriffen, besonders von Pastor Göze, ausgesetzt, wodurch ihm das Leben verbittert und die Gesundheit untergraben wurde. Nie aber hat er Bitterkeit mit Bitterkeit vergolten, meist geschwiegen, und wo er nothgedrungen dagegen redete, es in sanftem, brüderlichem Ton gethan. Seinem Freund Feddersen, der seine Vertheidigung übernehmen wollte, verwehrte er es — „weil seine Feinde dadurch noch mehr möchten erbittert werden“. So hatte er auch einmal einem Manne, der ihn früher aufs Tiefste beleidigt hatte, nun aber ihn um seine Verwendung für eine Stelle in Hamburg bat, bereitwilligst zu helfen gesucht, und ihm, als seine Verwendung vergeblich war, ein ansehnliches Geschenk zur Linderung seiner Bedrängniß zugeschickt. Dabei lebte in ihm ein herzliches Vertrauen zu der Vorsehung, so daß er stets das Beste von Gott hoffte und sich zuversichtlich allen seinen Fügungen unterwarf. Oftmals konnte er zu seinem Feddersen sagen: „Darum ist mir Abraham so schätzbar, weil er ein Held im Glauben ist. Wohl uns, wenn wir Gott vertrauen, dadurch üben wir auf einmal viele große Tugenden aus.“ Aus eigenem vertrautem Umgang mit Gott und aus Erfahrungen desselben wurde er der herzliche Beter und der geistvolle Andachtslehrer, der er in allen seinen Erbauungsschriften ist. Auch den häuslichen Gottesdienst, den er stets

empfahl, übte er ſelbſt täglich mit wärmſter Andacht aus. Seine feſten Ueberzeugungen von der Wahrheit und Göttlichkeit der Religion Jeſu und die Gottesweisheit und Gotteskraft derſelben, die er an der eigenen Seele erfahren, machten ihn zu einem Mann nach dem Sinne Gottes und nach dem Vorbild Jeſu.

So kam ihm mit nichten, „eh' er es gedacht, in der Sünde Freuden ſeines Lebens letzte Nacht", ſo ſchnell dieſelbe auch über ihn kam. Mehrere Jahre ſchon kränkelte er an Bruſtleiden. Da überfiel ihn plötzlich in der Nacht vom 10. auf den 11. Auguſt des Jahrs 1786 ein heftiger Bluthuſten in ſeinem Garten, wo er den Tag zuvor in Geſellſchaft einiger Freunde heiter verlebt hatte. Er dachte alsbald an ſeinen Tod und ließ ſich deßhalb Münters Lied: „Der letzte meiner Tage iſt mir vielleicht nicht fern" fleißig beten, nach deſſen Vorleſung er einmal ſagte: „Wohl dem, der ſeine Buße nicht bis aufs Krankenbett verſchiebt! Ach! wie irren die Gedanken herum, wenn man im Fieber liegt." In dieſer ganzen letzten Krankheit bewies er ein freudiges Vertrauen zu Gott, gänzliche Unterwerfung unter ſeinen Willen, Chriſtenmuth und Geiſtesſtärke beim Gefühl des herannahenden Todes. Das frohe Bewußtſeyn der Gnade Gottes gab er in ſeiner großen Schwachheit einem Freund dadurch zu erkennen, daß er auf ſein Herz wies mit den Worten: „Hier iſt es ganz ruhig." Seine Frau befahl er einer Freundin dringend und die Thränen floßen ihm dabei über die Wangen; dann fragte er ſie: „Wie ſteht es um deinen Glauben? Iſt dein Glaube auch ſtark?" und betete herzlich für ſie, worauf er ihr zum Troſte und beſtändigen Andenken die Worte des 73. Pſalms: „Dennoch bleibe ich ſtets an dir, denn du hältſt mich bei meiner rechten Hand; du leiteſt mich nach deinem Rath und nimmſt mich endlich mit Ehren an" empfahl. Als nun der letzte Augenblick nahte, ſagte er noch mit leiſer Stimme die letzten Worte: „Ich bin meiner Seligkeit gewiß — ich ſehe meinen Lohn vor mir — dort glänzt meine Krone!" Hierauf wurde ſein Geſicht ſehr heiter, er legte ſich hin, als wollte er ſchlummern und mit heiterer Miene ſtarb er ſanft den 26. Auguſt 1786 früh um zwei Uhr in einem Alter von 47 Jahren.

Sturm war ein fruchtbarer Erbauungsſchriftſteller; beſonders bekannt machte er ſich durch ſeine „Unterhaltungen mit Gott in den Morgenſtunden auf jeden Tag des Jahrs. Halle 1768. 71. 74. 80. 85.", wovon im J. 1843 H. W. Boedecker, Paſtor in Hannover, die dreizehnte Originalauflage mit Umarbeitungen beſorgte, ſo wie durch ſeine „Be-

trachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und der Vorsehung auf alle Tage des Jahrs. Halle. 1. Thl. 1772. 2. Thl. 1776." (neu bearbeitet und vermehrt von einem katholischen Geistlichen zu Mainz 1838 in vier Bänden wieder aufgelegt.) Davon erschienen selbst französische, dänische und schwedische Uebersetzungen. „Große Schaaren" — sagt deßhalb Fedderſen — „werden sich einst in der Ewigkeit um ihn sammeln und ihm zujauchzen: „„Heil sey dir! denn du hast mein Leben, die Seele mir gerettet, du!"" Obgleich er von den Vorzügen des Christenthums vor der Naturreligion innig überzeugt war und auf Erkenntniß Jesu Christi und Wachsthum in derselben drang, auch die Erlösung durch Christum und das Versöhnende in seinen Leiden mit aller Festigkeit glaubte und behauptete, so trieb er doch vorherrschend entweder die christliche Sittenlehre nach dem Tugendmuster Jesu, oder die Förderung der Erkenntniß und Verehrung Gottes durch die Natur. In diesem Sinne dichtete er selbst viele Lieder, nach dem Hardenberg'schen Liederverzeichniß nicht weniger als 410, worunter sich aber viele befinden, die andern Liedern nachgebildet oder aus mehreren entlehnten Gesängen zusammengesetzt sind. Auch veranstaltete er Sammlungen von Liedern über die Naturreligion, über die wichtigsten Gegenstände und Veränderungen in der Natur, über die Pflichten gegen Gott, uns selbst und unsere Nächsten, wie sie die Betrachtung der Natur lehrt. Hieher gehören: „Sammlung geistlicher Gesänge über die Werke Gottes in der Natur. Halle 1774." mit 163 Liedern. — „Gesangbuch für Gartenfreunde und Liebhaber der Natur. Hamb. 1781." — Seine bessern Lieder, in denen christliche Wahrheiten der Gegenstand seines Gesanges sind, finden sich in der Sammlung: „Lieder und Kirchengesänge. Hamb. 1780.", wo sich auch die früher erschienenen Lieder mit Veränderungen finden. (Zwei Sammlungen dieser Lieder mit 60 Melodien zum Singen beim Clavier gab C. Ph. E. Bach im J. 1780 und 1781 heraus; ebenso im J. 1781 A. Weber zu Magdeburg.) Die ersten Lieder, die er dichtete, erschienen in seinen „heiligen Betrachtungen eines Communikanten. Halle 1763." und in seinem Erbauungsblatt: „Der Christ am Sonntag. Thl. 1—4. Halle 1764—1767." Dann folgten, 46 an der Zahl, seine „Lieder für das Herz" vom J. 1767. Manche andere Lieder streute er in seine sonstigen Erbauungsschriften, z. B. in die „Unterhaltungen der Andacht über die Leidensgeschichte Jesu. Halle 1771.", und auch in Predigtentwürfe ein, von welchen acht Jahrgänge zu Hamburg 1779—1786

erſchienen. Die letztern wurden dann nach ſeinem Tod geſammelt herausgegeben unter dem Titel: „Lieder auf die hohen Feſt-, Paſſions- und Bußtage. Coburg 1795." Auch für Kinder, die er beſonders lieb hatte, hat er gedichtet. So erſchienen 1771: „Gebete und Lieder für Kinder. 3. Aufl. 1776." mit 35 Liedern, deßgleichen ein „Geſangbuch für Kinder von reiferem Alter. Halle 1777." mit 169 Liedern.

Zu ſeinen bekannteſten Liedern, deren das neue Hamburger Geſangbuch noch 28 hat, gehören:

„Der (Du) Herr iſt (biſt) meine Zuverſicht" (1764).
„Einſt geh ich ohne Beben" (1772).
„Fern vom Ziel, wornach ich ringe" (1780).
„Herr! dir gelob ich neue Treue" (1776).
„Heut öffnet ſich die neue Bahn" (1784).
„Ich weiß, an wen mein Glaub (Herz) ſich hält" (1763).
„Lobt den Höchſten, Jeſus lebet!"
„Nicht eine (dieſe) Welt, die in ihr Nichts vergeht" (1764) — W. G. Nr. 333.
„Sichrer Menſch, noch iſt es Zeit" (1779) — W. G. Nr. 285.
„Vom Grab, an dem wir wallen" — vom J. 1779 — W. G. Nr 108.
„Was ſollt ich ängſtlich klagen" (1763).
„Zu dir erhebt ſich mein Gemüthe."

(Quellen: Chriſtoph Chr. Sturms Leben und Charakter von Jakob Fr. Fedderſen, Hof- und Domprediger zu Braunſchweig. Hamb. 1786.)

Niemeyer, Dr., Auguſt Hermann, wurde geb. 1. Sept. 1754 zu Halle, wo ſein Vater Archidiakonus an der Liebfrauenkirche war. Seine Mutter war eine Tochter J. A. Freylinghauſen's und Enkelin A. H. Franke's, deſſen Urenkel er alſo war. Er beſuchte das Pädagogium zu Glaucha vor Halle und ſtudierte dann von 1771 an zu Halle Theologie, wobei er ſich hauptſächlich an Semler und Nöſſelt anſchloß und bereits im J. 1775 ſein erſtes Lied veröffentlichte in der kleinen Schrift: „An die Jugend bei ihrer Confirmation. Aus dem Engliſchen." Nachdem er vom J. 1777 als Privatdocent über römiſche und griechiſche Claſſiker geleſen hatte, wurde er außerordentlicher und 1784 ordentlicher Profeſſor der Theologie und Aufſeher des Pädagogiums zu Halle. Ein Jahr darauf übernahm er das Direktorium des Waiſenhauſes, welches damals im größten Verfall war, denn der Geiſt des glaubigen Stifters war aus demſelben gewichen. Im J. 1792 wurde er Conſiſtorialrath, bald auch Doktor der Theologie, 1804 Oberconſiſtorialrath und Mitglied des Berliner Oberſchulcollegiums. Als im J. 1807 die Franzoſen Halle in Beſitz nahmen, wurde er wegen ſeiner Anhänglichkeit an Preußen als ein Verdächtiger plötzlich aus ſeiner Wohnung geholt und nach Frankreich

als Geißel deportirt. Da gelang es ihm jedoch, bei Napoleon die Wiederherstellung der Universität Halle zu bewirken, und als nun das neue Königreich Westphalen errichtet wurde, erhielt er im J. 1808 die Kanzlerwürde auf der diesem Königreich zugetheilten Universität Halle. Von 1799 an hatte er nach J. L. Schulze's Tod den Franke'schen Stiftungen, deren Direktor er mit Dr. Knapp war, zu neuer Blüthe verholfen. Seiner Umsicht und seinen Bemühungen allein verdankten sie während jener ganzen bewegten Zeit ihre Erhaltung. Der Urenkel war berufen, des Urgroßvaters Werk vor dem Untergang zu retten. Er ist durch seine theologischen und pädagogischen Schriften sehr berühmt, denn er ist der Verfasser der „Charakteristik der Bibel. 5 Thle. 1775—1782.", wodurch er viel Anklang fand und die begeistertsten Urtheile hervorrief, und der „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts. 2 Thle. 1776." Weniger Bedeutung hat er als Dichter; Klopstock ist hier sein Urbild und er eigentlich bloß dessen Nachahmer, besonders in der Odenform; der höhere dichterische Schwung und Geist fehlt ihm aber gänzlich; dagegen kann ihm eine gewisse wohlthuende schlichte Herzlichkeit in seinen Poesien nicht abgesprochen werden. Am 18. April 1827 feierte er, geehrt von allen Seiten, sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum. Das Haus des edlen Mannes, der mit milder Frömmigkeit eine edle Humanität zu vereinigen wußte, war lange der Vereinigungspunkt aller Fremden, die nach Halle kamen, gewesen. Fünf Vierteljahre nach jener schönen Feier starb er an einem Schlag am 7. Juli 1828.

Er ließ zuerst im J. 1778 Gedichte erscheinen, bestehend in drei religiösen Dramen: Abraham auf Moria, Lazarus und Thirza, und 36 Oden in Klopstocks Manier. Dann hat er auch mehr als 100 geistliche Lieder gedichtet. 20 derselben stehen in seinem „Timotheus zur Erweckung und Beförderung der Andacht nachdenkender Christen. 1783. 2. Aufl. 1789—90.", und 64 derselben in seinem „Gesangbuch für höhere Schulen und Erziehungsanstalten. 5. Aufl. 1803." Die erste vom J. 1785 enthielt nur 50. Auch gab er ein kleines Gesangbuch von 67 Liedern für den akademischen Gottesdienst heraus unter dem Titel: „Auswahl einiger vorzüglicher neueren geistl. Lieder zum Privatgebrauch. Halle 1782." Endlich erschienen von ihm noch: „Religiöse Gedichte. Halle 1814.", wovon die zweite Auflage in Halle und Berlin 1818 herauskam unter dem veränderten Titel: „Geistl. Lieder und Oratorien."

Die verbreitetsten Lieder, von welchen z. B. das Dresdener und neue Hamburger Gesangbuch je 15 haben, sind:

„Auf, erwachet meine Lieder" — vom J. 1782 — oder:
„O was wären meine Freuden" — W. G. Nr. 434.
„Ehre sey Gott in der Höhe" (1785).
„Ein herrlich Loos" (1814).
„Halleluja, Preis und Ehre" (1814).
„Ich weiß, an wen ich glaube" — vom J. 1814 — W. G. Nr. 621.
„Mein banges Herz, sey stille" (1790).
„Nein, ich will nicht sorgen" — vom J. 1814.
„O daß von meinen Lebenstagen" — vom J. 1782.
„O zeuch mich, Heiliger, zu dir."
„Viel zu gering bin ich" — vom J. 1785.
„Voll Inbrunst, Dank und Freude."
„Von allen Himmeln tönt dir, Herr."

(Quellen: A. H. Niemeyer. Zur Erinnerung an dessen Leben und Wirken herausgegeben von A. Jacobs und J. G. Gruber. Halle 1831.)

Hier schließen sich nun noch drei Würtemberger an:

Schubart, Christian Friedrich Daniel, wurde geb. 26. Merz 1739 zu Obersontheim in der jetzt zu Würtemberg gehörenden Grafschaft Limpurg. Sein Vater, Johann Jakob, war dort Cantor, Präzeptor und Pfarrvikar, kam aber von da schon im folgenden Jahr als Präzeptor und Musikdirektor in die damalige Reichsstadt, jetzt würtembergische Oberamtsstadt Aalen, in welcher er später, im J. 1744, Diakonus wurde. Schon im Knabenalter faßte der junge Schubart eine große Vorliebe zu Klopstocks Gedichten und lernte den Messias fast auswendig. Als Mann trug er durch seine öffentlichen Deklamationen des Messias viel zur Verherrlichung dieses Werkes bei; er wurde hierinn ein Meister, wie keiner vor und nach ihm. Im J. 1753 schickte ihn sein Vater auf das Lyceum nach Nördlingen, das damals unter Thilo stand. Er beklagt es selbst, daß auf dieser Schule die Religion so kalt behandelt wurde, daß es ihn und seine Mitschüler dabei stets gefröstelt und gelangweilt habe. Die Seele des Christenthums, seine herzbessernde Kraft, blieb ihm unbekannt. So lebte er damals, durch seine Fertigkeit im Clavierspiel und durch seine fröhliche Laune beliebt, zaumlos als ein lustiger, sinnlicher, gedankenloser Jüngling dahin, ohne viel an Gott und Ewigkeit zu denken. Im J. 1756 schickte ihn sein Vater nach Nürnberg, wo er sich ganz der Musik widmete und schon manche Gedichte verfaßte, die bald überall bekannt wurden. Im J. 1758 jedoch bezog er die Universität Erlangen, um Theologie zu studieren. Der trockene Ton aber, in dem man hier diese heilige Wissenschaft lehrte, schreckte ihn ab und er stürzte sich nun ganz in das wüste, wilde Studentenleben, das damals in den ersten Zeiten des siebenjährigen Kriegs in Erlangen zu Hause war.

Von Leidenschaften gepeitscht, brauste er da sinnlos einher und häufte Schulden auf Schulden, weßwegen er vier Wochen ins Schuldgefängniß kam und von seinen Eltern, die solchen Aufwand nicht erschwingen konnten, zurückgerufen wurde. Von da an litt auch seine Gesundheit, die er durch Ausschweifungen zerrüttet hatte. In Aalen angekommen, predigte er eine Zeit lang bald für seinen Vater, bald für benachbarte Geistliche, z. B. in Lauterburg, Bartholomä ꝛc., oder auf Reisen, wie z. B. in Obersontheim, Eßlingen ꝛc. Er ward dadurch wieder ins Gebet getrieben und auf die h. Schrift gewiesen; er fühlte sich von frommer Andacht ergriffen, so daß ihm nur ein Führer fehlte, der ihn zum Herrn gebracht hätte. Allein die Welt verstrickte ihn gar bald wieder in ihre Netze. „Ein Weiler auf Erden," sagt er selbst, „war mir lieber, als die fernleuchtende Stadt Gottes."

Im J. 1764 bekam er das Präzeptorat zu Geißlingen, wo er sich mit Helene, der Tochter des dortigen Oberzollers Bühler, verheirathete und längere Zeit seinem mühseligen Beruf mit Umsicht und Fleiß vorstand. Er gab, weil er an den Gräbern Reden zu halten hatte, im J. 1767 „Todesgesänge" heraus, die allgemeinen Beifall fanden. Allein nach einiger Zeit wurde er mißvergnügt mit seinem Schicksal, fieng an zu zweifeln an den allerhöchsten Wahrheiten des Christenglaubens und zu spotten über geistliche und weltliche Ordnung. Zuletzt wurde er ein Lüstling, der die eheliche Treue nicht bewahrte. Er gesteht es selbst: „Marder und Geier, Feldteufel und Kobolde liefen in mir, wie nach Jesaj. 34, 14. unter Babels Ruinen, unter einander." Ein Besuch in Ludwigsburg, wo man gerade eine neue Oper aufführte, entzündete in ihm eine heftige Begierde, einen Ort aufzusuchen, wo mehr Welt, mehr Freiheit, mehr Weite und Breite zum Austoben war, weßhalb er sich um die vakante Stelle eines Organisten und Musikdirektors in Ludwigsburg bemühte, die er auch erhielt. Obgleich ihn Gott durch einen bedeutungsvollen Traum von seinem Vorhaben zurückschrecken wollte (es träumte ihm nämlich, eine starke Hand zerre ihn aus einer von Scheusalen umheulten Wildniß voll Nacht und Finsterniß heraus, auf einen Berg, der ganz mit Asche bedeckt war, wo er durch die Asche in einen Thurm watete, vor dem ein ganzes Heer von Männern in schwarzen Kutten ihn hohnneckend bewillkommte), obgleich ihn sein treues, liebevolles Weib mit aufgehobenen Händen bat: „O Mann! ich bitte dich, werd ein Christ und bleibe hier": so verließ er doch Weib und Kind und zog im Herbst

1768 nach Ludwigsburg. Dieſe folgten ihm zwar bald nach, er aber ſtürzte ſich dennoch in den Strudel der wildeſten Fleiſchesluſt; der tägliche Umgang mit Muſikern, italieniſchen Sängern und Sängerinnen goß beſtändig Oel in das wild lodernde Feuer der Luſt; er ward ein frecher Religionsſpötter und Sittenverächter, fröhnte der Wolluſt und ſtürzte von Schande in Schande, ſo daß ihn Spezial Zilling excommunicirte und er endlich, nachdem er wegen eines verdächtigen Umgangs mit einem Mädchen ins Gefängniß geworfen worden war, um eines Spottgedichts willen, das er auf die Kirchenlitanei und auf einen bedeutenden Hofmann gefertigt hatte, aus Ludwigsburg ausgewieſen wurde.

Im Elend und im größten Jammer ließ er Weib und Kind zurück und trieb ſich nun als ein Brauſekopf, unſtät, ohne feſtes Brod, von der Kunſt und Schöngeiſterei ſich nährend, an verſchiedenen Orten herum, zuerſt in Heilbronn, dann in Mannheim, hierauf in München, wo er im Oktober 1773 ankam und ſchon halb im Begriffe war, katholiſch zu werden. Doch ſträubte ſich dagegen ſein beſſeres Gefühl, das nie ganz in ihm verſtummte. Weil er aber in München durch einen Brief, der ihm zur Laſt legte, er glaube an keinen heiligen Geiſt, verdächtigt worden war, zog er nach Augsburg und fing hier an, „die deutſche Chronik" herauszugeben, in der er freimüthig den Jeſuitenorden und beſonders auch den katholiſchen Pfarrer Gaßner, der ſich als Wunderdoktor geberdete und zur Verherrlichung des Jeſuitenordens zu Ellwangen und Regensburg Teufel austrieb († 1779), angriff. Dadurch lud er großen Haß auf ſich, ſo daß er gefangen geſetzt und zur Stadt hinausgeſchafft wurde. Auf dieß zog er nach Ulm, wo er ſeine deutſche Chronik, die in Deutſchland immer mehr Beifall fand, fortſetzte und ſich dadurch einen ordentlichen Verdienſt erwarb. Er rief nun ſeine Frau und Kinder, die er zwei Jahre lang nicht mehr geſehen hatte, von Geißlingen zu ſich, kehrte zur Ordnung und einem häuslichen, zufriedenen Leben zurück und wandte ſich auch wieder der Religion zu. So gute Freunde er hier hatte, ſo drohte ihm doch von dem Haſſe der katholiſchen Prieſterparthei allerlei Lebensgefahr und endlich wurde er in einer mit dem Herzog Carl von Würtemberg, den er durch einige Gedichte beleidigt hatte, verabredeten Schlinge gefangen. Durch den Kloſteramtmann Scholl von Blaubeuren nämlich wurde er am 22. Jan. 1777 unter einem liſtigen Vorwand nach Blaubeuren gelockt, wo er verhaftet und auf die würtembergiſche Feſtung Hohenaſperg bei Ludwigsburg abgeführt wurde. Hier wurde er

377 Tage lang in einem düstern Felsenloch, in das kein Lichtstrahl fiel, gefangen gehalten. Nun war sein grausenvoller Geißlinger Traum in schreckliche Erfüllung gegangen.

Die ganze Zeit seiner Gefangenschaft, die später milder wurde, während der er aber nie von einem Richter verhört worden ist, währte zehn Jahre lang von 1777—1787. Anfangs war er der Verzweiflung und dem Selbstmord nahe, zumal als seine Sünden, die ihm als Greuel vor die Seele traten, wie Höllenflammen über ihm zusammenschlugen; allein die Gnade Gottes erfaßte sein Herz und er lernte zu dem Herrn aus der Tiefe rufen: „Hilf mir, Gott, deine Pfeile stecken in mir, ich versinke in tiefen Wassern, da kein Grund ist"; der Gedanke: „Gott ist die Liebe", so wie das Gleichniß vom verlorenen Sohn, das er einmal in der Bibel aufschlug, richteten ihn jedoch wieder auf.* Heilsame Anleitung zur Bekehrung und zum Ergreifen der Gnade Gottes gab ihm der damalige Festungskommandant Philipp Friedrich Rieger, welcher ein ähnliches Gefängniß auf Hohentwiel durchgemacht und sich dort bekehrt hatte (s. Bd. II. S. 291), durch seinen Zuspruch und durch Mittheilung gottseliger Schriften von Arndt, Bengel und Hollaz. Des letztern Gnadenordnung reichte ihm das Recept: „Fühlst du deine Krankheit, so geh zu Christo und laß dir helfen." Die durch Gottes Licht bei ihm aufgeschlossene Erkenntniß seiner Sünden trieb ihn immer tiefer in das Wort Gottes hinein, er dichtete jetzt viele geistliche Lieder ohne Feder, Dinte und Bleistift, bloß im Gedächtniß, und bekam einen solchen Ernst in der Heiligung und im Kampf wider die angewohnte Sündenlust, daß er stets zitternd vor dem Wort Gottes 2 Petr. 2, 20. zu Gott betete: „O Gott! umzäune mich, bewahre mich, erhalte mich zum ewigen Leben! Willst du mir Freiheit geben, so gieb sie mir erst alsdann, wenn ich sie nicht mehr mißbrauche!" Zu seiner geistlichen Heilung wirkte aber besonders auch der fromme Pfarrer Hahn von Kornwestheim (s. Bd. II. S. 137) mit, den er zuerst aus seinen Schriften, die ihm Kommandant Rieger brachte, kennen lernte und der ihn dann auch manchmal besuchen durfte und ihm eine „Diät für seine Seele" schriftlich aufsetzte, wie er in seiner Gefangenschaft seine Zeit am besten anwenden könne. Er lernte seinen Feinden verzeihen und für sie um Vergebung bitten; die oft wundervollen Gebetserhörungen, die er erfahren durfte,

* Weiteres aus der Zeit seiner Gefangenschaft s. II. Nr. 648.

ſtärkten ihn täglich mehr im Glauben, ſo daß er Gott für ſeine Leiden preiſen konnte und ſelbſt im Kerker ſo freudig wurde, daß er all ſeinen Willen dem durch Weisheit und Liebe gelenkten Willen ſeines Vaters im Himmel in Allem unterwerfen lernte. Wornach ſeine Seele verlangte, zeigt ſein ſchönes, in dieſer Gefangenſchaft gedichtetes Gebetslied: „Urquell aller Seligkeiten." All das erzählt er ſelbſt in ſeinem Lebenslauf, den er, da ihm das Schreiben aufs Strengſte unterſagt war, einem Mitgefangenen, v. Scheidlin, der mehr Freiheit hatte, theils durch eine dicke Wand, theils durch eine Ritze unter dem Ofen im Gefängniß in die Feder diktirte. Als Rieger, der ihn bei aller Fürſorge für ſeine Seele hart und wunderlich hielt, geſtorben war, wurde General v. Hügel, ein humaner und aufgeklärter Mann, Feſtungskommandant. Nun bekam es Schubart beſſer, er durfte Unterricht in der Muſik geben und auch ſeine Frau durfte ihn mit den Kindern im neunten Jahr der Gefangenſchaft endlich beſuchen. Am 11. Mai 1787 begab ſich Herzog Carl ſelbſt auf die Feſtung und kündigte ihm ſeine Freiheit an, die er durch die Verwendung des Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen erhielt.

Mit der neugeſchenkten Freiheit gewann er aber auch die Welt wieder lieb, wie Demas, und hielt nicht Stand im Werke der Bekehrung. Der Herzog ſtellte ihn zur Entſchädigung, daß er ihn ohne Urthel und Recht ſo lange hatte im Gefängniß ſchmachten laſſen, als Hof- und Theaterdichter in Stuttgart an. Hier ſchrieb er auch wieder, wiewohl vorſichtiger und nicht mehr mit dem alten Schwung und Feuer, ſeine deutſche Chronik. Seiner Geſundheit ſchadete er aber durch zu vielen Genuß geiſtiger Getränke, und ſo durfte er nur vier Jahre noch die neugeſchenkte Freiheit genießen und ſtarb 10. Okt. 1791 an einem Schleimfieber, das damals in Stuttgart herrſchte.

Außer den bereits genannten „Todesgeſängen. Ulm 1767.", welche im J. 1770 mit dem veränderten Titel: „Der Chriſt am Rande des Grabes" wieder aufgelegt wurden, erſchienen von ihm: „Chr. D. F. Schubarts Gedichte aus dem Kerker. Zürich 1785." — eine ohne ſein Wiſſen veranſtaltete Sammlung, deren erſter Abſchnitt die geiſtlichen Gedichte enthält. Ferner: „Schubarts ſämmtliche Gedichte. Von ihm ſelbſt herausgegeben. 2 Bde. Frankf. 1787.", wovon durch ſeinen Sohn Ludwig, Legationsrath, 1802 und 1803 eine neue vermehrte und verbeſſerte Auflage in drei Bänden und 1839 die neueſte Auflage zu Stuttgart in acht Bändchen veranſtaltet wurde. Bei der von Schubart ſelbſt beſorgten

Ausgabe enthält der erste Band die geistlichen Gedichte, 104 an der Zahl. Es herrscht ein feuriger Schwung in seinen Liedern, nur sind sie oft allzu sentimental-pathetisch. J. P. Lange sagt von Schubart: „In ihm offen„bart sich der Schwung einer feurigen und ergriffenen Seele, er hat eine „ansehnliche Eigenthümlichkeit, erinnert aber doch an die Klopstock'sche „Ausdrucksweise." Von seinen Liedern sind zu nennen:

„Alles ist Euer! o Worte des ewigen Lebens."
„Da stehen wir, die Deinen."
„Der Trennung Last liegt schwer auf mir" — W. G. Nr. 648.
„Fall auf die Gemeinde nieder" — W. G. Nr. 161.
„Gottesruhe, Sabbathstille."
„Urquell aller Seligkeiten" — W. G. Nr. 21.

(Quellen: Schubarts Leben und Gesinnungen, von ihm selbst im Kerker aufgesetzt. Stuttg. 1. Thl. 1791. 2. Thl. — von seinem Sohn herausgegeben — 1792. — Schubarts Charakter von seinem Sohne Ludwig Schubart. Erlangen 1798. — Auch dieses Leben hat Dr. Dav. Fr. Strauß zu seinen Angriffen gegen die Kirche benützt in dem Buch: „Schubarts Leben in seinen Briefen; gesammelt, bearbeitet und herausgegeben ꝛc. Berlin 1849. 2 Bde.")

Stäudlin, Dr., Gotthold Friedrich, geboren zu Stuttgart am 15. Okt. 1758, Sohn des Regierungsraths Stäudlin daselbst, eines strengen, rechtschaffenen und frommen Mannes, und Bruder des berühmten Carl Friedrich Stäudlin, Doktors der Theologie zu Göttingen. Schon im neunzehnten Jahre machte er sich durch dichterische Arbeiten sehr bekannt und erregte allgemeine Theilnahme. Er studierte von 1776—1780 die Rechtswissenschaft zu Tübingen, wo er sich mit allem Feuer einer arglosen, unverdorbenen Jugend unwürdigen Freunden hingab. Nach vollendeten Studien ließ er sich als Ehegerichtsadvokat in Stuttgart nieder. Er besaß das ehrlichste Herz und war von Natur ein edler, guter Mensch, voll Feuer und Lebendigkeit. Er mißtraute jedoch in seiner Herzensgüte den Menschen zu wenig und stieß mit seinem Witze oft vielfach an; „ihm war die Kunst versagt, sich künstlich zu betragen." Deßhalb fand er auch lange keine Anstellung im Staatsdienst; alle Hoffnung, eine solche zu erhalten, vereitelte er vollends durch die begeisterten Freiheitsträume, mit denen er sich über die französische Revolution aussprach. So lebte er denn auch stets unter ziemlich drückendem Mangel, unter welchem er bis zur Schwermuth niedergeschlagen war. Tief beugte ihn auch der Tod zweier von ihm herzlich geliebter, hoffnungsvoller Geschwister, die in der schönsten Jugendzeit dahinstarben; — es war ein neunzehnjähriger Bruder, Dichter wie er, und eine jungfräuliche Schwester. Ihnen gilt wohl sein auch in Kirchengesangbücher übergegangenes Klag- und Trostlied:

„Wenn der Stifter der Geſchlechter" — W. G. Nr. 623 — das ſich in ſeinen „Gedichten. 2 Bde. Stuttgart bei Mäntler. 1788. 1791." findet. Unter der Leitung des Conſiſtorialraths Dr. Grieſinger hat er als Dichter das neue Würtembergiſche Geſangbuch vom J. 1791 bearbeitet, die damals beliebten Aenderungen an ältern Liedern vorgenommen und die Sammlung neuerer Lieder beſorgt, auch ſelbſt einigen Beitrag dazu geliefert. Nach dem Tod Schubarts, den er ſich als Dichter zum Meiſter erwählt hatte, übernahm er auch im J. 1791 die Fortführung der „deutſchen Chronik", bis ſie durch Reichhofrathsbeſchluß vom J. 1793 verboten wurde. Bald darnach, am 17. Sept. 1795, fand er, erſt 37 Jahre alt, im Rhein bei Straßburg ſeinen Tod.

(Quellen: Vermiſchte Gedichte der Geſchwiſter Gottlieb Friedrich, Daniel Friedrich, Gotthold Friedrich und Charlotte Stäudlin, herausgegeben von einem Freunde der Familie. Stuttgart bei Sonnewald. 1827. Das erſte Bändchen enthält Gotthold Friedrichs lyriſche, das zweite ſeine vermiſchten Gedichte.)

Huber, M., Johann Ludwig, geb. 4. Merz 1723 zu Großheppach im Remsthal, einem Dorfe zwiſchen Schorndorf und Waiblingen. Dort war ſein Vater viele Jahre lang Pfarrer und Vater der Gemeinde, ſeine Mutter war eine Schweſter des Oberhofpredigers Dr. Eberhard Ludwig Fiſcher (ſ. Bd. II. S. 204). Nachdem ihn ſein Vater bis zum vierzehnten Jahr ſelbſt unterrichtet hatte und er in der ländlichen Natur kräftig und geſund herangewachſen war, kam er im J. 1737, zum geiſtlichen Stande beſtimmt, in die Kloſterſchule nach Denkendorf, wo er Bengel als Lehrer traf, für deſſen „beſtändige Ermahnungen zur Tugend" er noch im Alter ſehr dankbar war. Nach anderthalb Jahren kam er in das Maulbronner Kloſter und zwei Jahre darauf ins theologiſche Stift nach Tübingen. Weil er aber hier einem Profeſſorsſohn zu lieb ungerecht locirt worden war, trat er nach ſeines Vaters Tod aus dem Stift aus und ſtudierte auf den Rath ſeines Oheims, Fiſcher, die Rechtswiſſenſchaft. Seine Mutter verheirathete ſich ſofort mit dem Spezial Fronmüller in Marbach, nachmaligen Prälaten. Auf der Univerſität ſchon widmete er ſich der Dichtkunſt, wozu ihn beſonders die herrlichen Geſänge Klopſtocks, Gleims, Bodmers, Wielands ꝛc. reizten. Bis in ſein vierundzwanzigſtes Jahr hatte er ſchon eine große Menge von Gedichten der alten und neuen Dichter überſetzt und nachgeahmt und viele ſelbſt verfertigt, die er dann im J. 1751 als erſte Verſuche unter dem Titel: „Oden, Lieder und Erzählungen" drucken ließ. Bodmer und Zachariä

beurtheilten sie aufs Freundlichste. Nachdem er so auf der Universität als ein heiterer Jüngling unter edlen Freunden, zu welchen besonders der Geheimerath v. Gemmingen und der Regierungsrath Bilfinger gehörten, glückliche Jahre verlebt hatte, wurde er Advokat des Hofgerichts in Stuttgart und verheirathete sich mit der Tochter des Regierungsraths Weinmann, durch den er im J. 1750 Oberamtmann in Nagold wurde. Nach sechs Jahren erhielt er die Oberamtei Bebenhausen und nach fernern sechs Jahren, 1762, die zu Tübingen mit dem Rang und Titel eines Regierungsraths.

Er bewährte sich auf allen diesen Stellen als ein redlicher und gerader Mann, als ein herzvoller Patriot und Gegner aller Ungerechtigkeit, Willkühr und Gewalt. Er hielt redlich fest an dem, was Herzog Christoph über den Beruf eines Oberamtmanns ausgesprochen hatte, daß er nämlich den ihm untergebenen Gemeinden an ihren Gerechtsamen, Verträgen, guten Gewohnheiten, Gütern und Einkommen eben so wenig abgehen und entziehen lassen dürfe, als seinem Fürsten. Bald sollte er nun auch Gelegenheit bekommen, diesen redlichen Rechtssinn auf eine glänzende Weise zu erproben. Bei der damaligen Willkührherrschaft des Herzogs Carl von Würtemberg, unter der die Beamten Knechte der Fürstengewalt waren und bloß zum blinden Gehorchen angehalten wurden, sollte mit ihrer Hülfe auf geheime und willkührliche, despotische Weise, ohne Zustimmung der Landstände, eine allgemeine Steuerveränderung im ganzen Lande durchgeführt werden, wobei es auf nichts Geringeres, als auf die Erhöhung des Militärbeitrags des Landes, wenigstens um die Hälfte, bis auf 800,000 fl., angesehen war, während zuvor schon das Land durch unerhörte Lasten beinahe erdrückt war. Der Herzog ließ im J. 1764 zwölf Beamte nach Balingen rufen, unter diesen auch Huber, um ihnen bei seiner Ungnade die Vollziehung seines Steuerplanes anzukünden. Während ein Beamter so kriechend war, daß er seine fromme Freude über die neue Steueranstalt mit dem biblischen Spruch ausdrückte: „das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen" (Psalm 118, 24.), wofür er dann zum Geheimerath gemacht wurde, war Huber freimüthig genug, die entschiedensten Vorstellungeu dagegen zu machen; dadurch lud er sich aber auch den ganzen Haß des Herzogs und seines Ministers Montmartin auf. Als er nun auf der Amtsversammlung zu Tübingen den neuen Steuerplan zur Aufnahme vorlegen mußte, verschwieg er den versammelten Stadt- und Amtsvorstehern nicht, daß ihre Verweigerung ihn sein Amt kosten würde, bat sie aber aufs Inständigste,

auf ſein Glück oder Unglück nicht die geringſte Rückſicht zu nehmen. So ward die Verweigerung ausgeſprochen; als aber die Tübinger Abgeordneten dieß dem Herzog erklärten und ſich auf die Rechte des Vaterlands beriefen, fertigte ſie derſelbe mit der höhniſchen Rede ab: „Was Vaterland! Ich bin das Vaterland!" Allein der Ungehorſam und die Verweigerung von Stadt und Amt Tübingen war ſehr anſteckend; ihrem Beiſpiele folgten Sulz, Stuttgart, Calw und andere Städte, und bald verbreitete ſich der Widerſtand durchs ganze Land, ſo daß der Herzog den Plan aufgeben mußte. Ja ſogar gegen die alte Steuer wehrte man ſich jetzt und ſie mußte durch militäriſche Execution eingezogen werden. Eine ſolche Execution, beſtehend in zwei Regimentern Fußvolk und einer Abtheilung Grenadiere zu Pferd, unter dem Commando des Generals Schönfeld, kam auch nach Tübingen, obgleich Huber zuvor eine Vorſtellung voll dreiſter Demuth an den Herzog eingereicht hatte, worinn er die Unvermöglichkeit ſeiner Untergebenen behauptet, um Schonung gebeten und den Fürſten um Gottes und ſeiner eigenen Ehre willen beſchworen hatte, ſich durch ſchlimme und gewaltthätige Rathgeber nicht zum Zorn über unſchuldige Unterthanen reizen zu laſſen, welche bis auf dieſe Stunde niemals ihren Pflichten untreu geworden, ſondern bis zum Mangel an Kräften, ja bis zur Unmöglichkeit hin, beigeſteuert hätten. Dadurch aber lud er gerade des Herzogs höchſte Ungnade auf ſich. Bewaffnete beſetzten ſein Haus, und er ward, obgleich kaum von einem hitzigen Fieber geneſen, verhaftet, was er ſich mit den Worten gefallen ließ: „Ich erkenne die Gewalt. Ich traue auf meine Unſchuld. Gott wird Alles finden.", Nun wurde er mit drei andern Tübinger Bürgern, dem Bürgermeiſter Steeb, Kaufmann Lenz und Wundarzt Rupf, auf die Feſtung Hohenaſperg abgeführt, 20 Grenadiere vor und 20 hinter dem Wagen. Die Bürger, die zu den Fenſtern herausſehen wollten, wurden mit Kugeln bedroht.

Auf Hohenaſperg nun, wo er ſechs Monate lang in engem Verwahrſam gehalten wurde, ſchrieb er mit einem Bleiſtift, das er ins Gefängniß gerettet hatte, an die Wände allerlei Gedichte, unter andern ein Morgenlied, worinn es heißt:

„Gott! wenn mein Herz an deine Güte denkt,
Bin ich ein freier Mann,
Da iſt kein Mißgeſchick mehr, das mich kränkt,
Kein Kerker, kein Tyrann!"

Drei Soldaten, von Tübingen gebürtig, ſchlichen ſich einſt des Nachts unter ſein Gitterfenſter und trugen ihm an, ſie wollen ihn

befreien; er aber dankte ihnen und blieb, ruhig harrend, wie der Herr seine Sache hinausführen werde. Die Tübinger Bürger sandten Abgeordnete zum Herzog, um seine Freiheit zu bitten; sie wurden aber mit dem Zuchthaus bedroht; nun drang der versammelte Landtag vor allen Dingen auf die Loslassung der Staatsgefangenen, unter welchen auch der Landschaftsconsulent J. J. v. Moser war (s. Bd. II. S. 274), der schon seit fünf Jahren in Hohentwiel saß. Endlich wurde nun am 25. Sept. 1764 zuerst Moser und am Christfest desselben Jahrs, auf die Verwendung des kaiserlichen Gesandten v. Wiedmann zu Stuttgart, auch Huber freigelassen. Er wurde in Tübingen unter den größten Freuden und Ehrenbezeugungen empfangen; es war die Freude des Wiedersehens eines für todtgeachteten Freundes. Zuvor schon hatte die juridische Fakultät ihm zur ehrenden Anerkennung seines Freimuths für die Rechte des Landes das Diplom als Doktor der Rechte ausgefertigt.

Kaum waren zwei Monate vorüber, daß Huber dieses Unglück überstanden hatte, so starb ihm eine seiner zwei erwachsenen Töchtern, ein edles sechzehnjähriges Mädchen am Faulfieber, wodurch er tief erschüttert ward. Doch trug er auch dieses Mißgeschick, wie das, daß ihm einige Jahre später die andere Tochter auch vollends starb, mit christlicher Fassung. Er schreibt einmal: „Ich habe gegen allerlei Unfälle dieses Menschenlebens, die mich betroffen haben, vielerlei schmerzstillende Arzneien versucht, aber keine habe ich wirksam gefunden, als das einfachste Hausmittel des gemeinen Manns. Wenn das Unglück kommt, so hält er keine Thränen zurück, die die Natur von ihm fordert; aber bald geht er wieder an seine Berufsarbeit, arbeitet seinen Kummer hinweg und in einiger Zeit singt er wieder in seiner Werkstätte oder auf dem Felde sein tröstend Lied: „„Was Gott thut, das ist wohlgethan!““ Da saß Huber nun in Tübingen ohne Anstellung und ohne Vermögen. Bald aber bekam er Arbeit, die er suchte; die Magistrate seiner vormaligen Oberämter sandten ihm ihre Prozeßakten zu, was ihn jedoch noch nicht ganz vor Mangel sicherte. Da setzte ihm der Freiherr v. Schütz zu Pflummern eine Pension von 200 fl. aus, und bald verwilligten ihm auch die Landstände seines Vaterlandes eine jährliche Pension von 600 fl. Das Vaterland zeigte sich dankbar für den Muth, mit dem er sich für sein Recht aufgeopfert, durch die rührendsten Beweise der Theilnahme und Achtung. So lebte er nun viele Jahre glücklich und von allen seinen Mitbürgern geliebt und hochgeehrt zu Tübingen im Privatstand. Er erlebte die Freude, daß durch

den von ihm begonnenen Widerſtand des Landes der Herzog genöthigt war, am 26. Febr. 1770 den ſogenannten „Erbvergleich" einzugehen, wodurch die alten Landesverträge wieder anerkannt wurden. Auch ſchlug ihn der Geheimerath wieder zu der erledigten Stelle eines Oberamtmanns zu Tübingen vor mit der Empfehlung, daß der Herzog ſeine Großmuth auf keine ausgezeichnetere Weiſe an den Tag legen könnte. Allein der Herzog wollte nicht und Huber ſuchte das auch nicht; er wollte nicht um Fürſtengunſt buhlen; er lebte lieber als freier unabhängiger Mann, weßhalb er auch nachher noch mehrere ſehr ehrenvolle Stellen ausſchlug, für die ihm ſeine Freunde im Ausland geſorgt hatten; er hatte eine entſchiedene Abneigung vor ſogenannten Ehrenſtellen und Fürſtendienſten, durfte es aber auch am Ende ſeines Lebens bezeugen: „Die Alles lenkende Vorſehung hat mir ein Jahr voll Mühſeligkeit mit zwanzig heitern Jahren vergütet; ſie gab mir anſtatt der Aemter oder Herrendienſte „Freiheit des Lebens, ſelbſtgewählte Geſchäfte, genugſames Einkommen, „häusliche Glückſeligkeit, Freunde zum vertrauten und gelehrten Umgang, ein eigenes Haus und Garten, und das größte zeitlicher Güter, „Geſundheit."

Im J. 1788 zog er zu ſeinem alten bewährten Freund, dem Geheimerath v. Gemmingen, auf deſſen dringendes Bitten nach Stuttgart. Doch nach zwei Jahren ſchon ſtarb Gemmingen, dem es der Herzog ſehr übel deutete, daß er mit ſeinem Feind ſo vertrauten Umgang pflege. Als aber im J. 1793 der Herzog zum Sterben kam, ſah er ſein Unrecht gegen Huber ein, und ließ ihm ſagen, daß er vollkommen mit ihm ausgeſöhnt ſey; ja, die Herzogin Franziſca ließ ihn ſogar in den letzten acht Tagen, die der Herzog noch lebte, nach Hohenheim kommen, daß er, wenn der Herzog ſterben ſollte, ihrer Angelegenheiten ſich annehme. Mit ſchönem Edelſinn rief er dem dahingeſchiedenen Herzog, der ihm ſo weh gethan, nach: „Ruhe du nun im Frieden; auch ich weihe dir hier meine aufrichtigen Thränen; denn du haſt mich viele Weisheit des Lebens, Liebe des Vaterlands und Standhaftigkeit im Unglück gelehrt!" Auch unter den folgenden drei Regierungen, die er noch erlebte, nahm er, obwohl im Greiſenalter ſtehend, immer noch lebhaften Antheil an dem Wohl und Wehe ſeines Vaterlandes und erhob auch manchmal noch freimüthig als ein herzvoller Patriot ſeine Stimme. Am 30. Sept. 1800 rettete ihn endlich, wie er die Hoffnung ausſprach, der Tod in den ſichern Hafen, wo ihn kein Sturm mehr erreichen kann. Er hatte zuvor ſich

folgende Grabschrift geschrieben: „Guter, Würtembergischer Mann! wenn „du vorübergehest bei diesem kleinen Grabmal, so wisse: Hier ruhen die „Gebeine eines deiner treuen Mitbürger. Unter mancherlei Gefahren hat „er sein Vaterland geliebt; gönne ihm jetzt des Grabes Ruhe und das „Glück des ewigen Vaterlands!"

Er verfaßte eilf, übrigens meist im Odenton gehaltene geistliche Lieder, die sich in seinen zu Tübingen 1787 erschienenen „Versuchen in Reden mit Gott" befinden, wovon die erste Auflage schon im J. 1775 zu Reutlingen unter dem Titel: „Versuche mit Gott zu reden" erschienen war. Das W. G. von 1791 hatte fünf derselben aufgenommen.* Er dichtete sie während seines Privatstands in Tübingen nach der Gefangenschaft. Wir lassen ihn hierüber auf eine, seinen Standpunkt genügend bezeichnende Weise selbst reden: „Sie wurden von vielen vortrefflichen „Menschen mit dem ausgezeichnetsten Beifalle beehrt. Nur einige alte „Betbrüder meines Vaterlandes und ihre Schwestern hatten keinen Glauben daran, weil sie von einem ungeistlichen Manne herrührten und weil „sie, wie sie sagten, von Menschen jeder Religion gebetet „werden könnten. — Doch unser besser denkender und Wahrheit „liebender Consistorialrath Griesinger hat meiner redlichen Absicht, etwas „zu Ausbreitung einer vernünftigen Verehrung Gottes beizutragen, „Gerechtigkeit widerfahren lassen und verschiedene von jenen Versuchen in „die neue Sammlung unserer allgemeinen Kirchengesänge aufgenommen." Bis heute noch hat sich im Gebrauch erhalten sein Erntelied:

„Die Ernt' ist da! es winkt der Halm" — W. G. Nr. 541.

(Quellen: Etwas von meinem Lebenslauf und etwas von meiner Muße auf der Festung, ein kleiner Beitrag zu der selbsterlebten Geschichte meines Vaterlands von Regierungsrath Dr. Huber. Stuttgart bei J. Fr. Steinkopf. 1798.)

Es konnte nicht ausbleiben. Auch

die reformirte Kirche

wurde in die Bewegungen der modernisirenden Kirchengesangbuchsreform hineingezogen, welche wir bereits am Schluß der vorigen Periode in der Schweiz durch J. J. Spreng zu Basel und Casp. Zollikofer zu St. Gallen angebahnt sahen (s. Bd. II. S. 434 f.). Den entscheidenden Anfang machte:

---

* Die Nummern: 582, 591, 599, 606, 610.

Bollhofer, Georg Joachim, geb. 5. Aug. 1730 zu St. Gallen in der Schweiz, wo ſein Vater, David Anton, Rechtsgelehrter war. Er legte theils auf der Gelehrtenſchule ſeiner Vaterſtadt, theils in Frankfurt und Bremen den Grund zu ſeiner gelehrten Bildung und bezog darnach die Univerſität Utrecht, um Theologie zu ſtudieren. 1753 kehrte er in ſein Vaterland zurück und wurde dann im folgenden Jahr Prediger zu Murten im **Pays de Vaud**, ſofort zu Monſteig im Graubündnerlande und nicht lange darnach in Iſenburg. Weil er ſich auf dieſen Stellen als guter Prediger hervorgethan hatte, wurde er 1758 in ſeinem achtundzwanzigſten Jahr als Prediger an die reformirte Gemeinde zu Leipzig berufen. Dieſe Stelle, auf der er namentlich mit dem großen Erneſti vertraute Freundſchaft pflegte, verwaltete er 30 Jahre lang mit großem Beifall. Er ward als einer der berühmteſten Kanzelredner der damaligen Zeit geſchätzt. Seine Predigten — meiſt ruhig gehaltene Lehrpredigten — erſchienen in dreizehn Bänden zu Leipzig im J. 1798. Auch als Erbauungsſchriftſteller war er ſehr beliebt. Ueberhaupt war er ein Mann von edlem, feſtem Charakter und warmer Menſchenliebe. „Die Schilderung des Mannes, der in keinem Worte fehlt" — eine ſeiner gerühmteſten Predigten, iſt das getreue Bildniß ihres Verfaſſers. Ein Jahr vor ſeinem Tode wollte er ſein Amt niederlegen; aber auf das vereinte Bitten ſeiner Gemeinde ließ er ſich bereden, auf ſeinem Poſten auszuharren, bis ihn der Herr am 22. Jan. 1788 abrief. Sein Krankenlager — er litt an einer Bruſtwaſſerſucht — war ſchmerzlich, aber er litt ſeine Leiden „mit der Geduld eines Weiſen und eines Chriſten, der über Grab und Verweſung in jene Welt der Belohnung hinüberblickt."

Die Geſangbuchsreform führte er aus, indem er in Verbindung mit dem Kreisſteuereinnehmer Chriſtian Felix **Weiſſe*** im J. 1766 das neue Leipziger Geſangbuch nach Diterichs Muſter fertigte. Es hat den Titel: „Neues Geſangbuch oder Sammlung der beſten geiſtl. Lieder und Geſänge zum Gebrauch bei öffentl. Gottesdienſten reformirter Religionsverwandter." (1786 erſchien die 8. Aufl.) Die wenigen eigenen Lieder, die er dichtete, neun im Ganzen, nahm er in dieſes Geſangbuch auf. Die bekannteſten ſind:

---

* Geb. 28. Jan. 1726 zu Annaberg, ſeit 1762 Kreisſteuereinnehmer in Leipzig — bekannt durch ſeine lyriſchen Gedichte und ſeinen „Kinderfreund". Leipz. 1775—1782. Mehrere ſeiner Lieder ſind dem Leipziger Geſangbuch einverleibt, z. B.: „Wie ſanft ſeh'n wir den Frommen" — „Was hilft es mir, ein Chriſt zu ſeyn" — „Du gabſt mir, Vater, dieſes Leben." Er ſtarb zu Leipzig 16. Dez. 1804.

„Der du dein Wort (das Daseyn) mir hast gegeben."
„Der du uns als Vater liebest."
„Du Gott bist über Alles Herr" — II. Nr. 31.
„Willst du der Weisheit Quelle kennen."

(Quellen: Ueber den Charakter Zollikofers von C. Garve. Leipzig 1788. — Lexikon deutscher Dichter ꝛc. von C. H. Jördens. 5. Bd. 1810.)

Ihm folgten:

Pauli, Georg Jakob, seit 1774 Hofprediger in Halle und Inspektor der reformirten Kirchen und Schulen des Saalkreises. Mit seinem Collegen Pischon gab er in seinem Todesjahr 1795 ein neues Gesangbuch für die Domgemeinde heraus, worinn sich einige seiner eigenen Lieder finden, z. B.:

„Kommt und eßt das Brod des Bundes."

Klugkist, Dr., Conrad, Pastor zu St. Ansgarii in Bremen, wo er 1787 starb. Er hat das neue Bremische Psalm- und Gesangbuch vom J. 1767 besorgt und das im Bremer Gesangbuch von 1812 befindliche Lied gedichtet:

„Wer kann dich nach Würden nennen."

d'Majewski, Samuel Ludwig, geb. 21. Mai 1736 zu Lissa, 1781 reformirter Prediger zu Danzig, wo er am 26. Okt. 1801 starb. Er gab heraus: „Psalmen und Lieder zum Gebrauch der evangelisch-reformirten Gemeinde zu Danzig. 1785."

de Marées, geb. 1717 zu Dessau, wo er Consistorialrath und Superintendent wurde und am 17. Okt. 1802 starb. Er gab ein neues Dessauisches Gesangbuch heraus im J. 1766, für welches er mehrere Davidische Psalmen im Geschmack der Zeit neu bearbeitet hat.

Meister, Dr., Christoph Georg Ludwig, geb. 2. August 1738 zu Halle. Er war zuerst Prediger zu Waldau und Altenburg bei Bernberg, dann wurde er 1774 Prediger in Duisburg und 1784 in Bremen, wo er zuletzt seit 1802 als Rektor wirkte und 26. Jan. 1811 starb. Er gab als ein nicht unbegabter Dichter heraus: „Lieder für Christen. Essen 1781. 2. Aufl. Bremen 1790." Es sind der Zahl nach 104. Auch in seinen „kleinen Erbauungsschriften. Bremen 1788." — drei Stücke — finden sich einige seiner Lieder.

Originell, an keinen Meister und an keine Schule gebunden, doch am meisten noch der Klopstock'schen Richtung sich nähernd — ein Stern erster Größe, alle andere Dichtergenossen seiner Kirche weit überstrahlend, gleichfalls aber in dem Streben der Modernisirung des Christenthums begriffen, wenn gleich in der guten Absicht, seiner Zeit den Stempel des

Christenthums dadurch aufzudrücken, daß er „das Christenthum aus seiner orientalischen Umkleidung heraus auf den Boden des allgemein Menschlichen zog und gewisse biblische Begriffe in die Denkweise des Jahrhunderts übersetzte", steht —

Lavater, Johann Caspar, der edle Züricher Prediger und Sänger, da. Er wurde geb. den 15. Jan. 1741 zu Zürich, wo sein Vater Doktor der Medicin und Mitglied der Regierung war. Anfangs machte er nur langsame Fortschritte im Lernen. „Gebrauch Gottes" war aber eines der ersten Grundgefühle seiner Kindheit und Jugend. Gott war ihm Bedürfniß, darum suchte er Gebrauch von Gott zu machen. Weil er die Predigten nicht verstand und nicht behalten konnte, gerieth er während derselben aufs Bibellesen; er hatte ein kleines Handbibelein;* das nahm er mit in die Kirche und las darinn mit unersättlicher Begierde, namentlich im A. Testament die Bücher Samuels, der Könige und der Chronik; vor allen zog ihn die Geschichte von Elias und Elisa an. Als einst Ulrich, der Pfarrer zu Frauenmünster, als Vorsteher der lateinischen Schule die Schüler fragte, was sie werden wollen, wer von ihnen Pfarrer werden wolle, rief er, ohne weiter zu wissen, was er that: „ich, ich!" und von da an hatte er die größte Sehnsucht und den ernstlichsten Vorsatz, den geistlichen Stand zu ergreifen. Im Mai 1753 wurde er gefährlich krank, und fieng an, ernstlich an seinen Tod zu denken. „Ich durchgieng," sagt er selbst, „in dieser Krankheit mein Leben, suchte mein Herz zu rei„nigen und besonders erinnere ich mich, daß ich alles Unrecht, was ich „mir je angethan glaubte, herzlich vergab und um Vergebung bat, wo „ich Jemand beleidigt zu haben glaubte." Schon als Knabe war er moralisch gut, zu aller Ungerechtigkeit oder Härte oder Betrug unverführbar; selbst Fehler des Leichtsinns waren bei ihm selten. Das Gebet blieb immer ein unaustilgbares Bedürfniß seines Herzens und half ihm auch aus vielen Verlegenheiten und Beängstigungen. Er betete unter allen Umständen; „konnt ich beten" — sagt er selbst — „mir war, als wenn ich schon hätte, um was ich bat." So ward durch solches Herablassen Gottes zu seiner kindlichen Einfalt in merkwürdigen Gebetserhörungen sein unerschütterlicher Glaube gegründet, der sich so schön ausspricht in seinem Lied:

Von dir, o Vater, nimmt mein Herz
Glück, Unglück, Freuden oder Schmerz,

---

* Weiteres s. II. Nr. 272.

Von dir, der nichts als lieben kann,
Voll Dank und voll Vertrauen an.

Im J. 1754 fieng er das Studium der Theologie an. Vor jedem andern Richterſtuhl, als dem ſeines eigenen Gewiſſens, war er ein unſträflicher Jüngling und doch that er ſich ſelbſt nie genug und klagte ſich oft bitter an; nie war ihm ſeine Frömmigkeit und ſein Gebet ernſthaft und herzlich genug. „Ich blieb," ſeufzt er ſelbſt hierüber, „im Grund, wer ich war, gut und fromm, wenns mich ankam; leichtſinnig, wenn wieder eine Leidenſchaft ſich regte." Schmerzlich beſeufzt er es deßhalb auch in dem Liede: „Vater! heilig möcht ich leben":

Selbſt den ſüßen Andachtsſtunden, Da ich nur von Liebe ſprach,
Da ich, Vater, dich empfunden, Folgten Sündentage nach.

Doch zehnmal niedergeworfen, ſtand er zehnmal wieder auf. Seine erſte Uebungspredigt auf der Univerſität hielt er mit großem Ernſt und feierlicher Würde und ſagte nach derſelben zu den verſammelten Studenten: „Gott laſſe euch nicht von dieſer Stelle weggehen, ohne daß ich einen heilſam erſchütternden Eindruck auf euer Herz gemacht und zu eurer Beſſerung tief gewirkt habe." Und das erreichte er auch bei Vielen derſelben. Schon um dieſe Zeit, beſonders im J. 1760, machte er viele religiöſe Poeſien und Lieder, worinn namentlich Bodmer ſein dichteriſches Talent übte. Sein patriotiſcher Rechtsſinn, bei dem er nicht ſchweigen konnte zum Unrecht, das ſeine Mitmenſchen traf, während er zum Unrecht, das ihn traf, duldend ſchwieg, zeigte ſich in einem Drohbrief, den er in Verbindung mit Füßli dem ungerechten Landvogt Grebel zuſchickte und wodurch er erreichte, daß deſſen Gewaltthätigkeiten eingeſtellt wurden.

Im Frühjahr 1762 wurde er in das Züricher geiſtliche Miniſterium aufgenommen und begab ſich ſofort im Merz 1763 auf Reiſen, beſonders nach Barth in Schwediſch-Pommern, um den als einen der aufgeklärteſten und ſchönſten Geiſter und zugleich als einen der würdigſten Diener Chriſti bekannten Spalding (ſ. S. 42) kennen zu lernen. Auf der Heimreiſe beſuchte er auch Klopſtock, den er hoch verehrte, und hielt ſich drei Tage bei ihm auf. Am 3. Juni 1766 verheirathete er ſich mit Jungfer Schinz, die ihm acht Kinder gebar. Auf den Hochzeittag* verfaßte er ein beſonderes Gebet, um des Nachts mit ſeiner Braut zu beten. Zuvor hatte er ihr geſchrieben:

Gott ſoll bei uns, Freundin, ſeyn, Ihm von Herzen uns zu weih'n,
In ihm wollen wir zerfließen: Wollen wir uns feſt entſchließen.

* Weiteres ſ. II. Nr. 551.

Ihr eheliches Glück war „auf Religion und Tugend gegründet.“ Tägliche gemeinſchaftliche Gebetsübung war ihre Hausregel. In den Jahren 1765—1768 wurde ihm das geiſtliche Lied, das durch Klopſtock und Cramer einen neuen Schwung erhalten hatte, beſonders lieb und wichtig, und 1768 ſtiftete er die aſcetiſche Geſellſchaft in Zürich, die für angehende Prediger von großem Segen war. Bald darauf, am 7. April 1769, erhielt er nun einen ſchönen Wirkungskreis, indem er Diakonus an der Waiſenhauskirche in Zürich wurde. Die Schaar der Waiſenkinder war nun ſeine Heerde, bei der er mit Herzensfreude arbeitete. Auch das Zuchthaus hatte er zu beſorgen. Als in den Jahren 1770 und 1771 das Züricher Land von einer furchtbaren Theurung und Hungersnoth heimgeſucht wurde, forderte er in ſeinen Predigten mit außerordentlichem Nachdruck und ausgezeichnetem Segen zur Wohlthätigkeit auf. Es iſt merkwürdig, welche reiche Gaben nun von allen Seiten in ſeine Hände gelegt wurden. Er ſelbſt, obgleich er noch kein eigenes Vermögen hatte und ſeine Stelle faſt nichts trug, gab von dem Seinen, was er konnte, und doch war ihm Alles zu wenig, was er gab. „Höllenqual iſt Liebe ohne Macht“ — ſagte er da einmal. Er flehte herzlich zu Gott, er möge ihn recht lieben lehren. „O Liebe“ — ſo ſchließt er ſein Bittlied um Liebe: „Herr! lehre du mich deinen Willen“ —

„O Liebe, daß ich Liebe wäre!
O Liebe! Jeſus Chriſtus, lehre
Mich deiner Liebe Seligkeit!“ *

Haufenweiſe kamen die elenden Hungernden in ſein Haus, das um dieſe Zeit einem Armenamte glich; von Hunger ausgemergelt, kaum noch im Stande zu gehen, wankten die Unglücklichen Lavaters Haus zu. Manche von ihnen führte er ſelbſt die Treppe hinauf und war ihre Stütze, um ſie ſeiner guten Frau zuzuführen, die aus den eingekommenen Gaben dieſe Hungrigen ſpeiſte und die Nackten kleidete. Sie hatte immer einen Topf voll kräftiger Suppe am Feuer, um den Hungernden ſie darzureichen. Daneben wirkte Lavater auch mehr und mehr durch ſeine Schriften und Reden, wie der Sauerteig, den ein Weib genommeu und unter den Scheffel Mehl geknetet hat. Beſonders im J. 1777 wurde davon in Zürich ein großer Segen ſichtbar, ſo daß er dieſes Jahr ein „Erweckungsjahr“ nannte. Auch auswärts wurde der Segen deſſen ſichtbar, was er durch ſeine Schriften zur Ehre Chriſti geſtiftet hatte. Er war durch ſeine

* Weiteres ſ. II. Nr. 429.

zahlreichen, viel geleſenen Schriften in einer Zeit, da faſt Alles dem Unglauben und Antichriſtenthum huldigte, einer der bedeutendſten Kämpfer und Zeugen für Chriſti Sache. Er hielt in ſeinen Anſichten immer an den Urkunden des Chriſtenthums feſt. Doch ſuchte er die Begriffe deſſelben für ſich in philoſophiſche Begriffe zu überſetzen und dann in der Sprache der möglichſten Popularität zu übertragen. Dadurch kam es aber auch, daß er bald wegen ſeiner Orthodoxie verlacht, bald wegen ſeiner Heterodoxie verläſtert wurde. Manche urtheilten, wie Moſer in Darmſtadt: „Lavater iſt mir für einen Philoſophen zu chriſtlich und für einen Chriſten zu philoſophiſch.“

Im Frühjahr 1778 wurde er von der St. Petersgemeinde in Zürich zum Diakonus an der Peterskirche gewählt, wodurch er einen ſehr erweiterten Wirkungskreis erhielt, vor dem er ſich eigentlich fürchtete; denn die Gemeinde hatte mehr als fünftauſend Seelen. Er trat ſein Amt an mit einer Predigt über die Worte Pauli: „Ihr Brüder! betet für uns!“ Seiner Gemeinde wurde er bald ausnehmend lieb. Die Unverdroſſenheit, mit der er für Alle ſorgte, ſich beſonders auch der Kranken in den entlegenſten Gegenden der Stadt annahm, erwarb ihm großes Zutrauen. Seine Kirche war außerordentlich beſucht, denn er war ein hinreißender Kanzelredner. Das Hauptthema ſeiner Predigten war: „Ich achte Alles für Schaden gegen der überſchwänglichen Erkenntniß Jeſu Chriſti.“ Zu feindſeligen Angriffen, die er zum Theil ſelbſt von Züricher Amtsbrüdern, die auf der Kanzel deutlich gegen ihn predigten, zu erfahren hatte, ſchwieg er ſtets ſtille. Die Geduld, mit der er die Schmach Chriſti trug, wird als einer der ſchönſten Edelſteine in ſeiner Krone glänzen. Als er bemerkte, wie Steinbarts Syſtem der neuen Philoſophie und Glückſeligkeitslehre des Chriſtenthums unter der Züricher Geiſtlichkeit großen Eingang fand, hielt er bei der Synode im J. 1780 ohne Menſchenſcheu eine kräftige Rede dagegen und warnte ſeine Amtsbrüder vor dieſer „Entnervung und Ausleerung des altapoſtoliſchen Chriſtenthums.“ In demſelben Jahr erſchien auch das zweite Hundert ſeiner chriſtlichen Lieder, deren erſtes Hundert ſchon 1776 erſchienen war. Von allen Seiten ſtrömten um dieſe Zeit Beſuche, ſelbſt von den höchſten fürſtlichen Perſonen, in ſein Haus; ſo war auch einſt Herzog Carl von Würtemberg bei ihm, und Pfarrer Hahn von Kornweſtheim, ſein lieber Freund, beſuchte ihn oft. Dabei widmete er auch dem Jugendunterricht und den Kranken viele Zeit, ſo daß es unbegreiflich iſt,

wie er daneben noch ſo viele Schriften ſchreiben konnte. Es lagen aber auch immer, wenn er zu Tiſche ſaß, neben ſeinem Teller eine Menge Papiere oder ein Buch, und ſelbſt auf den Spaziergängen war er nicht müßig. Im J. 1784 litt ſeine Geſundheit ſehr an Bruſtzufällen. Aber in ſeiner Thätigkeit ließ er ſich dadurch nicht ſtören. Er beſtieg oft vom Krankenbett aus die Kanzel, unterrichtete vom Bett aus die Confirmanden und ließ ſich zu den Kranken, ſelbſt als ein Kranker, in einer Sänfte tragen. Zu Ende des Jahrs 1786 wurde er einſtimmig zum erſten Pfarrer an der St. Peterskirche erwählt. Seine letzte Predigt als Diakonus hielt er über 1 Cor. 15, 20.; ſein Nachfolger am Diakonat wurde ſein Herzensfreund Pfenninger, dem er zur Aufmunterung für ihr gemeinſchaftliches Wirken die Verſe ſchrieb:

„Es glühe jeden Tag des Lebens
Die Gluth des redlichſten Beſtrebens,
Uns Nichts und Alles Gott zu ſeyn,
Bis in die Ewigkeit hinein.“

Im Sommer 1794 wurde ſein Geſundheitszuſtand ſehr leidend. Er ſagte nun oft: „Ich werde nicht lange mehr leben; wenn mir nur Gott die Gnade giebt, meine übrige Zeit recht zu benützen.“ Um ſich den Gedanken an den Tod ſtets zu vergegenwärtigen, ſetzte er eine geraume Zeit oben auf jedes Blättchen Papier, das er vor ſich nahm, darauf zu ſchreiben, die Worte: „Schreib, als wärs dein letztes.“ Nun fieng in demſelben Jahr, angeſteckt durch den franzöſiſchen Revolutionsgeiſt, das Züricher Volk bereits in Stäfa ſich aufzulehnen an. Trotz ſeines leidenden Zuſtandes verwandte er jetzt alle ſeine Kräfte auf der Kanzel und mitten unter dem Volk, Ruhe und Frieden zu erhalten; für die Aufrührer bat er. Als aber der Züricher Staat dennoch die Umwälzung erlebte, zeugte er als ächter Schweizerpatriot unerſchrocken gegen alle Gewaltthat und alles Unchriſtliche; und als im J. 1797 die Franzoſen brandſchatzend in die Schweiz einrückten, ſchrieb er „das Wort eines freien Schweizers an die große Nation“, worinn er ſagte: „Franzöſiſche Nation! Freiheit zu drohen, zu drücken, zu rauben, zu betrügen, auszuſaugen, zu morden — Freiheit, freilich auch einer großen Nation, der der Satane! Fluch dem, der dieſe Freiheit ausposaunt!“ Auch proteſtirte er gegen die Deportation von zehn der wackerſten Bürger. Im Mai 1799 wurden ihm deßhalb alle Papiere weggenommen und er von Dragonern aus Zürich nach Baſel deportirt, worüber ſeine Frau in Ohnmacht fiel. Er wurde dort mehrfach verhört,

aber eine unſichtbare Macht hielt den Gewalthabern die Hand und er ward nach einiger Zeit wieder heimgelaſſen. Unter größter Theilnahme der Gemeinde hielt er dann ſeine erſte Sonntagspredigt wieder zu Zürich über Luc. 3, 10.: „Was ſollen wir thun?“ und gab darauf in der Hauptſache die Antwort: „Das in unſere und andere Herzen pflanzen, was keine Zeit zerſtören, keine Umwälzung umwälzen kann, die Seelen in die Gemeinſchaft mit dem bringen, bei welchem keine Veränderung noch Wechſel der Finſterniß und des Lichts iſt.“

Als am 25. Sept. 1799 Maſſena die öſtreichiſch-ruſſiſche Armee geſchlagen hatte, rückten Tags darauf die Franzoſen in Zürich ein. Da ſah Lavater von ſeinem Hauſe aus, wie ein paar Soldaten zwei Frauensperſonen auf dem Platz vor der Peterskirche ängſtigten, indem ſie Wein von ihnen begehrten. Schnell zur Hülfe bereit, brachte er Wein und Brod daher, wofür ihm einer dieſer franzöſiſchen Grenadiere herzlich dankte. Nach Haus zurückgekehrt, bewillkommte ihn ſeine Frau mit den Worten: „Kommſt du, mein Daniel, aus der Löwengrube?“ Darauf trat er unter die Hausthüre, um nachzuſehen, ob er nicht ſeine Kinder in der Stadt beſuchen könne, als ein Soldat ein Hemd von ihm begehrte und, als er das nicht geben konnte, einen Thaler. Lavater gab ihm, was er hatte; dieſer aber, damit nicht zufrieden, hob ſeinen Säbel wüthend gegen ihn und ſchrie: „Geld her!“ Lavater rief den vorigen Soldaten um Hülfe, von dieſen aber rannte gerade der, welcher ihm kurz zuvor für die Erquickung gedankt, wüthend auf ihn los und ſetzte ihm das Bajonnet auf die Bruſt, wobei ein Schuß losgieng, der ihm unmittelbar unter der Bruſt durch den ganzen Leib gieng; um einen Meſſerrücken höher, ſo wäre er ſogleich todt geweſen. Als er ſich von dieſer Verwundung ein wenig erholt hatte, diktirte er die ganze Geſchichte am 29. Sept. und ſetzte am Schluß bei: „Ich bitte Alle, die dieß leſen, dem Namen dieſes Mannes (des Grenadiers) auf keine Weiſe nachzufragen, und wenn ſie ihn erfahren ſollten, als ein anvertrautes Geheimniß zu verſchweigen; ich würde unter meinen oft heftigen Schmerzen noch mehr leiden, wenn ihm was Uebels geſchähe. Er wußte im eigentlichen Verſtand nicht, was er that.“ Dabei trug er ſeine Schmerzen ohne alle Ungeduld mit kindlichem Sinn, ſo laut er oft aufſchreien mußte.* Mitte Dezembers hatte er ſich jedoch ſo weit wieder erholt, daß er die Kanzel beſteigen konnte.

---

* Weiteres ſ. II. Nr. 477.

Er ſprach über Pſalm 71, 7. 8.: „ich bin vor Vielen wie ein Wunder; aber du biſt meine ſtarke Zuverſicht. Laß meinen Mund deines Ruhms und deines Preiſes voll ſeyn täglich" und ſchloß die Predigt mit den Worten: „Jeder wiederkehrende Schmerz meiner Wunden ſoll mir ein „Ruf der Erweckung ſeyn, mit neuem Muth, neuer Geduld und Demuth, „mit neuer Treue und Liebe in die Fußſtapfen deſſen zu treten, an deſſen „unnennbare Liebe und unbeſchreibliche Wundenſchmerzen für uns meine „tauſendfach leidlicheren Wunden mich täglich erinnern ſollen." Im Januar 1800 aber wurden die Schmerzen ſo heftig, daß er nun ſeinem Amte nicht mehr nachkommen konnte. Sein Geiſt war jedoch fort und fort thätig; er ſtiftete noch eine wohlthätige Anſtalt und ſchrieb an ſeinem „Schwanengeſang oder letzte Gedanken des Scheidenden über Jeſus von Nazareth." Er wollte damit der Welt noch ſein Zeugniß und Bekenntniß von Jeſu Chriſto aufſetzen und ſeinen eigenen Glauben dadurch ſtärken. Denn er ſchreibt: „Ich durchgehe gerne in den letzten Tagen meiner leiden= „vollen Wallfahrt auf Erden die Gründe meines mich ſo ſehr beglücken= „den Glaubens. Ich fühle ſeine Vernunftmäßigkeit mit hoher Freude; „ich ſchöpfe Troſt und Kraft aus dieſer Freuden= und Troſtquelle bis zum „letzten Athem." Und ſo war es auch. Am 14. Sept. 1800 ließ er ſich am allgemeinen Bettag ganz ſchwach in die Kirche führen, um mit ſeiner Gemeinde noch das h. Abendmahl zu feiern; er ſprach einige Worte über Luc. 22, 15.: „mich hat herzlich verlanget, dieß Oſterlamm mit Euch zu eſſen, ehe denn ich leide." Die tiefſte Rührung verbreitete ſich über die ganze Gemeinde, die mit ſo großer Liebe an ihm hieng. Das letzte, was er mit ſchon zitternder Hand, drei Wochen vor ſeinem Sterben, ſchrieb, war das Gedicht: „Zürich, am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts"; die letzte Strophe deſſelben heißt:

Reich Gottes, Sehnſucht aller Frommen!
Wirſt du mit dem Jahrhundert kommen?
O ſteht: „es komm!" wer flehen kann.
Ihm weiche Laſter, Wahn nnd Leiden,
Es kommt mit gränzenloſen Freuden —
Macht ihm durch fromme Demuth Bahn.

Nun ſtieg ſein Leiden immer höher, daß er oft Viertelſtunden lang nach einander hell aufſchreien mußte. Er ließ ſich dabei viel aus ſeinen geiſtlichen Liedern vorleſen, die ihm nun das wurden, was ſie vorher ſchon ſo manchen Leidenden geweſen waren. Er freute ſich dieſes Werks immer, vorzüglich um der darinn herrſchenden Gedanken und Empfindungen

willen, und äußerte sich einmal: „Es waren doch schon vor so vielen Jahren dieselben Empfindungen, Grundsätze und Hauptansichten, die ich jetzt habe — ich bleibe meinen Grundsätzen getreu!" Für seinen Mörder bat er noch um Verzeihung und flehte priesterlich für ihn. „Wenn ich nur auch das von Gott erflehen mag" — sagte er einmal mit leiser Stimme, da er kaum zu sprechen im Stande war — „daß der, welcher mich verwundete, nie ein solches Leiden erfahren muß, wie das meinige ist."* Nach einem schweren, heftigen Leidenskampf,** in dem er einmal den Seinigen dringend zurief: „Betet, betet!" war sein Lauf am 2. Jan. 1801 mit dem Anfang des neuen Jahrhunderts vollendet. Er wollte, wie er selbst noch sagte, die nun von Gott und Gesetz losgebundene Zeit nicht mehr erleben. Sein Tochtermann setzte ihm am Schlusse seiner Lebensbeschreibung das Zeugniß: „Er blieb sich selbst durchaus treu und gleich; er behielt seinen Glauben, bis er sein Auge für dieses Leben schloß, um es dort zum Schauen zu öffnen — auch im herbsten Schmerzens- und Todesleiden blieb er seinen Grundsätzen getreu. Ich sage nicht zu viel, wenn ich sage: „„Er lebte, litt und starb dem Herrn."" Selbst Gabler mußte von ihm bezeugen (Journal für theol. Lit. Bd. I. S. 114): „er war ein wahres Meteor in der moralischen Welt, ein Mann von unglaublicher, unermüdlicher Thätigkeit, von dem reinsten Sinn für Alles, was schön, gut und edel ist."

Von seinen geistlichen Liedern, deren er ungefähr 700 gedichtet hat, erschienen zuerst:

1) „Auserlesene Psalmen Davids, zu allgemeinem Gebrauche in Reime gebracht. 2 Thle. Zürich 1765. 1768." Dann folgte die bedeutendste Sammlung, welche seine namhaftesten Lieder enthält, sein —
2) Zweihundertliederbuch unter dem Titel: „Zweihundert christl. Lieder. 5. Aufl. 1817.", das in folgenden einzelnen Sammlungen allmählich zu Tag trat: a) „Fünfzig christliche Lieder von J. Casp. Lavater. Zürich 1771." In der Vorrede dazu sagt er: „Ein christliches Lied setzt voraus mehr als Klopstocks Schwung oder seinen Triumphton, noch mehr als Gellerts Deutlichkeit, Einfalt und moralische Empfindsamkeit, auch mehr als Cramers Kühnheit und Fleiß: — Erleuchtung, eigene Empfindung, Erfahrung, Selbstkenntniß und himmlische Salbung." Es finden sich hier auch Lavaters beste und verbreitetste Lieder. — b) „Zweites Fünfzig christl. Lieder. Zürich 1776." — Beide „Fünfzig" zusammen erschienen dann unter dem Titel: „Hundert christl. Lieder. Zürich 1779." — c) „Christl. Lieder Zweites Hundert, theils neue,

* Weiteres hierüber s. II. Nr. 159 und auch Nr. 429.
** Weiteres s. II. Nr. 607.

theils aus des Verfaſſers kleinen Schriften geſammelt. Zürich 1780."

3) „Lieder für Leidende von J. C. Lavater. Tübingen 1787.", 50 an der Zahl.

Weitere minder bedeutende Sammlungen ſind: „61 Lieder nach dem Züricheriſchen Katechismus. Der Petriniſchen Jugend zugeeignet. 1780." — „Neue Sammlung geiſtl. Lieder und Reimen. Zürich 1782." — „Poeſien. Leipz. 1781. 2 Thle."

Zwei competente Richter aus der reformirten Kirche erklären ſich über Lavaters Lieder alſo: „Er hält in gewiſſer Hinſicht die Mitte zwiſchen den Dichtern der pietiſtiſchen Schule, einem Terſteegen, Freylinghauſen, Woltersdorf, Hiller auf der einen, und den reflektirenden Dichtern, wie Gellert, auf der andern Seite. Auch Lavater gehört, wie Gellert, zu den Dichtern, bei welchen die perſönliche Frömmigkeit und der Eindruck, der von da ausgeht, Vieles überſehen läßt, was an der Form mangelhaft iſt; aber wenn bei Gellert häufig das verſtändig Moraliſirende vorwaltet, ſo machten ſich bei Lavater neben den Reflexionen auch Phantaſie und Gefühl, obwohl mitunter auf eine unkünſtleriſche, mehr proſaiſche, als poetiſche Weiſe, geltend. Häufig wechſelt das Cramerisch-Klopſtock'ſche Pathos, in das auch er ſich hinein verſtieg, mit ſehr nüchternen Stellen, die beſſer in eine Predigt, als in ein Lied ſich paßten. Uebrigens werden ſeine Lieder ihren praktiſchen Werth auf dem Gebiet der Erbauung, namentlich am und auf dem Krankenbett, noch immer behalten, während zu Kirchenliedern nur wenige ſich eignen, ſelbſt die nicht immer, die er als ſolche geſchrieben und überſchrieben hat." So urtheilt Dr. K. R. Hagenbach in Baſel (in ſeiner Kirchengeſchichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. 1. Thl. 2. Aufl. 1848. S. 508) und J. P. Lange in Zürich ſagt: „Lavaters Lieder haben meiſt das Merkmal rhetoriſcher Diktion: der geiſtliche Redner ſtört oft den Dichter, das Feuer kommt dann nicht zur Ruhe der Feier." Als ſeine ſchönſten und verbreitetſten Lieder ſind zu nennen:

Aus Nr. 2. a. vom J. 1771:

„Ach nein! mein Auge darf ich nicht."
„Ach! wann werd ich dahin kommen."
„Ach! wiederum ein Jahr verſchwunden" — W. G. Nr. 534.
„Auf Gott ſoll meine Hoffnung ſtehen" oder:
„Auf Gott nur will ich ſehen" — W. G. Nr. 524.
„Erhebe dich, mein Herz, empfinde." — Daraus ſind formirt die Lieder:
„Mein Jeſus geht in dem Gedränge."
„Mit welcher Zunge, welchem Herzen" — W. G. Nr. 159.
„O Heiligſter, die Mörder haben."
„Es donnert, Menſch!"
„Fortgekämpft und fortgerungen" — W. G. Nr. 477.

„Ja Tag des Herrn, du ſollſt mir heilig“ — W. G. Nr. 272.
„Jeſus, die erlösten Sünder“ oder:
„Herzog der erlösten Sünder“ — W. G. Nr. 171.
„Jeſus mit der Schaar der Frommen“ oder:
„Mit dem Haufen deiner Frommen“ — W. G. Nr. 253.
„Lob und Dank ſey dir, mein Retter“ oder:
„Jeſus, Freund der Menſchenkinder“ — W. G. Nr. 258 — oder:
„Herr, der du dein theures Leben.“
„Mein Aug und Herz erhebe ſich.“
„Noch wallen wir im Thränenthal“ oder:
„Einſt ſinkt der Leib ins kühle Grab.“
„Vater! heilig möcht ich leben“ — W. G. Nr. 390.
„Vater, meine Seele kennet.“
„Von dir, o Vater, nimmt mein Herz“ — W. G. Nr. 481.

Aus Nr. 2. b. vom J. 1776:

„Anbetung dir und Freudenthränen“ oder:
„Nimm hin den Dank für deine Liebe“ — W. G. Nr. 261 — oder:
„Dank, ewig Dank ſey deiner Liebe.“
„Auferſtanden, auferſtanden.“
„Gott der Tage, Gott der Nächte“ — W. G. Nr. 581.
„Herr! lehre du mich deinen Willen“ — W. G. Nr. 429.
„Jeſu Chriſti Vater mehre“ — oder:
„Vater Jeſu Chriſti mehre.“
„Vollendet iſt dein Werk, vollendet.“

Aus Nr. 2. c. vom J. 1780:

„Ich freue meines Lebens mich“ oder:
„Dich, den der Menſchen Sprache nie.“
„Kein Wort, kein Lied der Erde nennt.“
„O du, der Gottheit erſter Sohn.“
„Weiche, Todesſchrecken, weiche“ — W. G. Nr. 607.

Aus Nr. 3. vom J. 1787:

„Erhebe dich, mein Geiſt, und ſchwinge.“
„Stille will ich Alles tragen.“

Aus einem Taſchenbüchlein für Dienſtboten vom J. 1774:

„Gott, deinen weiſen Willen“ — W. G. Nr. 517.

(Quellen: Lavaters Lebensbeſchreibung von ſeinem Tochtermann Georg Geßner.* 3 Bde. 1801—1803. — J. Caſp. Lavater nach ſeinem Leben, Lehren und Wirken dargeſtellt von Dr. Ferd. Herbſt. Ansbach 1832. — Die auserwählten Schriften Lavaters, herausgegeben von J. Caſp. Orelli. Zürich 1841. 8 Bde. — Züge aus dem Bilde J. C. Lavaters. Zürich 1845.)

Der Gellert'ſchen und Klopſtock'ſchen Richtung, mit deren Schilderung wir nun zum Schluß gelangt ſind, gehören auch mehrere katholiſche Kirchenliederdichter an, die uns Veranlaſſung geben, auch wieder einen Blick zu werfen auf den Zuſtand des Kirchenlieds in der —

* Dem nachmaligen Antiſtes in Zürich, der ſelbſt auch ein ſchönes Lied gedichtet hat, das Krankentroſtlied: „Jeſus! nur um deine Gnade fleh ich auf dem Dornenpfade.“

katholischen Kirche.

Wir haben zuletzt (Bd. I. S. 209 und 210) gesehen, wie in ihr das „jetwas", wovon Art. 24. der Augsburgischen Confession sagt, daß in allen Kirchen vor der Reformation an etlichen Orten mehr, an etlichen Orten weniger deutsch gesungen werde, sich namhaft vermehrte und bis zum siebenzehnten Jahrhundert wenigstens an den hohen Festen des Herrn, der Jungfrau Maria und der hohen Kirchenpatronen, so wie bei Bittgängen, Kirch- und Wallfahrten ziemlich allgemein deutsche Kirchengesänge aufkamen. Dem Verlangen der Laien nach ähnlicher Vergünstigung eines Gemeindegesangs, wie er bei den Protestanten gebräuchlich war, suchten manche Oberhirten entgegenzukommen durch Gewährung solcher Gesänge in den genannten Schranken, damit die von protestantischer Seite anlockende Gewohnheit nicht zur Abtrünnigkeit verleite. Das Bemühen, diese Gesänge wenigstens frei zu halten von dem Eindringen ketzerischer Bestandtheile, wurde auch durch das ganze siebenzehnte Jahrhundert und bis hinein in das achtzehnte Jahrhundert fortgesetzt, so daß der Stand der Sache bis über die Mitte des letztgenannten Jahrhunderts hinaus so ziemlich derselbe blieb. In dieser Beziehung sind zu erwähnen: „Dr. David Georg Corners, Abts zu Göttweig, geistliche Nachtigall der Catholischen Teutschen. Das ist: Auserlesene Catholische Gesänge ꝛc. Wien 1631. 1649. 1658. 1676" — 318 Lieder mit 182 Melodien, und: „Der Gross-wunderthätigen Mutter Gottes Mariä Hülff Lobgesang, gerichtet auff all jhre hohe Fest u. s. w. durch Georgium Kopp (Organisten in Passau). Passau 1659" — 96 Lieder mit 69 Melodien. — „Davidische Harmonie. 1659." Wie Oestreich, so hatte um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts sonst auch manche andere deutsche Kirchenprovinz ihr Sammelwerk deutscher geistlicher Gesänge. So die rheinischen Provinzen das zu Mainz im J. 1679 und 1700 erschienene „Catholisch Cantual" und das Cölner „Psälterlein. 1647.", Baiern das Münchener von 1666. Ein wesentlicher und selbstständiger Bestandtheil im Cultus wurde aber das Lied der Gemeinde immer noch nicht und wie schon im Art. 24. der Augsburgischen Confession Melanchthon das Einführen deutscher Gesänge in die Messe als etwas Neues bezeichnen mußte,* so blieb auch fort und fort die

* Sonderbare, die historische Wahrheit völlig entstellende Behauptungen, als habe z. B. die katholische Kirche von jeher den deutschen Kirchengesang gepflegt, oder als sey der protestantische Kirchengesang

deutsche Sprache und überhaupt die Muttersprache ganz besonders von dem gewöhnlichen Gottesdienst und den Meßgesängen ausgeschlossen. Im J. 1661 noch hat Pabst Alexander VII. eine Uebersetzung des römischen Meßbuchs in die Muttersprache mit furchtbaren Bannstrahlen niedergeschlagen.

Im ersten Jahrzehnd des achtzehnten Jahrhunderts bahnte sich jedoch die Reform auch den Weg in die katholische Kirche und in den Mittelpunkt ihres Cultus, in die Messe, drang der Kirchengesang in der deutschen Muttersprache ein, so daß deutscher Gemeindegesang ein integrirender Bestandtheil des Cultus wurde. Je mehr nämlich mit der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts der schroffe Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten sich verlor und der Geist der Aufklärung auch die katholischen Provinzen Deutschlands durchdrang, wie z. B. in Baiern durch den Lehrer der Rechte zu Ingolstadt, Adam Weishaupt, einen ehemaligen Jesuitenzögling, im J. 1776 der Illuminatenorden sich bildete, um eine über dem Zwiespalte der Kirchen erhabene Aufklärung zu verbreiten, und Kaiser Joseph II. seit 1780 Toleranz und Volksaufklärung zu seinen Losungsworten machte, ja sogar durch ein Hofdekret vom 10. August 1781 das freie Lesen der Bibel in der Volkssprache wiederherstellte, während das Concil von Toulouse im J. 1229 den Laien den Besitz der Bücher A. und N. Testaments in der Volkssprache (in vulgari) aufs Strengste verboten hat; je mehr ferner der Gedanke einer deutschen Nationalkirche, die frei und unab-

ursprünglich fast nichts als ein Plagiat aus dem katholischen, oder als bleibe, wenn man das Katholische von dem Schatz des protestantischen Kirchenlieds abziehe, wenige Lieder ausgenommen, nichts übrig, als trostlos langweilige, nüchterne, aller Innigkeit und Erhebung, alles Schwunges entbehrende Reimereien, als habe Luther selbst seine persönliche Unfähigkeit zum Dichten und Componiren offen und ehrlich eingestanden, als sey der einzige Stern des protestantischen Kirchenlieds, Angelus Silesius, in den Katholicismus zurückgetreten, wie auch Novalis und Friedrich Schlegel — finden sich in der Schrift: „Der deutsche Choralgesang der katholischen Kirche, seine geschichtliche Entwicklung, liturgische Bedeutung und sein Verhältniß zum protestantischen Kirchengesang. Ehrenrettung desselben wider die Behauptung, daß Luther der Gründer des deutschen Kirchengesangs sey. Von Fr. Bollens. Tüb. 1851." und in einer Abhandlung in der von Dr. Heinrich und Mousang redigirten Zeitschrift: „Der Katholik. Mainz. 18. Jahrgang. 1851. 5. Heft. S. 193.": „„Ein Wort für unser Kirchenlied."" Eine gute Abweisung findet sich in dem Schriftchen des evangelischen Pfarrvikars W. Baur zu Arheiligen bei Darmstadt: „Das Kirchenlied in seiner Geschichte und Bedeutung. Zur Beleuchtung der Gesangbuchsnoth im Großherzogthum Hessen. Frankfurt 1852. S. 77 ff."

hängig von Rom und den von dort diktirten Gebräuchen daſtände, Wurzel faßte: deſto mehr regte ſich das Bedürfniß einer deutſchen Liturgie. Zwei katholiſche Gelehrte, Beda Mayer und Pehem in Wien, ſchrieben treffliche Abhandlungen gegen die lateiniſche Liturgie, „bei der der Gottesdienſt, ſo rührend und majeſtätiſch er auch ſey, doch nicht ganz fruchtbar und zweckmäßig genug ſey, weil er in lateiniſcher Sprache verrichtet werde und das gemeine Volk nur mit den Augen und Ohren, nicht aber mit dem Verſtand und Herzen daran Antheil nehmen könne.“

Da es nun ſchwer hielt, mit einemmale die ganze Liturgie, die von Rom feſtgeſetzt war, umzuſtoßen und ſolche Neuerung zu bedenklich ſchien, ſo benützte man zunächſt den Weg der Geſänge. Zuerſt führte man bei den Predigten und Chriſtenlehren deutſche Geſänge ein, dann wandte man auch bei der Meſſe deutſche Liederverſe an, die unter die Meßhandlungen hinein von der Gemeinde geſungen wurden. Solche Verſuche wurden in Baiern, Salzburg, am Rhein und in Oeſtreich gemacht und mit größtem Beifall aufgenommen. Kaiſer Joſeph geſtattete durch eine förmliche Verordnung im J. 1782 die Einführung erbaulicher deutſcher Lieder beim Gottesdienſt. Namentlich wurde für diejenigen katholiſchen Gemeinden, denen es an einem Sängerchor und Orcheſter fehlte, die ſogenannte „Wiener Meſſe“ ausgearbeitet, in welcher das Kyrie, Gloria, Credo, Offertorium, Agnus ꝛc. in Form kurzer Lieder von zwei oder drei Strophen, die von der Gemeinde zu ſingen ſind, bearbeitet iſt. So konnte man nun zunächſt auf Dörfern und Flecken unter der h. Meſſe geiſtliche Geſänge in der Mutterſprache hören; in Domſtiftern, Klöſtern und Städten freilich verſperrte die dort befindliche Figural- und Choralmuſik noch längere Zeit den herzlichen deutſchen Geſängen den Zutritt. Es wurden jedoch allmählich förmliche deutſche Geſangbücher, oft ſelbſt mit Auctorität der Biſchöfe, z. B. des Fürſtbiſchofs in Würzburg, für den öffentlichen Gottesdienſt veranſtaltet und ſo mehr und mehr auch in Städten deutſcher Meßgeſang eingeführt. Die Lieder zu dieſen katholiſchen Geſangbüchern wurden theils von Katholiken neu gedichtet und lieblichen neueren Melodien angepaßt, theils mit ihrer Melodie geradezu aus den evangeliſchen Geſangbüchern entlehnt. Letzteres hätte freilich nicht geſchehen können, wenn noch die alten evangeliſchen Geſangbücher mit den kernkräftigen, den evangeliſchen Glauben entſchieden ausſprechenden Liedern im Gebrauch geweſen wären; ſo waren ja aber nun die neubearbeiteten evangeliſchen Geſangbücher meiſt von lauter Moralliedern

angefüllt, und gerade der pelagianische Grundton dieser Lieder war es, der den Katholiken so sehr behagte, daß sie dieselben endlich massenweise in ihre Gesangbücher aufnahmen, wie ja auch Gellert von Anfang seines Auftretens an von den Katholiken mit der größten Zustimmung aufgenommen wurde.

Schon im J. 1773 waren von dem Exjesuiten F. X. Riedel, Lehrer der Civilbauzeichnung an dem Theresianum in Wien (geb. 1737, † 1775), „Lieder der Kirche aus den römischen Tagzeiten und Meßbuch übersetzt" mit Noten erschienen, und im J. 1774 folgten von dem Exjesuiten Denis „geistliche Lieder zum Gebrauch der hohen Metropolitankirche bei St. Stephan in Wien." Im J. 1777 erschien dann in München von dem Hofkammer- und Commercienrath Kohlbrenner (geb. 1728, † 1783) der „heilige Gesang zum Gottesdienst in der römisch-katholischen Kirche", wovon 1779 in Bamberg und Würzburg ein Auszug veranstaltet und nebst einem Choralbuch ausgegeben wurde. Im J. 1778 kamen hiezu noch zwei weitere deutsche Gesangbücher, nämlich das von dem Breslauer Rektor Ignaz Franz (s. u.) besorgte „allgemeine und vollständige katholische Gesangbuch. Breslau 1778." mit 368 Liedern, und eine „Sammlung geistlicher Lieder von Ernst Xaver Turin, erzbischöflichem Rath und Pfarrer zu St. Ignaz in Mainz," mit Liedern von Denis, Riedel und Schauborg. *

In Würtemberg war es der der Aufklärung huldigende katholische Herzog Carl Eugen, welcher bei seinem katholischen Hofgottesdienst deutschen Gesang und deutsche Messe einführte und durch die Anstellung mehrerer helldenkender Geistlicher, eines Werkmeister, ** Mercy, Rust ꝛc., allerlei Reformen einführte. Von ersterem ließ er auch ein förmliches Gesangbuch für den Gebrauch der Würt. katholischen Hofkapelle ausarbeiten, das im J. 1784 erstmals und 1786 zum zweitenmal sehr vermehrt aufgelegt wurde. Diese zweite Auflage enthält

* Ueber die Ausbreitung des deutschen Kirchengesangs im katholischen Deutschland neuer Zeit vgl. Ephemeriden der Menschheit. 1781. 2. Bd. S. 248. — Kirchenbote. 1782. S. 655.

** Benedikt Maria Werkmeister, geb. 22. Okt. 1745 zu Füssen am Lech in Baiern, trat 1765, nachdem er in Neresheim studiert hatte, in den Benediktinerorden und wurde 1784 als Hofprediger an der katholischen Hofkapelle zu Stuttgart angestellt. Er schrieb „über die deutsche Messe und Abendmahlsanstalten in der katholischen Hofkapelle in Stuttgart. 1787." Nach dem Tod des Herzogs Carl im J. 1793 wurde er Pfarrer in Steinbach und gab hier im J. 1807 ein „Gesangbuch, bei den Gottesverehrungen der katholischen Kirche zu gebrauchen. Tübingen." heraus.

101 deutſche Kirchenlieder, meiſt von evangeliſchen Liederdichtern und unter dieſen beſonders von Gellert, Cramer ꝛc. Folgende 41 Nummern des fünf Jahre ſpäter, 1791, neubearbeiteten evangeliſchen Landesgeſangbuchs ſtanden in dieſem katholiſchen Geſangbuch — Nr. 137, 6, 44, 559, 294, 158, 393, 26, 475, 57, 30, 574, 25, 533, 441, 384, 45, 17, 319, 273, 372, 509, 61, 5, 495, 221, 520, 604, 514, 476, 38, 260, 292, 258, 486, 318, 433, 219, 481, 491, ſo daß man damals in Stuttgart gar oft mit dem evangeliſchen Geſangbuch in der katholiſchen Kirche ausreichen konnte. Es war überhaupt bei dieſem Geſangbuch laut der Vorrede der Zweck, „nur ſolche Geſänge aufzunehmen, die das praktiſche Chriſtenthum empfehlen und von allen Chriſten unſeres Vaterlandes mitgeſungen werden könnten, ohne daß ſie in ihrer Andacht durch Stellen geſtört würden, welche ihrer innern Ueberzeugung Gewalt anthun. Es wurden daher keine andere Geſänge gewählt, als ſolche, welche den Geiſt gemeinſchaftlich anerkannter Wahrheiten athmen und zur allgemeinen Chriſtenerbauung dienen. Man wird daher an allen Sonn- und Feiertagen, dieſe letzteren mögen uns nun eigen oder andern Kirchen gemein ſeyn, nur zweckmäßige Ermunterungen zur chriſtlichen Sittenlehre überhaupt oder auch zu den einzelnen Pflichten des Chriſtenthums finden.“ So war es alſo die Moral, welche in katholiſchen und evangeliſchen Geſangbüchern dieſer Zeit gleicherweiſe die Herrſchaft behauptete. In ähnlicher Weiſe iſt das in Baiern aufgekommene „katholiſche Geſangbuch zum allgemeinen Gebrauche bei öffentlichen Gottesverehrungen. München 1810. 2 Bde.“ abgefaßt. Unter ſeinen 357 deutſchen Geſängen ſind weit aus die meiſten moderne oder moderniſirte proteſtantiſche Kirchen- und Andachtslieder und zwar nicht bloß unter den Sonntags- und Predigtgeſängen, ſondern ſelbſt unter denen für das Traueramt am Allerſeelentag, bei Begräbniſſen zum Kyrie, Sanctus, Offertorium, Libera ꝛc., für das Frohnleichnamsfeſt und ſeine Prozeſſion, für die erſte Communion der Kinder ꝛc. Der Geſang der alten deutſchen Geſänge, wie er beſonders von der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts an ſeit jenen Sammlungen mehr und mehr verbreitet war, hatte ſich nun faſt aus den meiſten katholiſchen Kirchen Deutſchlands verloren. Auch hier, wie in der evangeliſchen Kirche, dieſelbe Verwerfung und Ausſcheidung des Alten, nur daß damit in der katholiſchen Kirche eine noch viel größere Verleugnung des kirchlichen Prinzips ſtattfand, ſofern die Stelle des Alten nun Ketzerlieder ausfüllen mußten,

die damit ins innerste Heiligthum der Kirche drangen. In den von dem bekannten Domkapitular Christoph Schmid in Augsburg* herausgegebenen „christl. Gesängen zur öffentlichen Gottesverehrung. Augsb. 1811." sind Verse aus protestantischen Ketzerliedern sogar unter die Meßgesänge aufgenommen.

Von den Katholiken, welche unter solcher in der katholischen Kirche Deutschlands vorherrschenden Stimmung deutsche geistliche Lieder dichteten, mögen folgende Repräsentanten der freiern Geistesregung in dieser Kirche, deren Lieder theilweise sich selbst vor manchen evangelischen dieser Zeit durch religiöse Innigkeit und Wärme auszeichnen, erwähnt werden:

Franz, Ignaz, geb. 12. Okt. 1719 zu Protzan im Frankensteiner Kreise. Er starb im August 1790 als geistlicher Rath, Rektor des weltlich-geistlichen Alumnats auf dem Dom zu Breslau und Assessor des apostolischen Vikariats. Von ihm erschienen: „Die christkatholische Lehre in Liedern. Sagan 1768." — „Geistreiche auf die Sonn- und Festtage abgefaßte Gesänge. Breslau 1775." — „Religionspflichten zum Unterricht — in Gesänge verfaßt. Breslau 1774." — „Geistliche Lieder bei Begräbnissen. Sagan 1778."

Felner, Ignaz, Dr., Professor in Freiburg seit 1777. Er wurde am 17. August 1754 geboren und 1776 als Jesuitenschüler Priester. Er gab heraus: „Geistliche Lieder. Basel 1783." Auch erschienen von ihm: „Gedichte. Freib. 1797."

Sperl, Joseph, geb. 1. Juni 1761 zu Lauchheim in Baiern, Pfarrer und Schulinspektor zu Schneidheim im Ries. Er gab ein Liederwerk heraus unter dem Titel: „Christliche Gesänge, vorzüglich für die öffentliche Gottesverehrung der Katholiken eingerichtet durch einen katholischen Priester. Nürnb. 1800." Hier sind ohne Scheu protestantische Lieder unter die Meßgesänge aufgenommen, z. B. für das Offertorium: „Dein bin ich, Herr, dir will ich mich" (V. 1. 2.), zum Introitus: „Gott, vor dessen Angesichte" (V. 1.), zum Gloria: „Erinnre dich, mein Geist, erfreut." Unter vielen aus dem protestantischen Liederschatz aufgenommenen und überarbeiteten Liedern finden sich hier auch mehrere eigene Lieder Sperls, die nicht ohne poetischen Werth sind, z. B.:

---

* Geb. 15. August 1768 in Dinkelsbühl, 1791 zum Priester geweiht, dann auf dem Schulbenefiziat in Thannhausen an der Mindel angestellt, wo er 1801 seine biblische Geschichte herausgab, 1816 Pfarrer zu Oberstadion in Würtemberg, seit 1826 Domkapitular in Augsburg.

„Heil Euch und Gottes hoher Lohn“ (an Gedächtnißtagen der h. Märtyrer).
„O Vater voller Lieb und Huld“ (am Gedächtnißtag aller Seelen).
„Reine Engel, ungeſehen“ (an Gedächtnißtagen der h. Engel) oder:
„Um die Erd und ihre Kinder“ — W. G. Nr. 75.
„Ueber Gräbern wohnet Friede“ (an Gedächtnißtagen der Heiligen).

Drei derſelben wurden in das Biberacher Geſangbuch vom J. 1802 aufgenommen.

Sailer, Johann Michael, **Dr.**, geb. den 17. Nov. 1751 als eines armen Schuſters Sohn in dem abgelegenen bairiſchen Dorfe Areſing, unweit Schrobenhauſen. Als einen Knaben von zehn Jahren ſchickte ihn ſein frommer, biederer Vater mit zwei Schnepfen, die er ihm als Einſtandsgeſchenk mitgab, zu einem Präzeptor nach München. Zur Erinnerung daran nahm er ſpäter auch zwei Schnepfen in ſein Wappen auf. Bald hatte er ſich in Erlernung der alten Sprachen hervorgethan und je länger je mehr treffliche Kenntniſſe geſammelt. Da trat er in ſeinem neunzehnten Jahre 1770 zu Landsberg in Oberbaiern in das Jeſuitennoviziat und blieb in der Geſellſchaft Jeſu bis zu ihrer im J. 1773 erfolgten Auflöſung. Darnach ſtudierte er noch bis zum J. 1774 in Ingolſtadt und wurde daſelbſt 1775 Prieſter und öffentlicher Repetitor an der Univerſität. Welche reine Jugend er verlebt, geht aus ſeiner Verſicherung hervor, daß er erſt beim Studium der Moraltheologie im zweiundzwanzigſten Lebensjahr auf die geſchlechtlichen Beziehungen aufmerkſam gemacht worden ſey. Kaum war er neben Benedikt Stattler, ſeinem Lehrer und Freund, 1780 als zweiter Profeſſor der Dogmatik angeſtellt, ſo wurde er 1781 penſionirt mit dem geringen Gehalt von dritthalbhundert Gulden, weil die bairiſchen Kloſterabteien alle Lehrſtellen im Lande aus ihren Mitteln zu beſetzen bekamen und nun die Gelder zur Beſoldung aufhörten. Er lebte jetzt ſechs Jahre lang als Schriftſteller im Privatſtande, bis er 1787 als Profeſſor der Moral und Paſtoraltheologie auf die biſchöflich Augsburgiſche Univerſität Dillingen berufen wurde. In dieſer Stellung als akademiſcher Lehrer machte er ſich um die Jugend ungemein verdient, indem er eben ſo ſehr auf das Gemüth, als auf den Verſtand der Jünglinge zu wirken ſuchte. Von dem apoſtoliſchen Manne, dem Erzbiſchof von Cambray, Fenelon († 1715), hatte er den wahren Myſticismus gelernt, nach welchem der Gottesdienſt des Herzens neben dem äußern Kirchenweſen hergeht. So ſuchte er denn ähnlich einem Jung Stilling, Claudius und Lavater in der proteſtanti-

ſchen Kirche hauptſächlich auf das fromme Gefühl zu wirken und durch eine innerlich begründete Frömmigkeit ſowohl die ſteife, todte Rechtgläubigkeit, als die einſeitige Verſtandesaufklärung zu beſeitigen. So trat er denn auch einer damals einreißenden Aftermyſtik entgegen, und weil er beſonders zu Lavater ſich hingezogen fühlte, ſo erſchien er, während Lavater als geheimer Katholik verſchrieen wurde, den Ketzerriechern ſeiner Kirche als ein Ketzer. Darum traf ihn nun eine Kränkung nach der andern, eine Verkennung und Läſterung nach der andern. Er brauchte aber dagegen in der Regel keine andere Waffe, als Schweigen und Rechtthun. Sein Wahlſpruch war: „**hoc vere est apostolicum: bene facere et male audire**“ — d. i. „wahrhaft apoſtoliſch iſt es: gut handeln und übel hören.“ Zuletzt erfolgte ſogar im J. 1797 ſeine Entſetzung vom Lehrſtuhl, worauf er ſich dann nach München, ſpäter auch, weil er ſich kümmerlich zu nähren hatte, nach Ebersberg in Oberbaiern zurückzog und der Wiſſenſchaft lebte. Inwendig aber rang er ſich, je mehr er ſo von außen angefochten wurde, zum innern Frieden und Gleichmuth durch. In ſeinem Selbſtbekenntniſſe: „der Friede, eine Geſchichte“ erzählt er, wie er, durch den dreifachen Gluthofen der Gewiſſenszweifel, Glaubenszweifel und Seligkeitszweifel hindurchgeführt und geläutert, endlich in heiliger Furcht vor der eigenen Gebrechlichkeit und in gleich heiliger Zuverſicht auf Gottes gränzenloſe Erbarmung den Frieden der Gottinnigkeit errungen habe. Und ein anderesmal bekennt er: „ſpät, aber gewiß iſt die Ueberzeugung in mir geboren worden, daß die lebendige Erkenntniß Chriſti ein ſtetes Gebet zu Ihm, ein treues Wandeln vor Ihm und ein lebendiges Zeugniß von Ihm ſey und daß alles weitere Licht am öfteſten im Gebete zu Ihm aufgehe, ſo wie zum Wandeln vor Ihm und zum Zeugen von Ihm gegeben werde. Darinn beſtätigten mich vorzüglich Thereſia, Saleſius, Fenelon.“

Bei der Regierungsveränderung in Baiern im J. 1799 wurde er an die bairiſche Landesuniverſität berufen und kam nun, als dieſe im J. 1800 von Ingolſtadt verlegt wurde, als ordentlicher Profeſſor der Moral, Homiletik, Pädagogik und ſpäter auch der Liturgik und Katechetik nach Landshut; im J. 1821 aber verſetzte ihn König Maximilian I. von Baiern als Domkapitular nach Regensburg, wo er bald Domprobſt, Weihbiſchof und Coadjutor des Biſchofs Wolf wurde. Nach deſſen Tod im J. 1829 wurde er noch als achtundſiebenzigjähriger Greis auf den biſchöflichen Stuhl zu Regensburg erhoben. Auch in dieſer hohen

Würde bewahrte er neben dem gehörigen Maße von Klugheit und Umſicht eine duldſame Geſinnung gegen andere Confeſſionen. Seine Schriften, deren im Ganzen 41 Bände erſchienen ſind und die nur oft einen zu ſentimentalen Ton haben, wurden faſt noch mehr von Proteſtanten, als von Katholiken geleſen. Weithin in Deutſchland hatte er den Ruf eines ausgezeichneten Lehrers, eines beredten Predigers, gelehrten Theologen, erleuchteten Seelſorgers, frommen Prieſters und apoſtoliſchen Biſchofes, kurz eines trefflichen, großen Mannes. Der Cardinal und Fürſtbiſchof von Breslau, Melchior v. Diepenbrock, der viele Jahre ſein Privatſekretär und acht Jahre lang ſein nächſter Haus- und Tiſchgenoſſe geweſen iſt, bezeugt von ihm: „ich habe ihn nie klein, nie ſich ungleich, nie ſtolz oder „eitel, nie gereizt, nie entmuthigt, nie erzürnt oder verdrießlich und wenn „auch zuweilen tief verletzt und betrübt, doch nie außer Faſſung, nie „leidenſchaftlich bewegt gefunden, habe ihn ſtets als ein Muſterbild vor „mir ſtehen ſehen, an dem man ſich erheben, erbauen und lernen konnte, „ein Mann, ein Chriſt zu ſeyn. Das durchſcheinende Geheimniß ſeines „innern Lebens war die ſtete Gegenwart Gottes. Dieſer ſein ganzes „Weſen beherrſchende Zug nach innen oder nach oben war aber ſo weit „entfernt von finſterer Kopfhängerei oder aſcetiſchem Zwange, daß ich nie „einen ſo gleichmäßig heitern Menſchen wie ihn gekannt habe. Er hatte „kurze geflügelte Sprüche, die er öfter leiſe und gleichſam unbewußt lis- „pelte, z. B.: „„der Herr iſt gut und alle Wege ſein““ — „„„miseri- „cordias Domini in aeternum cantabo““ — „„„ne projcias me „a facie tua.““ Auf der Reiſe im Wagen ſchlummerte er damit ein „und wachte wieder damit auf. Ein Herz, ſo weit, ſo voll Liebe, Treue „und hülfreichem Mitgefühl, wie das ſeine, iſt mir noch nicht begegnet. „Wohlthun war ſeine Freude, und er that es gern in aller Stille. Seine „Liebe war nicht zu trüben, ſeine Geduld nicht zu ermüden — ein uner- „ſchöpflicher Born von Liebe, Güte, Langmuth, Milde und weiſem Rath.“ Einſt hatte er, nachdem er ſchon mehrere Jahre Weihbiſchof geweſen und beſchwerliche Firmungsreiſen immer in einer unbequemen Lohnkutſche hatte machen müſſen, ſich allmählich — bei geringen Mitteln — die Summe von 800 Gulden zum Ankauf eines bequemeren Reiſewagens zuſammen- geſpart und ſie bereits nach München geſandt. Da erhielt er einen Brief aus der italieniſchen Schweiz, worinn ihn ein junger Theologe in ver- zweifelter Noth um die Mittel zur Fortſetzung ſeiner Studien in Luzern anſprach. Alsbald ließ er ihm das ganze Geld von München anweiſen

und machte seine Amtsreisen vor wie nach in der unbequemen alten Kutsche. Der Mann ist jetzt längst ein eifriger Arbeiter in den auswärtigen Missionen. Aehnliches ereignete sich öfter. Die Summe von Sailers Lebensweisheit ist am klarsten in seinem Brief an seine edle Freundin, die fromme Prinzessin Johanna von Oetingen, ausgesprochen: „Rechtthun und dabei auf Gott allein trauen; zu jedem Tage in die Schule gehen und aus Allem nur die Eine Wahrheit lernen, die uns nie waise läßt; die Bürde des Tages muthig tragen und ohne Noth kein Gewicht daran hängen, denn es hängt sich manches selber daran; für Vieles links und rechts blind, taub und stumm seyn und doch den Sinn gerade und offen halten, um die gerade Bahn durch die Welt zu finden; zuerst in sich selber aufräumen und dann außer sich zur Herstellung des reinen Bodens Hand anlegen; sich von Herzen mitfreuen, wenn Freude Einkehr nimmt, und wenn es geweint seyn muß, hinter den Thränen zum Himmel durchblicken; den Sturm draußen tosen lassen, bis er ausgetoset hat — und ihn nicht hereinlassen; im Freien gern umherwallen, damit sich keine Verhärtung im Eingeweide (des Leibes und des Geistes) ansetze, und dann im Cabinette ein Privatissimum halten mit sich und Einem, der ohne Zunge spricht, ohne Auge sieht, ohne Arm festhält und ohne Herz liebt; kein Körnchen Weihrauch für die Großen opfern und die Großen und Kleinen keines für sich opfern lassen; selbst keine Dornen säen und den Stich nicht achten von denen, die Andere gesäet haben; Almosen geben den Christen, Juden und Heiden — und mit Paulus den Herrn Jesum lieb haben ... Dieß Alles treu thun und sich auf dieß Alles nichts zu gute halten und noch obendrein an die Brust anschlagen, — möchte wohl die beste Weisheit auf Erden seyn; die beste im Himmel lehre Sie der Himmel selber!"

Der innere Friede und Gleichmuth, womit er bei solcher Lebensweisheit einhergieng, bewahrte ihm auch bis in sein höchstes Greisenalter eine ächt jugendliche Frische an Körper und Geist. Die Sonne, die sein Gemüth durchglühete, wehrte den erstarrenden Winter des Alters ab. So starb er denn auch als ein achtzigjähriger Greis, wie er gelebt hatte, einschlummernd im Gefühle der Gegenwart Gottes, am 20. Mai 1832, umgeben von liebenden Verwandten und Freunden. Aus den Händen seines ehrwürdigen Freundes, des Weihbischofes Wittmann, hatte er wenige Tage zuvor im Beiseyn der ganzen Domgeistlichkeit das h. Sterbsakrament mit inniger Andacht empfangen.

Geiſtliche Lieder von ihm enthält ſein vollſtändiges Leſe- und Gebetbuch vom J. 1788, z. B.:

„Eh ich dieß Heut vollendet habe."

Es erſchienen von ihm auch: „Herbſtblumen. München 1808."

(Quellen: Vorrede des 39. Theils ſeiner im J. 1830 von Widmer in 40 Bänden bei Seidel in Sulzbach herausgegebenen ſämmtlichen Werke. — Charitas. Feſtgabe für 1838 von Eduard v. Schenk. Regensburg. — „Erinnerung an Sailer" im geiſtlichen Blumenſtrauß von Melch. v. Diepenbrock. 2. Aufl. Sulzb. 1852. — Beiträge zur Biographie Sailers. Aus den hinterlaſſenen Schriften des ſel. Profeſſors Widmer zu Luzern im allgemeinen Religions- und Kirchenfreund. Herausgegeben von Saffenreuter. 1847. Sept. Nr. 75, 76.)

Feneberg, Johann Michael, Sailers Herzensfreund, wurde am 9. Febr. 1751 zu Oberdorf im Allgäu geboren. Frühe ſchon, wie ſein ganzes Leben hindurch, führte ihn der Herr in die Kreuzſchule, ließ ihn aber auch ſtets ſeine Gnade und den Segen des Kreuzes erfahren. Er war noch nicht neun Jahre alt, als im Oktober 1759 das Haus ſeines Vaters, der ein Bauer war, niederbrannte und mit demſelben 24 andere. Da wäre er um ein Kleines mit ſeinen ſechs Geſchwiſtern ein Raub der Flammen geworden; denn kaum war er zum Haus hinaus, ſo fiel die abgebrannte Dachrinne dicht hinter ihm herab. Im J. 1762 ſandte ihn ſein Vater, weil er ſtudieren ſollte, auf zwei Jahre in die nahe Reichsſtadt Kaufbeuren, worauf er dann ſechs Jahre lang in der Lehranſtalt bei St. Salvator in Augsburg den Gymnaſialunterricht erhielt. Im J. 1770 trat er zu Landsberg, einer Gränzſtadt des alten Baierns, in das Jeſuitennoviziat und ſchloß hier und in Ingolſtadt, wo er zwei Jahre Philoſophie ſtudierte, fürs ganze Leben einen innigen Freundſchaftsbund mit Sailer, der in Landsberg im ſelben Jahr das Jeſuitennoviziat mit ihm angetreten hatte. Nach Aufhebung des Jeſuitenordens im J. 1773 kam er als Profeſſor an das Gymnaſium zu Regensburg und wurde hier 1775 zum Prieſter geweiht. Von da kam er jedoch ſchon im J. 1778 in ſeinen Geburtsort Oberdorf als Frühmeßprieſter. Hier legte er eine Studienſchule an, für welche ihm, weil er wegen ſeiner vortrefflichen Lehrart und ausgezeichneten Behandlungsweiſe junger Leute allgemein geachtet war, eine namhafte Anzahl von Zöglingen anvertraut wurde. Am allererſten ſuchte er in denſelben den Sinn fürs Heilige auf alle mögliche Weiſe, beſonders auch durch religiöſe Geſänge, zu wecken, wie er denn gar oft mit ihnen Claudius rührenden Abendſegen: „der Mond iſt aufgegangen" gemeinſchaftlich angeſtimmt hat. Eine Probe ſeines weis-

lichen Verfahrens gab er einſt, indem er, als Zwei ſich unfriedlich betrugen, dieſelben während des Eſſens auf den Boden ſetzte, ihnen aber nur Einen Löffel reichen ließ, ſo daß der Eine den Andern, wenn er des Löffels bedurfte, mit den Worten erſuchen mußte: „Bruder, ſey ſo gut und gieb mir den Löffel!“ Im J. 1785 erhielt er zur Anerkennung ſeines pädagogiſchen Wirkens den Ruf als Profeſſor an das mit der damaligen Univerſität verbundene Gymnaſium in Dillingen, wo er im ſchönſten Einklang mit ſeinen Mitlehrern, Hörmann, Keller und Weiß, in großem Segen wirkte und „ſelige Tage“ verlebte. Sailer war zu gleicher Zeit Lehrer an der Univerſität. Nach acht Jahren aber trübte ſich daſelbſt der Himmel, Eiferſucht und Läſterung, als ob Feneberg und ſeine Collegen mit den Illuminaten im Einverſtändniß wären, zerſtörten die blühende Pflanzſtätte, und der Biſchof von Augsburg, bei welchem beſonders Feneberg verdächtigt worden war, ſandte im Frühling 1793 eine beſondere Unterſuchungscommiſſion nach Dillingen und verſetzte damit gute Männer, welche die Religion nicht auf die letzte Bank der Schule, ſondern überall obenan geſetzt hatten, in die Noth, ſich darüber zu rechtfertigen, daß ſie ſo viel Gutes gethan hätten.

Auf das verließ Feneberg ſeinen Wirkungskreis in Dillingen, wo er ſelbſt rühmt die ſchönſte, wirkſamſte und ſegensreichſte Zeit ſeines Daſeyns verlebt zu haben, und gieng noch im ſelbigen Jahr 1793 — „ſein Schifflein ins Trockene zu bringen“ — als Pfarrer nach Seeg im Allgäu. Hier hatte er beſonders zwei große Leiden auszuſtehen, eines an ſeinem Beine, das andere ſeines Glaubens wegen am Geiſte. Am 21. Okt. 1793 brach er auf dem Heimweg von ſeiner Filialkirche zu Lengenwang durch ein unglückliches Ausgleiten auf dem vom Regen glatten Boden den rechten Fuß, ſo daß das Schienbein beim Knochengelenke hervorragte und Fleiſch und Haut durchſtochen hatte. Als man ihn in die Pfarrwohnung getragen hatte, reichte er ſeinem treuen Kaplan Bayer (nachmaligem Pfarrer in Pfronten und ſpäter in Dirlewang) ganz getroſt die Hand und ſagte: „erſchrick nicht, ich habe nur ein Bein gebrochen.“ Gleich darauf aber ſetzte er, als er deſſen Kummer ſah, lächelnd hinzu: „**Dominus noster Jesus Christus fecit me labi,**“ zu deutſch: „der Herr hat mich heimgeſucht.“ Kein Laut des Schmerzes gieng aus ſeinem Munde, mit unbeſchreiblicher Geduld litt er Alles, kindlich betend hob er die Hände auf gen Himmel und flehete: „Lieber Heiland! du haſt doch ſo Viele geheilet, die dir in deinen Tagen auf

Erden nachgelaufen ſind. Du forderſt Glauben, aber gerade der iſt faſt ſo ſchwach, wie mein Fuß. Doch du biſt es ja ſelbſt wieder, der den Glauben pflanzen und erziehen muß! So gieb mir denn vorerſt den Glauben, daß du mir Heil und Rettung ſchenken kannſt. Die Natur möchte gern wieder auf die Beine, doch nicht mein Wille, ſondern der deine!" Des Herrn Wille war nun zwar, daß er, noch weitere Frucht für ſich und Andere zu ſchaffen, am Leben erhalten bleiben, ihm aber doch der Fuß abgenommen werden ſollte. Bevor das geſchah, ließ er ſich die h. Communion reichen und während es dann am 15. Nov. geſchah, lag ſeine Gemeinde betend in der Kirche auf den Knieen. Nach großen Schmerzen, die er in ſtiller Gelaſſenheit allezeit getragen, fieng er wieder zu geneſen an und ſeine mit herzlicher Liebe an ihm hängende Gemeinde ließ ihm ſagen, er ſolle ſie nicht verlaſſen, ſie werden ihn auch nicht verlaſſen und ihm einen Beitrag zur Tilgung ſeiner Kurkoſten und zur Haltung eines zweiten Kaplans geben. „Siehe!" ſo ſagte er drauf zu ſeinem Kaplan, „es iſt doch gut, daß mich dieſes Unglück getroffen hat. Viele Herzen haben Anlaß, ſich zu offenbaren, und gewinnen jetzt durch mein Leiden mehr Zutrauen zu meinem Worte, als ich mir außerdem in zehn Jahren durch kein Thun hätte verſchaffen können." Bald kehrte auch ſein froher Muth wieder zurück, daß er ſagen konnte: „Es fällt ja kein Haar vom Haupt ohne Wiſſen und Willen des himmliſchen Vaters: wie ſollte ein Menſchenbein ohne ſein Wiſſen und Willen vom Leibe heruntergeſägt werden können? In geſunden Tagen ward ich oft von Melancholie geplagt, ſeit dem Beinbruch bin ich von dieſem böſen Geiſte frei. Ihr lieben Leute, ein Beinbruch iſt auch eine Arznei!" Er ließ ſich nun einen Stelzfuß machen, weßhalb er ſich jetzt meiſt auch „Einfüßer" — „Stelzenmann" ꝛc. unterſchrieb. Und als er nun am Oſterfeſte im April 1794 mit ſeinem Stelzfuß im Prieſterkleid an einem langen Stock, dem am oberſten Theile ein Chriſtusbild eingeſchnitten war, zur Kirche gieng und zum erſtenmal wieder die Kanzel beſtieg und oftmals durch das Uebermaß von Rührung unterbrochen zu ſeinen treuen Pfarrkindern über die Worte redete: „Er iſt ſchon auferſtanden und iſt nicht mehr da!" nachdem er zuvor ein brünſtiges Dankgebet gethan und ſich dem fernern Schutz des Herrn empfohlen hatte, der in ſeinem Erdenleben keinen Krüppel unerhört von ſich entlaſſen habe: ſo ergriff die ganze Gemeinde eine unbeſchreibliche Rührung und Bewegung. „Er iſt wahrhaftig mit Chriſtus aus dem Grabe erſtanden und uns neu geſchenkt

worden!" so riefen sich die Leute gegenseitig zu. In ihm selbst aber auch war ein neuer Geist erstanden, der sich nun auch in allen seinen Arbeiten zum Besten der Gemeinde offenbarte. Das war der Segen des auferlegten Kreuzes und die Erfüllung seiner Bitte zu Christo auf dem Schmerzenslager: „o könnte ich noch näher zu dir kommen, Herr, nicht nur Ein Bein, beide, und Hände und Kopf dazu, gäbe ich gerne." Er dichtete damals das ungemein schöne, „Kreuz und Liebe" betitelte Lied, das seines Leidenssinnes köstlichste Probe ist:

Liebe und ein Kreuz dazu
Schafft dem Christenherzen Ruh.
Ohne Schmerz täuscht Liebe sehr,
Kreuz ist ohne Liebe schwer. (1.)

Kreuz bei Liebe zeigt, wohin
Gehen soll des Christen Sinn;
Dringt dahin, daß er nichts mein',
In der Lieb, als Gott allein. (2.)

Liebe ohne Kreuz wird blind
Und verführt wohl gar zur Sünd;
Aber Kreuz treibt, stets zu seh'n,
Ob wir auch noch sicher steh'n. (4.)

Ist das Kreuz so ganz allein,
Fühlt der Leidende nur Pein,
Keine Lieb in seinem Herz:
O so brennt zu sehr der Schmerz. (5.)

Aber Liebe giebt ihm Kraft,
Frohen Sinn und Muth, und schafft,
Daß er leidend Wunder thut,
Und am Kreuze liebend ruht. (7.)

O so gieb mir, lieber Herr,
Ich verlange sonst nichts mehr —
Liebe und ein Kreuz dazu,
Und so meinem Herzen Ruh. (8.)

Aber auch das, was er noch auf dem Krankenbett oft unter den an den Fingern hergezählten Wohlthaten, die ihm das hölzerne Bein verschaffen würde, aufgeführt hatte, daß nämlich der Anblick desselben dem Worte Gottes von dem Werthe des Leidens und der Geduld ꝛc. neuen Nachdruck verschaffen würde, sollte er erfahren dürfen an seinen Gemeindegliedern und selbst an Fremden, deren immer Viele in seine Kirche kamen und über seinem Anblick oft bis zu Thränen gerührt wurden. Es machte Eindruck, einen Mann zu sehen, der mit Einem Beine so selig seyn konnte, da es die Meisten mit Zweien nicht vermögen. Diesem Eindrucke konnten auch Krieger nicht widerstehen, wenn deren welche in den französischen Kriegen in sein Haus eindrangen; sie blieben, wenn er ihnen entgegenkam, ehrfurchtsvoll stehen und wurden in seinem Anblicke vorerst zahm, dann milde und brachten ihm manchesmal, statt ihm das Seine zu nehmen. Namentlich gelang es ihm öfters, mit dem Knochen seines abgenommenen Fußes, den er aufhob und mit der Inschrift: „Gott sey Dank durch Jesum für alle das Gute, das dadurch entstanden ist. Alleluja! Alleluja! Alleluja!" als ein tägliches **Memento mori** vor seine Augen auf den Schreibtisch an den Fuß eines dort stehenden Crucifixes legte, seinen seelsorgerlichen Ermahnungen den kräftigsten Nachdruck zu geben,

insbeſondere einmal die entzweiten Herzen zweier Ehegatten mit einander auszuſöhnen, indem er unter Anderem zu ihnen ſprach: „Ihr ſeyd nun einmal vor Gott zur Ehe mit einander verbunden worden und als Mann und Weib Ein Leib geworden; haßt denn auch ein Menſch ſein eigen Fleiſch? wirft er eins ſeiner Glieder von ſich, und ſucht er nicht vielmehr alle ganz und unbeſchädigt zu erhalten? Seht da mein abgenommenes Bein, es nützt mich nichts mehr und doch liebe ichs und behalte es noch bei mir, denn es iſt ein Theil von meinem Leibe — — und ihr wollt einander haſſen und Eins das Andere verſtoßen? Geziemt ſich das auch Chriſten? ... Nun denn, dieſes todte Bein, das mit euren Gebeinen am jüngſten Tage auferſtehen wird, wird dann vor Gott Zeugniß geben, daß ich euch zur Beſſerung eures Lebens umſonſt ermahnet habe!"

Mehr und mehr lernte er mit Auguſtinus, Chryſoſtomus und Fenelon den ganzen katholiſchen Lehrbegriff im alten apoſtoliſchen Geiſte auffaſſen, und Gott ſchenkte ihm für den Fuß von Fleiſch ein neues, ein doppeltes Maß ſeines Geiſtes. In dieſes Geiſtes Kraft wirkte er als Prediger und Seelſorger, namentlich ſeit er auf ſeine anhaltenden Gebete zum Erlöſer um Erlöſung in den letzten Monaten des Jahrs 1796 und am Neujahrstag 1797 beſonderer Erleuchtungen des h. Geiſtes gewürdigt worden war, bei welchen Alles in ihm Licht, Liebe und Leben wurde und er einmal meinte, die Seligkeit der Heiligen ſey ihm zu verkoſten gegeben. Es ſchloßen ſich mehrere heilsbegierige, von ihm erweckte Seelen an ihn an, mit welchen, als mit geiſtigen Chriſten, er vor Allem die zwei Lehren trieb — „Chriſtus für uns und Chriſtus in uns; für uns ſtarb er am Kreuze, in uns lebt ſein Geiſt." Namentlich wußte er auch ſeine Hülfspriester anzufaſſen und ſie, wie man ſie bald ſammt ihm ſpottweiſe nannte, zu „Jeſuspredigern" zu bilden. Wir finden unter denſelben die edelſten Namen des damaligen katholiſchen Prieſterſtandes — Martin Boos, Xaver Bayer, Chriſtoph Schmid, Johannes Goßner, Philipp Nerius Zech, ſein allerliebſter und dankbarſter Schüler. Seine Predigten hatten von jener Geiſtesbelebung an einen höhern Schwung genommen, er verkündigte als ächt apoſtoliſcher Prediger den ganzen Chriſtus, welcher die Menſchheit neu ſchaffet durch den Glauben, der in Liebe thätig iſt, der in guten Werken fruchtbar, der in Hoffnung ſelig iſt. Denn er konnte aus dem wirklichen Beſitze des göttlichen Reiches von der Beſitznehmung deſſelben göttlichen Reiches ſprechen. Immer und vor Allem drang er auf die innerliche Gottesverehrung. So predigte er einmal am

Feſte der Apoſtel Petrus und Paulus in folgender Weiſe: „Du würdeſt dich glücklich ſchätzen, eine Reliquie von den h. Apoſteln Petrus und Paulus zu beſitzen. Das würde dich aber nichts nützen, wenn du ihre Worte nicht hörteſt und ihrem Exempel nicht folgeteſt. Es giebt alſo Reliquien von ihnen, die Jedermann haben, und was noch mehr iſt, zu ſeinem eigenen Seelenheile gebrauchen kann. Das ſind ihre Exempel und Lehren. Nun ſolcher Reliquien von den beiden Apoſteln will ich heute für euch Alle insgeſammt austheilen und einem Jeden mit nach Hauſe geben — ein Paar Exempel und ein Paar Worte vom h. Paulus (Röm. 8, 18. Röm. 8, 23.) und drei Exempel und drei Worte vom h. Petrus (Luc. 5, 10. Apoſtelgeſch. 12, 11. Joh. 6, 68 f.) ꝛc.

Der Geiſt der Erweckung aber, der aus Seeg in Feuerflammen ſchlug, erregte Verdacht und erlitt Mißdeutung und Verketzerung beim Biſchof in Augsburg, zu deſſen Diöceſe Feneberg gehörte. Und ſo erſchien im Februar 1797 plötzlich ein biſchöflicher Commiſſär in ſeinem Hauſe, ließ in ſeiner Abweſenheit Pult und Schränke erbrechen und nahm alle Papiere mit fort, worauf er dann mit Bayer und Siller auf den 30. Auguſt vors biſchöfliche Generalvikariat nach Augsburg zur Unterſuchung geladen wurde. Nun begann alſo das zweite große Leiden für ihn — das am Geiſte um ſeines Glaubens willen. Er wurde mit ſeinen Freunden zu den Mönchen in die geiſtlichen Exercitien geſchickt und mußte dann mißverſtandene Propoſitionen, die er gar nie gemacht hatte, abſchwören. Obgleich man ſonſt nichts auf ihn aufzubringen wußte, erhielt er doch keine öffentliche Genugthuung für dieſe ganze Herabſetzung und Kränkung ſeines Credits vor den Augen der katholiſchen Gemeinden, ja er mußte noch ſeinen treuen Kaplan Bayer entlaſſen, nachdem ihm zuvor ſchon ſein anderer Kaplan, der geiſtreiche Martin Boos, weggeſprochen worden war, und ſah ſich nie ſicher, ob er nicht, wie man es mehreremal verſuchte, von ſeiner Pfarrei verſetzt werde. Er aber als ein ächter Chriſt ſchrieb noch verwundet von den feindlichen Streichen am 28. Dez. 1797 am Schluſſe eines ſeine „Geſinnungen" über ſeine ungerechten Richter darlegenden Aufſatzes: „Es ſey verziehen, das immer zu verzeihen iſt — und ich denke, — es iſt ſehr wenig zu verzeihen. Gott ſey ihnen gnädig, wie mir — und rechne ihnen lieber gar nichts zur Sünde von alle dem, was ſie an uns gethan haben. Amen!" Auch ſah er es ein: „die Läſterungen, die wie Waldſtröme über ihn und ſeine Freunde ſich ergoßen, und die Drückungen, die damit Hand in Hand giengen, waren unent-

behrliche Schutzgeiſter, die am Heerde umherſtehen und Wache halten mußten, daß ſich mit dem Feuer kein unreines vermiſchte, oder auserleſene Scheidekünſtler, welche die Schlacke, die ſich unbemerkt mit dem Golde vermiſcht hätte, durch die Macht des Probefeuers von dem Golde ſcheiden konnten."

Gerne wäre Feneberg in Seeg als Pfarrer bis an ſein Ende geblieben, zumal nachdem Baiern das Hochſtift in Beſitz genommen hatte und er endlich Ruhe bekam von den ſteten Gehäſſigkeiten des biſchöflichen Stuhls gegen ihn und ſeine Freunde, beſonders den ihm ſehr am Herzen liegenden Martin Boos. Allein das zu geringe Einkommen — „zu gering," wie er ſelbſt ſagte, „für einen Pfarrer mit Einem Beine und für zwei Kaplane, die er eben deßwegen halten mußte, weil er nur Ein Bein hatte," nöthigte ihn zuletzt, eine andere Pfarrei zu ſuchen. Er hatte nämlich neben dem Kreuz, das Jedermann an ihm in die Augen fiel, noch ein geheimes Hauskreuz zu tragen, und das heißt: Armuth und Verſchuldung, welche drückende Bürde aber rein bloß auf Rechnung des Unglücks zu ſchreiben war. So verhalf ihm denn der Domherr Maſtiaux, der ihn in Dillingen kennen lernte und manchmal in Ulm als Landesdirektionsrath und Referent in Pfarrſachen für leere Stellen würdige Männer ausſuchte, zu der Pfarrei Vöhringen bei Ulm. Dahin zog er denn nun unter den Thränen der verlaſſenen Gemeinde am 15. Merz 1805 nach zwölf Jahren, die ihm zu Seeg im ſteten Wechſel von Freude und Leid dahingefloſſen waren. Hier durfte er denn auch, die Drangſale des Krieges und den Druck der Zeit abgerechnet, manche „frohe Tage und viele himmliſche Stunden" genießen. Er durfte auch die treue Durchhülfe ſeines Gottes, zu dem er ſich ſo kindlich-traulich hielt, daß er einmal ſagte: „lieber Gott, wenn ich nicht Du zu dir ſagen dürfte: wir paßten nicht zuſammen", in manchen erfreulichen Proben erfahren. Nur dieſe Eine ſtehe hier: Einer um des Glaubens willen verfolgten und zum Auswandern genöthigten Perſon hatte er einſt zwei Kronenthaler, ſeine ganze Baarſchaft, als Zehrpfennig mit auf den Weg gegeben. Nach mehreren Jahren, als ihn ſeine Schuldenbürde, die ihm nicht von der Schulter genommen wurde, bis das Grab mit allen Leiden der Zeit auch das verſchlang, beſonders drückte und er darüber zu Gott, dem Herrn, betete und in kindlicher Einfalt mit ihm redete, fiel ihm dieſes Reiſegeld ein. Da ſagte er zu dem Herrn: „da hab ich dir auch einmal zwei Kronenthaler gegeben und du haſt ſie mir noch nicht zurückgegeben, und ich habe

sie jetzt so nothwendig, gieb mir sie!" Bald nach diesem Gebete öffnete sich die Thüre und ein Bote brachte ihm ein Päckchen mit 200 Gulden. Als ers öffnete, so wars eine Liebesgabe, die ihm eben jene Person, welcher er die zwei Kronenthaler gegeben, durch Empfehlung bei einem vermöglichen christlichen Manne bewirkt hatte. Scham, Dank, Freude, Verwunderung erfüllten sein Herz, das also sein Vertrauen mit Rettung gekrönt sah. Nichts lag ihm mehr an, als schuldenfrei sterben zu können, damit nach seinem Tode kein fremder Heller unbezahlt bleibe. Deßhalb legte er sich auch die härtesten Opfer auf, die ihn selber opferten. So entließ er der Ersparniß wegen nach vier Jahren seinen Kaplan und nahm bei seiner Krüppelhaftigkeit, wie er seinen Leibeszustand nannte, die Bürde der Seelsorge ganz allein auf sich; so versagte er sich zuletzt auch den wenigen Wein, den er als Stärkungsmittel seither genossen hatte. Und so konnte es nicht fehlen, daß eine plötzliche Entkräftung eintrat. Das geheim brütende Uebel warf sich auf die Augen, und er stand in Gefahr, zu erblinden, daß er darüber ausrief: „Gütiger Himmel, hast du am rechten Fuße noch nicht genug, willst du auch das Auge noch?" Seine Freunde, die alle Kosten auf sich nahmen, nöthigten ihn, zu dem vortrefflichen Augenarzt Walter nach Landshut zu reisen, wo er zum letztenmal noch mit seinem Sailer zusammenwohnte. Die Augen wurden zwar wieder sehend, er wäre aber auch zufrieden gewesen, wenn nur seine Geistesaugen sehend geblieben wären. Allein der Todeskeim lag schon in ihm. In den letzten Tagen des Septembers 1812 erkrankte er ernstlich. Wie in seinem Leben mancherlei Prüfungen über ihn ergangen waren, so suchte der Herr ihn nun auch noch auf seinem Krankenlager mit Leibes- und Seelenleiden heim. Nirgends fand sein Körper ein ruhiges Plätzchen und sein Geist seufzte ebenfalls nach Licht und Trost, wie er denn einigemal sagte: „mir ist bange, sehr bange" und seinen jugendlichen Schüler und Freund Zech bat, ihm den 50. Psalm, das **de profundis**, vorzubeten. Das Wort Gottes war, wie in seinem Leben, so auch jetzt seine Erquickung und seine Labsal. Mit herzzerschneidendem Tone sprach er eines Tages, er wolle doch sehen, ob seine Sündhaftigkeit und Unwürdigkeit das Erbarmen des Herrn ermüden könne, und bewährte so seinen demüthig-freimüthigen Kindersinn und sein felsenfestes Vertrauen auf Christus, womit er stets geziert war, noch im Angesicht des Todes. Als er am 2. Okt. das Sterbsakrament empfieng, betete er in Gegenwart seiner Hausgenossen und mehrerer Pfarrkinder die offene Schuld mit

einem Tone, der das Innerſte ergriff, und kurz ehe die Krankheit ihm die Beſinnung raubte, ermahnte er noch herzangreifend alle Umſtehenden zum Glauben, zum Vertrauen auf Chriſtus, zum Frieden, zu allem Guten in Chriſtus. Dann verfiel er, der für ſich keinen andern Wunſch mehr hatte, als aufgelöst zu werden und bei Chriſto zu ſeyn, in einen tiefen, zweimal 24 Stunden anhaltenden Schlaf. Kurz vor ſeinem Ende, am 12. Okt. 1812, kamen noch ſeine Freunde, Pfarrer Engelhardt und Chriſtoph Schmid, und unter deren Gebet und Segen ſchlummerte er hinüber — ſo ſanft, daß man es nicht einmal bemerkte. Seine Leiche war ſo ſchön anzuſehen, daß Schmid darüber ausrief: „o ſchaut ihn an, das iſt ja wahrhaft ein apoſtoliſches Geſicht!“ und ſein Tod weckte in den Zuſchauenden tiefe Gefühle des ewigen Lebens. Sailer hat ihm folgende bezeichnende Grabſchrift verfaßt:

Das Taufbuch nannt' ihn Michael,
Der Freunde Chor — Nathanael.
Er wars — ohn' alles Falſch und Ziererei,
Stillſinnig, fromm, gerad und froh dabei.
Geberd und Gang und Wort — kein Kunſtgemächt —
Blieb wie ſein Herz, einfältig, ſchlicht und recht.
Er ſtets der Wahrheit Zeuge, kühn und frei
Und ſeinem Chriſtus bis ans End getreu.
Ihm, ihm ſang er manch ſchönes Lied
Rein, traulich, klar, wie ſein Gemüth.
Das Schönſte doch — gelang ihm nur
In heißer, heißer Leidensgluth:
Da ſchaut' ſein Aug' der Liebe Spur,
Da ſang ſein Geiſt: „Der Herr iſt gut,
Iſt gut, und war es allezeit,
Und wird es ſeyn in Ewigkeit.“
Im Glauben an dieß Gotteswort
Glüht ihm vor Freude ſein Geſichte,
Er fühlt die Stelze nicht,
Scheut nicht des Tages Jammer,
Scheut nicht des Todes letzte Noth —
Geht, wie in eine andre Kammer,
Von ſeinen lieben Freunden fort,
Und iſt daheim bei ſeinem Gott!

Um ſein Herz durch Muſik zu heben, hatte er, ſchon in reifern Jahren ſtehend, noch auf der Mandore ſpielen gelernt. Dazu ſchuf er ſich denn ſeine Lieder ſelbſt und ſang ſie ſich auch ſelber vor. Manchmal ſang ſein Kaplan Bayer mit. Solch ein Lied im harmoniſchen Kreiſe, auch noch mit andern Freunden geſungen, gehörte zu ſeinen liebſten Unterhaltungen. Seit ſeiner Geiſtesbelebung hatten ſeine Lieder einen höhern Ton genommen, nur die Einfalt blieb. Sailer, der in Feuebergs Lebens-

beſchreibung zehn derſelben zur Probe mittheilt, äußert ſich alſo: „Dichter war Feneberg ſelber nicht, aber gewiß ein Sänger. Ich will ſagen: an ſeinen chriſtlichen Liedern, die ihm warm und weich aus der Seele floßen, weil ſie ihm die heilige Muſik eingegeben hatte, ſpiegelte ſich jene Herzlichkeit und Einfalt ſeines Sinnes, die ihm nicht Zeit ließ, an Ausdruck und Reim ſo lange zu feilen, bis das Leben des Gefühles in den engen Schranken der Regel zu erſtarren drohte.“ Auch der Kaplan Fuchs in Pfronten hat in ſeine „Sammlung erbaulicher Lieder zum Gebrauche in chriſtlichen Häuſern. Kempten 1812.“ neun derſelben aufgenommen. Erwähnenswerth ſind:

„Ein neu Jahr, mild und gut“ — am Neujahrabend 1810.
„Liebe und ein Kreuz dazu.“
„Schlecht und morſch iſt meine Hütte“ — Hauslied den 8 Mai 1809 — oder nach A. Knapps Bearbeitung (Liederſchatz Nr. 2619):
„Möcht hier eine Gotteshütte.“
„Zeig, Vater! daß du Vater biſt.“

(Quellen: Aus Fenebergs Leben. Von J. M. Sailer. Mit dem Bildniß des Verblichenen. München 1814.)

v. Weſſenberg, Ignaz Heinrich Carl, Freiherr von Ampringen, aus einem der älteſten Adelsgeſchlechter Deutſchlands, das zu den früheſten Miniſterialen der alten Grafen von Habsburg gehörte und im Breisgau ſeßhaft worden war. Er wurde 4. Nov. 1774 zu Dresden geboren, wo damals ſein Vater öſtreichiſcher Geſandter war. Schon als Jüngling erhielt er, nachdem er den geiſtlichen Studien ſich zu widmen angefangen hatte, Domherrnſtellen in verſchiedenen deutſchen Hochſtiftern. Der erleuchtete Carl Theodor v. Dalberg, Fürſtprimas des Rheinbundes, machte ihn im J. 1800 zu Domdechanten und im J. 1802 zum Generalvikar ſeines Bisthums Conſtanz. In dieſer Stellung hob er die meiſten Klöſter auf und errichtete mit ihrem Vermögen eine große Armenanſtalt und eine Bildungsanſtalt für junge Geiſtliche; in freiſinnigem Geiſte reformirte er die Schulen, führte deutſchen Kirchengeſang ein, veredelte die kirchliche Liturgie und ſuchte beſonders auch durch Abfaſſung kleiner Schriften, die er in Menge verbreiten ließ, mit glühendem Eifer und unerſchütterlicher Ausdauer den finſtern Aberglauben zu verdrängen und religiöſe Aufklärung zu verbreiten. Neben Werkmeiſter in Würtemberg und Johann Michael Sailer, Profeſſor in Landshut und zuletzt Biſchof von Regensburg (ſ. oben), übte er als Vorkämpfer einer unabhängigen deutſchen Kirche gegen Rom und als Prediger reiner chriſtlicher Liebe und Moral den größten Einfluß. Im J. 1814 ernannte ihn Dalberg mit Genehmigung des

Großherzogs von Baden zum Coadjutor und bezeichnete ihn als ſeinen Nachfolger im Bisthume Conſtanz. Schon damals riß ſich deßhalb die katholiſche Schweiz vom Bisthum Conſtanz los. Als ihn aber dann das Domkapitel im J. 1817 nach erfolgtem Abſterben Dalbergs zum Bisthumsverweſer bezeichnete, verweigerte der päbſtliche Stuhl die Beſtätigung, angeblich „**ob gravissimas causas.**“ Seine reformatoriſche Tendenz, die ſich in Einführung deutſcher Kirchengeſänge, in Anordnung von Paſtoralconferenzen, feinerer Faſſung der Kirchenlehre, des Ritus, der Kirchenverwaltung, namentlich auch in Bezug auf die gemiſchten Ehen, kundgab, machte ihn in Rom verhaßt, obgleich man ihm keine beſtimmte Ketzerei nachweiſen konnte. Es half ihn auch nichts, daß er ſich am 18. Juli 1817 perſönlich vor dem Pabſte ſelbſt in Rom verantwortete. So ſtand er, obgleich die römiſche Curie ihm fort und fort die Beſtätigung verweigerte und ihn hart angriff, 25 Jahre lang, bis zum J. 1827 dem Bisthum Conſtanz vor als ein hellleuchtendes Licht, allgemein geachtet und geliebt und von ſeinem Landesfürſten vor den Feindſeligkeiten Roms geſchützt. Im letztgenannten Jahre aber wurde das Bisthum Conſtanz in Folge eines Concordats, das Baden mit dem Pabſte ſchloß, aufgelöst und Weſſenberg von ſeiner Stelle verdrängt. Er lebt nun ſeitdem als Privatmann in ſtiller Zurückgezogenheit in Conſtanz und trat nur noch als Deputirter in der erſten Kammer der badiſchen Ständeverſammlung öffentlich auf.

Im J. 1828 gab er neben vielen religiöſen Schriften, in welchen ſich ein äſthetiſch-gemüthlicher Rationalismus in gewinnender Klarheit und Milde ausſpricht, ein „chriſtkatholiſches Geſang- und Andachtsbuch“ zu Conſtanz heraus, nachdem drei Jahre zuvor von ihm erſchienen waren: „Lieder und Hymnen zur Gottesverehrung der Chriſten. Conſtanz 1825.“ Schon im J. 1806 war übrigens von ihm das Lied: „Heiligſter, nach deinem Bilde“ in der Zeitſchrift: „Iſis“ erſchienen, wie auch Werkmeiſter in ſein Geſangbuch vom J. 1807 (S. 133) einige ſeiner Lieder aufgenommen hatte, z. B.:

„Blick, o Gott, mit Wohlgefallen.“
„Vater, deſſen Huld das Leben.“

Aus ſeinen „Lieder und Hymnen“ vom J. 1825 ſind zu nennen:

„Geiſt der Wahrheit, Geiſt der Liebe“ oder:
„Geiſt vom Vater und vom Sohn“ — W. G. Nr. 202.
„O Sohn des Vaters, Jeſu Chriſt.“

Sein Name hat überhaupt auch als Dichter einen guten Klang. Mehrere religiös-didaktiſche Gedichte erſchienen von ihm, z. B. zu Stuttgart im J. 1831 eines unter dem Titel: „Julius, Pilgerfahrt eines Jünglings.“ Andere ſind: Fenelon — Irene — Franz und Paul ꝛc. Seine „ſämmtlichen Dichtungen“ gab Cotta heraus im J. 1833. Seine lyriſchen Produkte ſind die beſſern. „Sie tragen“ — ſagt die Euphemia — „das Gepräge einer hohen Begeiſterung für alles Große, Edle, Schöne, eines zarten innigen Gefühls für die leiſeſten Stimmen göttlicher Offenbarung in Natur und Geſchichte, einer liebenden Theilnahme an allem Geſchick der Menſchheit, einer herzlichen Sehnſucht nach dem Frieden Gottes auf Erden.“ Auch hat Weſſenberg das Verdienſt, zuerſt im J. 1802 auf die Gedichte Spee's wieder die Aufmerkſamkeit hingelenkt zu haben.

(Quellen: Allgemeiner Religions- und Kirchenfreund nebſt einer Beilage unter dem Titel: Euphemia. Herausgegeben von Saffenreuter. 1846, Nov. Nr. 41. — Sonſtige Notizen.)

3) Die altgläubige Richtung.

Der durch Spener und Franke angeregte fromme Sinn erloſch auch in dieſer Zeit der einſeitigen Verſtandesrichtung nicht ganz in der evangeliſchen Kirche Deutſchlands. Im Kern des Volkes und in kleinern Kreiſen, meiſt verborgen vor der Welt, lebte der alte Chriſtenglaube mit ſeinem treuen, kindlichen Feſthalten am Worte Gottes noch fort. Das öffentliche kirchliche Leben gieng freilich immer mehr zu Grund; Speners Vorſchläge zur Einführung einer weiſen, kirchlichen Zucht und Verfaſſung blieben unbeachtet, das kirchliche Regiment in den Händen der Landesfürſten und der von ihnen durchaus abhängigen Conſiſtorien verweltlichte ſich immer mehr, die Kirche, ſtatt ſich aus ſich ſelbſt heraus frei zu entwickeln, kam in immer drückendere Abhängigkeit vom Staat. Die Kirchenzucht zerfiel, die Bande des Glaubens, welche ſeither die Glieder der Kirche verbunden hatten, löſten ſich, und ein trauriger Zuſtand der Zerriſſenheit und des Indifferentismus trat ein und die Unſittlichkeit wuchs in bedauerlichem Grade. Das war die traurige Frucht des zur Herrſchaft gelangten Territorialſyſtems, der Verknechtung der Kirche unter den Staat. So zog ſich denn jener fromme Sinn aus dem öffentlichen kirchlichen Leben immer mehr in das häusliche und Privatleben oder in die Stille des Gemüths zurück; durch die von Spener gegründeten Privatverſamm-

lungen war ihm noch ein Grund und Boden geſichert, und dieſe weit verzweigten Privatverſammlungen waren es, welche dem ſtarken Gewäſſer des Unglaubens und der Gleichgültigkeit in religiöſen Dingen noch einigermaßen einen Damm entgegenſetzten, daß nicht die ganze Kirche davon überfluthet und verwüſtet wurde. Die unter dem Volke zahlreich verbreiteten gottſeligen Schriften der Speneriſch-Franke'ſchen Schule erhielten unter demſelben fortwährend noch das Bibelchriſtenthum, den Eifer im Leſen der h. Schrift und den Glauben an Jeſum, als den Sohn Gottes und Heiland der Sünder. Da und dort leuchteten auch noch einzelne fromme Männer auf dem Lehrſtuhl, auf der Kanzel oder als Schriftſteller, wie Leuchtthürme in der dunkeln Nacht, und bewahrten in ihren Kreiſen den Chriſtenglauben, wie z. B. ein Gottlieb Chriſtian Storr auf der Univerſität Tübingen, ein Seiler in Erlangen, ein Carpzov in Helmſtädt, ein Reinhardt auf der Dresdener Kanzel, ein Oberlin im elſäßiſchen Steinthal. Solche Männer wurden jetzt die Vertreter des kirchlichen Glaubens, und das Verhältniß, das wir in der vorigen Periode trafen, wo die Anhänger Spener's und Franke's der Heterodoxie beſchuldigt wurden, kehrte ſich nun geradezu um; jetzt wurden ſie die Bewahrer der Orthodoxie wider den heterodoxen Rationalismus.

Am meiſten hatte noch das chriſtliche Glaubensleben ſeinen ſtetigen, ſichern Fortgang in der

Herrnhuter Brüdergemeinde.

Dr. Leo, Profeſſor in Halle, hat in ſeiner Univerſalgeſchichte über Zinzendorf das treffende Zeugniß abgegeben: „Als die theologiſche Wiſſenſchaft den Tempel des Herrn zu untergraben anfieng, trug Zinzendorf, größtentheils von armen und einfachen Menſchen unterſtützt, von den Reichen und Gebildeten dagegen verſpottet und verfolgt, den Altar mit deſſen Heiligthümern, und unter ihnen auch den Riß des Tempels, daß er einſt wieder ſich erheben könnte, in ein Gezelt, das auf feſtem Boden ſtand, um ſie zu retten, — zu retten für die ganze proteſtantiſche Welt. Das iſt ſein welthiſtoriſches Verdienſt. — Daß er wunderliche, zum Theil geſchmackloſe Formen des Ausdrucks und der Darſtellung wählte — was man ihm bis heute zum Vorwurf macht, war ſein und ſeiner Stiftung Glück, denn dadurch iſt dieſe behütet worden vor der Betheiligung der Halben und Unlautern — vor dem ſchwerſten Ausſatze, von welchem ein Werk, wie das ſeinige, befallen werden kann, und dem es im Augenblick

preisgegeben ist, wo es in Formen auftritt, die den Beifall der Welt erhalten. Allerdings war Zinzendorf auch in der Lehre einseitig; aber das mußte er seyn im Gegensatze zur Krankheit seiner Zeit. Im Gegensatze zur natürlichen, philosophischen Religion, die da meinte, mit Gott dem Vater oder mit dem Geist allein auskommen zu können, und dadurch auf ganz irreführende Wege gerieth, mußte er vor allen Dingen accentuiren, daß es kein Heil gebe, außer in Christo (dem Gekreuzigten, 1 Cor. 2, 2.), — daß alle Tugend, die etwas Anderes ist als das Durchglänzen der Liebe Christi, nur ein Glanz eitler Selbstgefälligkeit, der tiefsten und tödtlichsten Sünde, sey und bleiben müsse. Daß darum, weil Zinzendorf in seiner Lage vor allen Dingen ein Glied (und zwar das Herz) der Lehre accentuirte, die Herrnhutische Lehre noch nicht auf Abwege gerieth, beweist vor allen Dingen die aus diesen Kreisen hervorgegangene **Idea fidei fratrum** Spangenbergs." So hat die Herrnhuter Gemeinde das Kleinod der evangelischen Kirche, das Wort vom Kreuze, in ihrem Schooß am treusten und besten bewahrt, während in der großen kirchlichen Gemeinschaft die Gewässer des Unglaubens und philosophirender Flachheit alle Dämme durchbrachen und das Land des alten Christenglaubens überschwemmten. Diese von der Welt abgesonderte und vor dem Weltgeist eben damit besser verwahrte Gemeinde wurde zur Zeit des Abfalls, den Zinzendorf vorhersagte, ein Pella und ein evangelischer Feuerheerd, daß der alte innige Bibelglaube und die Anbetung des Sohnes Gottes, unseres einigen Heilandes, nicht erlosch in der Christenheit. Das prophetische Wort Offenb. 12, 6. wird deßhalb von Manchen auf sie gedeutet. Ueber dem klärte sich aber in ihr selbst auch der überschwängliche Gefühlsdrang, an dem sie früher litt, immer mehr ab und ward in die rechten Glaubensschranken eingelenkt; nüchterne Männer, gesund im Glauben, in der Liebe, in der Geduld nach dem Sinn Pauli (Tit. 2, 2.), wurden die Leiter der Gemeinde.

So beschloß denn auch die Brüderunitätsdirektion im J. 1775, ein neues Gemeingesangbuch zu veranstalten, „in welchem noch mehr, als bereits im Londoner Gesangbuch, bei den Gesängen Alles auf den festen Grund der h. Schrift zurückgeführt und alle Abweichungen von deren Geist und Wort, welche aus der Zeit ihrer schnellen Ausbreitung von 1740—1750 sich etwa noch erhalten hätten, beseitigt werden sollen, ohne jedoch von dem Eigenthümlichen das Gute und Erbauliche wegzuwerfen." Damals führte Spangenberg das Bischofsamt. Den Auftrag

aber zur Abfaſſung des neuen Geſangbuchs erhielt der vieljährige ſeelenvolle Organiſt und Muſikdirektor Chriſtian Gregor und der Prediger Heinrich v. Bruiningk, nebſt dem feingebildeten Ueberſetzer Horaz'ſcher Oden und David'ſcher Pſalmen, E. W. v. Wobeſer in Herrnhut.

Dieſe ſuchten nun, freilich ohne daß einer von ihnen ein eigentliches Dichtertalent gehabt hätte, bei ihrer Arbeit „alles Auffallende und zu kühn Scheinende zu vermeiden und die Geheimniſſe des Glaubens nur in ſchlichter, demüthiger Form, auch für die Blödeſten verſtändlich zu geben.“ Namentlich an Zinzendorfs Liedern nahmen ſie viele Verkürzungen, oft auch ſtarke Veränderungen und Einſchiebungen ſelbſtgedichteter Verſe vor oder bildeten aus mehreren ſeiner Lieder zuſammengefügte Bruchſtücke, ſo daß, wie A. Knapp ſagt, Zinzendorfs geiſtliche Dichterphyſiognomie in ihrem erhabenen Profil ſich aus dieſem Geſangbuch nicht erkennen läßt. Auch gaben ſie die meiſten alten Kernlieder der Geſammtkirche allzu verſtümmelt, oft nur mit einigen Verſen.

In ſolcher Bearbeitung erſchien nun, aus 1750 Nummern beſtehend, das neue Geſangbuch zu Barby im J. 1778, in welchem auch Spangenbergs „**Idea fidei fratrum**“ an den Tag trat. Gregor lieferte als der „Aſſaph Herrnhuts“ viele Lieder zu demſelben. Im J. 1806, fünf Jahre nach Gregors Tod, wurde noch ein Nachtrag dazu veranſtaltet, welcher 278 Nummern umfaßt — meiſt Einzelverſe, die theils aus Gemein- und Chorfeſtpſalmen, theils aus andern Gelegenheitsgedichten zum öffentlichen und zum Privatgebrauch ausgehoben wurden.

Hiemit beginnt, nach der eigenen Bezeichnung der Herrnhuter, die zweite Periode der Brüderlieder. In dieſe Periode gehören folgende Dichter:

Gregor, Chriſtian, geb. 1. Jan. 1723 zu Dirsdorf bei Reichenbach in Schleſien, wo ſeine Eltern als rechtſchaffene und fromme Bauersleute lebten. Während er als ein ſiebenjähriger Knabe im J. 1730 am Charfreitag in der Kirche war, erhielt er durch dieſe Feier des Todes Jeſu einen tiefen und unauslöſchlichen Eindruck in ſein Herz. Als nämlich bei den Worten: „Jeſus neigte ſein Haupt und verſchied“ plötzlich alle Glocken zu läuten anfiengen und der Prediger mit der Gemeinde auf die Kniee fiel und nun während eines ſtillen Gebets, ohne Sang und Klang, viele Thränen vergoſſen wurden, kam der Geiſt Gottes ſo mächtig über ſeine junge Seele, daß die nun folgende Predigt des Pfarrers Conrad „von der undankbaren Liebloſigkeit gegen Jeſum“ ihn ſo ſehr

erschütterte, daß er etliche Tage weder aß noch trank, sondern sich immer mit Jesu beschäftigte und das Gelübde that, er wolle ein gutes Kind werden und den Herrn Jesum von Herzen lieb haben. „Von dieser Zeit an," so bezeugt er es selbst, „war ich nie ganz todt in meinem Herzen und wurde über Alles in meinem Gewissen bestraft, was ich irgend nicht recht machte." Als nun ein Jahr darauf seine Mutter, die eine erweckte, innige Seele war, starb und ihn mit ihren letzten Worten herzlich zum Bleiben bei Jesu ermahnte, so machte das einen solchen Eindruck auf ihn, daß das Gedächtniß daran ihm noch in manchen spätern Jahren in vielen Versuchungsstunden überwinden half. In seinem zehnten Jahre nahm ihn der fromme Graf v. Pful in sein Haus auf, wo er an dem Unterricht der Kinder des Grafen Antheil nehmen und beim täglichen Hausgottesdienst zugegen seyn durfte. Nach seiner Confirmation erhielt er von dem Pfarrer Conrad noch weiteren Unterricht in den für den Schullehrerberuf nöthigen Fächern und der treffliche Schulmeister in Dirsdorf lehrte ihn das Orgelspiel, in dem er sich später so sehr auszeichnete; einen denkwürdigen Unterricht gab ihm aber der Herr selbst um diese Zeit. Er befand sich nämlich im Sommer des Jahrs 1738 eines Tags mit einem andern Knaben im Kirchthurm, um zu läuten; da schlug ein Blitzstrahl mit großem Krachen in den Kirchthurm ein und zerschmetterte den Boden über ihnen und zwei Böden unter ihnen, ohne daß sie den geringsten Schaden gelitten hätten. Von dieser merkwürdigen Bewahrung sagt er: „Das war eine ernstliche Weckstimme für uns, mehr als bisher zu bedenken, was zu unserem Frieden diene." Es wollte bei ihm aber immer noch nicht zu einer wahren Bekehrung kommen; sein natürlicher Leichtsinn regte sich fort und fort. Da durfte er einsmals nach überstandener Lehrzeit als ein siebenzehnjähriger Jüngling im J. 1740 die gräfliche Familie nach Herrnhut begleiten. Was er hier sah und hörte, machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er von da an wünschte, sich an die Brüdergemeinde anzuschließen. Doch hatte er keinerlei Aussicht, hier seinen Unterhalt zu finden. Als aber nun einige Zeit hernach, während des ersten schlesischen Kriegs, ein Husar ihm die geladene Pistole vor die Stirne setzte, gelobte er Gott, wofern er sein Leben erhalte, zur Brüdergemeinde zu gehen, und wenn er sich auch die größten Mühseligkeiten sollte gefallen lassen müssen.

Er hielt nun auch wirklich sein Gelübde und gieng, obgleich ihm gerade jetzt eine annehmliche Schul- und Organistenstelle in seiner Hei-

math angeboten wurde, im J. 1742 nach Herrnhut. Hier fand er bald angemeſſene Beſchäftigung in der Schule und auf der Orgel, ſeine Seele aber fand nun die wahre Ruhe und gab ſich willenlos dem Herrn hin. Er war anfangs Hausvater und Rechnungsführer im gräflich Zinzendorf'ſchen Hauſe und verheirathete ſich im J. 1751 mit Marg. Suſanna Raſch, mit der er gegen fünfzig Jahre in einer glücklichen, mit fünf Kindern geſegneten Ehe lebte. Bald wurde er auch zum Kirchendienſt gebraucht und im J. 1756 zum Diakonus geweiht, wo er ſodann Singſtunden und andere Vorträge hielt. Zugleich wurde er zum Organiſten und Muſikdirektor der Brüdergemeinde in Herrnhut erwählt. Als ſolcher trug er durch ſein ſeelenvolles, gefühlvolles, obwohl höchſt einfaches Orgelſpiel ungemein viel zur Erbauung der Gemeinde bei; durch ſeine Vorſpiele ſchon, die ganz dem Geiſte des zu ſingenden Liedes angemeſſen waren, erhielt die Gemeinde immer die ſchönſte Vorbereitung und Stimmung; der Herr ließ es ihm oft wunderbar gelingen, die Gemüther der Zuhörer in die Nähe und Gegenwart des Herrn zu leiten. Im J. 1764 wurde er zu einem Mitglied der Unitätsdirektion gewählt, in der auch Spangenberg mit ihm ſich befand, und in der er ſofort bis an ſein Ende blieb. Er wirkte in dieſer Stellung gar viel, bald beim Rechnungsweſen, bald in der Miſſionsſache. In letzterer beſuchte er von 1770—1772 die Gemeinden und Miſſionsſtationen in Nordamerika. Darnach ſuchte er gegen Ende des Jahres 1774 die im J. 1765 von der Brüdergemeinde neu angelegte Stadt Sarepta an der Wolga, im ruſſiſchen Gouvernement Saratow, auf, welche von dem gegen die Kaiſerin Catharina ſich empörenden Pugatſchew ganz geplündert worden war, und erſchien hier wie ein tröſtender Engel Gottes in der ſchweren Noth.

Im J. 1787 aber, nachdem er drei Jahre zuvor das neue Choralbuch für das von ihm 1778 herausgegebene Brüdergeſangbuch bearbeitet hatte, ſchickte ihm der Herr eine Demüthigung zu, wie er ſie noch nie erfahren hatte. Er verfiel in eine ſchwere Krankheit, die er ſich theils durch allzu große Trauer über den Tod ſeiner älteſten Tochter, theils durch zu angeſtrengtes Arbeiten zugezogen hatte. Hievon erzählt er ſelbſt: „Während dieſer Krankheit deckte mir der Herr meine Verwerflichkeit in „ſolchem Grade auf, daß mir Hören und Sehen vergieng und aller „Glaubenstroſt wegfiel. Jede Verſchuldung von meiner Jugend auf, jede „Unterlaſſung in der Heiligung an Leib und Seele, jede Läßigkeit im „Dienſt des Herrn ſtand mir mit den lebhafteſten Farben als verdam-

„mungswürdig vor Augen. All mein Gutes erschien mir als unrein, mit „Eigenliebe und Selbstgefälligkeit befleckt. Tag und Nacht seufzete ich „um Gnade; aber erst nach und nach, durch anhaltendes Gebet, durch die „Fürbitte und freundschaftlichen Tröstungen viel geprüfter, mir innig ver„bundener Männer und durch eine Reise, die ich im Frühjahr machte, „kam Licht und Trost in meine Seele, und ich konnte dem Herrn danken, „daß er mich gedemüthigt und durch so schwere Trübsal tief in sich ge„gründet hatte. Durchdrungen von jenen Erfahrungen schrieb ich im „J. 1791 zu meinem eigenen Gebrauch „„kurze Gebete und Betrach„tungen in Versen"" nieder, die ich nachher drucken ließ." Den Kern seiner aus solchen Erfahrungen entsprungenen Gefühle* enthält sein unvergleichlich schönes Lied:

Ach! mein Herr Jesu, dein Nahesеyn
Bringt großen Frieden ins Herz hinein;
Und dein Gnadenanblick macht uns so selig,
Daß auchs Gebeine darüber fröhlich
Und dankbar wird.

Im J. 1789 wurde er an die Stelle des hochbetagten Spangenberg als Bischof der Brüdergemeinde erwählt, und blieb als solcher bis an sein Ende im Wirken für die Sache des Herrn unermüdet thätig, wozu ihn auch seine feste Gesundheit befähigte. Noch am 6. Nov. 1801, seinem Todestage, wohnte er einer mehrstündigen Conferenz der Unitätsdirektion bei, in der er noch recht aufgeweckten Geistes war. Nachmittags besuchte er im nahegelegenen Herrnhut einige Freunde, kehrte aber müde und engbrüstig nach Berthelsdorf zurück, wo ihn ein Schlagfluß in seinem achtundsiebenzigsten Jahre sanft und schnell von hinnen rief. Seine Collegen gaben ihm das Zeugniß: „Sein durchaus rechtschaffener, dem Herrn ganz „ergebener Sinn, seine Bereitwilligkeit, überall zu dienen, seine uner„müdliche, treue Amtsthätigkeit, seine freundliche Menschen- und Bruder„liebe, die ihm allgemeines Vertrauen erwarb, sein unverwandter Blick „auf die ewige Heimath und seine Gabe, den Namen des Herrn in Lie„dern zu erhöhen, sichern dem Seligen unter uns ein unvergeßliches An„denken." Er selbst schloß seinen eigenen Lebenslauf mit dem Verse:

Wer mir einst den Nachruf hält,
Sag' es noch an meinem Grabe,
Daß ich auf der weiten Welt
Nichts von mir zu rühmen habe,
Und nur auf Barmherzigkeit
Hoff' in Zeit und Ewigkeit.

* Weiteres s. II. Nr. 191.

Er gab heraus: „Gebete und Betrachtungen in Verſen auf alle Tage des Jahrs. Neudietendorf 1795.“ Seine geiſtlichen Lieder, deren das neue Brüdergeſangbuch vom J. 1778 nicht weniger als 106 enthält,* zeichnen ſich durch eine große Liebesinnigkeit gegen den Gekreuzigten aus, die ſich in einer einfachen, herzlichen Sprache äußert. Die gediegenſten ſind:

„Ach! mein Herr Jeſu, dein Naheſeyn“ — W. G. Nr. 191.
„Du, deiner Zeugen Troſt und Licht.“
„O angenehme Augenblicke.“

(Quellen: Chriſtenbote. Jahrg. 1843. Nr. 1. — nach handſchriftlichen Nachrichten.)

v. **Bruiningk**, Heinrich, der Mitarbeiter Gregors bei Herausgabe des Herrnhuter Geſangbuchs von 1778 und deſſen Vorgänger im Biſchofsamt der Brüderkirche. Er wurde geboren 29. Auguſt 1738 zu Riga. Kurz vor ſeiner Geburt war ſein Vater, der liefländiſche Probſt Juſtus v. Bruiningk zu Wolmar, durch das Leſen der Berliner Reden Zinzendorfs erweckt und für die Sache der Brüdergemeinde gewonnen worden, zu der er auch neun Jahre ſpäter mit Niederlegung ſeiner Kirchenämter förmlich übertrat. Schon als Kind im elterlichen Hauſe faßte er bei öftern Beſuchen von Gliedern der Brüdergemeinde, unter welchen auch einmal die Gräfin Zinzendorf war, eine herzliche Zuneigung zu derſelben, und ſpäter ließ ihn ſein Vater in dem Pädagogium zu Hennersdorf ausbilden, wo er dann im J. 1752 als vierzehnjähriger Knabe in die Gemeinde aufgenommen wurde. Von 1756—1759 bereitete er ſich nun in dem Seminar zu Barby mit brennendem Eifer auf den Kirchendienſt an der Gemeinde vor. Hier bat er öfters den Herrn angelegentlich, „er möchte ihn als eine Trompete an ſeinen Mund ſetzen und als eine Poſaune der Gnade brauchen; er ſey ja der weiſe Meiſter und könne daher auch auf einem ſchlechten Inſtrument dennoch liebliche Töne hervor-

* Es ſind die Nummern: 1, 2, 42, 85, 90, 111, 112, 122, 128, 139, 148, 171, 179, 203, 209, 211, 214, 322, 364, 367, 383, 398, 406, 446, 448—450, 500, 505, 566, 571, 580, 608, 640, 662, 673, 678, 703, 735—737, 767, 783—786, 822, 832, 855, 861, 864, 867, 888, 932, 934, 997, 1021, 1085, 1131, 1134, 1135, 1178, 1191, 1201, 1228—1230, 1238, 1243, 1250, 1258, 1259, 1264, 1275, 1281, 1285, 1300, 1303—1305, 1312—1314, 1317, 1349, 1383, 1445, 1451, 1486, 1570, 1577, 1600, 1638—1640, 1649, 1658, 1675, 1680, 1695, 1707, 1713, 1719, 1731, 1749 und Nr. 22, V. 1., 639, V. 1.: „Laß, o Jeſu, mir auf Erden“ und „O drückten Jeſu Todesmienen.“ Wenn in der „hiſtoriſchen Nachricht vom Br.-G.“ dem Gregor 308 Nummern zugeſchrieben ſind, ſo ſind hier auch die von ihm zurechtgemachten Zinzendorf'ſchen Lieder mitgerechnet.

bringen." Diese Bitte hat auch später der Herr reichlich erhöret. Im Januar 1760 berief ihn Zinzendorf in sein Haus als Nachschreiber seiner Vorträge an die Gemeinde, und in diesem Dienste, der für ihn eine eigene Schule des h. Geistes war, blieb er auch bis zum Heimgang des Grafen am 9. Mai. Bald darnach wurde er Diakonus und Pfleger der ledigen Brüder zu Gnadenfrei. Als er zu dieser Stelle berufen ward, gieng er wohl eine Stunde lang als ein Stummer vor den Augen des Heilands hin und konnte — wie er selbst berichtet — nicht anders denken, als: „Herr! da bin ich, ich bin dein Creatürlein; mein Herz ist doch nicht mein; Leib, Seele, Muth und Sinn ist allein dein Eigenthum; ich will nichts, als was du willst; nun! da bin ich zu deiner Disposition; — was ich thun, seyn und haben soll, Alles in Allem, mußt du und der h. Geist thun; das ist mein Grundsinn, dabei ich bleib und geh und steh." Nachdem er hierauf im J. 1766 Pfleger der ledigen Brüder in Herrnhut und im folgenden Jahr Conferenzschreiber bei der Unitätsdirektion in Zeist geworden war, als welcher er sich am 13. Merz 1769 mit Anna Benigna v. Watteville, der Enkelin Zinzendorfs, verheirathete, wurde er im Mai des Jahrs 1769 zum Prediger der Gemeinde in Zeist berufen, von wo er im J. 1777 als Prediger nach Gnadenfrei kam. Da ließ ihn denn nun der Herr, wie er als Jüngling es sich erbeten hatte, eine „rechte Posaune seiner Gnade" seyn. Er hatte vom Herrn außerordentliche Gaben zum öffentlichen Vortrag erhalten, so daß von den entlegensten Orten ein außerordentlicher Zulauf zu seinen Predigten war und sein Zeugniß des Evangelii an vielen Seelen mit dem reichsten Segen begleitet war. Namentlich brachte eine seiner Predigten im J. 1778 auf die preußischen Soldaten, welche in dem damaligen Krieg in und um Gnadenfrei lagen und anfangs nur ihren Spott auf dem Gemeinsaal treiben wollten, einen so tiefen, gewaltigen Eindruck hervor, daß die rohen Leute in ein allgemeines Weinen ausbrachen, und ehe sie ab- und dem Feind entgegenzogen, sich noch eine außerordentliche Predigt von ihm ausbaten, „damit sie seine Worte mit auf das Schlachtfeld nehmen könnten."

Im J. 1782 wurde er zum Bischof der Brüdergemeinde geweiht und zu einem Mitglied der Aeltestenconferenz in Barby ernannt, fieng aber bald darnach zu kränkeln an. Dem unerachtet widmete er sich mit größtem Fleiß und aller Treue und Angelegenheit seinem wichtigen Beruf, selbst als er nicht mehr am Tische sitzend schreiben konnte, sondern dazu ein Brettchen frei vor sich halten und an Krücken gehen mußte. Auch eine

Badekur zu Töplitz im Juni 1785 half ihm nicht; vielmehr gieng es mit ihm von da an immer ſchneller dem Ende zu. Um ſo mehr hätte er da gerne noch gewirkt. So ſagte er nicht lange vor ſeinem Ende: „Ach! wenn ich gleich ein unnützer Knecht bin, ſo weiß der Heiland doch, wie ſehr gern ich ihm dienen möchte; er weiß, es kleben Herz, Seel und Sinnen an Ihm, meinem Leben, — wenn er mich aber zu ſich heimnehmen will, ſo macht er es ja viel ſchöner mit mir, als ich es erwarten kann.“ Am 1. Okt. 1785 bekam er einen Anfall von Schlagfluß, der ihn auf das Sterbebett legte. Auf demſelben fand man ihn immer liebhabend, geduldig und in ſeinem Gemüthe heiter, wie zuvor, und viele Beſuchende bekamen einen außerordentlichen Eindruck. Die Schlagflüſſe wiederholten ſich und ſein Ende kam immer näher. Da lag er einſt in einer ſeiner letzten Nächte wie im Phantaſieren. Von den Seinigen und allen übrigen Verbindungen ſchien er ganz los zu ſeyn, nur nicht von ſeinem Amte. Es war ihm, als ſey er in der Conferenz; drum ſagte er zuletzt mit einem beſondern Nachdruck: „Liebe Brüder! darum müſſen wir den Heiland fragen!“ faltete darauf die Hände und ſprach: „Nun Herr! dein Wille geſchehe!“ Darauf verrichtete er ein rührendes Gebet zum Heiland für ſein ganzes Werk in der Brüderunität und ſchloß mit den Worten: „Nun iſt nichts übrig; ich empfehle dir das ganze große Werk; ziehe alle Seelen zu dir, die dich kennen, und auch die, die dich nicht kennen.“ Von da an konnte er wenig Verſtändliches mehr reden; das Letzte, was er noch leſen konnte, war der Choral: „Ich küſſe die Hand, die ſo viel Barmherzigkeit an mich gewandt.“ Nachdem dann noch einmal ein Schlagfluß eingetreten war, entſchlief er ſanft und ſelig am 22. Okt. 1785 unter einer Heimgangsliturgie, welche die Brüder um ſein Bett hielten. Kurz zuvor hatte der ehrwürdige Spangenberg über dem ſcheidenden Bruder gebetet.

Er hat Antheil an dem Lied ſeines Freundes Wobeſer:

„Du, meines Lebens Leben“ — W. G. Nr. 139 —

und dichtete ſonſt noch das Lied:

„Im Namen des Herrn Jeſu Chriſt.“

(Quellen: Nachrichten aus der Brüdergemeinde. 1845. 1. Heft. S. 799—813.)

v. Wobeſer, Ernſt Welislaus Wilhelm, mit Bruningk der Mitarbeiter Gregors bei Herausgabe des Brüdergeſangbuchs. Er wurde geboren 29. Nov. 1727 in dem brandenburgiſchen Städtchen Luckenwalde, wo ſein Vater, früher Offizier, als Landrath angeſtellt war. Seine

frommen, rechtſchaffenen Eltern unterrichteten ihn frühzeitig in den Lehren des Chriſtenthums und gaben ihm auch einen frommen Hofmeiſter aus dem Halleſchen Waiſenhaus, der viele ſchöne Lieder aus Freylinghauſens Geſangbuch mit ihm ſang; hierauf brachten ſie ihn, als er vierzehn Jahre alt war, in die unter Leitung des Abtes Steinmez ſtehende fromme Lehranſtalt Kloſterbergen. Eine gute Weile entſtand hier bei ihm eine rechte Bekümmerniß um ſeine Seligkeit, ſo daß er ſogar durch tägliches langes Beten auf den Knieen, oft unter häufigen Thränen, ſeine Bekehrung gleichſam erzwingen wollte; er gab aber dem Herrn ſein Herz nicht mit ganzer Treue hin, und allmählich erkaltete ſein Eifer, und der Leichtſinn der Jugend bekam bei ihm wieder völlig die Oberhand. Derſelbe wurde durch böſe Geſellſchaft noch mehr verſtärkt, als er von 1744—1746 das Mindenſche Gymnaſium beſuchte. Doch bewahrten ihn der Eindruck ſeiner frühern Erziehung, ſo wie Ehrgeiz und Furcht vor den Folgen des Laſters, daß er ſich nicht groben Ausſchweifungen hingab. So kam er dann im Oktober 1746, in ſeinem neunzehnten Jahr, als Offizier in die Dienſte des Reichsgrafen Alexander von Neuwied, ſtieg in denſelben bis zum Major und wurde zu ſehr wichtigen Geſchäften während der Zeiten des ſiebenjährigen Kriegs verwandt, denn er genoß das volle Zutrauen ſeiner Herrſchaft, wie er überhaupt für einen wohlgeſinnten, rechtſchaffenen Mann galt. Aber er folgte dieſe ganze Zeit dem Willen des Fleiſches und der Vernunft, liebte die Welt und wurde von ihr geliebt als ein gefälliger Mitgenoß ihrer Vergnügungen. Da kam nach ſechzehn Jahren, die er zu Neuwied ſo zugebracht, mit einemmale zu Ende des Jahrs 1762 etwas über ihn, daß er nicht wußte, wie ihm geſchah; eine Unruhe über ſeinen Zuſtand, die er zuvor ſchon einige Zeit an ſich verſpürt hatte, wuchs nun plözlich wie ein ſchwellender Strom in ihm, daß ſein Herz außerordentlich beklemmt wurde; die Zeit ſeiner erſten Erweckung und was er in Kloſterbergen erfahren wurde ihm plözlich nach zwanzig Jahren wieder neu und er erblickte ſich reumüthig als einen untreuen, verlaufenen, unter die Sünde verkauften Sklaven, und Alles, was er that, wurde ihm zur Sünde. Nun war es ihm ausgemacht, daß die Stunde, ſich zu bekehren, erſchienen und ſein Lauf mit der Welt zu Ende gekommen ſey. Von da an regte ſich alsbald ein Verlangen in ihm nach der Gemeinſchaft mit den Herrnhuter Brüdern, welche ſeit 1750 in Neuwied eine Niederlaſſung gegründet hatten, und er beſuchte nun, nachdem er die anfängliche Furcht vor der Schmach ablegen gelernt, ihre Gemeinverſammlungen. Als er nun am

1. Okt. 1763 eine beſondere Gnadenſtunde hatte genießen dürfen, in der ihm „die Abſolution über ſein ganzes vergangenes Leben und die Zueignung des Verdienſtes Chriſti zu ſeiner Seligkeit" ganz klar und gewiß wurde, daß er wie neugeboren war: ſo beſchloß er, ſich jetzt ganz mit der Brüdergemeinde zu verbinden, und nahm deßhalb am 10. April 1764 ſeinen Abſchied aus dem Neuwiediſchen Militärdienſt. Er reiste nun nach Marienborn, um ſich bei Spangenberg zur Aufnahme in die Gemeinde zu melden. Allein ſein Geſuch wurde nicht genehmigt; ſo demüthig war aber ſein Sinn, daß er ſich dadurch, ſtatt ſich abgeſtoßen und beleidigt zu fühlen, nur um ſo mehr auf die Reinigung ſeines Herzens führen ließ und beſchloß, in einem nahe bei Herrnhut gelegenen Dorfe zu bleiben und lieber ſein Leben auf die kümmerlichſte und dunkelſte Weiſe zuzubringen, als wieder in die große Welt ſich verflechten zu laſſen. Endlich wurde er nach einer ſchmerz- und thränenvollen, für ſein Herz aber geſegneten Schul- und Wartezeit am 13. Okt. 1766 in die Gemeinde aufgenommen und bei dem Unitätsſyndikatscollegium in Herrnhut angeſtellt.

Nach mehreren Dienſtleiſtungen weihte ihn Johannes v. Watteville im J. 1772 zum Diakonus der Brüderkirche, worauf er ſich mit der ledigen Schweſter Luiſe Friederike v. Damniz verheirathete; drei Jahre ſpäter wurde er zum Mitglied der Aelteſtenconferenz erwählt und ihm im J. 1782 auch noch das Direktorat der Unitätsanſtalten in Niesky übertragen. Als er nun aber im folgenden Jahr auf dem linken Auge, an dem er ſchon länger ſehr viel zu leiden hatte, das Geſicht völlig verlor und heftige Schwindelanfälle bekam, ſo legte er ſeine Aemter nieder und begab ſich zur Ruhe nach Herrnhut, wo er noch zwölf Jahre lang einen ſtillen, ſeligen Feierabend hielt. In der letzten Zeit ſeines Lebens litt er viel an Beklemmungen, die am 16. Dez. 1795 ſein Ende ſanft herbeiführten. Der freundliche Blick ſeiner entſeelten Hütte gab deutlich zu erkennen, mit welchem Wohlſeyn ſein Verſcheiden begleitet geweſen. Seine Brüder gaben ihm das Zeugniß: „Der Selige wurde unter uns als ein treuer und bewährter Diener des Herrn durchgängig geliebt und geehrt. Wohlwollen und menſchenfreundliche Milde war ein Hauptzug ſeines Charakters; die Schwächen und Fehler Anderer beurtheilte er jederzeit mit beſcheidener Mäßigung. Der herzvertrauliche Umgang mit dem Heiland, den er über Alles liebte und an den ſein Herz feſt gebunden blieb unter Freude und Leid, war das Element, in dem er lebte."

Zur Dichtkunſt beſaß er ein ſchönes Talent; er überſetzte in ſeinen

frühern Jahren „60 Oden aus dem Horaz. Leipz. 1779.“ und gab heraus: „Gedichte vermiſchten Inhalts. Frankf. 1778. Leipz. 1779.“ Viel Beifall erhielt ſeine metriſche Ueberſetzung der Pſalmen unter dem Titel: „Pſalmen, dem König David nachgeſungen. Winterthur 1793.“ Er hatte auch Spangenberg bei Abfaſſung der Biographie Zinzendorfs zu helfen. Einzelne Verſe, die er gedichtet, ſtehen im neuen Brüdergeſangbuch vom J. 1778 (Nr. 357, 1. 3. 8. Nr. 543, 11.). An dem Paſſionslied:

„Du, meines Lebens Leben“ — W. G. Nr. 139 —

gehört ihm der Hauptantheil.

(Quellen: Nachrichten aus der Brüdergemeinde. 1846. 3. Heft. S. 468—479.)

Loskiel, Georg Heinrich, geb. 7. Nov. 1740 zu Angermünde in Curland, wo ſein Vater als ein mit der Brüdergemeinde verbundener Prediger lebte. Er ſtudierte im Herrnhutiſchen Seminar zu Barby, wurde dann 1765 Docent im Pädagogium zu Niesky, 1766 Inſpektor der Erziehungsanſtalt in Neuwied, 1768 Prediger in Marienborn, 1769 in Amſterdam, 1775 Gemeinhelfer und Prediger in Kleinwelke, 1782 Prediger in Petersburg und Direktor der Brüderſache in Liefland und Curland, 1790 Gemeinhelfer in Gnadenfrei, 1794 Prediger und Gemeinhelfer in Niesky, 1798 Gemeinhelfer in Herrnhut, 1801 Präſes der Direktion der Penſylvaniſchen Gemeinden und Prediger in der Gemeinde Bethlehem in Nordamerika, nachdem er bereits 1798 eine „Geſchichte der Miſſion der evang. Brüder unter den Indianern in Nordamerika“ geſchrieben hatte. Im J. 1802 wurde er Biſchof und entſchlief am 23. Febr. 1814. Er lebt aber noch unter uns fort durch ſein edles Buch: „Etwas fürs Herz auf dem Wege zur Ewigkeit. Bud. 1801.“

In ſeinem letzten Lebensjahr hatte er noch „Gebete und Betrachtungen in Verſen auf alle Tage des Jahrs. 1813.“ herausgegeben. Von ihm iſt auch das „Holländiſche Brüdergeſangbuch. Amſt. 1773.“ und das „Lettiſche Brüdergeſangbuch. Riga 1790.“ Im neuen Brüdergeſangbuch vom J. 1778 gehören ihm Nr. 1711 und 1730. Sein ganzer Sinn iſt in dem zu Gregors Vers: „Laß, o Jeſu, mir auf Erden“ hinzugedichteten Verſe ausgeſprochen:

Bei dir, Jeſu! will ich bleiben!
Halte ſelbſt dein ſchwaches Kind,
Bis durch deines Geiſtes Treiben
Leib und Seel geheiligt ſind.

Alle Noth will ich dir klagen,
Alles dir ins Herze ſagen,
Bis du endeſt meinen Lauf,
Und dann hört mein Trauern auf.

Boſſart, Johann Jakob, geb. 17. April 1721 zu Baſel, wo ſein Vater Cantor an der Münſterkirche war. Nachdem er in der Vaterſtadt ſtudiert und dann wegen ſeiner Verbindung mit der Brüdergemeinde 1745 von der Candidatenliſte geſtrichen worden war, kam er 1747 zur Brüdergemeinde ins Seminarium nach Marienborn und 1749 mit derſelben ſodann nach Barby. Wegen ſeiner Ordnungsliebe und Pünktlichkeit wurde er in ſeiner engeren Umgebung „Jungfrau“ genannt. Im J. 1750 wurde er Lehrer bei dem Pädagogium zu Großhennersdorf, 1760 Inſpektor der Erziehungsanſtalt zu Neuwied und 1766 Lehrer bei dem Seminarium zu Barby, wo er das Naturalienkabinet zu ſammeln anfieng. Bei der Verlegung des Inſtituts nach Nieſky im Herbſt 1789 blieb er krank zurück und ſtarb daſelbſt 13. Nov. 1789. Von ihm iſt der zweite Vers des Lieds:

„O drückten Jeſu Todesmienen“ — W. G. Nr. 151.

Von dieſem Lied hat —

Brau, Chriſtian Ludwig, geb. 1746 in der Wetterau, Schullehrer an mehreren Gemeinorten († 1777), den dritten und vierten Vers gedichtet. Von ihm iſt auch das ſchöne Lied:

„Blut'ge Leiden meines ein'gen Freundes.“

Blicken wir nun von der Brüdergemeinde auf die deutſchen evangeliſchen Landeskirchen hin, ſo ſehen wir, wie ſich vornämlich in

Würtemberg

durch Albrecht Bengel und ſeine Schule, ſo wie durch vielfache Verbindung mit der Brüdergemeinde, welche ſogar im J. 1806 auf dem Hörnleshof bei Weiler in dem Würt. Oberamt Hornberg (jetzt zu Baden gehörig) eine Anſiedlung unter dem Namen „Königsfeld“ begründete, der alte fromme Sinn im Herzen des Volkes erhalten hat. Weit durch das Land verbreitet waren und blieben auch in dieſer Zeit, geſchützt durch die milde, umſichtige Conſiſtorialverordnung vom J. 1743, die pietiſtiſchen Privatverſammlungen, in welchen ſich der alte Bibelglaube durch beſtändige gemeinſame Uebung im Worte Gottes und das alte bibelkräftige geiſtliche Lied durch Feſthalten an dem Geſangbuch der frommen Väterzeit bei den gemeinſamen Privatgeſängen fort und fort erhielt. Nur unter vielfachem Widerſtand des Volks, zum Theil durch Militärgewalt, konnte das nach dem modernen Geſchmack eingerichtete Geſangbuch von 1791 ins öffentliche kirchliche Leben eingeführt werden; es bildeten ſich

dadurch, so wie durch andere Gewaltthaten gegen das gute Recht der Kirche, Einziehung des Kirchenguts und der Stiftungen, Aufhebung der alten Landesverfassung ꝛc. viele Separatisten, die aus solcher Kirche, in der nun auf die befohlene Weise gesungen und gebetet werden sollte, als aus einem Babel fortzogen in ferne Lande und sich in Nordamerika, Bessarabien und am Kaukasus ansiedelten. Dr. Grüneisen berichtet darüber* Folgendes: „Im J. 1808 versammelten sich ihrer 508 auf dem „Schafhof bei Göppingen aus den Gegenden von Heidenheim, Urach, „Marbach, Brackenheim, Herrenberg, Nagold, Vaihingen und Maulbronn. „Sie trugen äußere Erkennungszeichen, die Männer zu langen Röcken „weiße spitzige Hüte, die Weiber Hauben, welche die Haare ganz ver„bargen; besonders trugen sie einen großen Stern von Pappe mit Seide „überzogen, roth mit buntfarbigen Spitzen, die Männer gleich einer Co„carde auf dem Hut, die Weiber vorn an der Brust. Sie nannten sich „wie Glieder Einer Familie nur bei dem Vornamen, enthielten sich der „ehelichen Gemeinschaft und nannten die Ehe Hurerei; sie wollten kein „Fleisch, noch mit Fleisch Gekochtes essen; sie schalten nicht bloß den Geist„lichen einen „„Pfaffen"" und die Kirche „„Babel"" oder „„Hure"", „sondern erklärten auch, es gebe außer Gott keine gültige Obrigkeit auf „Erden; die sieben Churfürsten seyen das siebenköpfige Thier aus der „Offenbarung, das seine Macht vom Teufel habe; Obrigkeiten dürfe man „daher so wenig als dem höllischen Widersacher gehorchen; es komme aber „in Kurzem die Zeit der Rache und Hülfe. Bonaparte sey der Gesandte „und Sohn Gottes, der den göttlichen Auftrag habe, alle Menschen zu „Separatisten umzuschaffen. Daher war auch ihr Gruß unter einander: „„Gelobt sey Gott und sein Sohn Bonaparte!"" Das war der gröbste Auswuchs des Separatismus. Selbst aber auch von den milder gesinnten Separatisten zog im J. 1816 eine große Zahl aus dem Vaterlande fort nach dem südlichen Rußland. Andere vereinigten sich nach dem am 31. Okt. 1816 erfolgten Tod des Königs Friedrich in Kornthal nahe bei Stuttgart, durch dessen von König Wilhelm in den Jahren 1817—1819 zugelassene Gründung mit Gestattung einer eigenen Kirchenordnung, Disciplin und Liturgie die Gemüther endlich beruhigt wurden. Auch bei den noch im Kirchenverband gebliebenen Privatversammlungen wurde

* Siehe „Abriß einer Geschichte der religiösen Gemeinschaften in Würtemberg" in Illgens Zeitschrift für die historische Theologie. Jahrgang 1841. 1. Heft. S. 63—142.

nie das neue, ſondern ſtets nur das alte Geſangbuch von 1741 gebraucht. In denſelben war namentlich auch das ſogenannte „Brüderbüchlein“, eine von den Hauptleitern der Pietiſten in Würtemberg, Bürgermeiſter Hofmann in Leonberg, dem Gründer der ſeparirten Gemeinde Kornthal, Müller Boley in Berg und Weber Conrad in Marbach, zu Anfang dieſes Jahrhunderts veranſtaltete und in Reutlingen gedruckte Liederſammlung, die ſchon mehrere Auflagen erlebte, einheimiſch. Vor Allem aber blieb durch Hillers „Schatzkäſtlein“, welches erſt im J. 1762 und 1767 erſchienen (ſ. Bd. II. S. 233) und bald neben dem alten Geſangbuch das regelmäßige Liederbuch des Volks bei ſeinen Privatandachten geworden war, der alte fromme Liedergeiſt im Volke erhalten. Auch die beiden Moſer, v. Pfeil und Bürk (ſ. Bd. II. S. 274, 287, 260, 217) reichen als geiſtliche Liederdichter theilweiſe noch in dieſe Periode herein. Nicht minder war Würtemberg auch fort und fort geſegnet durch eine edle Schaar frommer, chriſtlicher Seelenhirten und Prediger (ſ. Bd. II. S. 137); das Predigtbuch Carl Heinrich Riegers (Bd. II. S. 137),* auf deſſen Sohn, Gottlieb Heinrich, bei ſeinem Wirken als Stadtdekan von Stuttgart († 19. Okt. 1814) der Geiſt des Vaters ruhte,** ſtiftete viel Gutes, und die Sammlung der bibelkräftigen Predigten eines Immanuel Gottlob Braſtbergers, Spezials zu Nürtingen († 1764), wurde ſeit 1758 das eigentliche Predigtbuch des Volks neben ſo manchen andern aus der nächſt vorangehenden Zeit ſtammenden gottſeligen Schriften, Gebet-, Predigtbüchern ꝛc. eines Roos, G. Conrad Rieger, Steinhofer, Johann Chriſtian Storr ꝛc., welche heute noch in zahlreichen Exemplaren in den Häuſern des Volks verbreitet ſind. Auch war die Landesuniverſität Tübingen zuletzt noch die einzige in Deutſchland, auf der das bibliſche Chriſtenthum und der Offenbarungsglaube in der Form des ſogenannten Supranaturalismus entſchieden, wenn auch zu trocken und kühl, gelehrt und vertheidigt wurden. Namentlich Gottlob Chriſtian Storr, ein apoſtoliſcher Mann voll Wahrheit, Demuth und Liebe, ein Sohn des würdigen Johann Chriſtian Storr (Bd. II. S. 207), vom J. 1777—1797 Profeſſor der Theologie zu Tübingen und dann Oberhofprediger und Conſiſtorialrath zu Stuttgart, wo er im J. 1805 ſtarb,

* Es erſchien erſt nach ſeinem Tode. Seine köſtlichen „Betrachtungen über das N. Teſtament“ wurden ſogar erſt im J. 1828 von Freunden zum erſtenmal in den Druck gegeben.

** Von ihm findet ſich im Chriſtenboten. 1832. Nr. 41. ein ſchönes Pſalmlied: „Herr, dem ich mich befehle.“

ſetzte dem ſtromweiſe einbrechenden Unglauben einen mächtigen Damm entgegen und ſtreute durch die mündlichen und ſchriftlichen Zeugniſſe, die er unter dem unerſchütterlichſten Feſthalten an der h. Schrift für das bibliſche Chriſtenthum ablegte, und durch die Schüler, die er in ſolchem Sinne für den Kirchendienſt heranzog, auf lange Zeit köſtlichen Samen aus. Er hatte oftmals gegen ſeine Freunde geäußert: „Der Glaube an das göttliche Anſehen der h. Schrift ſcheint mir das Hauptmerkmal des Bekenntniſſes zur chriſtlichen Lehre."

Zu den in dieſe Zeit fallenden würtembergiſchen Liederdichtern gehören:

Seiz, M., Johann Ferdinand, geb. 6. Jan. 1738 zu Lombach auf dem Schwarzwald, wo ſein Vater Pfarrer war. Im J. 1766 wurde er Repetent im Stift zu Tübingen und 1768 Diakonus zu Beſigheim, wo er ſich im ſelbigen Jahr noch mit der zweiten Tochter des Prälaten Fr. Chriſtoph Oetinger in Murrhardt (Bd. II. S. 246), deſſen treuer Anhänger er war, verheirathete. Von da kam er als Stadtpfarrer nach Sindelfingen, wo er 23. Sept. 1793 ſtarb.

Er war ein treuer, eifriger Geiſtlicher und beſonderer Liebhaber des prophetiſchen Worts im A. und N. Teſtament. Einzelne ſeiner Predigten kamen im Druck heraus, beſonders eine über die „chriſtliche Kirchenzucht" mit einer Vorrede von Sartorius vom J. 1783. Bekannt iſt ſein im „Brüderbüchlein" (S. 166) befindliches und auch von A. Knapp in ſeinen Liederſchatz Ausgabe 2. aufgenommenes ſchönes Lied:

„Warten wird doch nie gereuen."

Harttmann, M., Carl Friedrich, einer der letzten Repräſentanten der Bengel-Oetinger'ſchen Schule, geb. am 4. Jan. 1743 im Kloſter Adelberg. Den Grund ſeiner Bildung legte er zuerſt von 1757—1761 in den Kloſterſchulen zu Blaubeuren und Bebenhauſen. Hier geſchah es, daß ſechs junge Kloſterſchüler, ohne von einander etwas zu wiſſen, durch ernſtliche Betrachtung der letzten Zeit und der bevorſtehenden Gerichte Gottes von der „herumholenden Liebe Chriſti" ſo mächtig durchdrungen wurden, daß ſie, nachdem ſie ſich in gleichem Streben erkannt, einen chriſtlichen Freundſchaftsbund unter ſich ſchloßen, mit einander dem Herrn zu dienen. Unter dieſen war Harttmann, der ſich namentlich mit ſeinem Compromotionalen Chriſtian Gottlieb Kraft noch mit beſonderer Innigkeit verband. Ihre Studien waren gemeinſchaftlich auf die Erkenntniß der bibliſchen Wahrheit und auf Belebung des innern Sinns gerichtet.

Mit vollen Zügen genoßen ſie die lautere Milch des Evangeliums, wie ſie ihnen beſonders durch A. Bengels Schriften, welche ihnen Jak. Fr. Klemm, nachmaliger Dekan in Nürtingen, ein Vetter Krafts, angerathen hatte, dargeboten wurde. Dazu kam bald noch ein anderer Führer, welcher den Jünglingen eine neue Richtung gab. Der bekannte Fr. Chriſtoph Oetinger wurde im J. 1759 Dekan in Herrenberg (Bd. II., 252). In der Vakanz lernte ihn Kraft, ein geborener Herrenberger, kennen und fühlte ſich von deſſen myſtiſcher Theologie und ſeinem lieblichen Weſen ſo eingenommen, daß er auch ſeinen Freund Harttmann in dieſe Bekanntſchaft zu bringen ſuchte. Von da an war Oetinger der Jünglinge Vorbild, Rathgeber und Lehrer; alle ihre Vorſätze und Arbeiten legten ſie ihm vor, ja ſie arbeiteten ſelbſt mit ihm. Profeſſor Sprenger in Maulbronn warnte ſie zwar vor Oetingers Theoſophie, die ſeinem ſchlichten Chriſtenſinn nicht recht zuſagte, allein ſie hiengen zu ſehr an Oetinger, deſſen Umgang für ſie etwas ungemein Erhebendes und Anſprechendes hatte. Nachdem die Freunde ihre theologiſchen Studien im Seminar zu Tübingen 1765 vollendet hatten, wurde in demſelben Jahr noch Harttmann Vikar in Oeſchelbronn und Kraft Vikar in dem nahen Thailfingen. Hier arbeiteten ſie nun, als die nächſten Nachbarn, mit einander das N. Teſtament mit Summarien und kurzen Erklärungen, meiſt nach Bengel, aus und ließen es im J. 1767 zu Tübingen drucken. Auf gleiche Weiſe bearbeiteten ſie auch den Pſalter, der bereits 1766 unter Harttmanns Namen und mit dem Titel: „Der Pſalter Davids nach Luthers Ueberſetzung mit Anmerkungen“ zu Tübingen erſchien, und wollten eine Leſebibel herausgeben, die aber nicht zu Stande kam. Darnach wurden ſie im J. 1768 mit einander in das Repetentencollegium am theologiſchen Seminar zu Tübingen berufen; nach drei Jahren aber ſchon trennte der Tod die Unzertrennlichen, und Harttmann mußte ſeinen Herzensfreund, der mit ihm Ein Herz und Eine Seele worden war, als Pfarrer von Onſtmettingen zur Ewigkeit voranziehen ſehen. Er ſelbſt aber wurde im J. 1774 Akademieprediger und Profeſſor an der hohen Carlsſchule auf der Solitude, worauf er ſich auch verheirathete. Am Verlöbnißtage hat er ſeiner Braut das Gebetslied gedichtet: „Prieſter! laß von Salems Höhen“, worinn er ſie mit ihm beten lehrt:

Friedefürſt! laß deinen Frieden
Stets in unſrer Mitte ruh'n:
Liebe! laß uns nie ermüden,
Deinen ſel'gen Dienſt zu thun;

Denn wie kann die Laſt der Erden
Und des Glaubens Ritterſchaft
Beſſer uns verſüßet werden,
Als durch deiner Liebe Kraft?

Gleich im folgenden Jahr 1775 kam er mit dieser ansehnlich erweiterten Akademie, aus der so viele treffliche Schüler hervorgiengen, nach Stuttgart. Hier soll er einmal dem Herzog Carl, der von einem Balle aus ihn fragte: „ob er nicht auch einmal tanzen wolle?“ geantwortet haben: „Ja! wenn es mit David vor der Bundeslade hergienge.“ Bei solchem Sinn hielt er es auch nicht lange in der Hofluft aus und trat nach drei Jahren schon zum eigentlichen Kirchendienst über, indem er im J. 1777 Pfarrer zu Illingen wurde. Von dort kam er im J. 1781 auf die Pfarrei Kornwestheim bei Ludwigsburg als Nachfolger des frommen Ph. M. Hahn, sodann als Spzialsuperintendent im J. 1793 nach Blaubeuren, 1795 nach Neuffen und 1803 nach Lauffen am Neckar.

Er war ein gediegener, wahrhaft frommer Mann, der sein Hirtenamt mit großer Treue, als ein redlicher, unerschrockener Zeuge der evangelischen Wahrheit und voll Freundlichkeit und Leutseligkeit übte. Mit großer Sorgfalt nahm er sich der Unterweisung der Jugend in der evangelischen Wahrheit an. Am Schlusse seines Confirmandenunterrichts* erklärte er jedesmal die Offenbarung Johannis und schilderte darinn die göttliche Regierung bis zur Vollendung des Reichs Christi in lebendigen Zügen, wobei er Bengel folgte. Auch in der Seelsorge war er aufopfernd und unermüdet. So wurde er einsmals in Lauffen von einem unbekannten Manne, der am Hause tief in der Mitternacht die Hausglocke zog, zu einem Kranken bestellt, ihm Trost zuzusprechen. Voll Eifer und Aufopferung, wo es galt, Seelen mit dem Wort des Lebens aufzurichten, stand er alsbald auf und gieng in das bezeichnete Haus; als man dort nichts von ihm wissen wollte, ward er nicht müde, in solcher Nachtzeit noch in einigen andern Häusern umherzugehen, wo er vermuthete, daß man ihn zu sprechen verlangt habe. Als er jedoch auch hier fand, daß man nicht nach ihm geschickt, eilte er, nichts Gutes ahnend, nach Hause, wo er denn auch wirklich fand, daß ein verkappter Mann mit geschwärztem Angesicht in seiner absichtlich herbeigeführten Abwesenheit

* Im J. 1793 gab er heraus: „Schriftmäßige Erläuterung des evangelischen Lehrbegriffs zur Wiederholung des empfangenen Confirmationsunterrichts.“ Die dritte Auflage mit Zusätzen aus den Papieren des Verfassers gab sein Sohn, der gewesene Professor am evangelischen Seminar in Maulbronn, Gottlieb Fr. Harttmann, zu Stuttgart im J. 1848 heraus. Hier finden sich auch einige spärliche biographische Notizen. Die in obiger Biographie mitgetheilten sind nicht aus der Feder eines Dritten, sondern selbst aufgesucht und aufgezeichnet.

ſeine Frau überfallen und von ihr die Auslieferung ihres baaren Geldvorraths verlangt hatte. Er hatte jedoch nur Grund, dem Herrn zu danken, durch deſſen hülfreichen Beiſtand und bewahrenden Schutz die muthige Frau, die mit dem Diebe ringend um Hülfe rief, die drohende Gefahr ferne trieb. Durch einen erwachſenen Sohn, der als praktiſcher Arzt zu Lauffen im beſten Alter ſtarb und auf Irrwege gerathen war, wurde er ſchwer geprüft. Auch hatte er den Schmerz, zwei Frauen durch den Tod zu verlieren. Am tiefſten aber nahm er ſich den Schaden der Kirche zu Herzen und litt ſchwer unter dem einbrechenden Unglauben jener Zeit. Aber er ſtand da als ein treuer Wächter über das Haus Iſrael nach Ezech. Kap. 33. und zeugte in ſeinen Predigten freimüthig gegen die Gebrechen der Kirche und gegen das Moralchriſtenthum, das zur Mode werden wollte.

So zeugte er einmal am Sonntag Lätare 1798: „Ein Lehrer muß heutzutag Alles laufen laſſen, der Bind- und Löſeſchlüſſel des Predigtamts iſt hinweg; es iſt ein ſolcher Durcheinander, daß ein wahrer Chriſt ſich ſelber beſinnen und prüfen muß, wo er daran ſey," und am 17. Sonntag nach Trinitatis des Jahrs 1798 ſprach er gegen die einreißende Frivolität in Betreff der Sonntagsheiligung, deren Wahrung bereits damals den Geiſtlichen mehr und mehr geſchmälert wurde: „Wie gehts wirklich an unſern Sonntagen in der Chriſtenheit? Kann der Herr nicht auch zu uns, wie ehemals zu Iſrael, ſagen: „„Ich will dir den Koth deiner Feiertage ins Angeſicht werfen?"" Wo iſt der Eifer, mit dem man über der Sonntagsfeier hält und den Entheiligungen des Sonntags ſteuert? Bei dem Verhältniß, das zwiſchen Kirche und Polizei iſt, können wir Lehrer nicht viel thun; es bleibt uns nichts, als das Wort: „„Er klags dem Herrn."" Auch dieß iſt ein Beweis, daß unſere Macht dahin iſt. Uebrigens dürfen wir noch bitten, ermahnen, warnen, klagen und ſeufzen. Dem Sabbathsrechte meines Herrn, der auch der eurige iſt, vergebe ich auch mit gebundenen Händen nicht das Mindeſte." In demſelben Jahr ſeufzte er am Adventsfeſte: „Es iſt gegenwärtig eine Zeit, wo es einem um ſein Durchkommen Angſt werden möchte, wo man ſorgen möchte, man werde unter dem Toben der Völker gegen dieſen König, bei dem Unglauben, der gegen die Wahrheit ſeines Königreichs ſtreitet, zuletzt auch die Hoffnung des unbeweglichen Königreichs aus dem Herzen verlieren," und dennoch begrüßte er in glaubiger Hoffnung ſeine Gemeinde zum Eintritt ins neue Kirchenjahr mit dem Bekenntniß: „Herr

Jesu! Du bist noch eben derselbe, unser König!" So hatte er auch den Confirmanden dieses Jahres zugerufen: „Ihr lebet mit uns in derjenigen Zeit, da der Teufel auf die Erde herabgeworfen worden ist und einen großen Grimm hat; was werdet ihr noch erleben? Das Nächste, das auf euch und vielleicht auch noch auf uns wartet, ist der falsche Prophet und die Anbetung des Thiers und seines Bildes. Das theure Wort der Wahrheit uns wegzunehmen, darum ist es dem Satan sonderlich zu thun. Denn wenn er uns den Artikel von Christus nimmt, so hat er gewonnenes Spiel. Darauf geht er eben in unserer Zeit los, daß uns Christus recht fremd werden soll. Dieß ist ein Hauptzeichen unserer Zeit, daß man immer weniger nach einem Heiland fragt, daß man ihn endlich ganz entbehren kann. Darum betet das Lied: „„Mache dich, mein Geist, bereit ꝛc."" Es war deßhalb auch in allen Predigten sein Hauptbemühen, aufs Entschiedenste von Christo, als dem Sohne Gottes und alleinigen Heiland, zu zeugen; was ihn dazu trieb, sprach er klar am Reformationsfeste des J. 1807 aus: „Wie fremd ist die Lehre von der Rechtfertigung, von Jesus, dem einigen Gnadenthron! Wie hat das fast allgemein gewordene Gewäsch von Moral, Tugend, Religion das Wort Glauben, Glauben an den Namen des eingeborenen Sohnes, fast ganz verdränget! Wie hat ein wahrer Christ sich an die Bitte Jesaj. 8, 16.: „„Binde zu das Zeugniß"" zu halten." So nahe giengen ihm schon längst die immer wachsenden Risse Zions. Schon 1795 oder 1796 schloß er eine Synodaleingabe über die Gebrechen der Kirche, worunter er besonders die Uebergriffe des weltlichen Arms hervorhob, mit den Worten: „Das, wodurch ich mich bei dem sinkenden Zustand der Kirche gegen die Macht der Ermüdung zu stärken suche, ist jenes Wort, 5 Mos. 32, 36.: „„Denn der Herr wird sein Volk richten, und über seine Knechte wird er sich erbarmen, denn er wird ansehen, daß ihre Macht dahin ist."" Um dieselbe Zeit beklagte er die Aenderung des Gesangbuchs, denn er verwarf in geistlichen Liedern und Reden die unbiblische Sprache und den gesuchten Wortschmuck und war gegen alle Liederveränderung. Dann wars das immer zunehmende Verdrängen der h. Schrift aus den Schulen, was ihn tief schmerzte. Eben so wenig konnte er sich mit der im J. 1809 ohne Rücksprache mit der Kirche auf königlichen Befehl angeordneten neuen Liturgie vertragen. Denn diese hatte alle alten glaubenskräftigen, in der Bibelsprache vorgetragenen Gebete und Legenden entfernt und in rationalisirender Weise Alles in moderne, pathetische, kühl verständige Formen

und Redensarten gekleidet; namentlich war im Taufformular die Entſagungsformel: „Widerſaget Ihr dem Teufel und all ſeinem Werk und Weſen?“ umgeändert in die Formel: „Entſaget Ihr allem Unglauben und Aberglauben?“ Darüber entſtand an vielen Orten eine große Bewegung, indem das Volk wähnte, ſein bibliſcher Glaube an das Daſeyn des Teufels ſolle für Aberglauben erklärt und eine neue Lehre eingeführt werden. Als nun noch am Ende des J. 1811 die neue Amtskleidung der Geiſtlichen mit Barret und ſtehendem Rockkragen hinzukam, die namentlich in ſeiner Gemeinde zu Lauffen Beſorgniß erregte, ſo bat er um ſeine Entlaſſung, indem er in ſeiner Eingabe offen ſeine Beſorgniſſe aus dem prophetiſchen Worte ausdrückte und dann hinzuſetzte: „Meine weitern Gründe ſind das immer tiefere Herabſinken des lutheriſchen Lehrſyſtems, wobei unſere Religion in eine kraftloſe Moral umgewandelt wird mit Uebergehung alles Poſitiven, die zunehmende Geringſchätzung des Lehrſtands mit ihrem nachtheiligen Einfluß auf die Vorträge deſſelben, der bei Beſſern ſteigende Argwohn auf die Unzuverläſſigkeit der Lehrer, die ſchon in Schulen ſich offenbarende Unbotmäßigkeit der Jugend, die Gleichgültigkeit gegen dem Worte Gottes, der Spottgeiſt über alles Göttliche und die ſich hervorthuende Beſorgniß einer Religionsreform.“ Nur durch dringende Schreiben des Cultminiſters v. Jasmund und beſonders ſeines alten Freundes, des Miniſters v. Seckendorf, ließ er ſich beſtimmen, da ja nun der höchſten Behörde ſeine Gründe bekannt ſeyen, dieſe Eingabe an den König in ein bloßes Geſuch um Entlaſſung wegen ſeines Alters zu verwandeln. So wurde er denn im J. 1812 in den Ruheſtand verſetzt. Vor ihm war Pfarrer Friedrich in Winzerhauſen, nachmaliger Pfarrer der ſeparirten Gemeinde Kornthal bei Stuttgart, der ſich der Einführung der Liturgie widerſetzt hatte, ohne Weiteres ſeines Amtes entlaſſen worden. Eine Anzahl Geiſtlicher hatten Friedrich aufgemuntert, auf ſeiner Weigerung zu beharren, und unter dieſen war auch Hartmann. Während aber die Andern, als ſie die Amtsentſetzung Friedrichs erfuhren, ſich zurückzogen, obgleich ſie demſelben zugeſagt hatten, ihn nicht im Stich zu laſſen, hielt Hartmann treulich aus und trat freiwillig ab.

In den Gemeinden aber, in welchen er durch die lautere Verkündigung des Evangeliums in großem Segen gewirkt, blieb fort und fort ſein Glauben, Lieben, Hoffen und Wirken in geſegnetem Andenken und ſie hiengen mit herzlicher Liebe an ihm. Eine Sammlung der unter ihnen gehaltenen Predigten hatte er im J. 1809 herausgegeben, worauf

längere Zeit nach seinem Tode eine zweite Sammlung von „Sonn-, Fest- und Feiertagspredigten. Tübingen, bei Fues. 1831." folgte. Es sind zwei werthvolle Predigtbücher, Zeugnisse evangelischer Wahrheit und eines schlichten, lautern Bibelchristenthums. In der von ihm zur ersten Sammlung am 16. Okt 1799 geschriebenen und am 5. April 1812 erneuerten Vorrede sagt er: „Es war mir darum zu thun, die theuren Wahrheiten von Christo, von seinem Leben, Leiden, Tod, Auferstehung, Priesterthum und Königreich und von der in Christo erschienenen und die ganze Welt umfassenden Menschenfreundlichkeit Gottes (so viel ich aus dem tiefen Meer dieser Wahrheiten fassen konnte) vorzutragen; denn ohne diese unentbehrlichen Wahrheiten ist ein jedes Lehrgebäude unserer Religion wie ein Haus ohne Fundament. Einer immer lichteren und kräftigeren Erkenntniß und einem aller öffentlichen und verborgenen Scham trotzenden Bekenntniß wünsche ich auch bis an mein Ende entgegen zu streben. Er schenke uns nur den Geist des Glaubens, wie geschrieben steht: „„Ich glaube, darum rede ich"" (2 Cor. 4, 13.). Die heutzutag so beliebte Moral hoffe ich nicht ganz vergessen zu haben. Alle obbemeldten Wahrheiten haben ohnehin etwas Praktisches. Sie sind wie bei einem Gewebe der Zettel, und ihr Einfluß auf das Sittliche ist der Eintrag. Nun setzt aber letzteres das erstere voraus. Die menschliche Natur, die kränker ist, als man glaubt, kann nicht bloß durch diätetische Vorschriften, sondern muß durch eine höhere Arznei, die außer ihrer Sphäre liegt, kurirt werden." In einer besondern Zuschrift redet er seine sämmtlichen Gemeinden, in denen er im Dienst des Wortes gestanden war, also an: „Schenket mir auch eure fernere Liebe. Ich bitte „euch mit den Worten Pauli: Phil. 2, 16. Der Herr schenke mir und „euch, besonders in der gegenwärtigen Zeit, einen unverrückten Antheil „an dem Bundeswort Hagg. 2, 6. Behaltet in den dunkelsten Zeiten, „auch bei der wirklich hereinbrechenden Mitternacht den festen Blick auf „denjenigen, der der helle Morgenstern ist und mit seinem großen Tag „alle Menschentage überleben und entscheiden wird. Er lasse uns einmal „unter denjenigen erfunden werden, die seinen Namen nicht verleugnet „und das Wort seiner Geduld bewahret haben."

Einen schönen Feierabend vollbrachte er noch zu Eßlingen bei seinem Freund und Amtsgenossen Köstlin und dann zu Tübingen im Haus seiner Tochter, der Frau des Prälaten und ersten Professors der Theologie, Dr. Ernst Gottlieb Bengel, die ihm in Verbindung mit ihrem Gatten,

dem würdigen Enkel des Johann Albrecht Bengel (Bd. II. S. 188) ſeine letzten Lebensjahre, die ihm nach ſeinem Rücktritt vom Amt noch als Ruhezeit vergönnt waren, erheiterte. Dann durfte er als ein zweiundſiebenzigjähriger Greis zu ſeines Herrn Freude eingehen am 31. Auguſt 1815. Was er ſelbſt einſt im J. 1782 einem treuen und frommen Zeugen des Herrn in dem Liede: „Still, Heerde! Freunde, hemmt das Weinen!“ ſang, das wenden wir nun auf ihn an:

Tief eingedrückt bleibt uns dein Zeugen,
Knecht unſers Herrn! dein tiefes Beugen
Vor'm Licht und Recht im Prieſterſchild, —
Dein Glaubensmuth, dein weislich Handeln,
Dein ernſter Gang, dein keuſches Wandeln,
Dein Blick auf deines Meiſters Bild;
Dein wachſam Auge auf die Heerde,
Daß Jedes recht gepfleget werde, —
Dein Warnen vor der breiten Bahn; —
Doch ſtill! der Herr wird nach den Proben
Die treuen Knechte ſelber loben; —
Wir danken nur und beten an.

Außer dem bereits in das W. G. von 1841 aufgenommenen, von A. Knapp etwas überarbeiteten tiefſinnigen Kreuzlied und einem andern von Knapp in ſeinen „Chriſtenliedern. Stuttgart 1841.“ mitgetheilten ſind nun in deſſen Liederſchatz 2. Ausgabe vom J. 1850 mit Erlaubniß des einzigen Enkelſohnes, Dr. med. Ernſt Bengel in Tübingen, ſieben zuvor noch nicht öffentlich gedruckte herrliche Lieder mitgetheilt. Hartt-manns gediegenſte Lieder ſind:

„Endlich bricht der heiße Tiegel“ — vom Mai 1782 — W. G. Nr. 475.
„Kindesglaub iſt ein Prophete“ — vom 8. Juni 1784
„Liebe, du der Gottheit Spiegel“ — vom 20. April 1786, bei der Majer-Seiff'ſchen Hochzeit (in den obgenannten Chriſtenliedern und in Lange's Kirchenliederbuch vom J. 1843).
„Unſre kurzen Lebenstage.“

Hoſch, M., Wilhelm Ludwig, wurde am 20. Sept. 1750 zu Hornberg, einem damals noch würtembergiſchen, jetzt badiſchen Städtchen im Schwarzwald, geboren, wo ſein Vater Spezial war. Seine Mutter, Eleonore Magdalene, geb. Beutel, ſtarb ihm frühe hinweg, weßhalb er öfters äußerte: „O, wo Mutterliebe, Muttertreue fehlt, da fehlt viel.“ Er beſuchte zuerſt die lateiniſche Schule in Urach und erhielt ſofort von 1764—1772 ſeine theologiſche Bildung in den Seminarien zu Blau-beuren, Maulbronn und Tübingen. In ſeinem letzten Studienjahr wurde er gründlich bekehrt und ſchloß ſich an den nur um ein Jahr jüngern,

bekannten M. Christ. Gottl. Pregizer (s. u.) an, dem er daher auch später einmal nach Haiterbach, wo derselbe Stadtpfarrer geworden war und großen Zulauf hatte, also schrieb:

„Schon Anno Einundsiebenzig
Zog er mit Liebesseilen mich,
Und kurz vorher auch, Bruder, dich,
Vom Sündenfluch und Sündenzwang
Durch seines Geistes innern Drang
Hinüber in sein Gnadenreich;
Sag, was ist diesem Glücke gleich?
O göttliche Barmherzigkeit!
O angenehme Gnadenzeit!
O Tage voller Seligkeit!"

Hierauf war er mehrere Jahre Vikar bei seinem Vater in Hornberg und dann in Ehningen, bis er im J. 1781 Pfarrer zu Gächingen auf der Alp, in der Gegend von Urach, wurde. Hier verheirathete er sich mit Maria Regina, geb. Goll. Weil aber seine Ehe kinderlos blieb, so nahm er fremde Kinder in sein Haus und erzog sie, wie seine eigenen. Zwanzig Jahre lang wirkte er in großem Segen zu Gächingen. Seiner theologischen Denkart nach war er ein warmer Anhänger des apokalyptischen Systems von A. Bengel. Er besaß eine vorzügliche Rednergabe, durch die es ihm gelang, steinharte Herzen zu erweichen. Dabei war er ein Mann des Volkes, mit dem er in seiner Sprache sprechen konnte, wie nicht leicht ein Anderer. So schrieb er ganz in der Volksmanier auf höchst interessante Weise eine Gächinger Dorfchronik unter dem Titel: „Merkwürdige Welt- und Dorfsbegebenheiten vom J. 1796 als ein Anhang zu unserem Lagerbuch, geschrieben zur Nachricht für die Nachkommen, zur Lehre, zur Warnung, zur Besserung für unsere liebe Jugend zu Gächingen und Lonsingen." Darinn rühmt er es als ein besonderes Zeichen, das ihnen vom Himmel gegeben worden sey, daß gerade auf den 3. Juli 1796, als der Kriegsschrecken ins Dorf hereinfiel und eine traurige Nachricht um die andere von Plünderungen, Erpressungen und allerlei Gewaltthätigkeiten kam, das Evangelium Matth. 6, 19—34. gefallen sey. In seinem Tagebuch aber von diesem Jahr finden sich die Worte aufgezeichnet: „Man hört so viel von Kriegsnoth. Was sollen wir thun? Uns demüthigen über den allgemeinen Kaltsinn und Leichtsinn der Christen, unsere eigene und des ganzen Volkes Sünde bekennen und um Gnade für uns und Andere bitten. Solche Anbeter verlangt der Vater, welche die allgemeine Noth sich zu Herzen gehen lassen." Endlich aber wurde es in seiner letzten Zeit zu Gächingen furchtbarer Ernst mit den Kriegsschrecken. Am 2. Juli 1800 fielen französische Husaren in das Dorf ein und plünderten das Pfarrhaus völlig aus. Die Bauern waren gerade

alle auf dem Felde; doch als ſie Kunde erhielten und Sturm geläutet wurde, eilten ſie alle, mit Heugabeln bewaffnet, dem Pfarrhauſe zu, wo mehrere Huſaren noch mit Einpacken beſchäftigt waren. Nach einiger Gegenwehr, während welcher einer der Huſaren mit einer Heugabel erſtochen wurde, mußten die Soldaten den Ort räumen. Hoſch aber, obwohl faſt ganz von Hab und Gut entblößt, behielt doch guten Muth, daß er am Abend ſeine Harfe nahm, die ſie ihm noch gelaſſen hatten, und das Lied ſang: „Warum ſollt' ich mich denn grämen?" Am darauf folgenden Sonntag ſagte er in der Predigt: „Es ſind Räuber in unſer Dorf gefallen. Was haben ſie uns geraubt? Tugend und Unſchuld, Ehre und guten Namen, Seele und Seligkeit? Haben ſie uns das N. Teſtament entriſſen, den Zugang zu Gott verſperrt, die Gemeinſchaft mit dem Himmel abgeſchnitten? Ach nein! das ſind nicht die Güter, denen die Diebe nachſtellten! Was denn? Etwas von unſerem Ueberfluß, das ſich leicht entbehren, oder, wenn es ſeyn ſoll, leicht wieder anſchaffen oder erſetzen läßt."

Bald darauf, noch im J. 1800, wurde er zum Pfarrer in Aidlingen bei Böblingen ernannt. Gleich darnach bekam er einen Ruf in ſeine Vaterſtadt, wo er hätte Dekan werden können; er ſchlug es aber aus, um dem Winke Gottes nicht zu widerſtreben. Zu ſeiner neuen Stelle in Aidlingen ſtärkte er ſich mit ernſtlichem Gebet; „denn" — ſo ſchreibt er in ſeinem Tagebuch — „die gegenwärtige Zeit erfordert eine neue „Heiligung, einen höhern Grad von Nüchternheit, Wachſamkeit, Gebet „und Eifer im Guten. Die letzte Zeit naht heran. Der Abfall regt ſich „gewaltig. O! wie ſehr fühle ich mich bedürftig, aufs Neue gewetzt und „geſtählt zu werden, wie ein ſtumpf gewordenes, abgenutztes Beil. Immer wird die Scene ernſthafter. Der Herr kommt. Welche dringende „Aufforderung zur Buße, zur Heiligung, zur zarteſten Gewiſſenhaftigkeit." Er hatte in Aidlingen anfangs einen ſchwierigen Stand, denn es waren gar viele Separatiſten dort. Allein ſeiner Demuth, ſeiner aufopferungsvollen Liebe und ächten Gottesfurcht gelang es, dieſelben wieder zur Kirche zurückzuführen. Nur wenige Wochen war er in Aidlingen, als eines Tags einer dieſer Separatiſten, ein Strumpfſtricker, trotzig und mit bedecktem Haupt in ſeine Stube trat, ihm einen Brief überreichte mit den Worten: „Da, Pfarrer, lies!" und gleich wieder fortgieng. Der Brief enthielt die erſchrecklichſten Läſterungen über die Kirche, als eine Babel, und den Pfarrer, als Baalspfaffen, Wolf und Miethling. Der aber

wollte nicht Feuer vom Himmel fallen lassen, sondern gieng gegen Abend mit einer Bouteille Wein in der Tasche in das Haus des Separatistenhaupts, um ihm, der ein armer Mann war, etwas zur Stärkung zu bringen. Auf den herzlichen Gruß antwortete der Separatist noch voll Hochmuth und Trotz: „Schon recht — aber, Pfarrer, könntest Du Dich auch so weit demüthigen, daß du mit mir in meinem Stall niederknietest und betetest?" — „Warum denn nicht?" — war des Pfarrers Antwort, der nun mit ihm in den Stall gieng und dort ein so mächtiges, Mark und Bein durchschütterndes Gebet sprach, daß der Separatist aufs Tiefste beschämt wurde, so daß er selber gar nichts beten konnte und den edlen Mann Gottes mit Thränen um Verzeihung bat. Diesen Hergang erzählte nun der Mann seinen Genossen und allen Leuten im Dorfe, so daß nicht allein die Meisten der Irregeleiteten bald auf den rechten Weg zurückkehrten, sondern auch mehrere ganz weltlichgesinnte Leute gründlich erweckt wurden. Seine Wirksamkeit wurde nun immer ausgebreiteter in der stets von Einheimischen und Fremden, sowohl Nach- als Vormittags, gedrängt vollen Kirche. Dadurch aber, daß er seine Pflicht an einem pflichtvergessenen, leichtsinnigen Provisor, der mit den angesehensten Bauernfamilien verwandt war, thun mußte und dieser nun die Leute beredete, daß ihn der Pfarrer ums Brod bringen wolle, entstand ein allgemeines Geschrei wider ihn im Orte, so daß ihm ein Bürger vor versammeltem Magistrat, ohne daß sich von diesem auch nur Eine Stimme wider den Lästerer erhoben hätte, ins Angesicht sagte, Jedermann würde ihn gerne über seine besten Samenfelder wegfahren sehen. Am folgenden Sonntag erzählte der schwer darniedergedrückte, redliche Pfarrer nach geendigter Predigt diese Aeußerung und den ganzen Hergang der versammelten Gemeinde und setzte hinzu: „Ihr wisset, daß ich nichts Anderes will, als daß Ihr nach dem Evangelium Jesu Christi leben möchtet. Wollet Ihr mich denn nicht mehr länger auf diese Weise unter Euch haben, wohlan, so ist mein Auftrag an Euch zu Ende und ich schüttle den Staub von meinen Füßen wider Euch. Indeß kann ichs kaum glauben, daß Alle diese Gesinnung haben. Ich will daher noch eine Probe machen. Kommt Niemand von Euch in mein Haus und sagt, daß ich bleiben soll, dann werde ich gehen; außerdem aber will ich bleiben und mein Amt unter Euch fortsetzen." Nun eilten nach der Kirche ganze Schaaren seiner Gemeindeglieder in sein Haus und baten ihn ums Bleiben. So ward er gerechtfertiget. Drei Jahre später nun brach eine

Unterſuchung über den ganzen Magiſtrat aus wegen vieler Unterſchleife, die ſie getrieben, und ſonſtiger Betrügereien. Hoſch aber ſammelte feurige Kohlen über ihren Häuptern; ſtatt es ihnen zu gönnen, legte er bei dem Oberbeamten Fürbitte ein für Schonung und mildere Behandlung wenigſtens der Verführten unter ihnen. Seine Fürbitte hatte, ohne daß übrigens irgend Jemand im Orte davon etwas erfuhr, den gewünſchten Erfolg, ſo daß ſtatt harter Zuchthausſtrafen bloß ein Theil des Magiſtrats abgeſetzt, der andere Theil belaſſen wurde. Da kam nun das Weib eines der abgeſetzten Rathsherren zu ihm und verläſterte und verfluchte ihn aufs Entſetzlichſte, daß er ſolche Männer um Brod und Ehre gebracht. Viele im Orte glaubten nämlich, daß der Pfarrer die Gemeinderäthe vom Amt gebracht. Hoſch aber hörte das Weib lange mit unbeſchreiblicher Geduld an und ſagte endlich: „Nun, Frau, will ich Ihr auch etwas ſagen. Ich bin es, der für Eure Männer Fürbitte eingelegt hat, ſonſt wäre es ihnen noch ſchlimmer ergangen; wenn es Ihr aber nach Ihrem ungeſtümen Herzen um ein Käpplein voll Blut (damit nahm er ſeine ſchwarze Magiſterkappe ab) zu thun iſt, ſo will ich auch dieſes für Euch gerne hergeben.“ Hiemit war das Weib entwaffnet und gieng ſtille heim.

So wirkte Hoſch, deſſen edle Gedanken und in Gott gefaßte Vorſätze in ſeinem Tagebuch verzeichnet ſind und mit ſeinem Leben in ſo ſchönem Einklang ſtehen. „Wir müſſen,“ ſo ſchreibt er einmal, „abſolute einander vertragen lernen, ſo lange wir auf Einem Wege wandeln; wer kann aber tragen und vertragen, als der, welcher erkennet, „wie ſchwer er ſelber iſt und wie viel man an ihm zu tragen habe. Wer „unter den Demüthigungen auch kleiner, reiner, demüthiger, vertragſamer, gelinder wird, der iſts, an dem Gott ſeine Abſichten erreicht, der „iſt ſein Kind und wird gefördert.“ Er war eigentlich unermüdet thätig, denn ſeine Erholung von ſeinen vielen geiſtlichen Anſtrengungen ſuchte er ſich am Hobelbank. Dabei war es aber doch ſein Grundſatz: „Nicht zu viel auf einmal thun wollen! Es geht ſonſt nicht! Alle Tage nur Etwas und nur keinen Tag ohne Gebet und Erneuerung, keinen ohne Uebung ſeiner Kräfte, ohne Bemühung und Anſtrengung zum Beſten des Nächſten. Nicht zu viel, aber doch gewiß Etwas und alle Tage am Werk fortgearbeitet — das frommt.“ Bei all ſeinem Wirken für das Heil und Wohlergehen ſo Vieler ſchrieb er es ſich ſtets zur Verwahrung vor der Heuchelei als Regel vor: „Thue dein Gutes im Verborgenen und ſchweige

dazu; dein Böses und dein Schlechtes aber laß kund werden," und gieng in aller Demuth einher, den Reim im Herzen tragend:

Das, was ich bin, bin ich durch Ihn,
Was ich vermag, hat Er verlieh'n.
Weß ist der Dank, weß ist die Ehr'?
Sein großer Name heißet Herr!

Im J. 1805 gab er eine treffliche Jugendschrift heraus in lauter Fragen, in welchen er eine besondere Stärke hatte; ihr Titel ist: „Werdet gute Rechner und Denker! Tübingen 1805."

In die letzten Jahre seines Lebens drängte sich nun noch eine Menge empfindlicher Leiden zusammen. Er aber sprach: „Komms besser oder schlimmer; es wird immer Raum bleiben zur Uebung des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung." Diese Geduldsstille sprach er auch in seinem lieblichen Liede aus: „Ich will nicht alle Morgen"; er hatte es sich zum Morgenlied gedichtet, um des Tages Last tragen zu können. So reifte er im Ofen der Trübsal für die bessere Welt, indem er sich zu seinem täglichen Christengeschäft machte „das Hinzunahen zu Gott, das Eindringen ins göttliche Wesen, ein beständig Hungern und Dürsten nach Gott, um von ihm gesättigt zu werden, ein allzeitiges Bitten, Suchen und Anklopfen, um zu empfangen und zu finden; dagegen aber auch ein fortgesetztes Kämpfen wider seine Neigungen, gegen Trägheit und Gleichgültigkeit und gegen die Reizungen von außen." Am Neujahrstage 1811, dem Jahr seines Todes, schrieb er noch voll Eifer, Gutes zu wirken, so lange es noch Zeit ist (Joh. 9, 4.), als Neujahrsgedanken in sein Tagebuch: „Wenn du dein Heute versäumt hast und ist keines mehr, o! wie „wird es dich kränken! Darum eile und säume nicht, so lange es noch „Heute heißt! In dem neuen Jahr wird es recht lotteriemäßig hergehen. „Wie muß ichs machen, daß mir kein Glück entwischt? Setze auf alle „Loose, es sind 365, so gewinnst du alle Treffer. Suche jedem Tage „etwas abzugewinnen. Jeder ist ein Glücks- und Fangtag." So gieng er, die Zeit wohl auskaufend, „dem frohen Ziel" entgegen. In genanntem Jahr brach ein epidemisches Nervenfieber in Aidlingen aus, wobei er unermüdet war, die Kranken zu besuchen, bis er selbst von dem Fieber ergriffen ward und am 10. August 1811 im sechzigsten Lebensjahr starb. Er ruhet nun von seiner Arbeit und seine Werke folgen ihm nach.

Jener Provisor aber, der ihm so viel Herzeleid bereitete, durch fortgesetzte Schlechtigkeiten aber endlich im J. 1806 auf acht Jahre ins

Zuchthaus gekommen war und nach ſeiner Entlaſſung ihm ſchwere Rache gedroht hatte, ward mehrere Jahre nach Hoſchs Tod, nachdem er zurückgekehrt und wahnſinnig geworden war, manchesmal ſtundenlang an Hoſchs Grab ſitzend gefunden, wie er oft und viel wehklagend ausrief: „Ach! wie ſchwer habe ich mich an dir verſündigt, ach! daß ich dich, meinen treuſten Freund, wieder herausgraben könnte, dann würde mir geholfen ſeyn! Doch jetzt iſt Alles verloren!“

Das neueſte W. G. nahm von ihm jenes Lied auf:

„Ich will nicht alle Morgen“ — Nr. 465.

Andere ſtehen in der Pregizerianiſchen Liederſammlung für glaubige Kinder Gottes (ſ. u.).

(Quellen: Chriſtenbote. Jahrg. 1831. Nr. 3, 7. — 1835. Nr. 27, 45. — 1832. S. 5, 35, 76, 103, 244. — 1833. S. 7, 99, 130, 135.)

Dann, M., Chriſtian Adam, ein Schüler Gottl. Chriſtian Storrs, wurde geboren am 24. Dez. 1758 zu Tübingen, wo ſein Vater, Jakob Heinrich, „ein Freund der Wahrheit und Gerechtigkeit, dem zugleich Gottes Reich ſehr am Herzen gelegen,“ Hofgerichtsaſſeſſor und erſter Bürgermeiſter war. In ſeinem zwölften Jahr kam er zu dem frommen Diakonus **M.** Klemm in Balingen in Unterweiſung, bei dem er den Grund zu einer durchaus praktiſchen Erkenntniß des Chriſtenthums legte. Um die Zeit ſeiner Confirmation war der Geiſt Gottes beſonders geſchäftig an ſeiner Seele, ſo daß er als ein gottesfürchtiger Jüngling im J. 1772 in die Kloſterſchule zu Blaubeuren eintrat, wo er beſonders an dem Profeſſor Kübler einen trefflichen Führer zur Gottſeligkeit hatte. Im J. 1777 kam er in das theologiſche Seminar nach Tübingen, wo er an **Dr.** Storr, welcher durch ſeine praktiſchen Vorleſungen über das N. Teſtament ihm die Bibel immer weiter aufſchloß, einen freundlichen Stern für ſeine theologiſche Laufbahn hatte. Er kann von ſeiner Jugend, deren Erinnerung ihm durch keine jugendliche Verirrungen und verſchuldete Thorheiten und Uebertreibungen getrübt war und in der er von früh auf die erziehende Gnade des Herrn in hohem Grade zu erfahren hatte, bezeugen: „So viel auch jugendliche Unachtſamkeit und Zerſtreuung und „Anwandlung von Weltliebe dazwiſchen kam, ſo wurde mein Herz doch „bald wieder auf das Eine Nothwendige hingelenkt.“ Im J. 1783 wurde er nach dem Tod ſeines Schwagers Chriſtmann, Profeſſors zu Bebenhauſen, Kloſterprofeſſoratsvikarius daſelbſt und von da, ohne ſein Zuthun, im J. 1785 Repetent im theologiſchen Seminar zu Tübingen.

Fünf Jahre bekleidete er diese Stelle, auf der er mit einigen Studierenden viele Stunden der erbauenden Schriftbetrachtung widmete. Er konnte da auch noch den Umgang seines Vaters genießen und ihm seinen mühevollen Pilgerlauf versüßen. Derselbe starb gerade, als er im J. 1793 als zweiter Diakonus nach Göppingen kam. Dort konnte er mit vieler Freudigkeit das Evangelium predigen. Nach zwei Jahren aber schon wurde er, ohne sein Gesuch, nach Stuttgart zum Helferat bei St. Leonhard berufen, wo er sodann, nachdem er sich im J. 1798 mit Christiane Marie Luise, geb. Finner, verheirathet hatte, im J. 1800 zum Helferat am Hospital vorrückte.

In Stuttgart öffnete sich ihm ein schöner, großer Wirkungskreis. Ueber die Worte: „Ich ermahne euch durch die Barmherzigkeit Gottes" (Röm. 12, 1.) hielt er seine Antrittspredigt und setzte es sich vor, daß von dem Eindruck: „Mir ist Barmherzigkeit widerfahren," seine Vorträge hauptsächlich beleuchtet werden sollen. „Wie konnte dieß aber „seyn," sagt er selbst, „ohne Jesum Christum den Gekreuzigten zu pre„digen als den, der uns Gottes Barmherzigkeit zugewendet hat, weßhalb „es bei mir unabänderliche Entschließung bleibt, was der sel. Gellert in „den Worten ausdrückt:

„„Seh ich dein Kreuz den Klugen dieser Erden
Ein Aergerniß und eine Thorheit werden,
So sey es mir, trotz alles ihres Spottes,
Die Weisheit Gottes.""

Das hielt er auch treulich. Mit jugendlicher Begeisterung und machtvoller Rede vertheidigte er die ewigen Hoheits- und Königsrechte des Sohnes Gottes, mit freier Stirne zeugte er gegen jedes öffentliche Aergerniß, von wannen es auch kommen mochte, und schonte nicht und legte die Axt den Bäumen an die Wurzel. Da konnte man sein Auge funkeln, seine Stirne sich runzeln sehen und ihn mit Entrüstung, wie einen zweiten Johannes, die Sünde, erschien sie nun im Verführers- oder im Gleißnersgewande, strafen und schelten hören, dabei er auch der Schande und Schmach Christi, die er sich deßhalb oft zuzog, nicht achtete. Bei diesem Eifer hatte er aber auch im Gefühl dessen, was er Paulo von Grund des Herzens nachsprach — 1 Tim. 1, 13. 16. — die evangelische Milde und Zartheit, welche mit Erbarmung die Sünder anzufassen und mit den Müden zu reden weiß zu rechter Zeit. Er war so ein rechter Botschafter an Christi Statt. Seine Predigergabe war außerordentlich, nicht nur durch fortgesetztes Bibelstudium, wobei Bengel, Heß und Menken

ſeine liebſten Führer waren, ſondern beſonders auch durch den Geiſt des Gebets und tiefer Selbſterkenntniß durchgebildet und geheiliget. Nicht leicht hat ein Prediger die innern und äußern Verhältniſſe des Chriſten vielſeitiger beleuchtet, als er. Sein Vortrag hatte jene gewinnende Vielſeitigkeit, die das theure Gnadenwort immer wieder von neuen Seiten beleuchtet und jedesmal wieder mit friſcher Salbung würzt und ſchmackhaft macht. Auch hatte er eine edle Predigergeſtalt. So wirkte er als Prediger im größten Segen und unter ungemeinem Zulauf. Gegen ſeine Beichtkinder war er ein eben ſo herzlicher, als offener und ſtrenger Seelſorger; er hielt beſonders ernſtlich darauf, daß keines vor dem h. Abendmahl die Beichte verſäumte. So trafs ſich denn einmal, daß ein ihm nahe befreundeter Schneidermeiſter zu Stuttgart, welcher ſich zum Abendmahl angemeldet, die Beichte aber verſäumt hatte, da er in einem benachbarten Ort ſchnell einen Rock anmeſſen ſollte, auf ſeinem Heimweg dem gerade von der Beichthandlung im Kirchenrock heimkehrenden Beichtvater begegnete. Der ſah ihn mit ſtrengem Blicke an und ſprach: „So, Sie ſind nicht in der Beichte geweſen? Wo kommen Sie her?“ Der betroffene Meiſter geſtand ihm Alles offen, worauf Dann erwiederte: „Wohlan, ſo kommen Sie nun mit mir auf mein Zimmer, damit wir dort Ihre Beichte nachholen.“ Daſelbſt angekommen, kniete er nach vorgängiger Beſprechung mit dem Beichtſohn nieder und hielt ein ſolches Gebet über ihm, daß jener Mann nachher verſicherte, der Schweiß ſey ihm dabei ausgegangen und ſein Herz zerfloſſen. — Schlimmer gieng es einſt einem andern Schneidermeiſter, der ſich bei ihm über das für einen gebildeten Mann ſchier ehrenrührige Wort bei der Beichte: „Ich armer Sünder“ ausließ und ſagte: „Das iſt doch gegen alle gebührende Selbſtachtung und allen beſſern Zeitgeſchmack.“ Dann beſann ſich nicht lange und gab ihm zur Antwort: „Ja, ja, dann müſſen Sie eben ſtatt deſſen zu Gott ſagen: ‚‚‚‚Ich hochmüthiger Schneider.‘‘‘‘ Um unter einer ſo großen Gemeinde aber wenigſtens auf Einige mit beſtimmterer Thätigkeit wirken zu können, wendete er ſich mit dem Evangelium zunächſt an Kinder und jüngere Mitchriſten. Die Kinder hatten an ihm einen traulichen, zur blödeſten Einfalt ſich herablaſſenden Vater, die Jungfrauen, denen er beſondere Erbauungsſtunden hielt und wodurch er ein edles Geſchlecht chriſtlicher Mütter in Stuttgart heranzog, einen unvergeßlichen, mit allen Gefahren des jugendlichen Herzens vertrauten Führer. Er hat dadurch eine köſtliche Saat in viele hundert junge Herzen aus-

gestreut; namentlich wirkte er auf die Jugend auch durch eine Menge Flugschriften und kleinere Confirmationsschriften, die er schrieb, und, ohne dafür sich bezahlen zu lassen, drucken ließ. Daneben war er der treueste Besorger der Kranken, denen er sogar den größten Theil seiner Studiertage widmete, so daß er seine Predigten vielfach an den Kranken- und Sterbelagern studierte. Zu seiner Erfrischung führte er eine lebhafte und vertraute Correspondenz mit Lavater, Heß, J. G. Müller, Schöner und andern trefflichen Männern.

So wirkte er fast zwanzig Jahre in Stuttgart, als er im J. 1812 durch ein ungeschminktes, entschiedenes Zeugniß wider die Welt und ihre Lust, welches er am Grabe des Hofschauspielers und Komikers Weberling ablegte, die Ungnade des Königs Friedrich sich zuzog und plötzlich auf die Pfarrei Oeschingen bei Tübingen, am Fuß der Alp, versetzt wurde, so sehr er es sich auch gewünscht hatte, einst unter seiner Heerde zu Stuttgart ausruhen zu dürfen. „Aber der Herr" — so sagte er bei seiner Investitur in Oeschingen ganz sanft und gelassen — „dachte anders; er gab meinem Weg eine andere, aber gewiß die beste Richtung." Er war nur ganz kurze Zeit hier und noch nicht investirt, als er in eine schwere Krankheit verfiel, in der er sich aber an das hielt, was ihm einer seiner Freunde schrieb: „Auch durch Leiden segnet Gott uns ein." Im J. 1817 am 21. Juni wurde ihm seine theure Gattin, an der ihm der Herr eine gleich- und treugesinnte Gehülfin und eine fromme Trösterin in den Stunden der Leiden geschenkt hatte, durch den Tod in Folge der Halsschwindsucht entrissen;* es blieb ihm nur ein einziges siebenjähriges Kind, dessen Anstellung als Pfarrer in Schöckingen er später noch erlebte. Von Oeschingen aus führte er stets mit seinen Stuttgarter Schülerinnen eine wöchentliche Correspondenz, wobei er ihnen viele biblische Bücher erklärte und aufs innere und äußere Leben anwandte, und worauf sie ihm wieder das Wichtigste aus ihrem Glaubensgange berichteten. Es war dieß ein schöner Bibellesebund. Im J. 1819 kam er dann auf die benachbarte Pfarrei Mössingen, einem volkreichen Marktflecken im schönen Steinlachthal. Hier, wie in Oeschingen, führte er ein stilles, gesegnetes Hirtenleben, und auch diese Gemeinde suchte er mit treustem Eifer dem Herrn zuzuführen. Namentlich bewirkte er auch in derselben einen überaus sanften, gefühlvollen, reinen und schönen Gemeindegesang; er achtete mit aller Sorgfalt darauf

* Weiteres s. II. Nr. 619.

und wenn er einen ſchreienden Ton hörte, trat er aus ſeiner Sakriſtei heraus und verwehrte es; es war wirklich herzerhebend, den Kirchengeſang in Möſſingen zu hören. Ueberdieß ſtand er zu ganz beſonderem Segen in dieſen Jahren in ſeinem Pfarramt zu Oeſchingen und Möſſingen für die damals zu Tübingen ſtudierenden jungen Theologen da. Schaarenweiſe zogen dieſelben an den Sonntagen in ſeine ſtille Dorfkirche hinaus und empfiengen von den Lippen dieſes furchtloſen, ſtets aufs innerſte Leben eindringenden Predigers Keime des ewigen Lebens; ſie hatten bei ihm ein rechtes Predigerinſtitut. So hatte auch einſt 60 Jahre zuvor Steinhofer als Pfarrer zu Ehningen und Oetinger als Pfarrer zu Walddorf (Bd. II. S. 241, 251) einen Kreis heilsbegieriger, ſtudierender Jünglinge um ſich geſammelt. Viele ſolche Schüler Danns, die in ihm ihren geiſtlichen Vater verehren, ſtehen jetzt im Dienſte der Würt. Kirche und predigen nach ſeinem edlen Vorbild das Wort Gottes im Segen.

Im September 1823 wurde Dann zum Pfarrer in Plochingen bei Eßlingen ernannt. Seine durch die heiligſten Bande mit ihm zuſammenhängende Stuttgarter Gemeinde, zu welcher er ſich ſelbſt fort und fort mit großer, ſtets gleicher Sehnſucht hingezogen fühlte, ruhte aber nicht, bis ſie ſich von dem unterdeſſen zur Regierung gelangten König Wilhelm ihren alten, geliebten Lehrer wieder nach Stuttgart erbeten hatte. Noch vor ſeinem Aufzug in Plochingen wurde er im J. 1824 zum Archidiakonus an der Stiftskirche in Stuttgart ernannt zur dankbarſten Freude der Stadt. Seine Freunde aber, die ihm dieſe Nachricht brachten, hatten an ihm viel zu tröſten, da er große Zweifel hatte, ob er als ein alternder Mann dieſem Berufe noch genügen könne.* Am Palmtag 1824 hielt er ſeine Antrittspredigt und die Gemeinde empfieng ihn mit offenen Armen; nach einem Jahr wurde er der Nachfolger des im Glauben entſchlafenen Amtsdekans M. Hofacker auf der Stadtpfarrei zu St. Leonhard, die bis dahin der zu frühe heimgegangene Sohn des Obigen, der nachmalige Pfarrer zu Rielingshauſen, M. Ludwig Hofacker, als Vikar verſehen hatte. Dreizehn Jahre durfte er nun noch in Stuttgart wirken. Jetzt hörten die dortigen Bewohner ſeinen Ausruf wieder: „Zur Quelle! zur Quelle!“ womit er ſtets in großer Innigkeit auf das göttliche Wort, als auf die einzige, unverſiegbare und unvergleichliche Lebensquelle hinwies. Man konnte es oft von den begierigſten

* Weiteres ſ. II. Nr. 466.

seiner Zuhörer vernehmen, daß er mit jedem Jahre gleich der im Herbste zeitigenden Traube an Kraft, Geist und Süßigkeit des Zeugnisses gewinne. Seine Kirche füllte sich immer mehr, nicht nur, weil Viele seinen baldigen Abschied ahneten, sondern weil sie immer reichlichere, erquickendere Weide bei ihm fanden. An den Predigten war es ihm aber nicht genug; er setzte auch seine Töchterstunden wieder fort. Deßgleichen hielt er in der Kirche Singstunden mit Gebet zur Uebung der Gottseligkeit und gab hiefür zwei Liedersammlungen heraus unter dem Titel: „Auswahl meist älterer geistlicher Lieder zum Gebrauch bei Singübungen und zur Beförderung eines sanften, einstimmigen Kirchengesangs von C. A. D. Stuttg. 1829 und 1832." mit dem Gesammttitel: „Kern des alten Würtembergischen Gesangbuchs." Er war nämlich ein unerschütterlicher Vertreter der alten Kirchenlieder, die er für die Volkskleinodien erklärte, da er ihren Werth aus einer halbhundertjährigen geistlichen Erfahrung zu würdigen wußte.

Ob er gleich nun vielfach leidend war, verjüngte er sich doch von Jahr zu Jahr im Glauben und in der Liebe gleich dem Adler und führte in seinem Greisenalter noch in der Kirche, in der Seelsorge, im Privatunterricht, dem er sich mit besonderer Sorgfalt widmete, und im täglichen Umgang Tausende zu Gott in Christo. Selbst wenn er vom Bett matt und schwach aufstand, um die Kanzel zu besteigen, so wurde er ein Anderer auf der Kanzel und das verjüngende Lebensfeuer des Glaubens floß durch seine altgewordenen Adern, also daß er sich oft plötzlich von seinem Schwachheits halber benützten Kanzelsitz erheben konnte, um in seiner erhabenen Gestalt mit ausgerecktem Arm voll Kraft und Nachdruck für den Herrn zu zeugen. Ein sehr schweres, viele Jahre hindurch aber mit größter Geduld von ihm getragenes Leiden bestand in einem fast unausstehlichen Nervenschmerz seines kleinen Fingers, der ihn oftmals wie Feuer brannte. Was Manche durch den Gesichtsschmerz leiden, das erlitt er 40—50 Jahre lang durch jenen flammenden Schmerz, der ihn oft plötzlich, namentlich auch auf der Kanzel, befiel. Da pflegte er dann ohne Klage seine stählerne Uhrkette fest um den leidenden Finger zu wickeln, oder ihn in ein Glas kalten Wassers zu halten, und bewies dabei die männlichste Fassung und eine seltene Selbstverleugnung. Nicht selten sah man ihn seine gesegnete Rede plötzlich mit streng gefurchtem Angesicht, aber ganz in herzlichem Tone fortsetzen, und wenn man nach der Ursache sah, warum solche milde Ergießungen aus einem so leidensvollen Antlitz

kämen, dann erblickte man die ſtählerne Kette feſt um den eingedrückten Finger geſchlungen und den Geiſt herrſchend über das Fleiſch. Schon der ſelige Schöner (ſ. u.), Danns inniger Freund, wußte davon und ſchickte ihm darüber einige Troſtverſe, die im Auszug alſo lauten:

„Er, der die Himmel ſchuf und eine Welt verſöhnte,
Er, deſſen Bruderblick bei fremden Leiden thränte —
Der Hülfe aller Art auch ſeinem Dann verſpricht:
Ach! warum heilt er ihm den kleinen Finger nicht?!
Meinſt du, er lieb ihn nicht — ließ ſich von ihm nicht finden?
Der Finger nicht — das Herz ſoll Jeſum noch empfinden.
Ach, wer verſteht wie Er, was wahre Hülfe heißt,
Er wägt uns Laſten zu, und bildet ſo den Geiſt. —
Bleib ſtille, Bruder Dann, ſieh, durch die längern Schmerzen
Zieht, der die Liebe iſt, dein Herz zu ſeinem Herzen!
Es iſt ſein Weg! — So geh auf deinen Dornen fort!
Auf Dunkelheiten hier folgt Licht und Freude dort!“

Dieſen Rathſchluß des Herrn verehrend, gab Dann auch nie eine Operation des Fingers, an dem ein auf den Nerv drückendes Blutgefäß geſprungen war, zu, und hielt dieß als eigenmächtige Selbſthülfe für Unrecht. In den letzten dreizehn Jahren ſeines Stuttgarter Aufenthalts beſchäftigte er ſich auch viel mit ſtillen Privatarbeiten, um die innern Wirkungen Gottes ſich und den Seinigen feſtzuhalten. Seine verbreitetſten und gediegenſten Schriften, die er meiſt in frühern Jahren ſchrieb, ſind ſein „Beicht- und Communionbuch“ und die „evangeliſch-chriſtlichen Blätter, auf Hoffnung ausgeſtreut von C. A. D. 1821.“, in welchen ſeine älteſten Gedenkblätter enthalten ſind. Namentlich ſchrieb er auch zwei vortreffliche Schriften zur Beherzigung der unſäglichen Leiden der Thiere und ſuchte einen Verein gegen die Thierquälerei zu ſtiften. Die Leiden dieſer unſchuldigen Thiere waren ſeinem mitleidigen Gemüth eine lebenslängliche Pein.

Während er ſo Andern predigte, wollte er am wenigſten an ihm ſelbſt verwerflich ſcheinen. Er war ſehr ſtrenge gegen ſich ſelbſt, und richtete ſich ſelbſt am ſchärfſten. Den herben Stachel der Selbſtanklage und Selbſtverdammung empfand er oft und tief. Darum haderte er fort und fort mit der Sünde und ſprach: „Hinaus mit dir! nur Chriſto gehört mein Herz.“ Ja, er kreuzigte ſogar mit eiſerner Strenge ſein Fleiſch ſammt den Lüſten und Begierden und beſchränkte ſich ſtets auf die einfachſte Koſt, ſelbſt als Greis meiſt bloß auf Waſſer und Milch.

„Wir verlangen keine Ruhe
Für das Fleiſch in Ewigkeit!
Wie du's nöthig find'ſt, ſo thue
Mit uns vor der Abſchiedszeit!“

Dieß ist der Sinn, der aus allen seinen Bekenntnissen und Klagen spricht. Am dritten Adventssonntag 1836 hielt er seine letzte Predigt in St. Leonhard „über den edlen Sonderling Johannes den Täufer" — merkwürdig genug, da er einerseits auch solch eine strenge, dem Täufer ähnliche Natur war, scharf und unerschrocken in der Bußpredigt und der Vollbringer des Worts Jesaj. 58, 1.: „rufe getrost, schone nicht, erhebe deine Stimme, wie eine Posaune, verkündige meinem Volk ihr Uebertreten und dem Hause Jakobs ihre Sünde"; andererseits aber freilich auch Johannes dem Evangelisten ähnlich, dessen Geist voll Liebe Christi und Seiner Erlösten ist. Ein Katarrhfieber fesselte ihn gleich des andern Tages wochenlang aufs Lager. Späterhin gesellten sich aber höchst schmerzliche und langwierige Harnbeschwerden hinzu, unter denen seine Leibeshütte mehr und mehr zusammenbrach. Er setzte seine täglichen Bibellektionen und Gebete mit der gewohnten strengen Genauigkeit und unerschütterlichen Treue fort, so viel es ihn auch anstrengte; mitten unter den heftigsten Schmerzen drückte er seine vielgeliebte Bibel noch an die Brust, um einige Sprüche zum Trost zu suchen. Ja, auf die alten steifen Kniee warf er sich noch auf seinem Lager in den letzten Tagen, um mit dem Herrn zu ringen im Gebet, denn dieser hatte beschlossen, ihn zu vollenden durch eine Leidenstaufe, unter welcher seiner Seele bange wurde.* Schwere Nächte und schmerzensvolle Tage wurden ihm nun in reichem Maaß zugemessen und er, der so viele Trostworte an Kranken- und Sterbebetten gespendet, wurde nun selbst des Trostes höchst bedürftig. Aber Jesus blieb dennoch auch in der dunkelsten Leidensnacht sein heller Morgenstern. Zu seinem Freund und Schüler Wilhelm Hofacker, dem gesalbten Prediger und Diakonus an St. Leonhard, sagte er einst mit großem Ernst: „Mein Wahlspruch im Blick auf das mir anvertraut gewesene Predigtamt ist:

„„Was ich gelebt, Herr, decke zu,
Was ich noch leben werd', regiere du!""

In diesem Sinne verbot er es nun auch, ihn bei der Beerdigung zu loben, weil allein die Gnade des Herrn zu preisen sey. Nachdem er die letzten zwei Tage an einem Halsübel sprachlos unter den Seufzern der Seinigen zugebracht, entfloh der vollendete Geist still und sanft aus seiner irdischen Behausung zu jenen ewigen Hütten, die er beim Anblick des Morgensterns sich so oft von dem, welcher ist Christus, der helle Morgen-

* Weiteres s. II Nr. 142.

ſtern, erflehet hatte; dieß geſchah am Palmtag den 19. Merz 1837. Die Leichenpredigt* hielt ihm ſein Hofacker, der ſtatt des Leichentextes ein Denkblatt des Verewigten vorlas, auf dem geſchrieben ſtand: „Es ſoll meiner nicht lobend gedacht werden; denn ich fühle am Beſten, wie außer Chriſto nichts Lobenswürdiges an mir iſt. Aber deſto kräftiger, glaubiger, dankbarer werde deſſen gedacht, was 1 Tim. 1, 13. Phil. 1, 21. 2 Tim. 1, 10. und Joh. 11, 25. 26. geſchrieben ſteht. Davon, nur davon ſoll geredet werden." Und ſo redete auch der Leichenredner davon, wie die zwei erſten jener Stellen Danns treue Begleiter geweſen ſeyen durchs Leben und Wirken, die zwei andern aber ſeine mächtigen Tröſter im Leiden und Sterben. „Dann war" — ſagt A. Knapp — „zwar kein eigentlicher Dichter, doch gewiß ein dichteriſcher Geiſt, mit einer einfach großartigen Phantaſie ausgerüſtet."

Seine Lieder ſtehen zerſtreut in ſeinen einzelnen Schriften. Beſondere Erwähnung verdient:

„Gekreuzigter! zu deinen Füßen" — W. G. Nr. 480.

(Quellen: Denkmal der Liebe für den vollendeten M. C. A. Dann, Stadtpfarrer bei St. Leonhard. Stuttgart, bei Steinkopf. 1837. — A. Knapps Biographie Danns in der Chriſtoterpe. Jahrg. 1847.)

Nun iſt noch der geiſtliche Geſang unter den zwei einander in weſentlicher Verſchiedenheit gegenüber ſtehenden religiöſen „Gemeinſchaften" in Würtemberg, den ſogenannten Michelianern und Pregizerianern, zu ſchildern.

Der Stifter und Hauptſänger der Michelianer iſt:

Hahn, Michael, gewöhnlich nur „Michele" genannt. Er wurde geboren den 2. Febr. 1758 zu Altdorf bei Böblingen am nördlichen Saum des Schönbuchs, wo ſeine Eltern, Johann Georg Hahn und Regina, geb. Hahn, wohlhabende Bauersleute waren. Schon als Kind zeigte er ein nachdenkſames Gemüth; ſo oft in der Schule etwas aus der Kinderlehre oder Bibel geleſen wurde, machte es einen ſolchen Eindruck auf ihn, daß er immer heimlich in kindlicher Einfalt um den h. Geiſt bat. Nach ſeiner Confirmation mußte er, ſo wenig es mit ſeinem Inwendigen übereinſtimmte, das Metzgerhandwerk lernen; nach der Lehrzeit arbeitete er aber wieder auf dem Bauerngut ſeines Vaters. Weil er ein ſchöner, blühender, freundlicher und liebreicher Jüngling war, auch eine außerordentliche Unterhaltungsgabe beſaß und ſehr ſchön ſingen und pfeifen

* Weiteres ſ. II. Nr. 605.

konnte, so suchten ihn die ledigen Leute an sich zu ziehen; er hatte aber schon in diesen jungen Jahren ein solches reges und zartes Gewissen, daß ihn dasselbe über jede Theilnahme an leichtsinnigem Zeitvertreib ernstlich strafte. So faßte er damals schon Vorsätze zum Bekehren und fieng an, während seine andern Kameraden spielten und Possen trieben, trotz ihres Spottes in der Bibel zu lesen. Er glaubte nach 1 Joh. 3, 15. schon ein Todtschläger zu seyn, wenn sich nur der geringste Unwille wider Jemand in seinem Herzen offenbarte. Daher kam es auch, daß er von den Leuten in seinem Orte für den Untadelhaftesten erklärt wurde. Zu einer gründlichen Erweckung kam er nun aber in seinem siebenzehnten Lebensjahr, als er in der Kirche mit der Gemeinde das Lied: „Der am Kreuz ist meine Liebe und sonst nichts in dieser Welt" sang. Von da an fieng ein heftiger Bußkampf, der Streit zwischen Geist und Fleisch, bei ihm an. Nach Licht und Frieden dürstend, kämpfte er vom siebenzehnten bis zum zwanzigsten Lebensjahr mit schweren, innerlichen Anfechtungen und Zweifeln. Als aber diese dunkle Nacht der Trübsal durchgemacht war, folgten zweimal nach einander lichtvolle, außerordentliche Seelenzustände bei ihm, das erstemal drei Stunden lang, als er eines Tages gerade auf einem Acker ganz allein Gerste häufelte, das anderemal, im J. 1780, sieben Wochen lang. Diese „Erleuchtung" — wie er selbst diese Zustände nannte — schrieb er auf und verweilte über dem Aufschreiben oft bis zwei und drei Uhr in der Mitternacht an seinem Schreibtisch. „In „dieser Zeit" — so schreibt er selbst — „hätte nicht viel gefehlt, meine „Seele wäre aus dem Leibe gefahren, denn ich habe geglaubt, die ganze „Welt sey lauter Paradies und voll heiligen Geistes; ich sahe in die „innerste Geburt und allen Dingen in das Herz, und mir war, als wäre „auf einmal die Erde zum Himmel worden und als ob ich die Allent„halbenheit Gottes schauete. Mein Herz war gleich der ausgedehnten „Ewigkeit, darinnen sich Gott offenbart. Ich ward auch über die wichtig„sten Schriftstellen am allergründlichsten erleuchtet und belehrt.

„Jesus war wirksam, mein Geist hielt sich leidend,
„Jesus mittheilte, mein Glaube war weidend,
„Nichts konnte hindern den heiligen Lauf.
„Meine Tinktur wurde gänzlich durchdrungen
„Und in das Urbild der Menschheit verschlungen."

Schon seit der ersten Erleuchtung fieng er Privaterbauungsstunden zu besuchen und sich von der Welt zurückzuziehen an. Darüber war aber sein Vater so erbost, daß er ihm einmal siebenzig Streiche gab, und ihn,

aufgehetzt durch die Stiefmutter, mißhandelte. Daher verließ er das väterliche Haus und diente als Bauernknecht in Döffingen und auf dem Illinger Hof, bis ſein Vater anderer Geſinnung wurde und verſprach, ihm ſeine Freiheit zu laſſen, daß er ungehindert nach Ueberzeugung Gott dienen könnte. Nun lebte er in der größten Verleugnung aller Sinnlichkeit; ſeine Kleidung war ſchlecht, weil er nichts anzog, als was ſeine Brüder abgelegt hatten, über dem Gebet vergaß er oft das Eſſen, in zwanzig Jahren trank er weder Wein, noch Moſt, noch Thee, noch Kaffee, ſondern bloß Waſſer und Milch.

Nun redete Hahn in den Privatverſammlungen, und die außerordentliche Geiſteskraft, welche ſeine Rede begleitete, zog viele Seelen herbei und machte großes Aufſehen in der ganzen Umgegend von Altdorf, weil ein unſtudierter Jüngling ſo innig und ſo fließend von den tiefſten Gottesgeheimniſſen reden könne. Er bildete ſich nach Oetingers myſtiſchen Schriften (Bd. II., 246), hauptſächlich aber nach Jakob Böhme, dem Görlitzer Schuhmacher, deſſen Theoſophie und Schreibart er ganz angenommen hat. Manche vermutheten einen Propheten in ihm, der berufen wäre, noch Höheres und Tieferes zu offenbaren, als die h. Schrift enthält. Der große Zulauf, den er auf dieſe Art von allen Seiten her hatte, und ſeine von den ſymboliſchen Büchern unſerer evangeliſchen Kirche mannigfach abweichende Lehre waren die Urſache, daß er einmal über das andere von geiſtlichen und weltlichen Behörden zur Verantwortung gezogen wurde. Ueber dem ſang er ſich zum Troſt das Lied: „Gottſeligkeit kanns nicht vermeiden, ſie mag noch ſo behutſam ſeyn, ſie ſoll, ſie muß Verfolgung leiden" und entwich dann auf den Rath des Pfarrers Hahn zu Echterdingen (Bd. II. S. 137) eine Zeit lang in die Schweiz, wo er Lavatern beſuchte. Allein nach ſeiner Zurückkunft mehrte das Verbot ſeiner Erbauungsſtunden nur um ſo mehr die Zahl ſeiner Verehrer; denn nun betrachteten ſie ihn als einen Märtyrer der Wahrheit. Vor das Conſiſtorium geladen, fand er an Conſiſtorialrath und Stiftsprediger Carl Heinrich Rieger, dem Sohne Georg Conrads (Bd. II. S. 137), einen einſichtsvollen Richter; ſonſt hätte leicht aus dieſer Bewegung völliger Separatismus entſtehen können. Den Vorſchlag Riegers, Theologie zu ſtudieren, nahm er nicht an, um nicht an eine Gemeinde gebunden zu ſeyn, einen andern Rath deſſelben aber, ſich künftig mehr an die h. Schrift zu halten und ſich mehr mit Schriftworten und im Schriftſinn auszudrücken, verſprach er zu beherzigen. Bis in ſein dreißigſtes

Jahr, also bis 1788, hielt er sich nun so meist in seinem väterlichen Hause auf und trieb dort das Wanduhrenmachen, welches er besonders erlernt hatte, um auch eine leibliche Beschäftigung zu haben. Dann hielt er, obwohl unter fortwährendem Widerstand der Kirche und ihrer Diener, Erbauungsstunden an verschiedenen Orten des Gäu's, besonders in Ober- und Unterjettingen. Er schrieb auch viele Lieder, so wie Briefe an seine Freunde über Glaubensgegenstände und Gewissensfragen, oftmals in Erläuterungen ganzer biblischer Bücher bestehend. Er ließ sie sich jedesmal von christlichen Brüdern besonders abschreiben, um Alles zu sammeln, was er geschrieben hatte.

In den Jahren 1792—1794 zog er sich nach Nebringen bei Herrenberg zurück, um dem allzugroßen Zulauf auszuweichen, von wo er dann in seinem siebenunddreißigsten Lebensjahr 1794 auf das Schloßgut der Herzogin Franzisca zu Sindlingen bei Herrenberg als Drittelmeyer kam. Hier wurde er nun von keiner Behörde mehr gestört und konnte sich seiner umfassenden geistlichen Wirksamkeit unter dem Beistand mehrerer geistesverwandten Gehülfen ganz widmen. Er hielt dort an allen Sonn-, Fest- und Feiertagen nach geendetem Gottesdienst bei immer zahlreicheren Versammlungen seine Erbauungsstunden, oft unter freiem Himmel im Schloßgarten, da seine Wohnung nicht geräumig genug war. Daneben schrieb er nun auch, außer einem großen Briefwechsel selbst ins Ausland, mehrere Schriften über biblische Bücher, besonders seine „dreizehn Briefe über den Inbegriff seiner Erkenntniß von den Offenbarungen Gottes durch alle Zeiten hindurch. 1814." Diese Schrift ist eigentlich das Herzblatt seiner sämmtlichen, sehr breit gerathenen Schriften. Er weicht zwar in manchen Punkten von der Lehre der symbolischen Bücher ab, z. B. in der Annahme eines innern Lichts, eines zwiefachen Sündenfalls, wobei der erste Sündenfall darein gesetzt wurde, daß Adam ein Gelüste nach einem Weib bekam, in der Geringschätzung des ehelichen Standes als einer geringern Stufe des Christenthums, im Glauben an Einzelauferstehungen der Glaubigen bald nach dem Tode, an die Wiederbringung aller Dinge und damit in Verbindung stehende Reinigungsfeuer in verschiedenen Aeonen der Ewigkeit ꝛc.; bildete aber ein heilsames Gegengewicht gegen die seitherigen sogenannten „alten Pietisten", welche nicht nur ziemlich lau geworden waren, sondern namentlich den Glauben als ein bloßes leidendes Annehmen der Gerechtigkeit ansahen, wobei der Mensch gar nichts thun könne, als zuwarten, bis Gott von selbst die

Sünde austreibe, über die ſie daher beſtändig klagten und ſeufzten, ohne ſich das Blut Chriſti zu einer rechten Heiligungskraft dienen zu laſſen. Hahn dagegen lehrte zwar auch die Glaubensgerechtigkeit, daß nur dem die Gerechtigkeit Chriſti vollkommen zugerechnet werde, der im Glauben das Wort von der Verſöhnung annehme, aber er hob vor Allem hervor, daß aus dieſer Glaubensgerechtigkeit auch eine Lebensgerechtigkeit werden müſſe, wie die Frucht aus dem Baume hervorwachſe, und daß der Menſch im Glauben eine Kraft bekomme, wider die ihm immer noch anklebende Sünde zu kämpfen, unter täglicher Buße der Heiligung nachzujagen und von Neuem geboren zu werden. „Niemand hat Vergebung der Sünden" — das war einer ſeiner Hauptſätze — „als der wirklich im Werden, in der Geburt Gottes iſt. Die Kinder Gottes wollen nicht von außen, ſondern von innen gerecht ſeyn, gerecht geboren von innen." Dabei war er in dieſem unglaubigen Zeitalter für Viele eine Weckſtimme zum ernſtlichen Bemühen um Wahrheit und Gottſeligkeit. Namentlich wirkte er aber auch den damals auf eine drohende Weiſe um ſich greifenden Separatiſten entgegen, von welchen er vielen Hunderten ihren Haß gegen die Kirche benahm. Oftmals ſprach er ſich mit Entſchiedenheit dahin aus: „Wahre Kinder Gottes ſind ſehr demüthige, einfältige und redliche Seelen; ſie verachten nicht die Anordnungen und Gebräuche ihrer Kirche, „die heiligen Sakramente, noch auch die verordneten Lehrer, ſondern „alles dieſes reſpektiren ſie und ſind froh, wenn man ſie unter ſolchen „Verfaſſungen leben und paſſiren läßt; ſie ſehen ſich nicht an und wollen „nicht angeſehen ſeyn als berufene, ordentliche Lehrer, ſondern bloß als „Handlanger derer, die am geiſtlichen Tempel Gottes arbeiten. Dieſe „ſind die werkzeuglichen Baumeiſter, wir ihre Handlanger."

In den letzten dreizehn Jahren ſeines Lebens hatte er mit der Waſſerſucht zu kämpfen, was ihm oft das Sprechen in den Verſammlungen ſehr beſchwerlich machte. Er betrachtete aber dieſe körperlichen Leiden als eine heilſame „Begleitung" durch die Welt, als eine beſchützende Geſellſchaft und als eine immerwährende Mahnſtimme zur Demuth und ernſtlichen Herzensprüfung. Heftige Anſtrengungen um Weihnachten des Jahrs 1818 durch Reden in Erbauungsſtunden und heftiges Beten bei einer Krankheit ſeiner Hausgenoſſen beſchleunigten ſeinen Tod. Er ſagte denſelben als in vierzehn Tagen eintretend voraus und ordnete nun ſeine Sachen. Seine Augen waren in der Todesſtunde ſtets aufwärts gerichtet und ſein Mund gieng ſtille, wie eines Betenden. Auf die

Frage, ob er denn gar keine Bangigkeit des Todes habe, daß er so freundlich sey, antwortete er noch: „Nein! der Heiland hat sie alle genommen und mich außerordentlich erquickt, daß ich ganz getrost bin.“ So starb er denn sanft und freudig am 20. Jan. 1819 in einem Alter von 61 Jahren. Zu seiner Beerdigung kamen die Leute von 12—15 Stunden weit her. Während er ins Grab gesenkt wurde, stand ein Regenbogen als himmlisches Gnadenzeichen am Himmel und wölbte sich über dem offenen Grab. Die Seinen aber meinten, er sey nach wenigen Tagen schon auferstanden. Er hatte sich selbst folgende Grabschrift gedichtet:

Hier liegt sie, meine Wanderhütte,
Nun habe ich ein himmlisch Haus.
Nun bin ich fort aus Eurer Mitte,
Denn meine Pilgerfahrt ist aus.
Im Grabe kann ich nicht verderben,
Das Leben fand ich ja im Sterben.
Im Geistleib werd ich auferstehn,
Ich werde meinem Jesus gleichen,
Von dem ich hier nicht wollte weichen;
Das sollet ihr dereinstens sehn.
(Knapps Liederschatz 1. Ausg. Nr. 3366.)

Nach seinem Tode gaben seine Anhänger zehn Bände seiner Schriften heraus, die so gesucht sind, daß bis jetzt alle 5—6 Jahre eine neue Auflage von 2000 Exemplaren veranstaltet werden mußte. Es findet sich darunter ein ganzer dicker Band von 550 Liedern unter dem Titel: „Sammlung von auserlesenen geistlichen Gesängen zur Erbauung und Glaubensstärkung in manchen Erfahrungen, Proben und Anfechtungen des Christen und wahren heilsbegierigen Seelen zum gesegneten Gebrauch verfaßt von J. M. Hahn in Sindlingen. Mit Fleiß zusammengetragen von einer Gesellschaft wahrheitsliebender Freunde. 2. Aufl. Tübingen 1838.“ Die meisten Lieder sind sehr lang, oft aus 20—40 Versen bestehend. Sie haben fast alle seine theosophische Sprache und sind zwar von einem entschiedenen christlichen Geist und Heiligungseifer erfüllt, aber allzubreit gerathen und ohne wirkliche Poesie, meist nur gereimte Prosa, bei deren Durchlesung es einem oft ist, als müsse man durch tiefe Wasser waten. Der Kern der Hahn'schen Lieder ist mit sorgfältiger Auswahl gegeben in der Schrift: „Das geistliche Liederkästlein oder kurzer Auszug aus den sämmtlichen Liedern von J. M. Hahn. Tübingen, bei Fues. 1831.“ Das W. Landesgesangbuch von 1842 hat drei derselben aufgenommen; es sind nebst einigen andern seiner besten Lieder folgende:

„Ach (Herr) laß mich deine Heiligung“ — W. G. Nr. 391.
„Besinne dich und stehe stille.“
„Eins nur wollen, Eins nur wissen“ — W. G. Nr. 437.
„Fahre fort, vollende doch, was du hast angefangen.“
„Jesu, Bräutigam der Deinen“ oder:
„Seelenfreund der Deinen“ — W. G. Nr. 273.

„Mein Heiland, du bist von der Erde gangen."
„O Herrlichkeit, o Lichtweltsonne."

(Quellen: Joh. Michael Hahns Schriften. 1. Band: Sein Lebenslauf. Tübingen, bei Fues. 1819.)

Das ebenerwähnte Hahn'sche Liederkästlein ist in Verbindung mit dem Hiller'schen (Bd. II. S. 233) das gewöhnliche Gesangbuch der Michelianer bei ihren Privatversammlungen. So heißen sie nämlich nach Hahns Taufnamen: „Michele". In ungefähr 50—60 Gemeinschaften sind sie über einen großen Theil Altwürtembergs verbreitet und sind unter der Leitung eines Aeltestenraths unter sich als besonderes „Kirchlein" förmlich organisirt, zeichnen sich übrigens meist durch ihre strenge Sittlichkeit vortheilhaft aus. Von ihren Gegnern wurden sie bald „Gesetzler", bald „Seufzende" genannt, weil sie sich um des Glaubens willen die Gerechtigkeit des Lebens zur strengen Aufgabe machen und ihnen der Ernst in Vollziehung dieser Aufgabe nicht selten einen Anstrich düsterer Schwermuth giebt, neben dem, daß Manche in der Enthaltung vom ehelichen Stande eine höhere Stufe der christlichen Vollkommenheit und den Weg sehen, Gott ungehinderter, ja ganz eigen und ergeben dienen zu können. In einem ihrer Lieder singen sie:

Wer das Gesetz nicht ernstlich treibt,
Dadurch die Seelen zu erwecken,
Daß also Jeder schläfrig bleibt
Und Keiner recht wird aufgeschrecket:
Der hat, wie man behaupten kann,
Nach langer Zeit nicht viel gethan.
Sein laues Evangelisch lehren
Wird Niemand recht zu Gott bekehren,
Zum wenigsten kommt nichts heraus,
Als ein auf Sand gebautes Haus.

Wer ohne Evangelium
Will durchs Gesetz die Menschen ändern,
Der fordert nicht das Christenthum,
Ja er kann manchmal gar noch hindern,
Weil das Gesetz kein Leben giebt:
Und wer sich noch so eifrig übt,
Wird durchs Gesetz nicht neu geboren
Und ist für Gottes Reich verloren.
Nur Evangelium giebt Kraft,
Die wahre Gotteskinder schafft.

Doch selbst das Evangelium
Heißt eine Seele gründlich graben
Und Grund und Boden kehren um,
Wenn man den satten Grund will haben,

Weicht also dem Gesetz nicht aus,
Laßt Euch Gott in die Hölle führen,
Auch die gehört zu Gottes Haus.
Laßt Euch den Arzt recht auspurgiren ꝛc.

Im Gegensatz gegen die Hahn'sche Richtung machte sich nun nach einiger Zeit eine andere Richtung geltend, die ihren Stützpunkt hauptsächlich gefunden hat in —

Pregizer, M., Christian Gottlob, geb. 18. Merz 1751 zu Stuttgart. Als er während seiner Studienzeit im theologischen Stift zu Tübingen, wo er sich von 1768—1773 aufhielt, nahe am Magistriren war und einsmals die Beichte besucht hatte, da durchzuckte den zwanzigjährigen Jüngling, der bis dahin unbekümmert um sein Seligwerden in Sicherheit dahingegangen war, beim Blick auf zwei neben ihm stehende fromme Theologen plötzlich der Gedanke: „diese kann die Absolution wohl angehen, aber dich nicht!" Damit wich die Ruhe aus seiner Seele und er ward in einen harten Bußkampf eingeführt, so daß er zwei Jahre lang nur zur äußersten Nothdurft Nahrungsmittel genoß und sich des Fleisches und Weins gänzlich enthielt. Darüber schwanden seine Körperkräfte so sehr dahin, daß er oft kaum mehr geben konnte. Als er dann aber seine Studien vollendet hatte und als Vikar hinausgehen mußte, das Evangelium von der Gnade Gottes in Christo Jesu zu verkünden, kehrte wieder Heiterkeit in seine Seele zurück und er lernte sich allmählich der Gnade Gottes getrösten, die auch die Gottlosen gerecht macht, so daß er mit Kraft und Segen als Vikar in Besigheim und dann in Bichberg bei Gaildorf wirkte. Im J. 1778 wurde er Schloßprediger zu Tübingen und trat dort mit so großem Bekehrungseifer auf, daß während seiner fünfjährigen Wirksamkeit auf dieser Stelle ein außerordentlicher Zudrang zu seiner Kirche stattfand. Von da kam er im J. 1783 als Pfarrer nach Grafenberg bei Nürtingen und verheirathete sich mit Eleonore, geb. Hörner, die ihm zwölf Kinder gebar. Nach zwölfjähriger schwerer Arbeit an dieser damals ziemlich verhärteten Gemeinde wurde er im September 1795 als Stadtpfarrer in das kleine Schwarzwaldstädtchen Haiterbach bei Nagold befördert. Hier ward ihm nun erst recht eine Thüre aufgethan. Aus der weiten Umgegend zogen große Schaaren Sonntag für Sonntag zu seiner Kirche, um den im volksthümlichsten Tone, in den treffendsten, meist aus dem gewöhnlichen Leben gegriffenen Bildern redenden Prediger zu hören, der eine mächtige Erweckungskraft auf viele Seelen ausübte. Als dann bald die Kriegsnöthen

hereinbrachen, hielt er Tag für Tag eine Morgenbetſtunde, wobei gleichfalls Einheimiſche und Fremde die Kirche füllten. Er ließ dabei meiſt das Lied ſingen: „Ach! bleib mit deiner Gnade", wozu er dann auch noch für ſolchen Gebrauch, deſſen letzten Vers an die Spitze ſtellend, ein beſonderes Lied von 42 Verſen als Fortſetzung dichtete. Darinn lautet es unter Anderem bittweiſe:

Ach bleib mit Engelſchaaren
Um uns und unſer Haus
In jetz'gen Kriegsgefahren
Und hilf uns mächtig aus.

Ach bleib als Feuermauer
Zum Schutz um uns herum!
Den Feind durchdringe Schauer,
Bewahr dein Eigenthum.

Ach bleib in Jammerſtunden
Der Deinen Zuverſicht,
So haben wir gefunden
Den Anker, der nicht bricht!

Nun aber trat in ſeinem innern Leben ein entſcheidender Wendepunkt ein. Zu Anfang des Jahrs 1801 hatte er einmal ein Wort des Selbſtruhms in Abſicht auf ſeine Predigergabe fallen laſſen. Darüber beugte er ſich dann ſo ſehr vor Gott, daß von da an alle ſeine Freudigkeit dahin war und er über ein Jahr lang gar nicht mehr predigen konnte, ſondern einen Vikar halten mußte. Seine Seelenangſt ſtieg manchmal faſt bis zur Verzweiflung, und er fieng an, zu zittern und zu beben, wenn nur ein Menſch ſeinem Haus nahte. Da machte er nach langem Ringen eines Tages einen Nachbarſchaftsbeſuch bei ſeinem Alters- und Studiengenoſſen, Pfarrer Eberhard Chriſtoph Sartorius in Grünthal, der ihn wieder aufrichtete, ſo daß er ganz heiter zurückkam und mit den Worten ins Zimmer trat: „Frau! mein Trauergeiſt iſt fort!" Von da an ſteifte er ſich nun, gedrungen, gegen den vorigen Geiſt des Unglaubens in ihm zu kämpfen, feſt auf ſein Taufrecht und die ihm dadurch gewordene Begnadigung und Beſeligung, die alle Sünden hinweggenommen habe. Er las jetzt fleißig in der ſeither in ſeinem Kaſten beſtaubt gelegenen „geiſtlichen Schatzkammer" des Prätorius und bekannte ſich „**mente manuque**", d. i. mit Herz und Hand, zu der ſogenannten „Gnaden- und Freudenbeicht", welche von dem 1777 geſtorbenen Dekan Philipp David Burk in Kirchheim (Bd. II. S. 217) verfaßt und ziemlich verbreitet war: „Ich in Jeſu Chriſto reich gemachtes und gerechtfertigtes Kind Gottes bekenne mich Gott, meinem himmliſchen Vater, daß ich gottlob reichlich und höchlich begnadiget und beſeliget worden, nicht allein mit äußerlichen leiblichen Wohlthaten, ſondern auch und noch vielmehr mit innerlichen geiſtlichen Wohlthaten, Erleuchtung des

h. Geistes, Glauben, Friede, Freude und vielen andern Heilsgütern, wie das mein Herr und Gott an mir erkennt und ich leider so vollkommentlich nicht erkennen kann, also freuen sie mich und sind mir lieb und begehre von Herzen, immer mehr und mehr begnadiget und beseliget zu werden durch seinen lieben Sohn Jesum Christum." Mit um so feurigerer Begeisterung und Freudigkeit trat er nun als Prediger der Gerechtigkeit auf, und was er so auf die freimüthigste Weise zeugte, war noch eindringlicher durch die ungemeine Popularität, in der er Alles vorzutragen wußte, wie er denn auch sein Thema meist in Reimen faßte, die er auch sonst gern einstreute und die „Bisquittörtchen für seine Zuhörer" zu nennen pflegte. Einmal sah er an einem auf die Heuernte folgenden Sonntag, wie viele seiner Zuhörer unter der Predigt eingeschlafen waren. Da rief er mit einemmal im Bauernton: „Thuet die Heuschochen weg! thuet doch die Heuschochen weg!" Mit diesem die innern Gedanken der Zuhörer strafenden Rufe hat er sie wieder zum Wachen gebracht. Neben solcher Wirksamkeit auf der Kanzel nahm er sich auch des Jugendunterrichts und der Schulen aufs Eifrigste an, leitete fünf Privatversammlungen, die sich in seiner Gemeinde gebildet hatten, und zog auch oft und viel in auswärtige Orte, um dort heilsbegierige Seelen um sich zu versammeln. Im J. 1807 am 19. Sept. brach in seinem Städtlein Nachts um 11 Uhr eine schreckliche Feuersbrunst aus, die 65 Gebäude verzehrte und auch ihn in Gefahr brachte. Der Herr aber bewahrte auf sein inbrünstiges Gebet ihn und die Stadt vor weiterem Unglück, worauf er dann eine gewaltige Bußpredigt hielt über Amos 4, 11—13.

Mehr und mehr gerieth er aber nun in ein allzueinseitiges Treiben, ja Uebertreiben der biblischen Lehre von der Rechtfertigung des Sünders durch Christum hinein und drang dabei, wie sich das Gutachten des Prälaten v. Süskind, der ihn deßhalb im J. 1808 im Namen des Consistoriums zur Rechenschaft zu ziehen hatte, ausspricht, „viel zu wenig mit bestimmtem Nachdruck und überlegter Klarheit auf Anerkennung und Verbesserung der moralischen Unvollkommenheiten, die jeder Mensch an sich hat, und vermengte in seinen Vorträgen allzusehr das Ideal eines wahren Christen, das die Bibel zur Nacheiferung vorhält, mit der in der Wirklichkeit vorhandenen, stets unvollkommen bleibenden Beschaffenheit auch der besten Christen und vernachläßigte dann über der beständigen einseitigen Darstellung jenes Ideals völlig die Rücksicht auf ungebesserte Menschen." Dabei lehnte er den Namen „Pietist" ab, dieweil er zum Christianismus

führe, und trat auch den Lehren Michael Hahns, die ihm zur Werkheiligkeit zu führen ſchienen und bei manchen Anhängern wirklich auch ſchwere trübſinnige Bußkämpfe und ein Abmühen in ſelbſtbüßender Strenge hervorriefen, entſchieden entgegen.

Zugleich dichtete er, zwar von geringerem poetiſchem Werth, aber in volksthümlichem Tone und großem Bilderreichthum, viele geiſtliche Lieder, zum Theil auf die trippeltaktartigen Halleſchen Melodien, namentlich auf die Melodie: „O ſelige Stunden, die Jeſus", zum Theil auf luſtige Volksweiſen, z. B.: „Freuet euch des Lebens", wie er denn auch damit geradezu ein Lied beginnt: „Freuet euch des Lebens, die ihr erwählet ſeyd" oder: „Ich hab mein Sach auf nichts geſtellt" ꝛc. Die Gegenſtände, die er darinn faſt ausſchließlich beſang, waren die ſeligen Wirkungen des Glaubens und der Genuß der Gnade Gottes in Chriſto Jeſu, die Freiheiten, Privilegien und Regalien der auserwählten Kinder Gottes.

So bildeten ſich nun durch ſeine derartige Wirkſamkeit unter ſeinen zahlreichen, weithin und namentlich auf dem Schwarzwald verbreiteten Anhängern beſondere Gemeinſchaften fröhlicher Chriſten, die, wie dieß ſchon ums J. 1796 in manchen ſeparatiſtiſchen und andern Conventikeln ſich gezeigt hatte, unter Begleitung von Inſtrumentalmuſik ſeine Lieder in lebhaft bewegten, ſogar luſtigen Weiſen abſangen. So zogen auf den Fildern oberhalb Stuttgart im J. 1806 ihrer 140, die ſich „Gerechte" und „Selige" nannten, durch die Ortſchaften Bonlanden, Plattenhardt, Vaihingen, Kaltenthal mit fröhlichem Geſang und behaupteten dabei, ſie bedürfen nicht mehr des öffentlichen Bußbekenntniſſes, das alle Sonntage in der Kirche verleſen werde. Am Fuß der Alp zwiſchen Tübingen und Reutlingen ſpielten ſie z. B. in Bezingen mit der Flöte, in Dußlingen mit der Clarinette zu ihren Verſammlungen auf und ſangen Lieder im Versmaaß von: „Herzlich thut mich verlangen" nach der Melodie: „Ich liebte nur Ismenen, Ismene liebte mich." Dabei fiengen ſie an, auf die gewöhnlichen alten Pietiſten und auf die Michelianer, die ſie nur „Geſetzler" nannten, hoch herab zu ſehen als auf ſolche, die ſich noch mühſam abquälen mit dem, worüber ſie längſt hinaus ſeyen. So ſangen ſie z. B.:

Freut hoch euch, ihr ſel'ge Chriſten,
Ueber eure Herrlichkeit!
Ihr ſucht mit den Pietiſten
Eure Seligkeit nicht weit:
Denn ihr habt ſie ſchon in euch,
Als verſetzt in Jeſu Reich.

Darum laßt uns jubeliren
Und von Herzen fröhlich ſeyn,
Wie es Heil'gen will gebühren,
Mit der ganzen Reichsgemein,
Die ſich nicht nur ſelig weißt,
Sondern es auch froh anpreist.

Was kann Höhers gesagt werden,
Als Christus in Christo seyn?
Was giebts Fröhlichers auf Erden,
Als wie Christus seyn, so rein?
Daß der Engeln Reinigkeit
Von der unsern absteht weit.

Im Vaterunser ließen sie die fünfte Bitte aus, weil sie sich nur auf solche beziehe, die noch nicht vom h. Geist erfüllt seyen, und beriefen sich auf Stellen, wie Röm. 8. und 1 Cor. 6, 11., wo Paulus klar und deutlich sage, daß wer den Glauben habe, nicht mehr sündigen könne, also über Buße und Beichte erhaben sey; die Wohlthat der Sündenvergebung bekomme man schon in der h. Taufe, seit welcher der Christ ganz sündenlos, ganz heilig, ja der göttlichen Natur theilhaftig, vergöttert, höher als die Engel und Christo gleich, also hier schon ganz selig sey. Darum sangen sie auch keine Bußlieder, als ob durch Alles, was von Buße gesagt wird, eine Art von Werkheiligkeit in die Lehre von der Rechtfertigung käme, und stimmten höhnende Lieder auf die Michelianer an, wie z. B.:

Immer wollen sie verdienen,
Wollen sich durch Werk versühnen,
Wollen arme Sünder seyn,
Schämen sich, gerecht zu heißen,
Bis sie sich vorher befleißen,
Fromm zu leben und zu seyn.

Ja! sie sprachen das Wort „Sünder" nicht einmal aus, sondern setzten dafür, wo es ihnen in Liedern ꝛc. begegnete, stets „Kinder".

Rein gemacht bin ich,
Wer beschuldigt mich,
Daß ich noch ein Sünder seye,
Ungeachtet meiner Treue.
Ich bin rein und gut
Durch des Lammes Blut.

So lautets in dem Pregizerianischen Liede: „Auserwählt bin ich." Zwar schrieben sie sich die Vollkommenheit nur rücksichtlich der Glaubensgerechtigkeit zu, rücksichtlich der Lebensgerechtigkeit erkannten sie sich allerdings noch nicht für ganz vollkommen und geistlich, indem der Kampf mit der Sünde erst mit dem Tod aufhöre, aber Gott wolle es so haben, daß die Glaubigen der Erlösung froh nur seine Gnade rühmen und behaupten, sie seyen sündenrein; wenn sie in Ermanglung der Lebensgerechtigkeit auch noch Fehler begehen, so werden ihnen diese vermöge des Glaubens, darinn sie stehen, zur Gerechtigkeit gerechnet, ohne daß sie nöthig haben, auch nur darum in Bußgebeten zu bitten.

Als nun aber unter diesen Pregizerianischen Gemeinschaften allgemach Leute aufkamen, die behaupteten, der wiedergeborene Christ sey so ohne alle Sünde und Unvollkommenheit, daß, wenn in ihm, als Fleisch betrachtet, auch die Sünde noch wohne, diese noch nicht zu seinem eigentlichen Selbst gehöre und also auch selbst grobe Ausschweifungen nichts zu

bedeuten haben; als ſofort in manchen dieſer Gemeinſchaften bei leichtfertigem Mißbrauch der Rechtfertigungslehre Pregizers entſtandene Unſittlichkeiten und Fleiſchesſünden einzelner Mitglieder gleichgültig angeſehen und keinerlei brüderliche Zuchtmittel dagegen angewandt wurden, ſo daß dadurch großes Aergerniß entſtand: ſo fieng Pregizer an, auf den Mittelweg einzulenken, und legte im J. 1816 in fünfzehn Artikeln ein „Glaubens- und Hoffnungsbekenntniß" ab, worinn er es namentlich ausſprach: „ich glaube und bekenne, daß mein alter Menſch mit Chriſto gekreuzigt und zum Tod verurtheilt worden; ich übergebe ihn alſo freiwillig in den Tod und will mich von Allem, was ich von Adam ererbt, in der Kraft der neuen Geburt aus Gott geſchieden halten." Eben ſo und noch entſchiedener erklärte er ſich anderwärts gegen jenen Mißbrauch ſeiner Rechtfertigungslehre: „ich weiß es gar wohl, daß dieſe Lehre der Grund des wahren Chriſtenthums iſt, aber ich weiß auch, daß die, welche einſeitig dabei ſtehen bleiben, beim Grundlegen ſtehen bleiben. Wir haben die Buße täglich nöthig bis an unſer Ende, und wer ſie nicht immer für nöthig hält, betrügt ſich ſehr und kann wieder vom Chriſtenthum nach und nach abkommen." Dafür trug er denn auch bei ſeiner eigenen Partei als Märtyrerzeichen den Namen des „weißen Teufels" davon. Zwei Jahre vor ſeinem Tode wurde er von einem Schlaganfall betroffen und bereitete ſich von da an in ſtillem Umgange mit wenigen Freunden auf ſein allmählich herannahendes Ende vor, das denn auch am Tage der bekannten großen Ueberſchwemmung, am 30. Okt. 1816, eintrat.

Die Zahl ſeiner Anhänger aber wuchs nach ſeinem Tode nur noch mehr, obgleich ſich kein anderer Geiſtlicher dieſer einſeitigen Richtung hingab. Namentlich im Schwarzwald, im Ammerthal bei Tübingen und im Remsthal verbreiteten ſich die Pregizerianer und fiengen ſogar an, in groben Ausartungen ſich zum Separatismus hinzuneigen, wie ſie denn die Kirche ſehr ſelten beſuchten und, wenn ſie es thaten, bei allen Stellen der Predigt, die mit ihren Parteimeinungen nicht übereinſtimmten, mit dem Kopfe ſchüttelten oder lachten, weßhalb das Volk ihnen den Namen „Schüttler" auftrieb. Sie lockten Viele in ihre Gemeinſchaften durch die Verſicherung, in einer halben Stunde werde Alles richtig im Herzen des Menſchen und der ſelige Gnadenſtand bewirkt; auch pflegten ſie „Juchhe!" zu ſchreien im Gefühl ihrer Beſeligung durch den Glauben und bedienten ſich fortwährend der Geigen und Schalmeien zu ihren geiſtlichen Geſängen, die ſie ſogar nach den Weiſen der gemeinſten, wüſteſten Gaſſen-

hauer, z. B. des „Ei! du lieber Augustin, 's Geld ist hin, 's Weib ist hin", absangen. Seit längerer Zeit aber sind sie milder und gemäßigter geworden und in die Schranken der Ordnung zurückgekehrt, wie denn auch manche ihrer Gemeinschaften bei aller guten Geisteszucht nur „die stille selige Dankesfreude für die ohne alles eigene Verdienst empfangene freie Gottesgnade in Christo" unter sich nähren und pflegen.

Das Liederbuch, dessen sich die Pregizerianer bei ihren Erbauungsstunden bedienen, hat den Titel: „Sammlung geistlicher Lieder zum Gebrauch für glaubige Kinder Gottes. Ludwigsburg 1821." Eine zweite Auflage davon erschien im J. 1835 unter demselben Titel zu Ludwigsburg und eine dritte im J. 1849 zu Backnang, besorgt von den zwei Stundenhaltern Michael Raisch in Engelsbrand bei Neuenbürg und Joh. Georg Schmückle in Burgstall bei Marbach, unter dem Titel: „Liedersammlung für glaubige Kinder Gottes, zusammengetragen und zum Druck befördert von Solchen, die durch Jesum Christum als ihren einzigen Erlöser das ganze Heil und ihre Seligkeit suchen, ihm glauben, froh und selig darinn leben." Diese neueste Auflage enthält in 285 Nummern, neben manchen ältern theilweise im Pregizerianischen Sinne veränderten Liedern, meist Pregizers Lieder und Reime über die Fest-, Sonn- und Feiertagsevangelien, so wie Lieder seiner Freunde, z. B. des Schulprovisors Künstle, des Schulmeisters Aichelin, der Frau König im Gäu und auch des Pfarrers Hosch in Aidlingen (S. 174), der wenn auch kein Anhänger, so doch ein inniger Freund Pregizers gewesen.

(Quellen; Der christliche Bote aus Schwaben. 1831. Nr. 7. — Dr. Grüneisens Abriß einer Geschichte der religiösen Gemeinschaften in Würtemberg in Illgens Zeitschrift für die hist. Theologie. 1841. I. — Diakonus Haugs [jetzt Dekan in Leonberg] Abhandlung über die Sekte der Michelianer nach ihrer Lehre und ihrem Verhältniß zu andern pietistischen Parteien in Würtemberg in Dr. Stirms Studien der Würtemb. Geistlichkeit. 1839. 1. Heft.)

Außer Würtemberg zeigt sich die altglaubige Richtung auf dem Gebiet des Kirchenlieds, wiewohl höchst vereinzelt, auch noch in

andern deutschen Ländern.

Zunächst begegnet uns hier der letzte Sprößling der zweiten schlesischen Schule, an Schmolke und Casp. Neumann sich anschließend (Bd. I. S. 355) —

Liebich, Ehrenfried, geb. am 13. Juni 1713 zu Probsthayn im Fürstenthum Liegnitz in Schlesien, wo sein Vater Müller war. Bis

ins sechzehnte Jahr mußte er demselben in der Mühle helfen, kam aber dann, weil er ausgezeichnete Gaben zeigte, auf die Schule nach Schweidnitz, später nach Breslau und studierte sofort vom J. 1738 in Leipzig die Theologie. Bald nach Vollendung seiner Studien, im J. 1742, wurde er Pfarrer in Lomnitz und Erdmannsdorf bei Hirschberg in Schlesien. Hier starb er auch nach sechsunddreißigjähriger treuer und gesegneter Amtsführung am 23. Dez. 1780, nachdem er noch „eines sterbenden Christen letztes Lob Gottes auf Erden" — das schöne Lied: „Hallelujah! Lob und Ehre" — gedichtet hatte. Da hat er noch gerühmt:

Hallelujah! nach treuer Väter Art
Hast du von Kindheit an
Mich treu ernährt, für mancher Noth bewahrt,
Mir täglich Guts gethan.
Bei vielen frohen Segensstunden
Sind Kraft und Leben bald verschwunden.
Hallelujah! Hallelujah!

Hallelujah! nun endet sich mein Lauf,
Im Glauben schlaf ich ein.
Komm, komm, o Tod! schleuß mir den Himmel auf!
Bei Jesu will ich seyn,
Ich will ihm dort mein Loblied bringen
Und ewig himmlisch-fröhlich singen:
Hallelujah! Hallelujah!

Zur geistlichen Liederdichtung hat ihn seine Frau ermuntert. Nach langem Bitten dichtete er ihr das schöne Passionslied: „Du Gotteslamm, das alle Sünden träget." Als er dieses nun im Hamburger Correspondenten ohne Nennung seines Namens veröffentlicht hatte und mit vieler Anerkennung aufgenommen sah, ließ er sich von seiner Frau, mit der er in der innigsten Glaubens- und Herzensgemeinschaft stand, bestimmen, in den Jahren 1749 und 1750 eine ziemliche Anzahl geistlicher Lieder zu dichten. Die Ausarbeitung der sogenannten Hirschberger Bibel mit Anmerkungen, die er bald darauf mit Dr. Berg übernahm, ließ ihn aber fünfzehn Jahre lang an kein Liederdichten mehr kommen. Er mußte vorher dieses reich gesegnete und segenstiftende Werk vollenden. Als aber dann ums J. 1763 ein Hirschberger Gesangbuch, welches zwölf seiner um jene Zeit gedichteten Lieder enthielt, in die Hände des gerade im Carlsbad sich aufhaltenden Gellerts gerathen war und dieser ihn durch einen vertrauten Freund hatte ermuntern lassen, doch noch mehr dergleichen Lieder zu dichten, so nahm er die lang ausgesetzte Liederarbeit wieder mit freudiger Begeisterung auf.

So hat er im Ganzen 236 durch ihre Correktheit und fromme Anmuth ausgezeichnete liebliche Lieder gedichtet, die er gesammelt herausgab unter dem Titel: „Geistliche Lieder und Oden." 1. Thl. Hirschb. und Leipz. 1768 — mit 142 Liedern. 2. Thl. Liegnitz 1774 — mit 94 Liedern. Er sagt selbst über die Entstehung seiner Lieder: „Ehe ich sechs Zeilen habe stehen lassen, habe ich wohl zuweilen zwanzig Zeilen ausgestrichen. Ein Wort zu finden, um einen guten Gedanken stärker und den Vers fließender zu machen, hat mich zuweilen einige Stunden gekostet. Mein einiger Zweck ist aber gewesen, Lieder zur Erbauung der Christen zu machen. Wer so einen bösen Geschmack hat, daß ihm der Name Jesus und das Verdienst Jesu zum Eckel wird, dem werden auch meine Lieder zum Eckel werden." Mit vollem Recht giebt der Vorredner zum ersten Theil, Christian Sam. Ulber, Pastor zu St. Jakob in Hamburg, über seine Lieder das Urtheil ab: „sie sind unter die besten und vorzüglichsten unserer Zeit zu setzen. Die das lieben, was ernstlich, erbaulich und ein Wort für das Herz ist, werden in diesen Liedern einen vollen Brunnen finden, eine solche Gabe der Dichtkunst, die nicht unter die gemeine Gattung gehört. Was von Herzen kommt, das geht auch wieder zu Herzen, und so habe ich die Hoffnung, daß diese Blätter nicht bald verwelken, sondern lange im Segen grünen werden."

Liebich, der in den dem ersten Theil angehängten und insbesondere gegen Joh. Adolph Schlegel (S. 30) gerichteten „Gedanken über die evang. luth. Kirchenlieder und deren von den Neuern damit vorgenommenen Veränderungen" sich aufs Entschiedenste gegen die damals aufkommenden Liederverbesserungen erklärt hatte, verbat sich durchaus jegliche Veränderung seiner eigenen Lieder — „und wenn man sie damit zwanzigmal schöner machte, so würde er es doch für eine große Beleidigung ansehen." Gleichwohl blieb auch er nicht von der Verbesserungsmanie verschont.

Seine namhaftesten Lieder sind:

„Dich, Jesum, laß ich ewig nicht." — (Bairischer Entwurf.)
„Dir, dir, du Geber aller Gaben" — daraus V. 11—16. zu einem besondern Lied gebildet:
„Wir kommen, deine Huld zu feiern" — W. G. Nr. 543.
„Dir, Gott, dir will ich fröhlich singen."
„Du Gotteslamm, das alle Sünden träget."
„Erheb, o Christ, dein Herz und Sinn" oder:
„Erheb, o Seele, deinen Sinn" — W. G. Nr. 420.
„Gott ist getreu! sein Herz" — W. G. Nr. 45.
„Hier ist mein Herz! mein Gott" — W. G. Nr. 308.

„Höchſter Tröſter, komm hernieder.“ — (Bairiſcher Entwurf.)
„Kommt und laßt uns beten.“
„Nun bringen wir den Leib zur Ruh.“ — (Bairiſcher Entwurf.)
„Verlaß mich nicht, mein Gott.“
„Wo eilt ihr hin, ihr Lebensſtunden.“

Claudius, Matthias, der bekannte fromme Wandsbecker Bote, wurde am 15. Auguſt 1743 zu Reinfeld, einem Flecken im Holſteiniſchen, unweit Lübeck, geboren. Er lebte anfangs in Wandsbeck, einem Städtchen bei Hamburg, als Privatmann und wurde dann im J. 1776 Oberlandkommiſſär in Darmſtadt, legte aber dieſe Stelle bald wieder nieder und begab ſich im J. 1777 wieder in ſein liebes Wandsbeck, wo er unter ganz beſcheidenen Umſtänden, aber ruhig und in ſeinem Gott zufrieden und in patriarchaliſcher Einfachheit lebte. Im J. 1788 wurde er Reviſor bei der Schleswig-Holſteiniſchen Bank in Altona. Dieſe Stelle erlaubte ihm nach wie vor in ſeinem ihm unendlich theuer gewordenen Wandsbeck zu wohnen. Die Gemahlin des Beſitzers von Wandsbeck, die Gräfin Schimmelmann, bezeugte ihm ſtets die größte Verehrung und war oft in ſeinem Haus. Es war aber auch ein lieblicher Aufenthalt in ſeinem Familienkreis, wo beim heiterſten Sinne doch mit einer ganz beſondern Ehrfurcht über Alles geſprochen wurde, was mit der Religion in Verbindung ſtand. Klopſtocks Meſſias war das Lieblingsbuch der Familie. Unter ſolchen Verhältniſſen hatte Claudius auch die rechte Stille und Ruhe zur Abfaſſung jener Schriften, durch die er der Sache der Wahrheit, des Vaterlands und vor Allem des chriſtlichen Glaubens ſo weſentliche Dienſte geleiſtet hat. Viele Jahre lang gab er daſelbſt vom J. 1775 eine Zeitſchrift unter dem Namen „der Wandsbecker Bote“ heraus, worinn er mit ächter Frömmigkeit und edlem Freimuth in einer launigen und naiven, gleichſam aus dem Munde eines ſpaßhaften Landboten kommenden Sprache die Geſinnungen der Rechtſchaffenheit, Wohlthätigkeit, Vaterlandsliebe und Religioſität zu empfehlen und durch Spott und Verachtung die menſchlichen Thorheiten und Laſter, vor Allem aber die Zeitphiloſophie zu geißeln ſuchte. Die Leute würden beſſer thun, meinte er, wenn ſie ſuchten, die Vernunft gläubig, ſtatt, wie ſie meinen, den Glauben vernünftig zu machen, es würde ihnen mehr Segen bringen und wahrlich auch mehr Ehre. Je länger je mehr fand er ſich berufen, einer Alles umſtürzenden Aufklärung gegenüber mit Hand anzulegen an die Gründung feſter Stützen für das erſchütterte Gebäude des Glaubens. Er beſchäftigte ſich daher auch noch in den ſpäteſten Jahren mit dem

Studium der christlichen Glaubenslehre und suchte, obgleich ihn die Milde und Billigkeit gegen Andersdenkende nie verließ, wie sein Freund Johann Georg Hamann, der seltene Packhofverwalter und christliche Philosoph in Königsberg († 20. Juni 1788), das Lutherthum und somit vor Allem die lutherische Abendmahlslehre gegenüber der reformirten aufrecht zu erhalten. Er hat in glaubensloser Zeit ein freudiges Zeugniß von Christo abgelegt: „Wer an ihn glauben will, der muß sehen, wie er ohne ihn „rathen kann. Ich und du können das nicht. Wir brauchen Jemand, der „uns hebe und halte, weil wir leben, und die Hand unter den Kopf lege, „wenn wir sterben sollen. Und das kann er überschwänglich nach dem, „was von ihm geschrieben steht, und wir wissen keinen, von dem wirs „lieber hätten. Keiner hat je so geliebt, und so etwas in sich Gutes und „Großes, als die Bibel von ihm saget und setzet, ist nie in eines Men„schen Herz gekommen. Es ist eine heilige Gestalt, die dem Pilger wie „ein Stern in der Nacht aufgeht und sein innerstes Bedürfniß, sein ge„heimstes Ahnden und Wünschen erfüllt.“ Gleichwohl war ihm aber bei seiner entschieden christlichen Gesinnung alle unduldsame Ketzermacherei zuwider, er ließ sich auch mit Freigeistern und Zweiflern nicht viel in Beweisführungen und Streitereien ein. Er wies sie einfach an die Rede des Herrn: „wer mein Wort hält, der wird inne werden, ob meine Lehre von Gott sey“ (Joh. 7, 17.). Hagenbach sagt treffend von ihm: „Er setzte den Spöttern des Christenthums nicht eine finstere Stirn, den pedantischen Aufklärern nicht eine pedantische Orthodoxie, er setzte vielmehr dem kränkelnden Philosophenwitze seinen gesunden, kernigen Mutterwitz, der steifen Kathedergelehrsamkeit einen einfachen Natursinn, dem frechen Satyr der Gottlosigkeit die heitere Ironie der Kindesunschuld entgegen. Er verstand, wie weiland Dr. Luther, die hohe Kunst, göttliche Dinge im harmlosen Scherze zu behandeln, weil er, man möchte sagen, mit dem lieben Gott auf vertraulichem Fuße stand. Er war im edelsten Sinne des Wortes naiv. Dadurch gerade, daß er, ein „„„homme des lettres“““, wie er sich in seiner Selbstironie nannte, als Vertheidiger des Christenthums auftrat, wurde dem Christenthum bei manchen Leuten ein gutes Vorurtheil erweckt; und wie es früherhin für Viele ein ermunterndes Zeichen war, daß der heitere Fabeldichter und Comödienschreiber Gellert auch die schönen geistlichen Lieder dichtete, so mochte auch jetzt mancher lebensfrohe Weltmann dem Dichter des Rheinweinlieds lieber Gehör schenken, als dem eifrigsten Pfarrer, von dem er am Ende doch

vermuthete, er vertheidige das Chriſtenthum nur um des Amtes und des lieben Brodes willen."

In den zwei letzten Jahren ſeines Lebens lag die Hand des Herrn ſchwer auf ihm. Im J. 1813 mußte er nämlich in Folge der Kriegsereigniſſe das Haus und den Ort, womit er ſeit faſt einem halben Jahrhundert verwachſen war, verlaſſen und in Holſtein bald hier, bald dort ein Unterkommen ſuchen, gar oft von der drückendſten Noth bedrängt. Alle ſeine Kinder waren zerſtreut. Dieſe perſönlichen Leiden zu tragen hatte er wohl noch die Kraft, obwohl er ein Greis von 73 Jahren war; allein über den Anblick ſeines tief in den Staub getretenen deutſchen Vaterlandes, das ſich nun zunächſt nur durch den Kampf gegen den von ihm hochverehrten König von Dänemark erheben konnte, brach ihm ſein treues und dankbares Herz. Im Mai 1814 durfte er wieder in ſein liebes ſtilles Wandsbeck zurückkehren und dort noch einige Ruhezeit verbringen. Dann zog er zu Anfang Dezembers zu ſeiner an den edlen deutſchen Patrioten, Buchhändler Friedrich Perthes in Hamburg, ſeit 1797 verheiratheten älteſten Tochter Caroline, um bei ihr zu ſterben. (Eine jüngere Tochter war an den Dr. Jacobi in München, Sohn des Präſidenten der dortigen Akademie der Wiſſenſchaften verheirathet.) Sieben Wochen lang wartete er auf ſeinen Tod. „Mein ganzes Leben hindurch," ſagte er zu ſeinem Tochtermann, „habe ich an dieſen Stunden ſtudiert; nun ſind ſie da!" In ſeinen letzten Tagen betete er unabläſſig, ſah es auch gern, wenn die Umſtehenden beteten; aber lautes Beten und Zuſprechen mochte er nicht. Die Hoffnung, noch dieſſeits eines hellen Blicks in das Jenſeits von Gott gewürdigt zu werden, war beſonders rege in ſeiner Seele. An ſeinem Todestag Nachmittags zwei Uhr betete er: „führe mich nicht in Verſuchung und erlöſe mich von allem Uebel." Im Todesaugenblick ſchlug er dann noch einmal hell und groß das Auge auf, liebevoll ſeine Frau und ſeine Kinder ſuchend, die den letzten Blick empfangen ſollten. Dann iſt er ſorgenlos, ja wahrhaft reich geſtorben am 21. Jan. 1815. Seine Tochter, die ihm die Augen zugedrückt, bezeugt über ihn: „Mit Augen habe ich es nun geſehen, daß der Glaube eine gewiſſe Zuverſicht iſt deß, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht ſiehet, und daß dieſer blinde Glaube für ſich allein Kraft genug hat, uns über alle Noth und Angſt und Todesfurcht ruhig, freudig und gottergeben zu erhalten in dem großen, ernſten Augenblick des Todes."

Wie einſt Paul Gerhard ſeinem einzigen Sohne (Bd. I. S. 266),

so hat auch er für seinen Sohn Johannes schon im J. 1799 ein Vermächtniß heilsamer Lebensregeln aufgesetzt, worinn er unter Anderem Folgendes schreibt:

Lieber Johannes! Gold und Silber habe ich nicht, was ich aber habe, gebe ich Dir.

Die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wieder kommt. Ich kann Dich nicht mitnehmen und lasse Dich in einer Welt zurück, wo guter Rath nicht überflüssig ist. Ich habe die Welt länger gesehen, als Du. Es ist nicht Alles Gold, was glänzt, lieber Sohn, und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen. Darum will ich Dir einigen Rath geben und Dir sagen, was ich funden habe und was die Zeit mich gelehrt hat:

Es ist nichts groß, was nicht gut ist; und ist nichts wahr, was nicht bestehet.

Halte Dich zu gut, Böses zu thun.

Hänge Dein Herz an kein vergängliches Ding.

Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, sondern wir müssen uns nach ihr richten.

Was Du sehen kannst, das siehe und brauche Deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte Dich an Gottes Wort.

Bleibe dem Glauben der Väter getreu und hasse, die darüber nur leer Geschwätz treiben.

Scheue Niemand so viel, als Dich selbst. Inwendig in uns wohnet der Richter, der nicht trügt, und an dessen Stimme uns mehr gelegen ist, als an dem Beifall der ganzen Welt und an ihrer Weisheit.

Denke oft an heilige Dinge und sey gewiß, daß es nicht ohne Vortheil für Dich abgehe, und der Sauerteig den ganzen Teig durchsäure.

Sitze nicht, wo die Spötter sitzen, denn sie sind die elendesten unter allen Creaturen.

Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte und gehe ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheinet und wärmet, wenn sie auch nicht redet.

Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu und beweine mich nicht. Stehe Deiner Mutter bei und ehre sie, so lange sie lebet, und begrabe sie neben mir. Und sinne täglich nach über Tod und Leben, ob Du es finden möchtest, und habe einen freudigen Muth; und gehe nicht aus der Welt, ohne Deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christenthums durch irgend etwas öffentlich bezeugt zu haben.

Dein treuer Vater.

Claudius, bei dem, wie nur bei Wenigen, das Wort gilt: „wie das Lied, so der Mann," hat viele Lieder, meist Fabeln und Sinngedichte, darunter auch einige Lieder geistlichen und moralischen Inhalts, gedichtet. Sie erschienen ursprünglich im „Wandsbecker Boten" und in andern Zeitschriften, namentlich im „Göttinger Musenalmanach" von 1772—1788 und giengen dann in die Sammlung über, die er von allen seinen Arbeiten unter dem Titel herausgab: „**Asmus omnia sua secum portans** oder sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten." Drei

seiner geistlichen Lieder wurden in kirchliche Gesangbücher aufgenommen; darunter namentlich:

„Das Grab ist leer! das Grab ist leer!"
„Der Mond ist aufgegangen" — vom J. 1779 — W. G. Nr. 570.

(Quellen: Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten von C. H. Jördens. Leipz. 1806—1812. — Der Freimüthige. Jahrg. 1816. Nr. 14. S. 53—55. — Fr. Perthes Leben nach dessen schriftlichen und mündlichen Mittheilungen von Clemens Theodor Perthes, Prof. jur. in Bonn. Hamb. 1852. 2. Thl. S. 58—62.)

Schöner, Johann Gottfried, geb. 15. April 1749 zu Rügheim bei Schweinfurt im fränkischen Baiern, wo sein Vater Pfarrer war. Im achten Jahr nahm ihn sein Großvater, Pfarrer Giegler zu Wezhausen, ein frommer und sehr gelehrter Mann, zu sich und gab ihm guten Unterricht in den Wissenschaften und in Gottes Wort. Jeden Tag mußte er seine Lektion mit dem Denkspruch anfangen: „**sine tuo lumine nihil est in homine!**" was der Großvater so übersetzte: „Ohne deines Geistes Schein kann nichts Guts im Menschen seyn!" Im neunten Jahr kam er auf die lateinische Schule nach Königsberg in Franken und im J. 1760 nach Schweinfurt aufs Gymnasium. Hier war er zu viel sich selbst überlassen und lebte, wiewohl er mit unglaublicher Leichtigkeit und Geschwindigkeit lernte, nach eigenem Dünkel, leichtsinnig, flüchtig, unbeständig, eitel, wenig bekümmert um Gott und sein Wort, noch weniger um Menschen, denen er sich bloß äußerlich durch ein einnehmendes Betragen gefällig zu machen suchte. Er fühlte den Irrweg, den er gieng, zuweilen mit geschlagenem Herzen und sang dann unter Thränen öfters die Lieder: „Ich armer Mensch, ich armer Sünder" — „Herr Jesu Christ, du höchstes Gut" — „Aus tiefer Noth." Als er zwischen sechzehn und siebenzehn Jahre alt war, hielt er die erste Predigt, und nun ließ ihn die Stimme des Gewissens nicht mehr ruhen; die Gnade erlangte einen schönen Sieg über ihn, daß er sich von den gewöhnlichen Jugendsünden und allen bösen Gesellschaften losmachte und eingezogen, still und fleißig lebte. Mit einem solchen Ernst, sich ein gutes Gewissen zu bewahren, bezog er dann im J. 1767 die Universität Leipzig, wo er namentlich an Gellert und Crusius Lehrer hatte, die auf sein Herz segensreichen Einfluß übten. Er errichtete mit einigen frommen Studenten einen Bund redlicher Liebe und konnte noch in seinem Alter über seine Universitätszeit ausrufen: „Welche Freuden gönnte mir da mein Herr und Heiland mitten in meinen übrigens kümmerlichen Umständen!" Im J. 1769 kam er als Hauslehrer nach Erlangen und 1770 nach

Baiersdorf. An diesen beiden Orten beobachtete er, da er an der Hypochondrie litt, die Rathschläge der Aerzte mehr, als die Gebote des Evangeliums; er wurde schläfrig in den Uebungen der Gottseligkeit und verließ beide Orte, obgleich von Menschen ganz bedeckt mit dem Ruhm eines stillen, frommen Jünglings, bereits mit einem vom Guten wieder abgekommenen Herzen; er hatte eben noch keinen lebendigen Glauben an Christum und keine wahre Liebe. Nun suchte ihn der Herr in seiner Güte und Langmuth zur Buße zu leiten, indem er ihn mit vielem Guten überströmte. Er kam nämlich im J. 1772 als Hofmeister in das fromme v. Winkler'sche Haus nach Nürnberg und wurde hier bald unter die Nürnberger Candidaten des Predigtamtes aufgenommen, was für einen Ausländer sehr schwer hielt, und im Sommer 1773 zum Prediger an der Margarethenkirche auf der Veste ernannt. Endlich ward er auch, daß zu seinem Glücke nichts mehr fehle, in das Nürnberger geistliche Ministerium aufgenommen und am 22. Juli 1776 zum Diakonus an der Marienkirche ernannt. In demselben Jahre verheirathete er sich mit der Wittwe des Spezereihändlers Joh. Georg Essen, die ihm fünf Stiefkinder in die Ehe brachte. Die rasch auf einander folgenden Glücksumstände, in die er kam, der Beifall und die Ehrenbezeugungen, die man namentlich seinen Predigten bewies, verderbten an seinem Herzen wieder die seitherige Gnadenarbeit des h. Geistes. Er wurde eitel und hätte, wie er sagt, gerne „schöner" noch als schön erscheinen mögen, da er, ohne das zu erkennen, statt Jesum den Herrn, zunächst nur sich, den Schöner, predigte und mehr auf den Effekt bei seinen Zuhörern schaute, als auf den Beistand dessen, welcher dem armen Menschen Worte des Lebens in den Mund legen kann. Er wurde so der Liebling der vornehmen und gebildeten Stände und seine Kirche war voll von Solchen, die sich auch von der Kanzel herunter gern etwas Schönes sagen lassen. Daher scheute er sich auch vor dem freien und einfältigen Bekennen zu dem Herrn und seinem Kreuz.

Da gefiel es Gott, ihn aus dem Dienst der eitlen Creatur loszumachen und zu einer treuen, einfältigen Verkündigung des Evangeliums zu berufen; er erfuhr die Mark und Bein durchdringende Kraft des Wortes Gottes, das er so lange im Munde geführt, auf eine entscheidende Weise. Am zweiten Weihnachtsfeiertag des Jahrs 1776 predigte er nämlich einmal über den Glauben an Christum. Er schloß mit einer rednerischen Beschreibung des Glaubens und sagte ungefähr so: „Wer diesen leben-

digen Glauben an Chriſtum nicht hat, der hat keinen Theil an Gott und der durch Jeſum erworbenen Gnade; ihm bleibet in dieſem Zuſtande der Himmel auf immer verſchloſſen und die Wetterwolken des Zornes Gottes ruhen auf ihm die ganze dunkle Nacht der Ewigkeit hindurch." Da er das ſo ſagte, war es ihm, als träfe ihn ſelbſt ein Strahl aus dieſen dunkeln Wolken, und eine durchdringend laute Stimme ſprach in ſeinem Herzen: „Du ſelber haſt dieſen Glauben nicht, auch auf dir ruht der Zorn Gottes, den du eben ſelber beſchwurſt." Da wird er auf einmal leichenblaß, wankt und ſchwankt auf der Kanzel zum Schrecken der Zuhörer, alſo daß den kranken Mann einige Männer von der Kanzel herunterführen müſſen. Zu Hauſe angekommen, weinte er vor Gottes Angeſicht Thränen der aufrichtigen Selbſterkenntniß und Gotteserkenntniß. In dieſem Zeitpunkt ſuchte ihn der fromme Kaufmann Johann Tobias Kießling auf, der ſich ſeither vergebens um ihn bemüht hatte, und half ihm vollends ganz zu Chriſto. Damit war aber die Leidenstaufe, die ihm der Herr zugedacht, noch nicht vollendet. Als er vierzehn Tage ſpäter, am Erſcheinungsfeſte, wiederum predigen wollte, gieng es ihm, wie dem ſel. Tauler: Thränen hemmen ſeine Sprache und er muß, halb ohnmächtig vor Scham und Schrecken, die Kanzel abermals verlaſſen. Darauf folgte drei Vierteljahre lang eine ſolche Untüchtigkeit zum Predigen, daß er mehreremale aus der Kirche wieder nach Haus geführt werden mußte, ohne fähig zu ſeyn, ein einziges Wort an die verſammelten Zuhörer zu reden. Er wußte davon keine andere Auslegung zu machen, als daß der Zorn Gottes einen Unwürdigen vom Predigtamte, ja vielleicht gar von ſeinem Angeſichte verſtoßen habe; daher verfolgte ihn überall Angſt und Schrecken, und ſelbſt nachdem er ſich wieder erholt hatte, trat nun der Kampf bei ihm ein zwiſchen dem Ruhm Chriſti und dem Ruhm der Welt, zwiſchen ſeinem Gewiſſen, das ihn trieb, offen ſich zu Chriſto zu bekennen, und der Eitelkeit, die auch den Beifall der Welt noch gern behalten hätte. So ward ſeine Natur dermaßen verzagt und verdroſſen, daß er jedesmal zur Kanzel mit einer Angſt gieng, wie ſie ein Miſſethäter haben muß, der zum Tode geführt wird. Seine ehemaligen Zuhörer verloren ſich jetzt meiſt aus ſeiner Kirche; man ſtreute öffentlich das Gerücht aus, er ſey im Haupt verwirrt geworden. Doch der Herr, zu dem ihn ſeine Noth immer mehr und immer näher hindrängte, hielt ihn, tröſtete und ſtärkte ihn überſchwänglich, alſo daß er nun, durchaus am Herzen verändert, frei und unumwunden, mit größter Entſchiedenheit das

Wort vom Heil und Leben der Sünder in Christo, dem alleinigen Sünderheiland, predigte. Es dauerte nun auch nicht lange, so sammelten sich ganz andere Zuhörer, meist aus den mittlern und niedrigern Ständen, um ihn, — ein Häuflein nach dem Lebenswort dürstender Seelen, und unter diesen auch Kießling, der nun sein Herzensfreund wurde.

Am 2. Mai 1783 wurde Schöner Pfarrer an der Hauptkirche St. Lorenz. Diese Veränderung war zwar für seine äußere Lage sehr günstig und verschaffte ihm ein besseres Einkommen, aber eine schwierige und umfassende Seelsorge nahm jetzt seine Kräfte sehr in Anspruch und fast mit jedem Jahre bekam er ein neues, schwereres Kreuz zu tragen, unter dessen Zentnerlast er oft unterliegen zu müssen glaubte. Zuletzt aber dankte er dem Herrn dafür und sprach zu ihm: „Ich sehe „jetzt wohl ein, daß du mir die mannigfache, äußere und innere Noth, „das vielfältige Kreuz, das ich getragen, seitdem ich mich treuer zu dei„nem Dienst bekannte, nur deßhalb zugesendet hast, damit ich den Men„schen desto mehr und freudiger von deinem lieben Kreuz erzählen könnte. „Denn in diesem deinem Kreuze ist ja allein, nach kurzem Leide, ewiger „Trost und ewige Ruhe.“ In seinem Amte hatte er oft so viele peinliche Kränkungen zu ertragen, daß manchmal die Feindesliebe fast erlöschen wollte; auch in seinen häuslichen Verhältnissen gab es manche herbe Uebungen, denn eines seiner Stiefkinder wurde ein Selbstmörder und eine seiner leiblichen Töchtern, eine Jungfrau von achtzehn Jahren, in deren Herzen der Himmel wohnte, litt Jahre lang an der Fallsucht, daß die Jammertöne, die sie bewußtlos dabei ausstieß, ihm oft fast das Herz zerrissen; dabei war auch seine Frau immer leidend. Im J. 1799 wurde er selbst auch, nachdem er einen heftigen Schrecken durchzumachen hatte, von einem äußerst beschwerlichen Nervenzittern befallen, wodurch sein Körper immer schwächlicher wurde. Er lobte aber auch dafür Gott unter Thränen, wie einer, der für einen Vorschmack der Seligkeit dankt. „Denn,“ sagte er, „ehe ich gezüchtiget wurde, kannte ich ihn nicht. Je größer der Schmerz, desto inniger die Nähe seiner Liebe, die uns doch allein in den Himmel zieht und hebt. Darum heißt es: „„Wir müssen durch viel Trübsal in das Reich Gottes eingehen.““ So lernte er aber auch im eigenen Leiden die Leidenden himmelan weisen, wie er dieß am schönsten gethan in seinem Liede: „Himmelan, nur himmelan.“

Mitten unter diesen Leiden blieb aber sein Geist gleichwohl in reger Thätigkeit. Gerade in diesen Jahren, namentlich von 1799 bis 1809,

gab er die meiſten ſeiner Schriften heraus, die im In- und Ausland viel Segen ſtifteten, z. B. Feiertagsepiſtelpredigten, Evangelienpredigten, das hiſtoriſche Leſebuch, die Sprüchwörter, einen Katechismus und eine Sammlung eigener Lieder, nebſt vielen andern kleinern Schriften. Wie Dann in Stuttgart, ſo wirkte Schöner in Nürnberg. Er ſchämte ſich nun des Evangeliums von Chriſto nicht mehr, ſondern verkündete unermüdet das Wort vom Kreuz als eine Gotteskraft und Gottesweisheit, und ermahnte unabläſſig zur Buße und zum Glauben an unſern Herrn Jeſum Chriſtum. Wie er predigte, drückt er ſelbſt in den Worten aus: „Ich knüpfe nicht an meine Predigten den Grundſtein des Chriſtenglaubens nur gelegentlich an, ſondern auf ihm ſind alle meine Ermahnungen und Belehrungen an die Gemeinde gegründet und auferbauet. Man ſagt von manchen Menſchen, die immer Recht haben wollen: ſie müſſen immer das letzte Wort haben. Ich aber will wenigſtens thun, was in meinen Kräften ſteht, um zu bewirken, daß der, welcher allein Recht hat, während alle Menſchen Lügner ſind, noch das letzte Wort an das Herz und Ohr des ſterbenden Sünders behalte.“ Namentlich beſaß er auch eine eigene Gabe des Kinderunterrichts und hielt geſegnete öffentliche und Haus-Kinderlehren, durch die er in Verbindung mit ſeinen Jugendſchriften edle Samenkörner in die jungen Herzen ausſtreute. Obgleich mit ſeinem Prediger- und Seelſorgeramt reichlich beſchäftigt, führte er neben ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten auch noch einen reichen Briefwechſel und nahm an der Bibelſache ſo warmen Antheil, daß er der Erſte war, der im J. 1805 in Deutſchland eine Bibelgeſellſchaft gründete, die in Verbindung ſtand mit der brittiſchen Bibelgeſellſchaft zu London. Durch ſeinen unermüdeten Eifer und ausgedehnte Bekanntſchaften brachte er eine Summe zuſammen, ſo weit ſie nöthig war, das N. Teſtament mit ſtehenden Lettern zu drucken, wodurch mehr als 30,000 Exemplare theils unentgeldlich, theils zu ganz niedrigen Preiſen vertheilt wurden. Ueberall war ſeine Hauptabſicht, für Jeſum Seelen zu gewinnen und ſelig zu machen.

Je treuer er ſich ſo ſeinem heiligen Berufe weihte, deſto beſchwerlicher mußten ihm die größeren Anſtrengungen ſeyn, die dieſer von ihm forderte. Sein Nervenzittern wurde immer ſtärker, ſo daß er nur mit Hülfe einer Maſchine, wodurch das Papier feſtgehalten wurde, die zitternde Hand noch einigermaßen zum Schreiben gebrauchen konnte. Als er daher im J. 1809 zum Stadtpfarrer an ſeiner Kirche ernannt wurde, mußte

er die Verweſung der ſtadtpfarramtlichen Geſchäfte ſeinem Collegen überlaſſen. Aber die Seelſorge und das Predigtamt verſah er noch bis acht Monate vor ſeinem Heimgang mit treuem, prieſterlichem Herzen. Da war an ſeinen Vorträgen und ihrem Geiſtesfeuer recht ſichtbar das Wort des Herrn: „Meine Kraft iſt in den Schwachen mächtig.“ Endlich mußte er ſich aber doch entſchließen, im Oktober 1817 ſeine Amtsführung niederzulegen. Das Zittern an beiden Händen nahm immer mehr zu und auch die Füße verſagten jetzt ihre Dienſte. Nun war Unthätigkeit ſein Loos, was ihn tief beugte, daß er darüber Thränen vergoß. In dieſer Zeit dichtete er das Lied: „Gottlob! mein Erdenleben iſt eine Gnadenzeit“, worinn er unter Anderem ſingt (V. 6. 7.):

Ich fühl die morſche Hütte,
Das Schwinden meiner Kraft,
Und ſuch mit heißer Bitte
Dich, der mir Troſt verſchafft.
Laß nichts die Hoffnung dämpfen:
„Ich bin dein Kind, dein Erb“;
Dann harr ich in den Kämpfen,
Weiß, daß ich nicht verderb.

Und würden meine Sinnen
Für dieſes Leben ſtumpf,
Erhalt mir nur von Innen
Den Glauben im Triumph,
Die Liebe recht geſchäftig,
Die Hoffnung unverſehrt,
Den Troſt der Gnade kräftig
Und die Geduld bewährt!

Es gereichte Allen zur größten Beſchämung, wie er ſo gar gering von ſich dachte und Andere weit über ſich erhob. Oft bekannte er, wie er ſich ſo arm, ſo ſchwach, ſo ohnmächtig zu allem Guten fühle und wie der Kampf mit der Sünde täglich ſo ſauer und ſchwer ſey. Wie froh war er da, wenn man ihm ein Troſtwort oder eine Bibelſtelle zur Ermunterung vorſprach. Da ſagte er einmal: „Je ohnmächtiger, je kraftloſer der alte Schöner wird, deſto gewaltiger und mächtiger wird in ihm Jeſus Chriſtus. Je ärmer ich bin, deſto reicher iſt mein Herr, je ſaurer und ſchwerer der Kampf, deſto ſüßer ſein Troſt, deſto mächtiger ſein Beiſtand.“ Er blieb auch jetzt noch nicht ganz unthätig, denn er diktirte mehrere kleine Schriften, z. B.: „Gedichte zur Verherrlichung Jeſu“ und „lehrreiche Aufſätze, unter dem Bibelleſen entſtanden“. Immer heftiger aber wurde ſein Nervenzittern, das nun ſchon achtzehn Jahre währte und ihn zu einem immerwährenden, vielgeprüften und bewährten Dulder machte. Er mußte zuletzt wie ein Kind gepflegt werden und konnte beim Sitzen nicht einmal mehr einen Fuß über den andern ſchlagen. Allein man hörte kein ungeduldiges Wort von ihm. Er ſang ſich ſelber dabei zu:

Sey ſtille, müdgequältes Herz,
Das nur am Kummer klebt,
Nicht die Gedanken himmelwärts,
Hin, wo dein Vater lebt.

O harre fort, du haſt ſein Wort,
Er wird, ſo iſts verheißen,
Dich noch aus Allem reißen.

Er blieb ſtets in tiefer Verehrung ſeines Gottes, deſſen Wege er für eitel Güte und Wahrheit hielt. Sein Troſt war, wie er es ſelbſt einmal geſungen hat: „Ich bin nicht allein, der Vater iſt bei mir.“ Mit ihm gieng er ſtets um im Gebet, alſo daß der edle Schubert von ihm bezeugt: „Ich habe kaum einen andern Menſchen kennen gelernt, welcher das Beten ohne Unterlaß ſo vermochte und übte, als Schöner, und dem man die Seligkeit, die Ruhe des Herzens, welche ein beſtändiges Gebet giebt, ſo durch und durch anmerken können, als ihm.“ Nicht lange vor ſeinem Tod ſchrieb er noch einer Freundin mit zitternder Hand ins Stammbuch: „Betet ohne Unterlaß — wer beten kann, iſt ſelig dran“ und hat damit das Bild ſeines eigenen, innern Weſens verzeichnet.

Endlich kam für ihn, nachdem eine Geſchwulſt ihm zuvor ſchon die Augen verſchloſſen hatte, nach ſchwerem Leidenskampf die Stunde, da er „mit dem Sterbekleid ſein Elend alles auszog“. Er verſchied ſanft am 28. Juni 1818 in einem Alter von 69 Jahren. Er hatte ſich ſelbſt eine Leichenrede und zwei Traueroden noch im Leben verfaßt, in deren einer er am Anfang und Schluß dem Freunde Tod entgegenſang:

Wohl mir, ich geh zur Ruhe hin!
Mein Glaube hat gewonnen!
Durch dich, erhöhter Heiland, bin
Ich allem Zorn entronnen! —

Drum ſchließ ich ſanft die Augen zu,
Befehl dir meine Seele,
Die nimmſt — und die bewahreſt du,
Ach! dieſe theure Seele!

Der Inhalt der Leichenrede war: „Die Vergebung der Sünden, die erſte und unentbehrlichſte Troſtquelle“, und der Leichentext: Pſalm 25, 6. 7.

Manche ſeiner glaubensinnigen Lieder, die etwas vom Gellert'ſchen Ton haben, kamen urſprünglich auf einzelnen Blättern, beſonders auch in den zu Baſel erſcheinenden „Sammlungen für Liebhaber chriſtlicher Wahrheit“ heraus; er war nämlich vieljähriges Mitglied der dieſe Sammlungen herausgebenden „Deutſchen Geſellſchaft“. Zuerſt erſchienen von ihm: „Einige vermiſchte geiſtliche Gedichte. Nürnb. 1775.“ — „Einige Lieder zur Erbauung. Nürnb. 1776.“ Anonym: „Kurze Gebete, Lieder und Verſe für Kinder. Nürnb. 1786.“ Erſt die ſpätern Sammlungen enthalten ſeine unter der Trübſalshitze gereiften Geiſtesfrüchte; es ſind folgende: „Vermiſchte geiſtliche Lieder und Gedichte. Nürnb. 1790.“, namentlich aber: „Sammlung einiger Troſtlieder, insbeſondere an Geburtstägen. Nürnb. 1803“ — 21 an der Zahl. — „Geſänge zur troſt-

vollen Feier heimgegangener Christen. 1805" — 8 an der Zahl. — Alle seither genannten sind zusammengefaßt in der aus 116 Liedern bestehenden „vollständigen Sammlung der geistlichen Lieder und Gedichte von J. G. Schöner. Nürnb. 1810." (der zweiten Aufl. der „vermischten geistlichen Lieder" vom J. 1790.) Seine letzten dichterischen Geistesfrüchte waren dann noch: „Gedichte zur Verherrlichung Jesu. 1818."

Zu seinen schönsten Liedern, von welchen das Hamburger Gesangbuch fünf mittheilt, gehören:

„Alles lebt und schwebt im Preise."
„Es (Dir) dankt mein Herz, es (dir) jauchzt mein Lied" — W. G. Nr. 31.
„Es tagt in meiner Seele."
„Friedefürst, zu dem wir flehen."
„Himmelan, nur himmelan" — W. G. Nr. 421.
„Ich blick in jene Höhe."
„Nimmst du mich noch an."
„O ich fühle Dank und Preis."
„Seele, ruh in jeder Nacht."
„Sey stille, müdgequältes Herz" — 1803. (Bairischer Entwurf.)
„Trost im Leben, Trost im Grabe" — 1805.

(Quellen: Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit. Basel. Jahrg. 1819. S. 73—96 — Altes und Neues aus dem Gebiet der innern Seelenkunde von Dr. Schubert (welcher Schöner seinen geistlichen Vater nennt). II. Bd. Leipz. 1824. S. 246—256. S. 308—313. — III. Bd. 2. Aufl. Erlangen 1838. S. 166—172. S. 183—187. S. 192—198. S. 229—231. S. 242—245. S. 254 f.)

Auch aus der —

reformirten Kirche

sind hier noch vier würdige Vertreter zu nennen:

Annoni, auch d'Annone, **M.**, Hieronymus, geb. 12. Sept. 1697 in Basel, wo sein Vater, Nikolaus Annoni, Rathsherr war. Der Wunsch, den dieser fromme Mann bei der Taufe seines Sohnes niederschrieb, „daß nämlich dieses Kind, wie es äußerlich mit dem Taufwasser besprengt worden, also auch innerlich die Kraft und Wirkung des h. Geistes empfinden, auch an des lieben Kindes, unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi Leiden, Tod, Auferstehung und Himmelfahrt Antheil haben möge", ist reichlich an ihm erfüllt worden. Er wurde in Wort und Lied und Schrift ein mit einem ganz besonders reichen Maaß des h. Geistes gesalbter Zeuge des Herrn. Schon im fünften Jahr seines Lebens verlor er den treulich sorgenden Vater, aber nach dem Flehen seiner Mutter, Marie Salome, geb. Burkhardt, trat „der Herr Jesus selbst an Vaters-stelle und half dieser Wittwe durch seine Gnadenzüge ihren einigen Sohn

erziehen". Schon als Schüler des Gymnaſiums ſpürte er „die göttliche Gnadenzucht, welche" — wie er hernach bekannte — „ihn über Jugendſünden ſtrafte und zum Gebet trieb"; auch während er die Theologie auf der Univerſität ſeiner Vaterſtadt ſtudierte, hatte er den „heimlichen Vorſatz, mit der Zeit ein rechtſchaffener Theologus zu werden", und der vertraute Umgang mit dem würdigen Gottesgelehrten **Dr.** Werenfels, der ihm nähere Anleitung zum Predigtamt und zum wahren Chriſtenthum gab, war ihm ſehr förderlich. Gleichwohl aber mangelte es ihm an der rechten Furcht des Herrn als der Quelle der Weisheit, und er gieng in mannigfaltigen Uebertretungen und Jugendſünden unter ſtetem Aufſchub der Bekehrung dahin, ſelbſt noch als er bereits am 24. April 1719 zum Predigtamt befähigt erklärt war. Da ſollte Schaffhauſen ſeine geiſtliche Geburtsſtätte werden. Der Herr nämlich, der ſeine Seele ſuchte und ihn in ſeiner Kirche brauchen wollte, leitete es zu ſeinem Heile alſo, daß er nun als Informator zweier Kinder in ein vornehmes und chriſtliches Haus daſelbſt kam. Die Einſamkeit, allerlei ſchwere Krankheiten und die Furcht des naheſcheinenden Todes unter denſelben, das Alles führte ihn zur Erkenntniß ſeines gefahrvollen Seelenzuſtandes, daß er mit zerſtoßenem und zerſchlagenem Herzen Bußlieder dichtete, in denen er im ſchmerzlichen Gefühl des Zornes Gottes tief gebeugt nach Gnade ſeufzte; ſo beſonders in dem über Pſalm 25, 7. gedichteten Bußlied: „Herr! ich ſtecke tief in Schulden", oder in dem über Matth. 8, 8. gedichteten: „O du Heil der kranken Seelen", worinn er ſeufzt:

Ach! wie kann man ſich verlaufen — Irre gangen auf und nieder,
Von der frommen Schäfleinſchaar! — Doch jetzt komm und kehr ich wieder.
Ich bin mit dem böſen Haufen — Nur ein Wort, Immanuel!
Manche Stunden, Tag und Jahr — So erholt ſich Leib und Seel.

Nach vielem Ringen und Weinen, nach vielen durchgebeteten Nächten gelangte er endlich zu der herzerfreulichen Verſicherung der Vergebung ſeiner Sünden und nun gieng ſein Dichten und Trachten, ſein Leſen und Studieren, ſeine Geſellſchaft und Umgang darauf, nicht nur ſich ſelbſt in ſolcher erkannten Gnade zu befeſtigen, ſondern auch Andern, zumal verirrten Seelen, die Herrlichkeit der göttlichen Gnade anzupreiſen. Auf einer Reiſe, die er mit ſeinen Zöglingen in die franzöſiſche Schweiz und nach Deutſchland machte, war es ſein Hauptabſehen, zugleich aller Orten rechtſchaffene Kinder Gottes kennen zu lernen und ſie, ob ſie ſchon bald überall einen verhaßten Namen tragen, mit herzlicher Begierde aufzuſuchen. Als er nun von dieſer längern Reiſe, auf welcher er die väterliche

Vorsorge und Regierung seines Gottes auf tausendfache Weise erfahren, nach Haus zurückgekehrt war, führte er als Privatmann in seiner Vaterstadt ein stilles, erbauliches und für das Reich Gottes nützlich arbeitsames Leben und hielt in seinem Hause Erbauungsstunden und religiöse Privatversammlungen, wie er sie in den frommen Kreisen der Halleschen Pietisten in Deutschland kennen gelernt hatte. Im Dezember 1734 verehelichte er sich mit Esther, einer Tochter des berühmten Doktors und Professors Theodor Zwinger, deren Mutter gleichfalls aus dem Burkhardt'schen Geschlechte stammte und die ihm stets eine christliche und getreue Gehülfin war. Es gieng ihm da, wie er selbst einmal in einem seiner Hochzeitlieder singt:

Wer nur den lieben Gott läßt freien,
Wenn er zur Ehe schreiten will:
Den wird das Freien nicht gereuen,
Er trifft gewiß ein gutes Ziel.
Gott ist der rechte Freiersmann,
Der gute Ehen stiften kann.

Noch weitere Erfahrungen sammelte er sich auf einer Reise, die er im J. 1735 mit zwei jungen Männern durch die Schweiz, Deutschland und Holland unternahm. Von derselben zurückgekehrt, gedachte er, „gleich einem Johannes in die Wüste zu gehen und sein übriges Leben in der Einfalt und Stille des Landes zuzubringen"; da wurde er im J. 1739 auf die Pfarrei Wallenburg berufen, wovor er sich anfangs so entsetzte, daß es ihn manchen Kummer und Kampf kostete, bis er endlich am 3. April 1740 seinen Posten antrat. Mit allem Eifer, Treue und Wachsamkeit führte er dort sein Hirtenamt und wußte Viele seiner Gemeindeglieder aus der fleischlichen Sicherheit zu wecken. Am 10. August 1747 kam er sodann durch die Wahl der Gemeinde als Pfarrer nach Muttenz, einem bloß eine kleine Stunde von Basel entfernten Dorfe. Bei seiner Einsegnung sprach er seinen Sinn vor dem Herrn in dem Gebete aus:

Ich will säen, wäss're du!
Und sprich dein Gedeihen zu!
Ich will werben, sag's der Heerde,
Heiland, daß sie folgsam werde.

Die ersten zwölf Jahre seines Amtes an dieser Gemeinde war er so munter und eifrig im Werk des Herrn, daß er mehr arbeitete, als manche weit Jüngere, indem er nicht nur seiner Heerde treulich wartete, sondern auch vieler bei ihm Rath und Trost suchender Seelen aus der Stadt und andern Gemeinden sich so herzlich als möglich annahm, wobei er nach dem Vorbild seines Erzhirten Niemand, der zu ihm kam, hinausstoßen konnte.

Es entſtanden durch ihn viele Erweckungen in der Basler Gegend und es war ein ſtets anhaltender großer Zulauf von Menſchen aus der nahen Stadt und der ganzen Umgegend, um ſeine ſalbungsreichen Predigten zu hören, daß die Basler Stadtgeiſtlichkeit am Ende ſich berufen glaubte, „dieſem Geläufe und Beſuch als etwas Unanſtändigem und dem wahren Chriſtenthum Zuwiderlaufendem ein Ende zu machen.“ Seine Predigten, über die noch manche Anekdoten im Mund des Volkes ſind, hielt er nicht in dem gekünſtelten, froſtigen Ton, der damals mehr und mehr aufkam, ſondern ganz einfältig, herzlich und kindlich. Er wollte vor Allem verſtanden ſeyn, weßhalb er auch mehrmals zu ſagen pflegte: „Ich muß predigen, daß mich meine lieben Bauern verſtehen, ich will nicht den Stühlen und Bänken predigen.“ Einige ſeiner herzlichen, bibelkräftigen Predigten, die er im J. 1754 über das Evangelium Johannis hielt und die ein Verehrer der Wahrheit ihm nachgeſchrieben hat, ſind in den Jahrgängen 1795—1797 der Basler „Sammlungen für Liebhaber chriſtlicher Wahrheit und Gottſeligkeit“ aufbehalten. Daſelbſt iſt auch von ihm bezeugt: „Er beſaß gründliche Gelehrſamkeit, auf Reiſen durch Beobachtungen geſammelte Welt- und Menſchenkenntniß, aber vorzüglich viel Geiſtes- und Gnadengaben, und war von der Liebe zu ſeinem Herrn ſo gedrungen, daß er ſich alle Mühe gab, ihm, dem Erzhirten, Schafe zuzuführen.“ Er ſtand daher auch mit vielen Seelen, die ſich an ſeine ſeelſorgerliche Berathung von nah und fern wandten, in brieflichem Verkehr. So ſchreibt er einmal an eine chriſtliche Freundin, der er den Weg zum Leben weiſen ſollte: „Der Anfang iſt noch nicht das Ende und das Anklopfen des Bräutigams noch nicht die Hochzeit. Sie müſſen niemals vergeſſen, daß das Chriſtenthum die Reiſe aus Aegypten nach Canaan iſt; die Wüſte liegt aber dazwiſchen, durch welche man wandern muß; da muß man erfahren, daß das Herz auch eine Wüſte ſey, und muß lernen zum Hohenprieſter gehen, daß man rein werde nach und nach. Da ſiehts bald heiter, bald dunkel — da giebts bald eine gute, bald eine ſchlechte Herberge — bald donnerts auf Sinai, bald ſchneits Manna, bald iſts Waſſer bitter, bald quellet der Fels. Hier iſt Geduld noth, fleißiges Beten und Singen und Hoffen, bis endlich zur Erlöſung durch den Jordan ins himmliſche Jeruſalem. Unſere neumodiſchen Chriſten möchten oft gerne in Einem Sprunge hinüber, aber ſie erfahren doch Alle, daß es eine Reiſe iſt von Wochen, Monaten und Jahren. Gott helfe uns fort und hinüber!“ Er war ein tief gewurzelter und ganz auf Jeſum

gegründeter Christ. So sagte er einmal: „Es ist ein rechtes und gül-„tiges Sprüchwort:

„„Wer Christum Jesum recht erkennt,
Der hat sein' Zeit wohl angewend't.““

„Dieß ist das Fundament des Christenthums und ewigen Lebens.“ Solch ein kernhafter Glaubenssinn spricht auch aus den Liedern, die er dichtete, vor Allem aus dem Lied: „Der Heiland ist's allein“, das mit der Ueberschrift: „Christus Alles in Allem“ in den Basler Sammlungen. Jahrg. 1804. 6. Stück. S. 190 sich findet, und worinn er entschieden auf ein wahres, lauteres Kernchristenthum dringt, wenn er z. B. in einigen Versen ausruft:

„Christ! denke, red' und wandle,
Wie's dir im Herzen ist;
Nur denke, sprich und handle
Nichts ohne Jesum Christ.“

„Wohlan, dieß große Eine
Bleib stets dein Element,
Der Heiland sey alleine
Der Anfang, Mittel, End'.“

Ein anderes seiner Lieder vom wahren Christenthum fängt er mit den Worten an:

„Der Name machet keinen Christen
Und Schwätzen keinen Pietisten.
Mensch! ist dein Herz kein Gotteshaus,
So sieht's mit dir noch übel aus.“

In den letzten zehn Jahren seines Lebens, die er als ein Greis allein zu durchwandern hatte, denn seine Frau war ihm im J. 1760 zur Ewigkeit vorangezogen, nahmen seine durch allzustrenge Arbeit erschöpften Kräfte so sehr ab, daß er nur selten mehr die Kanzel betreten konnte. Gleichwohl aber blieb sein Auge wachsam über den geistlichen Zustand seiner Gemeinde und sein Herz und Haus standen vor wie nach allen heilsbegierigen Seelen offen, die fort und fort noch aus seiner Gemeinde und aus der Stadt seinen Rath zu ihrer Seligkeit begehrten. Endlich drohte dem dreiundsiebenzigjährigen Greisen eine beschwerliche Wassersucht, die ihn vierzehn Tage aufs Krankenlager bannte. Da lag er wie ein Kind in dem Schooß seiner Mutter, seinen Willen ganz in den Willen seines Herrn ergeben, der ihm, so bitter er auch seyn sollte, doch das Liebste war. Den Tag vor seinem Ende, das nun unaufhaltsam nahte, erklärte er noch einem Freunde: „daß es mir in meinem Christenthume und Amte Ernst gewesen, weiß der Herr; vor ihm ist alle meine Begierde und mein Seufzen ist ihm nicht verborgen. Ich habe nun gar nichts, womit ich mich rühmen könnte; mein ganzer Trost ist nur dieser, daß wir einen so guten Heiland haben, den wir zwar nicht sehen und

doch lieb haben und an ihn glauben; bei dem hoffe ich Barmherzigkeit zu erlangen." Sein ſehnlicher Wunſch, aufgelöst und bei Chriſto zu ſeyn, wurde ihm denn auch bälder, als man dachte, erfüllt. Am 10. Okt. 1770 Nachmittags zwiſchen drei und vier Uhr ſchlief er unter dem Gebete einiger vertrauten Freunde — Kinder hat er nie gehabt — ſanft und ſelig ein. Der Herr hatte ihm nach wohl vollbrachtem Tagewerk die Bitte erfüllt, die er in den letzten Verſen ſeines Sterbelieds: „Mein Gott! ich fühl es leider, daß ich ein Sünder bin" ausgeſprochen hatte:

Soll ich nunmehr verſcheiden,
Ach! ſcheide nicht von mir!
Vollende meine Leiden;
Auf, auf, du Himmelsthür!
Herr Jeſu, hör mein Klopfen
Und theil bei jedem Schritt
Von deinen Lebenstropfen
Mir Kraft und Labung mit.

Ich bettle noch zur Letze,
Herr! um Beſprengungsblut.
Ach, Goël! komm, ergötze!
Ach! End gut, Alles gut.
Laß mich im Frieden fahren,
Erleuchte meine Nacht!
Herbei, ihr Engelſchaaren!
Es iſt, es iſt vollbracht.

Sein Leichenredner hat vor ſeiner Gemeinde von ihm bezeuget: „Er war ein Hirt nach Gottes Herzen, der Euch weidete mit Lehre und Weisheit. Mit welcher Beweiſung des Geiſtes und der Kraft hat er Euch nicht bezeuget die Buße zu Gott und den Glauben an den Herrn Jeſum Chriſtum; wie ließ er ſichs ſo angelegen ſeyn und ſtudierte recht darauf, ſich zu den Begriffen der Allereinfältigſten herabzulaſſen; er verleugnete ſeine Gelehrſamkeit und Beredtſamkeit; er redete Eure Sprache; er wurde Allen allerlei, damit er Etliche gewinnen möchte. Wie kräftig und durchdringend waren ſeine Ermahnungen, wie liebreich lockte er die gebeugten, gnadehungrigen Seelen zu dem Herrn Jeſu und zu ſeiner Fülle des Heils." Er ruht nun an der Seite ſeiner Ehefrau vor der Hauptpforte der Muttenzer Kirche, wo jetzt noch auf ſeinem Grabſtein eine Grabſchrift zu leſen iſt, welche die Ueberſchrift hat: „**Post crucem corona!**" („auf das Kreuz die Krone!") und die ihn preist als einen treuen Arbeiter, der das Werk des Herrn eifrig und im Segen betrieben und nun eine fröhliche Auferſtehung in Jeſu Chriſto erwarte. Der Segen und das Sigel ſeines Amtes währet noch fort und heute noch weiß das Volk der Basler Gegend ſich viel zu erzählen von dem kraftgeſalbten Seelſorger, der ein ſonderlicher war vor andern und allezeit Salz bei ſich hatte in kräftigen, körnigen Schlagworten.

Annoni leiſtete in ſeiner Gemeinde auch viel für den Kirchengeſang und gab ein Kirchengeſangbuch unter dem Titel: „Erbaulicher Chriſten-Schatz" heraus, welches das erſte Geſangbuch

wurde, das in den reformirten Gemeinden seiner Heimath auch neben den Lobwasser'schen und Spreng'schen Psalmen gebraucht wurde. In der siebenten, nach seinem Tod erschienenen und gegen die frühern von Annoni noch besorgten Ausgaben um 93 Lieder vermehrten Auflage dieses Kirchengesangbuchs mit dem Titel: „Erbaulicher Christen-Schatz oder vierhundert geistliche Lieder, aus verschiedenen schönen Gesangbüchern gesammelt. Basel 1777." finden sich 80 besonders bezeichnete Lieder Annoni's, von welchen der größte Theil erst aus seinem schriftlichen Liedernachlaß, der ziemlich bedeutend war, hier eingereiht wurde. Sie klingen an die Lieder der jüngern Halleschen Dichterschule an, sind aber dabei meist im Volkston, mit derben Ausdrücken und Bildern aus dem gewöhnlichen Volksleben verwoben, abgefaßt und zeugen von ganz besonderer Entschiedenheit des Glaubens. Daneben verfaßte er auch geistlich-weltliche Gedichte, meist für die Bedürfnisse des Landvolks berechnet und in einem naiven Ton gehalten, z. B. das Posamenterlied, worinn alle Verrichtungen des Bandwebers auf das Geistliche bezogen und der Heiland der „Bändelherr" genannt wird. Sie sind gesammelt in einem besondern Büchlein, das den Titel hat: „Die große Lieder-Buschel, enthaltend diejenigen Lieder, welche Herr Pfarrer Annoni über verschiedene Ständ und Anläß gefertiget."

Die schöne Sammlung seiner mystischen und ascetischen Schriften, so wie seine nachgelassenen Papiere besitzt sein Anverwandter, der würdige Antistes Burkhardt in Basel.

Von seinen Liedern sind nennenswerth:

„Du guter Hirt, auf Zions Auen."
„Es saß ein frommes Häuflein dort" — W. G. Nr. 193.
„Ich glaub, o Herr, hilf meinem Glauben" — W. G. Nr. 322.
„Jesu, Jesu, Brunn des Lebens" oder:
„Jesu, Brunn des ew'gen Lebens" — W. G. Nr. 276.
„Immanuel, schau auf uns Pilger alle."
„Wer kann mich zu Jesu bringen."

(Quellen: Handschriftliche Nachrichten, besonders der mir durch die Güte der Burkhardt'schen Familie in Basel mitgetheilte handschriftliche, bei der Beerdigung verlesene Lebenslauf. — Basler Sammlungen. Jahrgang 1795. S. 64. — Dr. Hagenbachs Kirchengeschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Basel 1848. 1. Thl. S. 182 f.)

Krummacher, Dr., Friedrich Adolph, wurde geb. am 13. Juli 1768 zu Tecklenburg in Westphalen. Er stammt aus einem gottseligen Haus und Geschlecht, von dem es, so weit die Blicke auf dasselbe reichen, heißen kann: „Siehe da eine Hütte Gottes bei den Menschenkindern."

Sein Großvater, deſſen Haus der Sammelplatz vieler Glaubigen aus dem Städtchen Tecklenburg und der Umgegend war, Adolph Heinrich, war Schloßwachtmeiſter auf der Bergfeſte Tecklenburg und ſein Vater, Friedrich Jakob, war ein ſtreng gewiſſenhafter Rechtsgelehrter, Hoffiskal, Juſtizkommiſſär und Bürgermeiſter in Tecklenburg. Derſelbe lag ſo oft und ernſtlich im Gebet vor Gott, daß heute noch die Sage geht, eine Vertiefung, die ſich in dem Fußboden ſeiner Kammer vorfand, habe er mit ſeinen Knieen und Thränen ausgehöhlt. Nach ſeinem Tod fand man unter ſeinen Papieren ein mit Jahreszahl und Datum bezeichnetes Zettelchen, auf das er mit ſeinem Blut die Worte geſchrieben hatte: „Heute vergab mir der Gott der Gnade meine Sünden.“ Er hatte an Maria Dorothea, geb. Ströcker, eine treue Gehülfin, die ihm in ihrem frommen Sinn ſeine Kinder unter einer ſanften und ernſten Leitung zur Gottſeligkeit heranziehen half. Rektor Haſenkamp in Duisburg ſagte einſt zu unſerem Krummacher: „Wenn ich je meine Kniee beugen könnte vor einem Menſchen, dann vor Ihrer Mutter.“ So ward derſelbe frühe ſchon durch frommer Eltern Zucht für den Herrn und ſeinen Dienſt gewonnen. Er ſtudierte in Halle, wo der ehrwürdige Knapp ſein Lehrer war, ſeit 1785 Theologie und fand hierauf im J. 1790 eine Anſtellung als Conrektor am Gymnaſium in Hamm im Regierungsbezirk Arensberg in Weſtphalen. Hier verheirathete er ſich mit Eleonore Möller, Tochter des dortigen Bürgermeiſters, die dann 50 Jahre lang die treue Genoſſin ſeiner frohen und trüben Tage war. Nach vier Jahren wurde er Rektor des Gymnaſiums zu Meurs, das unter ihm aufblühte, während ſein Haus ſich mit Penſionären füllte. An beiden Orten hatte er ſeinen jüngeren Bruder bei ſich, da der ehrwürdige Vater im J. 1791 heimgegangen war, nachdem er durch ſein Sterben noch den tiefſten Eindruck auf die Söhne gemacht hatte. Dieſer jüngere Bruder iſt der durch ſeine ſalbungsreichen Predigten über Jakobs Kampf und Sieg und durch ſeine Hauspoſtille wohlbekannte einundzwanzigjährige Prediger an der reformirten Gemeinde zu Elberfeld, Gottfried Daniel Krummacher († 30. Jan. 1837).

Im J. 1801 wurde unſer Friedrich Adolph an der Stelle J. P. Bergs Profeſſor der Theologie an der Univerſität in Duisburg, wo damals auch ſein Schwager, Anton W. Peter Möller, ſeit 1788 Profeſſor der Theologie war. Hier ſchrieb er 1805 eine mit großem Beifall aufgenommene Schrift „über den Geiſt der Evangelien.“

Er neigte ſich in kindlich frommem Sinne vornämlich der Kinderwelt zu, um ſie in kindlicher Sprache Tugend und Frömmigkeit zu lehren. Das Treiben der Welt hatte ihm Unmuth und Eckel erweckt, daher wandte er ſich in die Unſchuldswelt der Kinder, eingedenk des Worts Jeſu: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen.“ So erſchien von ihm im J. 1806 zu Duisburg die liebliche Dichtung: „Die Kinderwelt. Ein Gedicht in vier Geſängen“ (neue Aufl. 1813). Er war einer von den Schülern Herders, die, durch deſſen geiſtreiche Behandlung der ebräiſchen Poeſie und altteſtamentlichen Werke angeregt, mit Begierde die Sprache und Sitte des Morgenlands zu erforſchen und ſo tiefer in das Verſtändniß der h. Schrift einzudringen bemüht waren. Eine köſtliche Frucht ſeiner Herder'ſchen Schule ſind ſeine noch vor obiger Schrift in Duisburg erſchienenen „Parabeln“, deren erſtes Bändchen im J. 1805 erſchien und die in vollſtändiger Ausgabe in zwei Theilen von 1819—20 gedruckt wurden (8. Aufl. 1848). Nach Art der ebräiſchen Parabeln ſuchte er in denſelben in einfach-kindlicher, dem bibliſchen Ausdruck nachgebildeter Sprache in allerlei ſinnlichen Gegenſtänden überſinnliche Lehren und Wahrheiten zur Anſchauung zu bringen und erwarb ſich durch die Sinnigkeit und Wärme der Darſtellung mit dieſen Parabeln bei Alt und Jung den größten Beifall. Allmählich aber erſchwerten ihm die politiſchen Verhältniſſe ſeine Lage in Duisburg, von wo auch ſein Schwager 1805 nach Münſter übergeſiedelt war, und als ihm vollends ſein Gehalt nicht mehr ausbezahlt wurde, ſo mußte er ſich nothgedrungen nach einer andern Stelle umſehen. Dieſe fand er denn zu ſeiner großen Befriedigung, da ihn ſeine Herzensneigung immer mächtiger zur Verkündigung des göttlichen Wortes hinzog, im J. 1807 in der Stadt Crefeld, wo er als reformirter Prediger angeſtellt wurde, und im ſelbigen Jahr noch durch die Anſtellung als Landprediger in Kettwich, wo es ihm unter den ſchlichten, ſtämmigen Bauern recht wohl war. Am 24. Mai 1812 hielt er daſelbſt unter den rührendſten Kundgebungen der Anhänglichkeit an ſeine Perſon und vor einer ungeheuren Menſchenmenge ſeine Abſchiedspredigt. Der Herzog von Anhalt-Bernburg hatte ihn nämlich als Oberprediger und Superintendent nach Bernburg berufen, wo er dann bald auch zum Conſiſtorialrath ernannt wurde und im Segen wirkte. Zuvor ſchon hatte er 1810 zur Verbreitung der Bibelkenntniß unter der Jugend ſeinen wohlbekannten „Bibelkatechismus“ ausgearbeitet, der 1843 die zwölfte Auflage erlebt hat und in deſſen Vorrede er klar und ſchön

ſeinen ganzen Sinn ausſpricht, wenn er ſagt: „Die Bibel iſt das Haupt-, Hand-, Haus- und Lebensbuch der Chriſten. Je mehr Kenntniß deſſelben, deſto mehr religiöſes Intereſſe und Liebe zum Chriſtenthum, wie zu einem freien Vaterlande, deſſen Freiheitsbrief die Bibel iſt. Nur durch Gottes Wort, nicht durch äußere Kraft und Reizmittel kann das verfallene Zion wieder erbauet und erhalten werden.“ Er ſchrieb hier im J. 1823 ſeinen „Katechismus der chriſtlichen Lehre“, der 1846 die achte Auflage erlebte. Als ſich die Neigung des Herzogs kund gab, nach dem Vorgang Preußens auch in ſeinem Lande die Union zwiſchen Lutheranern und Reformirten einzuführen, widerſetzte er ſich dieſem Beginnen mit aller Entſchiedenheit und Feſtigkeit und drang auf das Feſthalten am Augsburger Bekenntniß. „Nur ein gläubiger Bekenner,“ ſagte er, „kann ſich dem Katholicismus und Rationalismus entgegenſtellen. Die **Confessio Augustana** muß abermals erwachen und ſich in den Riß ſtellen.“ Im J. 1823 berief ihn die St. Ansgariusgemeinde der freien Stadt Bremen zu ihrem Prediger. Nicht ohne Schmerzen, doch mit dem Troſte: „es iſt Gottes Wille, und der wird ja Alles zum Beſten lenken,“ riß er ſich von den gewohnten, ihm lieb gewordenen Kreiſen Bernburgs los. Er ſchrieb damals an ſeinen Sohn Emil: „ich habe, nachdem ich weiß, daß ich nach Bremen muß, ſchwere Kämpfe gehabt, aber ſie noch keineswegs überwunden. Es iſt mir pures Geſetz, daß ich hinziehen ſoll, und kein Evangelium. Daß der Teufel ſein Spiel mit mir treibt, daran haſt Du Recht; er will den Glauben und die demüthige Hingabe nicht in mir aufkommen laſſen, oft auch das Gebet nicht. Daß dieſes letzte Stadium meines Lebens reich an Prüfungen und Züchtigungen vor allen andern ſeyn wird, ſehe ich voraus, und wenn ſie da ſind, dünken ſie uns nicht Freude zu ſeyn. Darum, liebe Kinder! betet nur mit mir und für mich, daß der Herr mir Gnade und Freudigkeit geben möge. Ich bedarf ihrer mehr, als je, hoffe auch, daß ich ſie erlangen werde. Zu den innern Trübſalen kommen noch äußere. Die Mutter iſt ſehr krank geweſen und hat viele Schmerzen ausgeſtanden. Es war eine ſchwere Leidenszeit für mich. Ich habe oft den mit Dornen Gekrönten angeſehen, der über unſerem Sopha hängt, mit dem Gedanken, daß unſere Paſſionszeit beginne. Er hat den Einen Dorn hinweggenommen; er wird auch Kraft geben, den andern zu tragen. Der 116. Pſalm wurde mir gegeben in dieſen Nöthen und ſoll mein Pſalm bleiben.“ Sein Wirken in Bremen war lang und geſegnet. Seine Kirchen waren oft gedrängt voll, ſo daß man manchesmal Ohnmächtige

hinausführen mußte. „Es gieng aber auch im Schweiß meines Angesichtes" — sagte er hierüber — „das Predigen wollte mir hier anfangs schwerer fallen, als je. Oft wollte mich der Teufel von Neuem sichten, das Gebet versagte mir, wenn ich am meisten Kraft von oben bedurfte, eine schändliche Zaghaftigkeit wollte sich meiner bemächtigen. Der Herr hat mir wieder auf die Beine geholfen, und ich hoffe, er wird mich auch hinfüro nicht sinken lassen. Ohne ihn ists nichts weder im Amt noch Leben." So wirkte er auf diesem bedeutenden Posten, auf den ihn der Herr am 30. Mai 1824 gestellt, unter mannigfachen Glaubensprüfungen als ein im Dienst des Wortes ergrauender Diener und treuer Zeuge wider den Unglauben 20 Jahre lang fort in der Kraft des Herrn bis zum Juni 1843, dem Jubeljahr seiner fünfzigjährigen amtlichen Thätigkeit, wo ihn zunehmende Schwäche nöthigte, aus seiner Amtswirksamkeit auszuscheiden. Die Confirmation um Ostern des genannten Jahrs war die letzte Handlung noch, die er unter großer Anstrengung vollzog. Von da an führte er ein in Gott zufriedenes, obwohl von mancherlei Siechthum und Schwachheit begleitetes Stillleben und sehnte sich, je müder der alte Leib wurde, desto mehr nach der himmlischen Ruhe, zumal nachdem am 17. Merz 1844 seine treue fünfzigjährige Lebensgefährtin ihm vorangegangen war. „Die Welt ist voll Unruhe und thörichten Treibens und ich bin ihrer herzlich satt. Ich tauge nichts mehr unter und für die Menschen. Wo ihrer Viele sind, bin ich stumm, nur mit Einem bin ich gern allein" — so schrieb er 1845 an seine Söhne, Friedrich, Prediger in Elberfeld (s. u.), und Emil, Pastor in Duisburg. Mit einem dritten Sohne, Eduard, praktischen Arzte zu Bremen, lebte er unter Einem Dach. Am glücklichsten fühlte er sich stets, wenn er unter seinen Kindern und Enkeln seyn durfte. Seine Leiden, die ihm wenig Nachtruhe ließen und hauptsächlich in Krämpfen im Unterleib bestanden, daß er oft seufzte: „Mach Ende, Herr, mach Ende!" hatten endlich die Lebenskraft des siebenundsiebenzigjährigen Greisen verzehrt. Einige Tage vor seinem Ende hatte eine treue Freundin, die ihn oft umgab, die letzten Worte eines seiner Gebete belauscht: „Ja selig — aus Gnaden, in der allertiefsten Demuth des Herzens." Als er am Sterben lag — es war der 4. April 1845 — betete ihm noch sein Freund, der Pastor Toel, den schönen Vers aus Gerhards Passionslied vor: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir ꝛc.", und eine Stunde nach Mitternacht entschlief er dann in dieses Freundes Armen.

Sein Hirte hat ihn auf „die grünen Auen" geführt, wo nun der Herr ſelbſt als Morgenſtern ihm leuchtet. Sein Begräbnißtag war ein lieblicher, ſtiller Frühlingstag. Paſtor Mallet ſprach an ſeinem Grabe das Wort über ihn aus: „Er hat getragen Chriſti Joch, er iſt geſtorben und lebet noch." An der Seite ſeiner Gattin reift ſein Leib dem Tag der Garben entgegen.* Die Strophen, womit er einſt ſeinen „Hymnus an die Liebe", die Erſtlingsfrucht ſeiner Dichtergabe vom J. 1801, ſchloß, verdienen auf ſeinen Grabſtein geſchrieben zu werden:

O Liebe! laß mit dir des Lebens Bahn mich wandeln,
Dein Tempel ſey mein Aug und Herz!
Sey du mir Leiterin im Denken und im Handeln,
Umſchwebe mich in Freud und Schmerz.
Und wenn ich ausgewandelt habe,
Dann führe mich zur ſanften Ruh,
Und lächle mir am Grabe
Noch deinen Beifall zu,
Dann flügle mich empor! — Dort, Liebe, rauſchen Pſalmen
Aus Engelsharfen um dich her.
Dort lohnſt und herrſcheſt du! Dort netzet deine Palmen
Kein Blut und keine Thräne mehr.
Dort reichſt du lächelnd dem die Krone,
Der dich hienieden ſucht' und fand,
Du Perl an Gottes Throne,
Dort iſt dein Vaterland!

Seine geiſtlichen Lieder tragen, wie alle ſeine Arbeiten, den Charakter der kindlichen Frömmigkeit, obwohl die Sprache zu modern und in Herderſcher Art zu blühend iſt. Sie ſind meiſt enthalten in ſeinem „Feſtbüchlein. Eine Schrift für das Volk. 3 Bändchen: Der Sonntag. Eſſen 1805. (5. Aufl. 1828.) Das Chriſtfeſt. Eſſen 1810. (3. Aufl. 1821.) Das Neujahrsfeſt. Eſſen 1819. (2. Aufl. 1833.)" Einzelne Lieder aus dieſem „Feſtbüchlein" ſind ſchon im J. 1808 und 1809 mit Melodien von A. Harder beſonders herausgegeben worden. Er bewegte ſich am liebſten auf dem allegoriſch-didaktiſchen Gebiet. Bei dem ſinnigſten Verſtändniß des Natur- und Menſchenlebens und der zarteſten Darſtellungsgabe fehlte es — wie Kletke richtig urtheilt — dem kindlich gemüthlichen Dichter an Kraft, um ſeine Bilder tiefer und vielſeitiger zu beleben.

Von ſeinen Liedern giengen vier in kirchliche Geſangbücher, z. B. das Hamburger und Würtemberger Geſangbuch, über. Es ſind, nebſt drei andern ſeiner beſten, folgende:

---

* Weiteres ſ. II. Nr. 628.

„Eine Heerde und Ein Hirt" — W. G. Nr. 224.
„Empor zu Gott, mein Lobgesang" — vom J. 1810. (Bairischer Entwurf.)
„Heil uns, des Vaters Ebenbild" — vom J. 1810 — W. G. Nr. 508.
„Ja fürwahr, uns führt mit treuer Hand" — vom J. 1805 — W. G. Nr. 72.
„Ich bin ein Christ, mein Name steht" — vom J. 1819.
„Lobt den Herrn! er ist die Liebe" — vom J. 1805.
„Mag auch die Liebe weinen" — vom J. 1805 — W. G. Nr. 628.

(Quellen: Fr. A. Krummacher und seine Freunde. Briefe und Lebensnachrichten, mitgetheilt von A. W. Möller. Bremen 1849. 2 Bde.)

Jung, Dr., Johann Heinrich, genannt **Stilling**, wurde am 12. Sept. 1740 zu Grund in Nassau-Siegen geboren. Sein Vater war Schulmeister und Schneider und seine Mutter die Tochter eines armen vertriebenen Pfarrers. Der frühe Tod derselben, da er erst zwei Jahre alt gewesen, war für ihn heilsam. Denn wäre sie am Leben geblieben, so wäre er mit seinem Vater verbauert. So aber wurde durch diesen frühen Tod der Mutter der religiöse Charakter des Vaters aufs Höchste gespannt. Er zog sich mit seinem Sohn ganz in die Einsamkeit zurück und erzog ihn in der dürftigsten Lage und mit größter Strenge ganz für die Ewigkeit. Der Sohn bekam nichts Anderes zu sehen und zu hören, als Religion und Christenthum und Menschen, die dadurch heilig und fromm geworden waren und für den Herrn und sein Reich gewirkt und gelebt hatten. Denn neben Bibel und Katechismus wurden ihm immer Lebensläufe frommer Menschen zum Lesen gereicht, wie er denn an Gottfr. Arnolds Leben der Altväter und Reizens Historie der Wiedergeborenen sein größtes Vergnügen hatte, während er bis in sein siebentes Jahr noch keine Nachbarskinder kannte. So prägte sich frühe schon seinem ganzen Wesen der durch sein ganzes Leben sich immer stärker geltend machende Grundtrieb ein — „weit ausgebreitete, ins Große und Ganze gehende Wirksamkeit für Jesum Christum, seine Religion und sein Reich." Doch bevor er diesen Grundtrieb befriediget sehen durfte, gieng es durch allerlei verschlungene Wege. Der Vater ließ ihn Schulmeister, und weil er damit allein sich nicht nähren konnte, nebenher auch Schneider werden, ob er gleich keinen höhern Wunsch hatte, als Prediger zu werden. Dazu reichte aber das Vermögen des Vaters weit nicht hin. So begnügte er sich bei seinem Schulmeister- und Schneidergeschäfte mit unersättlichem Lesen und Forschen in allen Fächern von Wissenschaften. Er wurde zuerst in seinem siebenzehnten Jahre Schulmeister im Geburtsort. Weil er aber daneben bei seinem Vater das Schneiderhandwerk treiben mußte, das ihm ganz

zuwider war, ſo nahm er nach einander an verſchiedenen Orten zwei Schulmeiſtersſtellen an. Allein dieſe mußte er bald wieder verlaſſen, und als er nun im Haus des Vaters, wo er wieder Schneidergeſelle geworden war, von ſeiner Stiefmutter, die er unterdeſſen bekommen hatte, zu den ſchwerſten Bauernarbeiten, Hacken, Mähen und Dreſchen, wozu ſeine Glieder gar nicht gewöhnt waren, angehalten wurde, ſo ſtieg ſein Jammer aufs Höchſte. Weil man ihn nun nicht mehr zu Schulämtern berief, mußte er wieder auf dem Lande umher bei Schneidermeiſtern als Geſelle arbeiten, kam aber bei dem Allem in Kleidern und Wäſche ſo zurück, daß er von Jedermann als ein Taugenichts und verlorener Menſch betrachtet wurde. Da entſchloß er ſich denn nun in ſeinem zweiundzwanzigſten Lebensjahr, im Frühjahr 1762, ſein Vaterland zu verlaſſen und zunächſt nach Holland zu gehen, um hier bei Kaufleuten Dienſte zu ſuchen. In Solingen im Herzogthum Berg rieth man ihm jedoch davon ab und er arbeitete nun dort wieder auf ſeinem Schneiderhandwerk. Als ihm aber dann eine Hauslehrerſtelle bei einem Kaufmann angetragen wurde, nahm er dieſe ohne nähere Prüfung an, fand ſich aber bitter getäuſcht, ſo daß er nach einiger Zeit davon lief. Als er eine gute Weile in der Wildniß umhergeirrt war, kam er in Rade vorm Walde zu einem gediegenen Chriſten, Johann Jakob Becker, als Schneider in Arbeit, der ein herrliches Meiſterſtück chriſtlicher Menſchenliebe an ihm machte. Endlich ſchien ihm ein Stern bei einem Kaufmann Spanier aufzugehen, der in der Nähe von Rade wohnte und ihn als Hauslehrer zu ſich berief. Dort verweilte er ſieben Jahre lang, und hier, als er in ſeinem achtundzwanzigſten Jahre ſtund, gieng die große Wendung ſeines Lebens vor ſich, durch die er aus der Dunkelheit geriſſen wurde, um als einer der erſten Sterne am Horizonte der Wiſſenſchaft und des Reichs Gottes zu glänzen.

Es war einsmals an einem Frühlingsmorgen des Jahrs 1768, als ihm Reizens Hiſtorie der Wiedergeborenen in die Hand fiel und er darinn auf eine Geſchichte ſtieß, wie ein in Griechenland gereister Mann auf ſeinem Todtenbett noch ſeine Luſt an der griechiſchen Sprache bezeugte und beſonders bei dem Wort *Ειλικρινεια* ſo ein vortreffliches Gefühl hatte. Da war es Jung, als wenn er aus einem tiefen Schlaf erwachte, das Wort *Ειλικρινεια* ſtand vor ihm, als wenn es in einem Glanz gelegen hätte, und er fühlte nun einen unwiderſtehlichen Trieb, die griechiſche Sprache zu lernen, und einen verborgenen ſtarken Zug zu Etwas, das er noch gar nicht kannte, auch nicht zu ſagen wußte, was es war. Alle

Einwendungen der Vernunft gegen das Erlernen dieſer Sprache waren fruchtlos, ſein Trieb war ſo groß und die Luſt ſo heftig, daß er nicht genug eilen konnte, um zum Anfang zu kommen. Wirklich erlernte er ſie noch im achtundzwanzigſten Jahr ſeines Lebens aus Büchern, die er ſich geben ließ, und zwar mit erſtaunlicher Fertigkeit. Als ihm bald darauf ſein Prinzipal rieth, Medicin zu ſtudieren, da rief er ganz bewegt aus: „Was ſoll ich ſagen? Ja ich fühle in meiner Seele, das iſt das große Ding, das ich ſo lange geſucht und nicht habe finden können.“ Die größte Frage war nun die, woher das Geld nehmen zu dieſem koſtſpieligen Studium? Er aber beantwortete dieſelbe immer mit ſeinem Symbolum: „**jehovah jireh** — der Herr wirds verſehen!“ Und der hat es auch verſehen. Bald darnach widerfuhr ihm die merkwürdige Geſchichte mit dem Paſtor Molitor zu Attendorn, der ihm alle ſeine Geheimmittel gegen Augenkrankheiten und ein Manuſcript der beſten Heilmethode mittheilte und dann ſich niederlegte und ſtarb, nachdem er ihm beim Abſchied zugerufen hatte: „der Herr, der Heilige! der Ueberallgegenwärtige! bewirke Sie durch ſeinen h. Geiſt zum beſten Menſchen, zum beſten Chriſten und zum beſten Arzt!“ Nun nahm Jung allerlei Augenkuren mit glücklichem Erfolg vor und verdiente ſich damit einiges Geld. Dadurch kam er denn auch im Herbſt 1769 in das Haus des Kaufmanns Peter Heyders zu Ronsdorf, wo er die Tochter des Hauſes, Chriſtine, liebgewann und ſich mit ihr verlobte, ob er gleich wußte, daß ihr Vater ihn nicht im Geringſten unterſtützen könne. Drauf gieng er mit einem halben Laubthaler auf die Univerſität nach Straßburg, um Medicin zu ſtudieren, aber ohne die geringſte Ausſicht, wie er die Koſten werde beſtreiten können. Er vertraute jedoch ſeinem Gott, wie er ſagte, ſeinem reichen Vater im Himmel. Und wirklich, ſo oft er auch in dringende Geldverlegenheiten kam, jedesmal erſchien ihm in der Stunde der höchſten Noth auf ſein Gebet hin eine Freundeshand, die ihn unterſtützte. Von da an hat ihn die große Idee beſeelt und alle ſeine Schriften erfüllt, daß Gott den kindlich auf ihn Vertrauenden auf eine unmittelbare und außerordentliche Weiſe durch eine alle menſchliche Berechnung übertreffende und von dem gewöhnlichen Gang der Dinge ganz abweichende Schickung aus jeder Noth des Lebens helfe, namentlich, daß ein in der Noth zu Gott geſchicktes Gebet, wofern es mit den Rathſchlüſſen Gottes übereinſtimmt, eine äußere göttliche Hülfeleiſtung durch wunderbare Errettung aus Krankheit, Armuth und ſonſtiger Noth zur Folge habe. Als er einmal in der ſchwerſten

Glaubensprobe einen Wechſel von 300 Reichsthalern erhalten hatte, da ſah er mit freudigem Blick gen Himmel und rief: „das war dir nur möglich, du allmächtiger Vater!

Mein ganzes Leben ſey Geſang!
Mein Wandel wandelnd Lied der Harfe!“

Dieſe Erfahrungen der wunderbaren Hülfe Gottes machten ihn auch ganz unüberwindlich in dem Kreis, in dem er zu leben hatte und in dem Verſuchung genug für ihn war, ein Religionszweifler zu werden. Er ſchloß alſo: „Ich habe von jeher Jeſum Chriſtum als meinen Gott und Heiland verehrt und angebetet. Er hat mich in meinen Nöthen erhört und mir wunderbar geholfen. Folglich iſt Jeſus Chriſtus unſtreitig wahrer Gott, ſeine Lehre iſt Gottes Wort und ſeine Religion die wahre.“ In Straßburg trat er auch mit Göthe, der ihm in Anſehung der ſchönen Wiſſenſchaft einen höhern Schwung gab, und andern jungen Leuten, Leoſe, Lenz ꝛc., in nähere Verbindung und bildete mit ihnen eine „Geſellſchaft der ſchönen Wiſſenſchaften“. Denn ſeine Begeiſterung für Religion hinderte ihn nicht, auch ſolche Männer herzlich zu lieben, die freier dachten, als er, wenn ſie nur keine Spötter waren. Während ſeines Aufenthalts zu Straßburg, wo er mit dem unermüdlichſten Fleiß ſtudierte, ward er 1771 an das Krankenbett ſeiner dem Tode nahen Braut gerufen. Als es aber wieder beſſer mit ihr worden war, ward er am 17. Juni am Bette mit ihr zum Eheſtand eingeſegnet und zog dann mit ihr, nachdem er wieder nach Straßburg zurückgekehrt war, um dort Doktor zu werden und Chemie zu leſen, am 1. Mai 1772 nach Elberfeld, um daſelbſt ſeinen Beruf als praktiſcher Arzt anzufangen.

Allein ſein Aufenthalt in Elberfeld war für ihn eine ſchwere Kreuzſchule. Er fand als Arzt keinen rechten Anklang, ſeine frühern Freunde, die Pietiſten, weil er nicht in allen Formen zu ihnen hielt, verließen und verleumdeten ihn. Man ſprengte ſogar über ihn aus, er ſey verrückt geworden, und warnte die Patienten vor ihm. Dazu fieng auch ſeine Frau zu kränkeln an und kam oft dem Tode nahe. So wollte ſein Einkommen weit nicht reichen zur Beſtreitung der Ausgaben für ſeine Familie, und er ſelbſt, weil er als Arzt den Grundſatz hatte, ohne zu vernünfteln, bloß im Vertauen auf Gott wohlthätig zu ſeyn, ließ öfters geheimen Hausarmen die Arzneimittel in der Apotheke auf ſeine Rechnung machen und ſteckte ſich ſo in Schulden, die ihm vielen Kummer machten. Er verſank nun in tiefe Schwermuth, als er vor Augen ſah, daß auch

die Arzneikunde sein Fach nicht sey. Seine Schulden wuchsen immer höher, und sein Verdienst nahm immer mehr ab. „Da mußte ich mich" — erzählt er selbst — „der Vorsehung auf Gnade und Ungnade ergeben, und das that ich auch auf immer und ewig und von Herzen, und diese Uebergabe ist nicht allein nicht aufgehoben, sondern sie ist bis dahin immer stärker und immer unbedingter geworden." Er fieng nun an, religiöse Bücher zu schreiben, z. B. gegen die Satyre auf die Pietisten: „Leben und Meinungen des Magister Sebaldus Nothankers" die Schrift: „Die Schleuder eines Hirtenknaben gegen den hohnsprechenden Philister." Aber auch mit solchen Schriften fand er keinen Anklang, bis es sich fügte, daß Göthe, mit dem er einen ewigen Freundschaftsbund eingegangen hatte, bei einem Besuch in seinem Haus den Aufsatz von „Stillings Jugend", unter welchem erdichteten Namen Jung seine eigene Jugendgeschichte beschrieben hatte, in die Hände bekam und 1776 hatte drucken lassen. Das machte unglaubliche Sensation, Göthe sandte ihm ein ansehnliches Honorar und er schrieb nun auch: „Stillings Jünglingsjahre und Wanderschaft." Damit hat er in Ansehung des wahren Christenthums einen großen Segen gestiftet und den ersten Grund gelegt zu seiner wahren Bestimmung und Befolgung seines religiösen Grundtriebs. Als endlich die Noth in Elberfeld am größten war und er weder ein noch aus wußte, wurde er auf eine Art gerettet, die er sich nie hatte träumen lassen. Aus Veranlassung einer Abhandlung über die forstwirthschaftliche Benützung der Gemeinwaldung im Fürstenthum Nassau-Siegen, seinem Vaterland, womit er einem Freund einen Gefallen zu erzeigen glaubte, wurde er nämlich 1778 an die neuerrichtete Cameralschule zu Kaiserslautern in der Pfalz zum ordentlichen öffentlichen Professor der Landwirthschaft, Technologie, Handlungswissenschaft und Vieharzneikunde berufen, und bei seinem Abzug wurden die dringendsten Schulden, wegen welcher die Gläubiger ihn arretiren lassen wollten, nämlich 800 fl., auf eine ganz unerwartete Art getilgt. Bei seinen Abschiedsbesuchen drang man ihm nämlich in den reichen Kaufhäusern allerlei Erkenntlichkeiten auf, und als er zu Haus Alles nachzählte, was er so empfangen hatte, so waren es genau 800 fl., nichts mehr und nichts weniger.

Jung war seither von seinem himmlischen Schmelzer ausgeglüht und zu einem brauchbaren Werkzeug aus dem Groben gearbeitet worden: nun sollte er in Kaiserslautern auch noch die Feile und Politur erhalten. Noch Schwereres, als Alles, was er bisher ausgestanden hatte,

wartete dort ſeiner. Die regierenden Perſonen daſelbſt waren alle katholiſch, und namentlich der Oberbeamte und die Franziskaner waren ſehr feindſelig gegen die Proteſtanten, worunter er manche Anfechtung zu erfahren hatte. Dabei entſtanden wieder Schulden, ſo daß er die Elberfelder nicht abrichten konnte und ſeinem Schwiegervater, der ſich für ihn verbürgt hatte, deßhalb der Gant drohte. Dazu kam denn nun noch der Tod ſeiner treuen Lebensgefährtin, die am 17. Okt. 1781 mit Hinterlaſſung zweier Kinder heimgieng, nachdem ſie noch Allendorfs ſchönes Lied: „Unter Lilien jener Freuden" hergeſagt, dann öfters die Worte: „du kannſt durch die Todesthüren träumend führen" wiederholt und mit ihrem gewöhnlichen Liebesruf: „mein Engel und mein Alles" von ihm Abſchied genommen hatte. Darüber konnte er aber doch zuletzt nach durchkämpftem ſchwerem Kampf in lauten Dank gegen Gott ausbrechen, daß er Alles ſo wohl gemacht habe. Und nach einiger Zeit durfte er die Alles wohl machende Güte Gottes aufs Neue erfahren. Durch die Vermittlung der Geheimen Staatsräthin Sophie von la Roche, einer vortrefflichen Frau, gieng er am 16. Auguſt 1782 einen neuen Ehebund ein mit Selma, der Tochter des Kammerdirektors von St. Florintin, die ſehr gebildet und im Stande war, allmählich ſein Schuldenweſen zu bereinigen, ſo daß er ſich ſehr erleichtert fühlte. „Warte Du Deines Berufs," ſagte ſie zu ihm, „bekümmere Dich um nichts und überlaß mir die Sorge." So war dieſe Gattin neun Jahre lang ein unſchätzbares Werkzeug der Beglückung für ihn geweſen. Mit ihr war er 1784 nach Heidelberg gezogen, wohin die Cameralſchule nun verlegt wurde, und dann um Oſtern 1787 nach Marburg als ordentlicher Profeſſor der Finanz- und Cameralwiſſenſchaften. Nun ſah er alle ſeine Wünſche erfüllt und konnte auch für ſeine Kinder etwas vor ſich bringen. „Wen Gott lieb hat, dem gebe er ein ſolches Weib," ſagte er von ſeiner Selma. Allein gerade an dieſem Punkt ſeines höchſten Glücks griff ihn der Herr nun an mit ſeinen Gerichten. Am 23. Mai 1790 ſtarb ſeine Selma in einem Wochenbett, wie ſie es längere Zeit vorausgeſagt und ihm auch ſchon als Braut erklärt hatte: „Sie werden mich nicht lange haben, denn ich werde nicht 30 Jahre alt." Das beugte ihn nun zwar tief in den Staub, eine ſolche Führung beförderte aber auch das wahre Chriſtenthum und den Glauben an den Weltverſöhner mächtig in ihm, und es ward ihm klar, die Vorſehung ziele mit ihm auf einen großen Zweck, der noch in der Zukunft verborgen liege. Im November deſſelben Jahrs noch vermählte er ſich

mit Elise Coing, wie es Selma vor ihrem Sterben noch ausdrücklich begehrt hatte. Ihr Ehebund war eine Vereinigung für die Ewigkeit und er wußte die Gattin unter ihren zwanzigjährigen Körperleiden so zu veredeln, daß sie als eine der edelsten Frauen anerkannt wurde. In den Jahren 1792—1794 wurde nun die Herausgabe zweier Werke das Werkzeug der Entscheidung seiner eigentlichen Bestimmung. Zuerst schrieb er im Gegensatz gegen die Scenen aus dem Reich erdichteter Gottheiten, die Lucian und Wieland zur Belustigung geschrieben hatten, Scenen aus dem wahren christlichen Geisterreich zur Bekehrung und Erbauung der Leser. Darüber von einem Buchhändler aufgefordert, zur Ausarbeitung eines weitern Werks zu schreiten, fieng er an, sein merkwürdiges aus vier Bänden bestehendes Buch unter dem Titel: „Das Heimweh" vom August 1793 bis Dezember 1794 zu schreiben. Ueber dieser Arbeit war sein Geist wie in ätherische Kreise emporgehoben und er genoß eine unbeschreibliche Wonne. Er hatte dabei eine erhöhte Empfindung der Nähe des Herrn, der der Geist ist. Dieses Licht strahlte in seine Seelenkräfte und erleuchtete ihm Einbildungskraft und Vernunft, daß sich seinem innern Sinne oft ganz überirdisch schöne, gleichsam paradiesische Landschaftsaussichten vorstellten. Diese Schrift wirkte wie ein Ferment in allen vier Welttheilen. Von allen Seiten, namentlich von der Herrnhuter Brüdergemeinde, mit der er nun in sehr genaue Verbindung trat, kamen Aufforderungen an ihn, sich ganz der religiösen Schriftstellerei zu widmen, indem er dazu von Gott bestimmt sey. Das stellte sich nun mit überwältigender Klarheit als seine Bestimmung vor seine Seele, zumal als er erkennen mußte, daß er in seinem akademischen Lehramt nicht mehr viel wirken könne. Denn um diese Zeit waren ein akademischer Orden und der Revolutionsgeist, verbunden mit religiöser Zweifelssucht, in Marburg unter den Studierenden so herrschend, daß sie an Jungs Lehren nicht mehr Geschmack fanden und zuletzt nur noch drei Zuhörer seine Collegien besuchten, während ohnedem die allgemeine Richtung der deutschen Cameralpolitik ihm keinen Schimmer von Hoffnung übrig ließ, daß er fernerhin durch seine staatswirthschaftlichen Grundsätze Nutzen stiften würde. Dazu kam noch, daß die Studierenden einmal, als er Prorektor der Universität war, sein Haus demoliren wollten. Da hätte er denn nun gerne sich ganz der religiösen Schriftstellerei gewidmet und nebenher seine Augenkuren, wegen deren er immer viel in Anspruch genommen war, betrieben.

Allein mächtige Hinderniſſe thürmten ſich auf. Seine Schulden, in die er wieder hineingekommen war, waren noch nicht bezahlt, und wo war der Fürſt, der ihn zu einem ſolchen ungewöhnlichen Zweck, bloß religiöſe Schriftſtellerei zu treiben, beſoldete? Dieſe Hinderniſſe räumte denn nun der Herr auf eine herrliche und göttliche Weiſe aus dem Wege, eben als er im größten Zwieſpalt mit ſich war, ob er nicht Amt und Beſoldung, wie es einem Chriſten gezieme, ſobald er es nicht mehr pflichtmäßig verwalten könne, in die Hände ſeines Fürſten niederlegen ſolle. Und doch war er wie angenagelt, ohne dieſe Beſoldung konnte er nicht leben. Zwei Reiſen in die Schweiz, wo er nächſt Würtemberg ſeine meiſten Verehrer hatte und beſonders mit Lavater, deſſen Martertod er vorausſah, im innigſten Geiſtesverkehr geſtanden war, brachten die göttliche Hülfe. Auf der erſten im J. 1801 bezahlte ihm unter den 72 Staarblinden, die er in der Schweiz operirte, eine Perſon, die kein Wort von ſeinen Schulden wußte, am wenigſten, wie viel ihrer wären, aus innerem Antriebe, ihm eine bequemere Lage zu verſchaffen, für die Staaroperation und Kur ganz genau 1650 fl., ſo viel, als er gerade Schulden hatte. Eine andere Perſon zahlte ihm die Reiſekoſten, daß er es hat rühmen können: „Der Herr giebts den Seinen ſchlafend.“ Auf der zweiten Schweizerreiſe im J. 1802 kam er am 17. Sept. nach Carlsruhe. Am andern Morgen las er im Loſungsbüchlein der Brüdergemeine die Loſung 2 Sam. 7, 25.: „Bekräftige nun, Herr Gott, das Wort in Ewigkeit, das du über deinem Knecht und über ſein Haus geredet haſt, und thue, wie du geredet haſt“ ſammt dem Liedervers:

O laßt uns ſeine Treue ehren,
Seyd ganz in ſeiner Abſicht da!
Er führt ſie aus, Hallelujah!

Der Lehrtext aber beſtand in den Worten: „Sey getreu bis in den Tod ꝛc.“, Offenb. 3, 10. Dieſer merkwürdige Umſtand gab ihm die frohahnende Zuverſicht, es werde heute zu einer Art von Entwicklung kommen. Und ſo geſchah es auch. Der Churfürſt Carl Friedrich von Baden, der von ſeiner Ankunft gehört hatte, ließ ihn ins Schloß rufen und verſicherte ihm nach längerer Beſprechung über ſeine Lage, er werde ihm in etwa einem halben Jahr oder in einem Jahr Gelegenheit verſchaffen, daß er aus ſeiner drückenden Lage herauskomme und bloß ſeiner religiöſen Schriftſtellerei und ſeiner Augenkuren warten könne. Eben jene Schrift, „das Heimweh“, hatte den großen, guten und frommen

Churfürsten so günstig für Jung gestimmt. Als nun im J. 1803 der Befehl für Marburg ergieng, daß kein Schriftsteller seine Schriften ohne vorherige Prüfung und Erlaubniß drucken lassen dürfe, wozu „der graue Mann", den Jung geschrieben, Veranlassung gegeben hatte, da war er auf einmal mit Marburg und Hessen fertig und nahm den Ruf des badischen Churfürsten, gegen eine Besoldung von 1200 fl. und mit dem Titel eines Geheimen Hofraths in seine Dienste zu treten, um durch seinen Briefwechsel und Schriftstellerei Religion und praktisches Christenthum an seiner Stelle zu befördern, als einen Gottesruf an, wodurch er nun endlich der von seiner Jugend an ihm immer dunkel vorschwebenden Bestimmung, im Großen für die Sache des Christenthums zu wirken, geschenkt ward. So zog er denn in seinem dreiundsechzigsten Jahre am 17. Sept. 1803 in Heidelberg ein, gerade als 2 Mos. 15, 17. die Losung war. Er hatte sich dazu das Lied nach Jer. 1, 7.: „Herr, zeig mir stets die rechte Spur" gedichtet, worinn er singt:

„Verkünd'gen will ich nun dein Wort,
Mit eigner Weisheit mich nicht brüsten,
Dein Kreuz zu tragen stets mich rüsten,
Dir redlich folgen fort und fort."

Im Sommer 1805 mußte er mit dem Churfürsten nach Baden ziehen und 1806 verlegte er seinen Wohnsitz nach Carlsruhe. Er litt schon lange an Magenkrämpfen und mit dem Frühling 1816 fiengen seine Kräfte sehr zu sinken an. Doch erholte er sich wieder in etwas, aber im Frühling des folgenden Jahrs erkrankten beide Ehegatten. Am 22. Merz 1817 gieng die treue Hausfrau heim, nachdem er ihr noch Verse aus: „Befiehl du deine Wege" vorgesprochen hatte. Eilf Tage nachher kam die Reihe an ihn, also daß das wahr wurde, was er vor vielen Jahren, 17. Nov. 1790, in dem auf seine dritte Hochzeit gedichteten Liede: „Auf zum Thron des Weltregenten" als frommer Sänger gebetet hatte:

„Vater, und am Ziel der Reise — Auf, zum höhern Wirkungskreise,
Führ uns Beide Hand in Hand — Heim, ins Vaterland!

Am Charmittwoch den 2. April 1817 hauchte er, 77 Jahre alt, sechs Jahre nach seinem Churfürsten, seinen edlen Geist aus mit dem Ruf: „Vater, nimm meinen Geist auf." Zuvor hatte er mit seinen Kindern das h. Abendmahl gefeiert, indem er es selber ihnen und sich reichte, und sie ermahnte: „Liebe Kinder! befleißiget Euch der wahren Gottesfurcht! Da meint man als, es sey gethan, wenn man nur in die Kirche und zum h. Nachtmahl bloß gehe; aber die gänzliche Ergebung in den Willen

Gottes, beſtändiger Umgang mit ihm und Gebet, das iſt es!" Dann betete er den Vers aus dem Halleſchen Geſangbuch:

Ich rühme mich einzig der blutenden Wunden,
Die Jeſus an Händen und Füßen empfunden.
Drein will ich mich wickeln, recht chriſtlich zu leben,
Daß einſt ich himmelan fröhlich kann ſtreben.

Das war die Signatur ſeines ganzen Lebens. Chriſtus hatte in ihm eine Geſtalt gewonnen. Wahrheit und Lauterkeit war ſein Weſen. Sein zuverſichtliches Beten, ſein unermüdetes Arbeiten, ſein unerſchöpfliches Wohlthun, ſein geſelliges Unterhalten, ſein freundliches Entgegenkommen, Alles war der Erguß ſeines gottgeweihten Herzens. Seine Frömmigkeit war aus ſeinem Innerſten erwachſen und in ſein Weſen eingefloſſen; er war mit ihr ganz Eins. Der Gekreuzigte war es, auf den ſeine Seele immer hinſchaute, weßhalb er eben mit der Brüdergemeine beſonders befreundet war. Aus den entlegenſten Gegenden der Erde liefen bei ihm Nachrichten vom Reiche Gottes ein. Er war ein Prediger des Glaubens in der Wüſte einer unglaubigen, unchriſtlichen Zeit. Nicht nur gegen die damals herrſchende Kant'ſche Philoſophie hat er gezeugt, bei der allgemeinen Leugnung des Jenſeits begründete er auch zuerſt den Somnambulismus in wiſſenſchaftlicher Form, ohne deſſen abergläubiſcher Bewunderer zu ſeyn, und ſchrieb deßhalb ſeine „Theorie der Geiſterkunde", deren Endzweck er mit den Worten angiebt: „Da die heutzutage herrſchende Denkart, die aus „der falſchen Aufklärung entſtanden iſt, die Bibellehre von Engeln, von „der Fortdauer der menſchlichen Seele nicht annimmt, ſo frage ich Jeden „auf ſein Gewiſſen, ob es nicht Pflicht ſey, die Erfahrungszeugniſſe verſtorbener Menſchen öffentlich bekannt zu machen und dadurch die Bibel„lehre zu bewahrheiten." Was Bengel im vorigen Jahrhundert geweſen war, war Jung in dieſem. Er gab auch deſſen Erklärung der Offenbarung wieder heraus und weckte durch ſeine „Siegesgeſchichte der chriſtlichen Religion in einer gemeinnützigen Erklärung der Offenbarung Johannis. 1798." in einem großen Theile der Chriſtenheit jene apokalyptiſchen Hoffnungen wieder. Von der Lage des Reichs Gottes zu ſeiner Zeit hatte er die Vorſtellung, daß nun der Beginn des großen Abfalls eingetreten ſey, den Chriſtus und ſeine Apoſtel ſo beſtimmt vorausgeſagt haben. Schon von Weitem ahnete er die allmähliche vorbereitende Gründung des Reichs des Menſchen der Sünde. Dieſe Vorſtellungen, und daß Deutſchland für ſeine Buhlereien mit Frankreich eben durch dieſe Macht werde gezüchtigt werden, dieweil, womit man ſündigt, damit man

auch gestraft werde, lebten und webten in seiner Seele, ehe Jemand an die französische Revolution und ihre Folgen dachte. Solche Vorstellungen sprach er einmal in öffentlicher Rede zu Mannheim schon 1786 aus. Er sehnte sich deßhalb in mächtigem Heimweh aus dieser unchristlichen Zeit, wo er beinahe allein stand mit seinem Glauben, hinweg zu seyn. Aber er ließ auch den „grauen Mann" als den letzten ernstlich warnenden Gesandten Gottes an die Christenheit auftreten, mitten in einer dunkeln, in der Finsterniß wandelnden Menschheit, und Grauen erregend für Alle, welche dem Unglauben und Luxus sich ergeben. Ja, er sah in dem allgemeinen Abfall von Christo ein Zeichen der Nähe des Antichrists und somit auch der Nähe des Herrn, um in sichtbarer Gestalt zu richten und sein Reich zu vollenden. Der Glaube daran war in ihm so stark, daß er sogar Verhaltungsregeln für die Zeit des wirklichen Einbruchs des tausendjährigen Reichs vorschrieb und über Zeit und Ort der Ankunft Untersuchungen anstellte. Dieser Glaube war überhaupt so lebendig in ihm, daß er im Hinblick auf das nahe Reich Christi zur Poesie, seinem Chrysäon, sich begeistert fühlte.

Die neueste vollständige Ausgabe seiner sämmtlichen Werke vom J. 1841 und 1842 theilt im zwölften Bande seine „gesammelten Gedichte" in zwei Abtheilungen mit. Die zweite, vermischte Gedichte in sich fassende Abtheilung enthält unter Anderem auch Romanzen und 73 Räthsel. Die erste Abtheilung aber, nebst Gebeten in metrischer Form, 33 „geistliche Lieder" in gebildeter Form, worunter nicht wenige nach Kirchenmelodien gedichtet sind. Die besten und brauchbarsten derselben sind:

„Jesus Christus! sieh ich Armer." (Sonntagsfeier.)
„Vater! König aller Welten!" (Ein Gebetlied in schweren Zeiten.)
„Seraphinen steigen nieder." (Weihnachtslied.)
„Mein Heiland, mein Erlöser."

(Quellen: J. H. Jungs, genannt Stilling, sämmtliche Werke. Neue vollständige Ausgabe. 1. Band, enthält: Stillings Lebensgeschichte [nämlich — H. Stillings Jugend — Jünglingsjahre — Wanderschaft — häusliches Leben — Lehrjahre — Alter, nebst einem Nachwort seines Schwiegersohnes, des Kirchenraths und Professors der Theologie, Dr. Schwarz in Heidelberg]. Mit einer Vorrede von Dr. J. N. Grollmann. Stuttg. 1841.)

Menken, Dr., Gottfried, wurde geb. 29. Mai 1768 zu Bremen, gottseliger Eltern Kind; mütterlicher Seits stammt er von dem großen Schriftforscher Lampe (Bd. II., 432) ab. Im J. 1788 bezog er als ein frommer Jüngling von strengen Sitten die Universität Jena, um Theologie zu studieren. Noch wenig bekannt mit dem hohen Grad, den der Unglaube

bereits erſtiegen hatte, und mit dem ganzen Geiſte des damals auftauchenden Rationalismus, trat er in die Hörſäle der neuen Lehrer ein; er war voll Begierde nach Aufſchluß der Bibel; aber er traute ſeinen Sinnen nicht und erſchrack heftig, als die Profeſſoren in ihren Bibelerklärungen ihm zumutheten, etwas ganz Anderes im Texte zu ſehen, als er in ſeinem vorliegenden Teſtament wirklich ſah. Einige Wochen hielt er es aus; dann übermannte ihn Traurigkeit und Unmuth; ſein kindlicher Glaube, tief befremdet über ſolchen Abfall von der Wahrheit, hatte einen heftigen Kampf zu beſtehen. Er ſah ein, daß er entweder allen Glauben und deſſen Seligkeiten aufgeben, oder mit einem feſtern Standpunkt Alles gewinnen müſſe; deßhalb warf er ſich unter heißen Thränen auf die Kniee und betete: „Biſt du, o Gott, und iſt die Bibel dein Werk, ſo ſegne „mein Forſchen, daß ich deiner und deines Worts gewiß werde. Wirſt „du mich erhören, ſo ſoll mein ganzes Leben dem Dienſte deiner Wahr„heit geheiligt ſeyn.“ Er blieb nun von dieſen Collegien weg und las und ſtudierte mit allen möglichen Hülfsmitteln Tag und Nacht für ſich allein die Bibel. Heller und heller gieng ihm dadurch das Gnadenlicht auf und von da an brauchte er die h. Schrift fort und fort ſo fleißig, daß er faſt häufiger einer neuen Bibel, als neuer Kleider bedurfte. Das Ringen ſeiner Seele nach Wahrheit war ein Ringen mit Gott, der dieſem jugendlichen Kämpfer und Forſcher hier die ſtille Weihe zum Zeugen und Helden der Wahrheit gab. Sein Leben war eigentlich eine fortwährende Löſung jenes Gelübdes, das er Gott damals auf dem Knieen that. Er konnte deßhalb auch ſingen:

In der Andacht ſel'gen Augenblicken,
Die dem Glauben neue Schwingen giebt,
Schaut mein Geiſt in heiligem Entzücken
Dich, der ewig meine Seele liebt.

Eh' ich dich, mit dir das Leben kannte,
Kam kein Friede in mein thöricht Herz,
Das von tauſendfacher Luſt entbrannte,
Blutete von tauſendfachem Schmerz.

Mit der Jugend ungeſtümem Feuer
Folgt' es lauter Lüge, nicht'ger Luſt,
Schein und Schatten hielt es hoch und theuer
Und die Wahrheit blieb ihm unbewußt.

Hirtenlos auf unfruchtbarer Haide
Irrt' ich unſtet, — ein verlornes Schaf,
Das für ſeinen Hunger nirgends Weide,
Lechzend — nirgends eine Quelle traf.

Welch ein Leben hab ich durchgerungen,
Nicht durchlebt, nein! — bange durchgejagt,
Bis ich endlich zu dir durchgedrungen,
Meiner Seele Kummer dir geklagt.

Lange zog nur Schwermuth mir zur Seiten,
Du erheiterteſt mir Herz und Sinn.
Lauter Freude, lauter Seligkeiten
Sind mein Loos, ſeit ich der Deine bin.

O! ſeit jenen ewig heil'gen Tagen
Kann ich ſiegen über die Begier,
Ueber Schwermuth, über finſtres Klagen;
Reiner Himmel iſt durch dich in mir.

Von Jena gieng er im J. 1790 nach Duisburg, um noch einige Vorleſungen zu hören und nach erſtandenem Examen von dort aus ſich um eine Predigerſtelle zu bemühen. Beſonders einflußreich war hier für ihn die Berührung mit dem regen chriſtlichen Leben, das ſchon damals, genährt durch das Wirken zweier edler, tiefer Geiſter, Terſteegens (ſ. Bd. II. S. 26) und Collenbuſchs, das Herzogthum Berg auszeichnete; beſonders der Umgang mit Collenbuſch gab ihm die entſchiedenſte Glaubensrichtung.

Noch in Duisburg begann er als Candidat ſeine ſchriftſtelleriſche Zeugenthätigkeit, indem er ſich in kühner Freiheit und mit dem Salz der Wahrheit gegen die unglaubige, rationaliſtiſche Lehre von den Dämonen oder Teufeln ausſprach in der Schrift: „Beitrag zur Dämonologie.“ Dieſe Schrift erregte lebhaftes Aufſehen. Die Feinde der Wahrheit empfanden ſie wie einen Scorpionenhieb und geriethen über ihren unbekannten Verfaſſer in völlige Wuth. Die Schrift wurde als Schmähſchrift behandelt und in Duisburg, wo der Hauptrationaliſt, Grimm, lehrte, am Schandpranger im Halseiſen aufgehängt, mit Füßen getreten, zerriſſen und die Blätter umhergeſtreut. Die Schmach aber, die er hiefür litt, brach ſeinen heiligen Muth für die Wahrheit nicht. Er wurde nun im Auguſt 1793 Hülfsprediger für einen an den Augen leidenden Pfarrer in der kleinen Gemeinde Ueden im Herzogthum Cleve. Nach zehn Monaten ſchon wurde er von der reformirten Gemeinde zu Frankfurt a. M. zum Gehülfsprediger berufen. Inhalt und Art ſeiner Predigten ſetzten Fromme und Gottloſe in Erſtaunen und lockten eine Menge Zuhörer herbei; er hielt glaubige, inhaltreiche, gewaltige Predigten. Einen beſonders freundſchaftlichen Umgang hatte er hier mit dem frommen Prediger Krafft, der ihm am 22. Jan. 1795 unter dem Tiſchgebet, nachdem ſie gerade zuvor viel und herzlich von der unſichtbaren

Welt und ihrer Herrlichkeit mit einander geſprochen hatten, plötzlich todt in die Arme ſank. Nach zweijährigem Aufenthalt in Frankfurt kam er als Prediger an die reformirte Gemeinde zu Wetzlar und dann im J. 1802, nachdem er ſich durch ſeine Schriften bereits hinlänglich bekannt gemacht hatte, nach Bremen, in die alte Vaterſtadt. Hier erſchien anfangs die ſtarke Speiſe, die er in ſeinen Predigten reichte, die Tiefe der Erkenntniß, mit der er in das Geheimniß der Verſöhnungslehre und des Hoheprieſterthums Chriſti eindrang, die Entſchiedenheit und Schärfe, mit der er ſeine Ueberzeugung und die Wahrheit ausſprach, Vielen gar zu neu und abſtoßend. Anfangs hatte er bloß einen kleinern Kreis von Zuhörern; derſelbe erweiterte ſich aber bald ſo, daß ſeine Kirche nachgerade die beſuchteſte wurde. Später wurde er **Pastor primarius** an der St. Martinikirche und Direktor des geiſtlichen Miniſteriums.

Er war ſtets anſpruchslos und herzlich, doch rückſichtslos in ſeinem Widerſpruch gegen Alles, was ſich dem göttlichen Charakter des Chriſtenthums entgegenſetzte. Seine Lieblingsſchriftſteller waren Bär und Johann Albrecht Bengel; des letztern lautere, tiefe, heilige Schriftweisheit und gediegene, ſalbungsvolle Sprache zog ihn beſonders an. Er bearbeitete am eifrigſten als Schriftſteller das Feld der Homilie und brachte dieſelbe, nächſt Herder, am meiſten wieder zu Ehren. So hatte er ſchon vor ſeiner Berufung nach Bremen zwei Sammlungen chriſtlicher Homilien im J. 1798 und 1802 herausgegeben. Dieſen folgten dann im J. 1804 Homilien über Stellen aus der Geſchichte des Propheten Elias, im J. 1821 eine Erklärung des eilften Kapitels des Briefs an die Ebräer, im J. 1826 Betrachtungen über das Evangelium Matthäi und Blicke in das Leben des Apoſtels Paulus. Beſonders ſegensreich hat er auch für eine vertrautere Bekanntſchaft mit dem A. Teſtament gewirkt, auf das er ſtets hinwies und deſſen einzelne Stücke er mit großer Einſicht und Treue bearbeitete. Bekannt iſt auch ſeine dogmatiſche Schrift: „Ueber die eherne Schlange und das ſymboliſche Verhältniß derſelben zu der Perſon und Geſchichte Jeſu. 1812.“ Seine Schriften wurden ins Schwediſche und Holländiſche überſetzt und beſonders in den ruſſiſch-deutſchen Provinzen ſehr geſchätzt, ſo daß ihn die Univerſität Dorpat zum Doktor der Theologie machte. Wie auf der Kanzel, ſo bewährte er ſich auch in ſeinen Schriften als einen Mann von apoſtoliſchem Zeugengeiſt. Er war ein aus den Schätzen der ewigen Wahrheit Neues und Altes hervorbringender Schriftgelehrter zum Himmelreich, ein Gottesgelehrter aus der dreifachen,

von Luther bezeichneten Schule der Theologen, der des Gebets, der Betrachtung und der Anfechtung.

In der Schule der letztern wurde er namentlich gar heiß und tief geübt. Außer den Kämpfen, welche er, wie alle Lehrer der Wahrheit, stets zu durchkämpfen hatte, ward er von sehr angreifenden körperlichen und häuslichen Leiden anhaltend durchläutert. Entsetzliche, langwierige Zahnschmerzen brachten ihn mehrmals bis an den Rand des Grabes; ein schrecklicher Druck auf dem Haupte und Grauen in zerrütteten Nerven machten ihn oft eine Reihe von Wochen und einmal siebenzehn Monate lang unfähig, eine Predigt zu halten, oder eine Feder anzusetzen. Siegreich strahlte aber sein Glaube aus solchen Nächten und Gluthen immer wieder hervor, und der erschütternde Wahrheitsernst seiner Lehre verklärte sich so immer mehr in den Geist der Liebe und des Trostes, der himmlisch erquickend zu den Angefochtenen unter seinen Zuhörern sprach. Als nun aber die immer wiederkehrenden Leiden ihn fast arbeitsunfähig machten, kaufte ihm ein Kreis seiner Verehrer einen freundlichen Ruhesitz, wo er die Tage seines Lebens ruhig beschließen konnte. Dieser stille Feierabend that dem erschöpften Kämpfer des Herrn gar wohl. Ein Freund, der in seiner letzten, schweren, viermonatlichen Krankheit um ihn war, bezeugt: „Jeder Tag an seinem Sterbebette ist zu einem Festtag worden, indem aus seinem Benehmen und seinen Reden die inwendige Herrlichkeit hervorstrahlte, welche die Wunder des Königs und Hohenpriesters Jesu Christi in ihm geschaffen hatten." Im größten Schmerz und Elendsgefühl, da er mehrere Monate, besonders des Nachts, nicht schlafen, nicht liegen und nicht sitzen, nicht essen, ja vierzehn Tage lang seinen Durst nicht stillen konnte, kam ihm, wie er bekannte, nie auch nur einen Augenblick ein Zweifel an der Liebe Gottes.* Sein ganzes Verhalten war das ächte Conterfei alles dessen, was er lange zuvor und oft und viel vom Leiden, vom tröstlichen Segen beim Wohlverhalten im Leiden, von der Glaubensfreudigkeit, die er in seinem Lied: „Die ihr den Heiland kennt und liebt" so herrlich den Leidenden anpreist, geredet und geschrieben hatte. Er bezeugte oft: „Ich habe mich ganz in die Hand meines Herrn „Jesu Christi begeben und lasse ihn machen. Ich bin wie ein aus„gedroschenes Stroh und meine Selbstthätigkeit hört auf. Er wird mir „über den Tod helfen; da kann es vorher noch dieß und das setzen, aber

* Weiteres s. II. Nr. 471.

„ich bin in ſeiner Hand wohl verwahrt.“ Gutmüthigen Tröſtern, die ihm ſagten, er könne bei ſolchem Wirken und Wandeln froh dem Tod entgegengehen, ſagte er zu verſchiedenenmalen: „Nein, darauf hin könnte ich nicht ruhig aus dieſer Welt gehen. Ich habe mich oft nicht wohl verhalten, ſondern vielfältig geſündigt. Ich ſuche meine Gerechtigkeit nicht aus des Geſetzes Werken; ich habe mich je und je auf die Verſöhnung in Chriſto geſtützt und Frieden mit Gott geſucht und gefunden. Ich habe gelebt im Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebet und ſich für mich gegeben hat (Gal. 2, 20.); in dieſem Glauben ſterbe ich auch getroſt.“

Am 29. Mai 1831 erlebte er ſeinen letzten Geburtstag. Am Morgen dieſes Tages pries er, ohne noch zu wiſſen, daß ſein Geburtstag ſey, den Herrn mit dem Pſalmvers: „Seine Barmherzigkeit iſt alle Morgen neu“; da erſcholl ergänzend eine Stimme aus dem Nebenzimmer: „Und ſeine Treue iſt groß“, und als ihm nun ſein vieljähriger Arzt Glück wünſchte und mit den Worten ſchloß: „Der Herr hat Alles wohl gemacht“, ſprach er gerührt: „Das will ich droben bald ſingen, ‚‚‚‚wo die lieben Engelein — Alle Muſikanten ſeyn‘‘‘‘. In der Nacht des 1. Juni lag er im Sterben. Ein Freund betete über ſein erblaſſend Angeſicht ſich beugend alſo: „Herr Jeſu, erwecke das ganze Zutrauen zu deinem Namen in deinem Knecht, welches in ihm iſt; Seligmacher, erlöſe ihn nun; hilf ihm, ſeinen Geiſt freudig in deine Hand zu befehlen, wie du am Kreuz deinen Geiſt in die Hände deines Vaters befahlſt, nimm ſeinen Geiſt auf und laß auch ſein letztes Ende Gott preiſen.“ Mitten in dieſem Gebet vernahm man von ihm noch ein ſchwaches Getöne, und ehe es zu Ende war, war er ſanft entſchwunden. Seine Freunde aber riefen: „Hallelujah!“

Seine Lieder erſchienen gedruckt in dem Werk: „Auserleſene chriſtliche Lieder, geſammelt von einer Freundin (Frau Pfarrer Menken in Bremen) und herausgegeben von J. A. Kanne. Erlangen 1818. 2 Bde.“ Daraus hat das W. G. (Nr. 476) das Lied aufgenommen:

„Die ihr den Heiland kennt und liebt.“

(Quellen: Gebet und Rede beim Begräbniß G. Menkens am 6. Juni 1831 von C. H. G. Haſenkamp, evangeliſchem Prediger zu Vegeſack. [Menken hatte denſelben wenige Jahre vor ſeinem Tod als ſeinen Herzensfreund in ſein Amt eingeführt.] — „Zum Andenken Dr. G. Menkens. Ein Beitrag zur neueſten Geſchichte der Theologie von M J. C. Oſiander, Profeſſor in Maulbronn [jetzt Dekan in Göppingen].“ Aus der Tübinger Zeitſchrift für Theologie. Jahrg. 1832. 2. Heft. Beſonders abgedruckt. Bremen, bei W. Kaiſer. 1832.)

Bevor wir aber nun aus dieser Periode der geistlichen Liederdichtung scheiden und in die Neuzeit übertreten, tritt unserem Blicke noch eine eigenthümliche Dichtererscheinung entgegen, die einzig in ihrer Art über ihrer Zeit steht und von ihr noch nicht begriffen worden war, eine „Prophezeihung der neuern Zeit", wie sie schon bezeichnend genannt worden ist. Es ist der uns in die nächste Periode als ihr Vorläufer hinüberleitende

v. **Hardenberg**, Friedrich, genannt **Novalis**. Er wurde geb. 2. Mai 1772 auf dem Familiengut Widenstett in der Grafschaft Mansfeld als der älteste Sohn unter eilf Geschwistern. Um sich nicht „v. Hardenberg" unterzeichnen zu müssen, nahm er in spätern Jahren den Namen „Novalis" an, von einem Gute, nach welchem die ältere Linie der von Hardenberg sich unterscheidet. Sein Vater war Direktor der sächsischen Salinen und hielt sich mit seiner Gattin zur Herrnhuter Brüdergemeinde. Die fromme Gesinnung seiner Eltern, die ihn auf die Herrnhuter Colonie Neudietendorf brachten, vor Allem die sanfte Ruhe und schöne Religiosität der Mutter, welche sich dem ganzen Haus- und Familienkreis mittheilte, machte auf sein junges, zartes Gemüth die tiefsten Eindrücke, die ihn auch durch sein ganzes Leben begleiteten. Er war ein überaus fleißiger Schüler, und seiner lebhaften Einbildungskraft sagten in den Knabenjahren am meisten die Mährchen zu. Im J. 1790 bezog er die Universität Jena, um Philosophie zu studieren, und gieng von da nach zwei Jahren nach Leipzig und später nach Wittenberg, um die Rechte zu studieren. Fr. Schlegel und Fichte, die er damals kennen lernte, überhaupt die Romantiker, die damals in Jena und Weimar ihren Hauptsitz hatten, übten einen großen Einfluß auf ihn. Philosophie, schöne Wissenschaften, Künste und Politik waren seine Lieblingsfächer. Nachdem er nun seine Studien vollendet hatte, gieng er im J. 1795 nach Tennstädt in Thüringen, um unter dem Kreishauptmann Just sich in die praktischen Geschäfte einleiten zu lassen. Dort lernte er auf dem Landgut Grüningen Sophie v. Kühn kennen, die zwar erst das dreizehnte Lebensjahr zurückgelegt hatte, aber bereits zu einer Jungfrau herangeblüht war von wunderbar lieblicher Gestalt, „voll himmlischer Anmuth, Rührung und Majestät." Der erste Anblick derselben entschied für sein ganzes Leben, dessen Blüthezeit das J. 1795 war. Er verehrte in ihr nichts Anderes, denn eine Madonna. Kaum hatte er sich aber mit ihr im Herbst des genannten Jahrs verlobt, als sie tödtlich erkrankte. Sie genas zwar wieder, allein es blieb ihr ein Todeskeim, ein Schmerz an

der Seite, zurück. Bald nach ihrer Genesung kam er nach Weissenfels als Auditor bei seines Vaters Departement. Während er nun da ruhig im elterlichen Hause lebte, erhielt er die Nachricht, seine Braut, die an einem Lungengeschwür litt, habe sich in Jena operiren lassen. Allein auch nach dieser Operation kränkelte sie fort und fort, und welkte dem Tod entgegen, der sie auch in ihrem fünfzehnten Jahr am 19. Merz 1797 dahinraffte. In dieser Zeit lebte Novalis nur seinem Schmerze, der unaussprechlich groß war. Er erzeigte der Verstorbenen sogar eine Art göttlicher Verehrung; in sein Tagebuch schrieb er: „Sophie und Christus." Es war ihm jetzt ganz natürlich, die sichtbare und unsichtbare Welt nur als eine einzige zu betrachten. Zugleich ward ihm das Leben ein verklärtes und sein ganzes Wesen zerfloß wie in einen hellen, bewußtvollen Traum eines höheren Daseyns. Aus der Heiligkeit des Schmerzes, der innigen Liebe und der frommen Todessehnsucht erklärt sich sein ganzes Wesen. Von dem Tod seiner Braut an ist die Philosophie nun nicht mehr sein Evangelium, und das heitere, lustige Weltkind, das noch im J. 1797 in sein Tagebuch geschrieben hatte: „überlaß dich nicht zu sehr deinem Hang, zu veriren und zu belustigen", wurde nun von einem tiefgehenden religiösen Ernst erfaßt. Die damalige tiefe Trauer mag wohl auch den Keim des Todes in den schönen, blühenden Jüngling gelegt haben; er war wirklich schön zu nennen, groß, schlank, und trug sein lichtbraunes Haar in herabfallenden Locken. Der Umriß und Ausdruck seines Gesichtes kam sehr dem des Evangelisten Johannes nahe, wie er auf der großen Tafel von Albrecht Dürer in München und Nürnberg zu sehen ist.

Nach einigen Monaten kam er ganz getröstet und verklärt von dem Grabe seiner Braut zu den Geschäften zurück und gieng im Dezember desselben Jahrs nach Freyberg, um unter Werner den Bergbau zu erlernen. Er liebte es nun zwar, meist von den Gebieten unsichtbarer Welten mit Begeisterung zu sprechen und am liebsten die Tiefen des Gefühls im Gespräch zu enthüllen; dabei war er aber doch auch fröhlich, wie ein Kind. Dort in Freyberg verlobte er sich denn auch im J. 1798 mit Julie v. Charpentier; dem unerachtet blieb aber doch Sophie stets der Mittelpunkt aller seiner Gedanken, ja er verehrte sie als eine Abgeschiedene fast noch mehr, als da sie ihm noch sichtbar nahe war. Im J. 1799 kehrte er zu seinem Vater nach Weissenfels zurück und wurde unter ihm Assessor und Amtshauptmann des thüringischen Kreises. Um diese Zeit dichtete er einige seiner geistlichen Lieder; sie sollten einen Theil

eines christlichen Gesangbuchs ausmachen, welches er mit einer Sammlung von Predigten über die wichtigsten Ansichten des Christenthums begleiten wollte. Im August 1800, gerade als er zu seiner Hochzeit nach Freyberg reisen wollte, fieng er an, Blut auszuwerfen, so daß seine Verheirathung aufgeschoben werden mußte. Er wurde aber immer schwächer, und als er vollends erfuhr, daß sein jüngerer Bruder durch Unvorsichtigkeit ertrunken sey, wurde er von einem so plötzlichen Schrecken ergriffen, daß er einen Blutsturz bekam, worauf die Aerzte sein Uebel für unheilbar erklärten. Doch arbeitete er noch viel, dichtete noch einige geistliche Lieder und las fleißig in der Bibel, auch viel in Zinzendorfs und Lavaters, wie auch in Jakob Böhme's Schriften. „Mit dem J. 1800" — so zeugt ein Neuerer von ihm — „zeigen sich überhaupt Bekenntnisse von ihm, die nicht mehr bloß religiöse Phantasiespiele sind, sondern auf die Anfänge eines wahren christlichen Lebens schließen lassen, obgleich er es zu einem tieferen Verständniß des Evangeliums und zu gründlichern Erfahrungen auf dem Gebiete des christlichen Lebens nicht mehr brachte. Nur die ersten schönen Anregungen, die ersten schönen Gefühle, die Jeden ergreifen, der aus rein weltlicher Bildung heraus zum erstenmal christliche Schriften mit wahrer Theilnahme liest, hat er treu und ergreifend ausgesprochen, wie er nun überhaupt der erste unter den Romantikern wurde, der seine Arme nach einem Heilande ausstreckte und wesentlich dazu beitrug, daß die Romantiker ihre falschen Wege verließen und nun mitten aus dem Kreise derer, die sich für viel zu aufgeklärt und zu gelehrt, zu gebildet und geistreich achteten, als daß sie bei der Selbstgenugsamkeit ihres vergötterten menschlichen Ichs noch eines Gottes und eines Heilandes bedürften, und sich selbst zu Göttern machend durch eigene Kraft und Weisheit sich helfen und heilen wollten, dem humanistischen wie philosophischen Unglauben der Zeit gegenüber das Bekenntniß abgelegt wurde, daß weder in der Bildung, noch in der Philosophie, noch in der Kunst volle Ruhe und Versöhnung zu erlangen, sondern nur in Christo das Heil zu finden sey." Je mehr sein Ende sich nahte, desto gewisser hoffte er, so geduldig er sich auch in Gottes Willen ergab, auf seine Genesung, denn der Husten verminderte sich, und, die Mattigkeit abgerechnet, hatte er kein Gefühl von Krankheit. Er sagte da einsmals: „Jetzt sind ganz andere Lieder in mir aufgegangen, als ich bisher geschrieben habe." Vom Todestage seiner Sophie an (19. Merz) wurde er jedoch auffallend schwächer und schlief am 25. Merz 1801 unter den melodischen Tönen

des Claviers in den Armen Fr. Schlegels sanft ein, ohne die mindeste Bewegung. Er hatte im Tode noch seine gewöhnliche freundliche Miene, als wenn er noch lebte. So starb er, der die „lieblichste Verkörperung eines hohen, unsterblichen Geistes" war, bevor er noch das neunundzwanzigste Jahr erreicht hatte.

Alle seine Gedichte sind von der heiligen Schönheit der christlichen Religion aufs Innigste durchdrungen und seine ganze Religion war eine Religion des Jenseits. „Es war ihm," wie Tieck ihn schildert, „zur natürlichsten Ansicht geworden, das Gewöhnlichste, Nächste als ein Wunder, „und das Fremde, Uebernatürliche als etwas Gewöhnliches zu betrachten; „so umgab ihn das alltägliche Leben selbst wie ein wundervolles Mährchen, und jene Region, welche die meisten Menschen nur als ein Fernes, „Unbegreifliches ahnen oder bezweifeln wollen, war ihm wie eine liebe „Heimath. So erfand er einen neuen Weg der Darstellung, und in der „Vielseitigkeit der Beziehung, in der Ansicht der Liebe und in dem Glauben „an sie, die ihm zugleich Lehrerin, Weisheit und Religion ist, darinn, daß „ein einziger, großer Lebensmoment und Ein tiefer Schmerz und Verlust „das Wesen seiner Poesie wurde, gleicht er unter den Neueren allein dem „erhabenen Dante." Und Schleiermacher sagt in seiner Art von ihm in den Reden über Religion: „Nur schweigend will ich euch hinweisen auf den zu früh entschlafenen göttlichen Jüngling, dem Alles Kunst ward, was sein Geist berührte, seine ganze Weltbetrachtung unmittelbar zu einem großen Gedicht, den ihr den reichsten Dichtern beigesellen müßt, jenen Seltenen, die eben so tiefsinnig sind, als klar und lebendig. An ihm schaut die Kraft der Begeisterung und die Besonnenheit eines frommen Gemüths und bekennt, wenn die Philosophen werden religiös seyn und Gott suchen, wie Spinoza, und die Künstler fromm seyn und Christum lieb haben, wie Novalis, dann wird die große Auferstehung auf beiden Welten gefeiert werden." Novalis Beispiel wirkte damals, zumal da sonst kein Dichter von vorzüglichem Dichtertalent seine Dichtergabe den Gegenständen des christlichen Glaubens zuwandte, auf die Zeitgenossen in religiöser und ästhetischer Hinsicht wohlthätig ein.

Er dichtete im Ganzen fünfzehn geistliche Lieder, die im zweiten Theil seiner im J. 1802 zu Berlin von L. Tieck und Fr. Schlegel herausgegebenen Schriften (5. Aufl. 1837) stehen. Sechs derselben waren auch in dem für das J. 1802 von A. W. Schlegel und L. Tieck herausgegebenen „Musenalmanach. Tübingen, bei Cotta." erschienen. Unter

ihnen sind auch zwei an die Madonna, nämlich: „Wer einmal, Mutter, dich erblickt, wird vom Verderben nicht bestrickt", und: „Ich habe dich in tausend Bildern, Maria, lieblich ausgedrückt." Seine Lieder sind aber zu subjektiv und auf eine dem sittlichen Ernst des Christenthums widerstrebende Weise allzusentimental, als daß sie Kirchenlieder genannt werden könnten. Dr. Lange giebt folgendes Urtheil über sie ab: „Tiefsinn und Frömmigkeit, ein inniger Friede und eine reiche, aufdämmernde Ahnung beseelen seine Lieder. Er war in seinem Gemüthe über die Noth des Kampfes mit dem Unglauben hinaus; darum sind sie ächt lyrisch. Aber er hatte das unaussprechliche Gefühl, in welchem ihm die Natur und Gnade, der Glaube und das Denken versöhnt erschienen, noch nicht zur Klarheit des Geistes gebracht; daher das Unklare, pantheistisch Vage in manchen seiner Lieder." Novalis ist auch wirklich nicht über die Anfänge der christlichen Erkenntniß hinausgekommen; was er sagt, ist groß und gefühlvoll, in sinnige, schöne Formen gehüllt, aber von einer tiefern Durchdringung des Christenthums und von einer gründlichen, erfahrungsmäßigen Erkenntniß ist noch nichts wahrzunehmen. Ein Ungenannter sagt sogar von seinen Liedern in der evangelischen Kirchenzeitung. 1830. Nr. 17: „Sie sind, streng genommen, mit Ausnahme einzelner Strophen, nur im Vorhofe der Heiden gedichtet und klingen profan im Heiligthum und matt neben den Gesängen eines P. Gerhard und Angelus."

Theodor Frölich und Bernhard Klein haben sie mit Melodien geschmückt. In das Hamburger und Würtemberger Kirchengesangbuch wurden folgende vier aufgenommen:

„Ich sag es Jedem, daß er lebt" — W. G. Nr. 165.
„Was wär ich ohne dich gewesen" — W. G. Nr. 87.
„Wenn alle untreu werden" — W. G. Nr. 352.
„Wenn ich ihn nur habe" — W. G. Nr. 363.

(Quellen: Novalis Schriften. Herausgegeben von L. Tieck und Fr. Schlegel. 1. Thl. Vorrede zur dritten Auflage. — Evangelische Kirchenzeitung von Dr. Hengstenberg. 1850. Nr. 9. S. 83—85. — Die Kirchengeschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts von Dr. Hagenbach. Thl. II. 2. Aufl. 1849. S. 289—295.)

Blicken wir nun noch auf die Entwicklung **des Kirchengesangs*** während der Aufklärungsperiode, so begegnet uns ein

* Quellen: Der evangelische Kirchengesang von Carl v. Winterfeld. Thl. III. 1847. — Geschichte des christlichen, besonders des evangelischen Kirchengesangs und der Kirchenmusik. Ein historisch-ästhetischer

wahres Wort eines der neueren Wortführer für die Reform des Choralwesens (Haubers), welcher sich dahin ausspricht: „In Lieb und Leid „bleibt der evangelische Choral seiner Kirche getreu. Er jubelt und klagt „mit ihr, ist mit ihr dogmatisch und moralisch, er theilt mit ihr ihren „Reichthum und Armuth, ihr Polychrom und Ipserweiß; man hört in „ihm den großartigen Heerdengesang einer starken, objektiv festen Kirche „und die süßen Klagelaute der zersprengten Schafe; so oft eine neue „Epoche, sey's zum Guten oder Schlimmen, in der Kirche eintritt, hallen „die innern Vorgänge wieder im Gesang, wenn auch nicht sogleich. So „ist er treulich der Kirche gefolgt bis dahin, wo sie selbst, verzagend an „ihrem Begriff und ihrer Würde, sich zur bloßen Großkinderschule her„untergegeben hat und also auch der Choral ihr nach auf der „untersten Stufe seiner Existenz angekommen ist — als „pädagogischer Choral." Auf diese unterste Stufe gelangte er in der Aufklärungsperiode; so wenig in ihr das Kirchenlied gedeihen konnte, eben so wenig der Choral.

Der Verfall des Kirchengesangs, den wir also nun zu schildern haben, zeigt sich in folgenden vier Hauptpunkten:

1) In der Alleinherrschaft des weltlichen Styls. Die Bahn dazu war schon in der vorigen Periode gebrochen (s. Bd. II. S. 474 f., 481 f.) In einer so unkirchlichen Zeit nun aber, in der man sich der Bibelsprache beim geistlichen Lied fast schämte und die modernen Redeformen der Weltweisheit in die neuen Liederdichtungen einführte, in einer so verständig seyn wollenden Zeit, da man den Krafttон der alten Glaubenslieder für ungenießbar und unanständig hielt, kam vollends der Sinn für die Einfalt und den Ernst des Kirchenstyls ganz abhanden; er galt nun für steif und langweilig. Man gieng mehr und mehr ab von dem einfachen diatonischen System und wandte fast ausschließlich die weltliche Tonleiter und Dissonanz an. Die leichten, in diatonischem Fortschritte einer Oktave sich bewegenden Choralformen, wobei

---

Versuch von Joh. Ernst Häuser. 1834. — Reform des Choralwesens. Geschichtliches, Wünsche und Vorschläge. Ein Aufsatz des Diakonus Hauber in Tübingen (jetzt Prälat in Ulm), in der Vierteljahrsschrift. Stuttgart, bei Cotta. 1841. 4. Heft. Nr. 16. — Encyclopädie der gesammten musikalischen Wissenschaften oder Universallexikon der Tonkunst von Dr. Gustav Schilling. Stuttg. 1837 ff. 6 Bde. — Die Tonkunst im evangelischen Cultus nebst einer gedrängten Geschichte der kirchlichen Musik von F. C. Anthes, zweitem Pfarrer in Haiger. Wiesbaden 1846.

die auf- und absteigenden Töne mehr singend an einander gereiht erscheinen, verschwinden jetzt und moderne Formen, wie sie eben die neueren Tonarten begünstigen, treten überall hervor. Gar beliebt sind nun Fortschreitungen nach der chromatischen Tonleiter in lauter Terzen-, Quarten-, Quinten- und Sextensprüngen, wie sich dieß selbst bei dem damals verhältnißmäßig kirchlichsten Componisten, bei Knecht, zeigt, z. B. in den Chorälen: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte" — „Vollendet ist dein Werk" — „Mit dem Haufen deiner Frommen" — „Heilig, heilig ist dein Wille."

Es giebt nun überhaupt keinen Kirchenstyl und somit auch keinen eigentlichen Kirchengesang mehr. Wie sich damals bald nach Klopstock die Dichterheroen vom Gebiet der geistlichen Dichtkunst vornehm und kalt abwandten, so wandten sich auch die Heroen der musikalischen Welt von dem alten, ernsten, kirchlichen Styl immer mehr ab, oder bedienten sich, wie z. B. Mozart (1756—1792) und Beethoven, der Vollender der Instrumentalmusik (1770—1827),* bei kirchlichen Musikstücken geradezu des Opernstyls. Es gieng nun der Oratorienstyl vollends ganz in den Opernstyl über, und die weltliche Musik trat in ihre Glanzperiode ein. Theater und Concert erhielten nun die Hauptrollen auf dem Gebiet der Tonkunst; von ihnen aus ward die Kirchenmusik, die nun in ein ganz untergeordnetes Verhältniß tritt, versorgt. Mit dem kirchlichen Glauben verfiel auch die Kirchenmusik. Den Ton zu dieser völligen und absichtlichen Verweltlichung des kirchlichen Kunstgesangs gaben Joh. Fr. Doles und Joh. Adam Hiller an (s. u.), welche, besonders angezogen durch die glänzende Vorstellung Hallescher Singspiele oder Opern, die auf dem Jagdschloß Hubertusburg stattfanden und bei denen Doles selbst als Tenorist mitgewirkt haben soll, der Opernmusik Eingang in der Kirche zu verschaffen suchten, um damit der kirchlichen Tonkunst aufzuhelfen. Doles namentlich hob die letzte Schranke zwischen den beiden Gebieten der Kirchenmusik und der Bühnenmusik vollends ganz auf, indem er beiden als zwei Gehülfinnen, die mit einander auf gleichem

* Beethoven schrieb übrigens neben seinem schönen Passionsoratorium: „Christus am Oelberg" für die Kirche Messen voll des tiefsten Gefühls. Auch lieferte er arienhafte Compositionen für häusliche Andacht zu sechs Gellert'schen Liedern: „Gott, deine Güte reicht so weit" — „So Jemand spricht" — „Meine Lebenszeit" — „Die Himmel rühmen" — „Gott ist mein Lied" — „An dir allein, an dir." Auch Jos. Haydn hat zwei köstliche Motette über die zwei Gellert'schen Lieder: „Du bists, dem Ruhm" und „Herr! der du mir das Leben" geschaffen.

Wege fortgehen, einen und denselben Zweck zuweist — die Rührung und damit die Besserung des Herzens, als ob das Herz, das böse ist von Jugend auf, anders als durch völlige Neuschaffung durch den h. Geist, als ob es durch Gefühlsschwelgerei könnte gebessert werden. So sagt er einmal in der Vorrede zu seiner Cantate über Gellerts Lied: „Ich komme vor dein Angesicht" im J. 1790 geradezu: „ich will nicht sagen, daß ganze Opernarien in der Kirche aufgeführt werden sollen, sondern nur die leichte Faßlichkeit und Folge der Rhythmen, die simple und kräftige Harmonie und die herzschwelgende Melodie, die man oft und besonders in neuern Opern antrifft, sollte die Kirchenmusik haben." Besonders ansteckend war auch für die protestantische Kirchenmusik, die meist in sogenannten „Cantaten" bestand, deren z. B. der Hofkapellmeister Joh. Rud. Zumsteeg in Stuttgart (geb. 1760, seit 1792 Kapellmeister, † 1802) viele geliefert hat, der katholische Meßgesang, welcher zuerst durch den Einfluß der Opernmusik ganz in den galanten Styl verwandelt worden war, den einst die Väter des Tridentinischen Concils durch Palestrina so eifrig abzuwehren bemüht waren (s. Bd. I. S. 210). Darnach wurden aber auch die Cantaten für evangelische Kirchen geformt, so daß dieselben nach Dr. Grüneisens schlagender Bemerkung „oft eher an „Motive aus der Zauberflöte oder aus dem Donauweibchen erinnerten, „als an die Nachtmahlshymne eines Decius."

So brach am Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine Verweichlichung und eitle Verweltlichung ein, die gleichen Schritts mit der alle tiefere Religiosität untergrabenden Aufklärerei allmählich allen Ernst und alle Würde aus der Kirchenmusik verbannte. Gerecht sind J. E. Häusers Klagen: „Immer höher stieg der Prunk der Instrumentirung; die Kraft, „die Würde, das Andachterhebende verscheuchten Reminiscenzen weltlicher „Melodien. Unreines, Gemeines kam in die Kirche als Vorspiel, als „Nachspiel. Mit einer Ouvertüre kamen die Leute zur Kirche, mit einem „Marsch marschierten oder mit einem Walzer tanzten sie zum Tempel „hinaus."

Das deutlichste Zeichen, daß die Kirchenmusik alle ihre selbstständige Bedeutung verloren hatte, war die Abnahme ächter, gründlicher Orgelspieler, während auf den andern Instrumenten immer größere Meister sich bemerklich machten und nun auch mehr geachtet und geschätzt wurden, als selbst die Orgelspieler, die doch noch zu Anfang dieses Jahrhunderts so hoch standen, daß kein Musiker etwas galt, der nicht Meister

auf der Orgel war. Georg Joseph Vogler, der größte Orgelspieler dieser Zeit,* mußte die Orgel „zu einer Art Panorama für das Ohr" machen; er mußte mit ihr malen und allerlei Tongemälde, z. B. vom jüngsten Gericht, von einer Seeschlacht sammt den dabei vorkommenden Donnerschlägen, Trommelwirbeln, Kanonenschüssen, den Einsturz der Mauern von Jericho ꝛc. auf ihr aufführen, sonst hätte er solchen Beifall sich nicht mehr erringen können. Solches Malen riß auch bei gewöhnlichen Organisten ein. So spielte einer nach D. G. Türns Erzählung in der Schrift: „Die wichtigsten Pflichten eines Organisten" bei den Worten: „Am Kreuz gestorben" mit kreuzweis über einander geschlagenen Händen, ein anderer spielte bei der Stelle: „Meines Glaubens Licht laß verlöschen nicht" anfangs vollstimmig, allmählich immer schwächer, dann nur mit einem Finger und zuletzt — gar nicht mehr; ein dritter machte bei den Worten: „Furcht und Schrecken" mit der Orgel ein entsetzliches Geheul, indem er beide Arme auf das gekoppelte Hauptwerk legte und beide Füße auf das Pedal setzte. Bei Leichen wurde gewöhnlich der Tremulant gebraucht oder zum Schluß des Gottesdienstes, selbst bei der Feier des h. Abendmahls, Märsche, Walzer ꝛc. gespielt. Ein Organist nahm sogar, als der Prediger über die Mäßigkeit gepredigt hatte, als Nachspiel das bekannte: „Wer niemals einen Rausch gehabt." Bei solcher Verweltlichung der Kirchenmusik, und in Folge davon selbst auch des Orgelspiels, konnte es nicht fehlen, daß in dieser Glanzzeit der weltlichen Musik auch der Choral das Weltkleid anzog.

2) In der Herrschaft des geraden oder viertheiligen Takts. Es verschwinden jetzt vollends auch die punktirten Noten und der Trippeltakt, wodurch seither noch einiges Leben im Choralgesang geblieben war; an die Stelle der Mannigfaltigkeit tritt nun ein gleichförmiger, wechselloser Fortschritt in lauter geraden Takten mit stetigen halben Noten von gleichem Werth. Der Rhythmus wird zur Monotonie. Zugleich glaubte man selbst auch die die Hauptnoten mit einander verbindenden Zwischennoten entfernen zu müssen. Dadurch verlor der Choralgesang alle Frische und Lebendigkeit und erhielt nun den Eindruck ungemeiner Langweiligkeit, Schwerfälligkeit und Einförmigkeit, so daß fast ein Choral dem andern zu gleichen scheint.

---

* Geb. 1749 zu Würzburg, † 1814 zu Darmstadt, wo er zuletzt vom J. 1807 als Hofkapellmeister mit dem Titel „geheimer geistlicher Rath" oder „Abt" angestellt war.

In dieser glaubensleeren, trockenen, nüchternen Zeit verstand man die alte, ausdrucksvolle Rhythmik nicht mehr und hielt sie gar wohl für Tändelei. Die Kraft und der Schwung des neuerwachten evangelischen Geistes, wodurch einst jene melodischen Schwingungen in den Rhythmus gekommen waren, war nun erstorben und gelähmt, denn Zweifel und Unglauben herrschten. Wie die meisten Dichter, weil sie mit dem Volke den alten Volksglauben nicht mehr aus voller Seele theilten, unfähig waren, volksmäßige Glaubenslieder zu dichten, so wich auch die belebte Rhythmik, die allein ächt volksgemäß ist, aus den neuern Choralcompositionen und der Choral wurde wieder das, was er vor der Reformation war, ein dem volksthümlichen Geiste der Gemeinde fremdes Singen im langsamen, gemessenen Schritt des strengen gregorianischen Gesangs.* Wie einst der ambrosianische Kirchengesang, nachdem er zweihundert Jahre lang (von 386—590) voll melodischen Schwungs und frischer, rhythmischer Belebtheit in der Kirche geherrscht hatte, dem römischen oder gregorianischen Kirchengesang in der gemessenen, feierlich langsamen Tonfolge von lauter gleichen Tönen weichen mußte, so traf ihn nun wiederholt dasselbe Schicksal, nachdem er aufs Neue wieder zweihundert Jahre lang von Luther bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in der evangelischen Kirche Eingang gefunden hatte. Gar altklug stellte man den Grundsatz auf: „Je gemessener und langsamer ein Choral gesungen wird, desto feierlicher ist er." Daher fängt die Vorrede zum Würt. Gesangbuch vom J. 1791 gleich mit den (Klopstock'schen) Worten an: „Gleich wie der Kirchengesang, dieses laute und langsame Gebet der ganzen Gemeinde, zur öffentlichen Anbetung Gottes gehört ꝛc." Und Knecht, der Herausgeber des Choralbuchs zu diesem Gesangbuch vom J. 1798, beginnt deßhalb seine Vorrede zu demselben alsogleich mit den Worten: „Der Choral ist „der einfachste und langsamste Gesang, der nur gedacht wer„den kann. Diese Einfachheit und Langsamkeit aber giebt ihm nicht „nur die höchste Feierlichkeit und Würde, sondern auch die anerkannteste

* Wenn neuerdings die Gegner der Wiedereinführung des rhythmischen Choralgesangs behaupten wollen, die Choräle seyen ehedem höchstens vom Sängerchor, aber nicht von der Gemeinde rhythmisch vorgetragen worden, so widerlegen diesen Einwurf ganz klar und deutlich die aus jener Zeit noch vorhandenen ein- und mehrstimmigen Choralbücher, indem doch die einstimmigen für die Gemeinde bestimmt seyn mußten, während sich gar kein Grund denken läßt für die Aufzeichnung von Singweisen in einer Gestalt, in der sie doch nicht hätten von der Gemeinde gesungen werden können.

„Tauglichkeit, von einer sehr zahlreichen Menge Volks, wenn es gleich „im eigentlichen Verstand nicht musikalisch ist, abgesungen zu werden."

In den letztern Worten liegt nun noch ein weiterer Erklärungsgrund jener Umgestaltung in der Rhythmik des Chorals. Bei dem ersterbenden Sinn für das Kirchlich-Religiöse hatte nämlich auch die Fertigkeit im Gesang beim Volke bedeutend abgenommen, namentlich seit dem siebenjährigen Krieg. Mit der Geringschätzung des Christenthums und überhandnehmenden Volksaufklärerei hatte auch die häusliche Andacht und Erbauung, bei der man früher in Winterabenden oder bei den regelmäßigen Morgen- und Abendandachten, Sonntags auch nach dem Mittagessen, mit den Hausgenossen Lieder aus dem Gesangbuch sang, fast ganz aufgehört und die Gemeinde, wenn sie nun als große Versammlung in der Kirche zusammenkam, konnte jetzt bei dem Mangel der Sangfertigkeit nicht anders mehr singen, als wenn der langsame, gemessene Schritt des strengern gregorianischen Choralgesangs eingehalten wurde. Die fachmäßigen Tonkünstler mußten daher, wenn sie für den Gemeindegesang arbeiteten, die beschränkten Kräfte der Kirchengemeinde wohl überlegend, sich in Acht nehmen und waren bei ihren Schöpfungen mehr im Falle des Vermeidens, als des freien Schaffens. So fordert deßhalb C. Ph. Emm. Bach (s. u.) von einer Kirchenweise geradezu Abwesenheit alles rhythmischen Schmucks, ernsten gleichmäßigen Fortschritt und einfache Tonverhältnisse in leichtem Flusse des Gesangs an einander gereiht. Und Joh. Joach. Quanz spricht es einmal geradezu aus: „ich wollte Kirchenmelodien setzen, die von ganzen Gemeinden beim öffentlichen Gottesdienst ohne Schwierigkeit können gesungen werden; darum mußte ich mich aufs Sorgfältigste bemühen, den Gesang dieser Lieder so leicht und einfach einzurichten, als es möglich war. Aus dieser Ursache habe ich mich aller Verzierung und Manieren, welche ohnedem nur in die Figuralmusik, keineswegs aber in den Choralgesang gehören, wohlbedächtig enthalten."

So hat zwar damals der selbstverschuldete Mangel der Sangfertigkeit der Gemeinden diesen langsamen Gesang in lauter gleichen Noten ohne alle Leitetöne bedingt. Volksmäßig ist er aber deßhalb nicht zu nennen, sondern gleichwohl wider die ganze Natur des Volksgesangs. Dafür galten die nun bei solchem Kirchengesang aufkommenden Schnörkel. Hauber macht in dieser Beziehung die treffende Bemerkung: „Es rächte sich nun die Natur und schob in die unmusikalischen, leeren Zwischenräume Ergänzungssurrogate ein. Dieß sind die verzweifelten Schnörkel

des Volksgesangs. Durch sie wird die der Natur des Gesangs angethane Beleidigung reichlich zurückgegeben; sie sind die rächenden Schatten der todtgeschlagenen Anmuth. Die singende Gemeinde ist hier im Stand der Nothwehr und hilft sich selbst gegen die Eingriffe eines willkührlichen, fremden Gesetzes in ihre Gerechtsame."

3) In der Entstehung einer Menge neuer unvolksmäßiger und schwerfaßlicher Melodien im trockenen Schulton. Zu jener Zeit, da das Kirchenlied zum trockenen Morallied wurde, erhielt auch der Choral ein trockenes, lehrhaftes Gepräge. Wir stehen nun in der Periode des didaktischen Chorals.

Die übertriebene Subjektivität auf dem reinen Standpunkt des Denkglaubens oder Verstandes hatte eine solche Oberflächlichkeit und Zerstreutheit zur Folge, daß nun Melodien geschaffen wurden, die nichts sagen und daher auch nicht behalten werden können. Wahr und ergreifend ist die Klage des edlen Freiherrn v. Tucher:* „Der Geist der ganzen „Zeit ist es, dem der Verfall des Kirchengesangs zur Schuld anzurechnen „ist, der Geist, der nunmehr im Glauben an den einzigen gemeinsamen „Mittelpunkt, an Christum, nicht mehr sein Heil erkennt, der es nicht ver„steht, daß die Gemeinde der Leib Christi ist, der darum in der Gemeinde „nicht mehr seine Einheit sucht und findet, damit aber auch alles Volks„gemäße mißachtet, wohl auch gar verachtet, und sich nun in der Zer„splitterung subjektiver Partikularität, die man heutiges Tages Glaubens„freiheit nennt, und deren abstrakt geistigen oder materiellen Interessen „verliert, darum aber auch von dem Geist der Gemeinde sich lostrennt, „sich demselben gegenübersetzt und sich damit unfähig macht, mit Auf„geben der bewußt reflektirenden Subjektivität den Geist der Gemeinde „zu erfassen und auszusprechen. Unsere Dichter und Componisten singen „nicht mehr, wie früher, im Namen des Volks und aus diesem heraus, „sondern nur im eigenen Namen und für das Volk, das sie wohl auch „auf tieferer Stufe, als sich selbst, glauben. Lied und Choral, Predigt „und Gebet zeigen nun das gleiche Schicksal, den gleichen Fortgang zum „Verfalle von der schlichten, unbefangenen Unmittelbarkeit, demüthigen „Glaubensinnigkeit, Glaubensstärke und Begeisterung, Geistestiefe und

* In dem Vorwort zu seinem: „Schatz des evangelischen Kirchengesangs, der Melodie und Harmonie nach aus den Quellen des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts geschöpft ꝛc. von G. Freiherrn v. Tucher. Stuttgart, bei Metzler. 1840."

„Popularität zur Leerheit abstrakt reflektirender Subjektivität, zum Hoch-
„muth eigenen Wissens, Meinens und Empfindens, zur Flachheit gemüth-
„losen Raisonnements und Moralisirens und damit zur Entfremdung vom
„wahren geistlichen Leben und christlichen Volksthum."

Während die alten Choräle der Glaube geschaffen hat, so war hin-
fort nicht mehr das innere Gemüth bei Erfindung einer neuen Melodie
tonangebend, sondern rein bloß das Gehör oder der ästhetische Geschmack.
Fast handwerksmäßig wurden die neuen Melodien den Liedern angemessen
und angepaßt. Hat doch z. B. selbst Knecht, und, wie er, noch mancher
Herausgeber neuer Choralbücher, auf Bestellung allein für das würtem-
bergische Gesangbuch 97 neue Melodien und für das bairische in einem
Jahr 25 gefertigt. Bei dem seichten Inhalt der meisten Lieder, zu denen
solche Melodien gefertigt wurden, ist es auch gar nicht zu verwundern,
daß sie größtentheils gering ausfallen mußten; denn einem vom Geiste
des Liedes ergriffenen Gemüthe konnte eine solche Melodie nicht entströmt
seyn. Daher haben solche Melodien auch fast nirgends ein Bürgerrecht
in dem kirchlichen Gemeindegesang erlangt und sind mit wenig Aus-
nahmen entweder bereits vergessen oder, statt ein Gemeingut der deut-
schen evangelischen Kirche zu seyn, höchstens in denjenigen Gegenden in
einigen Gebrauch gekommen, in welchen die Componisten zu Hause sind.
Die Gemeinde selbst hat so über sie gerichtet ein „stummes Gericht".

Auch das war ein Uebelstand, daß nun nicht mehr, wie ehedem,
entweder durch den Dichter eines Liedes auch dessen Weise geschaffen
wurde, wobei mit dem Klang der Worte auch der Klang der Töne in
innigster Durchdringung und Wechselwirkung als aus einem Guß hervor-
trat, wie dieß z. B. bei: „Ein' feste Burg" oder: „Wer nur den lieben
Gott" der Fall war, oder Dichter und Sänger oder Tonmeister sich unter
einander besprachen, wie Luther und Walther thaten, oder dasselbe an-
regende äußere Erlebniß, das den Dichter zu seinem Lied erregte, auch
im Sänger die Weise hervorrief, wie dieß z. B. bei: „Was Gott thut,
das ist wohlgethan" — „Valet will ich dir geben" ꝛc. der Fall war. So
fehlt nun diesen neuen Weisen, so zu sagen, der Charakter, während die
ältern stets einen Hauptton hatten, der mit dem Inhalt des Liedes, zu
dem sie gemacht waren, im seelenvollsten Einklang steht. Die Stelle
solches seelenvollen Charakters muß nun meist eine zärtliche Empfindelei,
matte Süßlichkeit oder ein eitles Prangen mit überraschenden Effekten
vertreten, und das Gemachte sieht man solchen Melodien meist nur allzu-

deutlich an. Im Gegenſatze gegen Seb. Bach, der allzuſehr eine nur für die Kundigen ſich eignende, der mindergebildeten Mehrheit der Kirchengemeinde fremd und unverſtändlich bleibende Kunſt in den Kirchengeſang eingeführt hatte, wollten nun die Tonmeiſter — und darunter Bachs eigene Schüler und Amtsnachfolger — den allgemeinen Gemeindegeſang beſonders pflegen, indem ſie ihm aufzuhelfen ſuchten theils durch nüchternes Vereinfachen, theils durch Hinwirken auf Rührung mittelſt muſikaliſcher Mittel. Sie wollten durch ſolchen Geſang auf die Gemeinde wirken, während der Choral zuvor doch, wie es auch naturgemäß ſeyn ſoll, die eigenſte und eben dadurch wirkſamſte Lebensäußerung des Gemeindegeſangs geweſen war.

4) In der Umbildung der alten kirchlichen Weiſen in die modernen Formen. Dieſelbe Verwäſſerung, welche damals unter Klopſtocks und Diterichs Vorgang die alten Kernlieder der evangeliſchen Kirche durch Verſtümmelung und Umſchmelzung in moderne Sprachform bis zur Unkenntlichkeit und Verzerrung zu erfahren hatten, traf nun auch die alten Kernmelodien. Den Geſangbuchsverbeſſerungen folgten die modernen Choralbuchsverbeſſerungen auf dem Fuße nach. Viele alte herrliche Weiſen wurden als ungenießbar nun ganz auf die Seite geſchoben; bei denen, die noch Gnade fanden, wurden nach dem weltförmigen Zeitgeſchmack die alten Tonarten, in denen ſie geſetzt waren, auf die neueren reducirt. Im Satz der Choräle nicht bloß, ſondern beſonders auch bei der Choralbegleitung wurden jetzt die modernſten, der hohen Einfalt und Würde des Chorals ſchnurſtracks zuwiderlaufenden Harmonien, Abweichungen, Veränderungen, Verzierungen der Melodie ꝛc. angebracht und ihnen ſo ein modiſches Kleid angezogen. Allermeiſt aber wurde bei den alten Chorälen die lebensvolle Rhythmik vollends gänzlich auf die Seite geſchafft; alle wurden nach der Meßſchnur des geraden viertheiligen Takts zugerichtet und geebnet. Die alten Weiſen, die ſonſt glaubensmuthig einherſchritten, müſſen ſich nun in den ſteifen „Paradeſchritt", der jetzt als Merkmal der Kirchlichkeit galt, zwängen laſſen. Nur wenige alte Weiſen von der Art des dreitheiligen Takts blieben noch übrig und entgiengen bei ihren großartig prägnanten oder ausdrucksvollen Tonfolgen der Alles ebnenden und gleichmachenden Macht des viertheiligen Takts. Aber ſelbſt dieſen wurde die Friſche und geiſtige Kraft, die ſie bei ihrem rhythmiſchen Gepräge noch an ſich trugen, vollends durch den langſamen, ſchleppenden Vortrag, mit dem ſie in der Kirche geſungen wurden,

genommen; man hörte bei dem langsamen Singen der einzelnen Noten ihren Rhythmus nicht mehr. Der Choral zerfiel in manchen Kirchen in ein Aggregat von einzelnen Tönen und keine Zeile desselben konnte mehr einen musikalischen Gesammteindruck machen, geschweige denn die ganze Weise, weil das Ganze zu lang dauerte, um zusammen gehört zu werden.

Derartiges Umbilden der ältern Kirchenweisen begann schon, wiewohl noch verborgen und am wenigsten offen ausgesprochen, in dem von Joh. Balthasar König, Musikdirektor in Frankfurt a. M., im J. 1738 unter dem Titel: „Harmonischer Liederschatz oder allgemeines evangelisches Choralbuch" herausgegebenen bedeutendsten Sammelwerk des vorigen Jahrhunderts, das aus 66 Gesangbüchern und 10 Melodienbüchern ungefähr 1900 Melodien in sich faßt — eine wahre Fundgrube für die in der ersten Hälfte des achtzehnten und im siebenzehnten Jahrhundert entstandenen Singweisen. Es tritt hier überall das Bestreben hervor, den Melodien einen gewissen gemeinsamen Zuschnitt zu geben, sie namentlich alles dessen zu entkleiden, was nur als zufälliger Schmuck gelten könne, daß nur ihr eigentlicher Kern, „etwas ehrbar, gemessen, bescheiden und ernst Daherschreitendes", übrig bleibe. Dieses umschaffende und reinigende Bestreben zeigt sich in allen nun folgenden Choralbüchern dieses Jahrhunderts, am deutlichsten aber hat diese Richtung Johann Adam Hiller kundgegeben und durchgeführt in seinem Choralbuch, das den Titel führt: „Allgemeines Choralmelodienbuch für Kirchen und Schulen, auch zum Privatgebrauch, in vier Stimmen gesetzt. Leipzig 1793." In der Vorrede erklärt er den Choral für den „natürlichsten, einfachsten, von allen melodischen Verzierungen, so wie von allen harmonischen Ausschweifungen gleich weit entfernten Gang"; man dürfe — behauptet er — keine Note durch einen Punkt verlängern; er habe nur wenige Melodien im Dreizweiteltakt aufgenommen und bei ihrem Gesang dürfe man ja nicht die dreitheilige Bewegung zu viel hervortreten lassen; auch habe er meist die alten Kirchentöne verwischt, da es ein grillenhafter Eigensinn der Alten gewesen, ihre Kunstübung willkührlichen Einschränkungen zu unterwerfen.

Lernen wir nun die bedeutendern Componisten dieser neuen Richtung im evangelischen Choralwesen noch näher kennen. Die meisten und bedeutendsten derselben schaarten sich um Gellert in Leipzig (S. 22), wie sich einst ein edler Sängerkreis um P. Gerhard und um Rist geschaart hatte (Bd. I. S. 271, 232 ff. Bd. II. S. 452 f., 456).

Mit Seb. Bach, dem großen Leipziger Tonmeister, stand er in keiner nähern Berührung und erst sieben Jahre nach dessen Tod gab er seine „geistlichen Oden und Lieder" heraus — im J. 1757. Aber zwei Schüler Seb. Bachs und zwei Amtsnachfolger desselben im Leipziger Organistenamt sind unter dem Gellert'schen Sängerkreis, nämlich:

Johann Friedrich **Doles**, Schüler und Amtsnachfolger Seb. Bachs. Er wurde geboren 1715 zu Steinbach in Franken und während er zu Leipzig studierte von Bach in die Musik eingeweiht, so daß er 1744 Cantor in Freiburg und 1756 nach Harrers Tod, welcher der unmittelbare Nachfolger Bachs in diesem Amt gewesen war, Stadtcantor in Leipzig wurde. Diesem Amte stand er bis zum J. 1789 in allen Ehren vor. Dann zog er sich in den Ruhestand zurück und nahm mit einer Cantate über Gellerts Lied: „Ich komme vor dein Angesicht", die er dann 1790 mit einer Vorrede herausgab, feierlich von seinem Amte Abschied. Seine musikalische Thätigkeit setzte er übrigens noch bis zu seinem Tod, 8. Febr. 1797, fort. Zwischen ihm und Gellert hatte stets eine recht warme Freundschaft bestanden, so daß ihn Gellert einmal in einem Brief vom J. 1761 einer Anverwandtin mit den Worten zum Manne empfahl: „er ist ein rechtschaffener Mann, christlich, verständig, wirthschaftlich."

Ein Jahr nach der Herausgabe der Gellert'schen Oden und Lieder schmückte er 21 derselben mit Melodien und gab sie mit einer Vorrede vom 16. April heraus unter dem Titel: „Melodien zu des Herrn Professor Gellerts Oden und Liedern, die noch nicht mit Kirchenmelodien versehen sind, vierstimmig mit untergelegtem Text und fürs Clavier mit bezifferten Baß zur Privat- und öffentlichen Andacht gesetzt. Leipz. 1758." Gellert selbst hatte großes Wohlgefallen daran. Am 9. Juli 1758 schrieb er einmal seiner Schwester, er habe seinen Geburtstag dadurch gefeiert, daß er Vormittags eilf Uhr sich habe vier Thomasschüler einige dieser Lieder vorsingen lassen. In den Gemeindegesang ist übrigens keine einzige dieser Melodien übergegangen, — es fehlte ihnen bei einer steifen Zierlichkeit an dem, was beim Volke leicht Anklang findet, an einfachem, großartigem Fortschritt und bezeichnenden Schlußfällen. Im Gegensatz gegen Seb. Bach, der allerdings die Selbstständigkeit des Einzelnen auf eine Weise erstrebte, daß darüber das Ganze zu einem geheimnißvollen, durch die verschleierte Harmonie nicht genügend gelösten Räthsel wurde, drang er besonders in der Harmonie und dem Rhythmus, die er dem Gesang schlechthin untergeordnet sehen wollte, auf möglichste Kunstlosigkeit

und Nüchternheit, damit von der Gemeinde Alles möglichſt empfunden und gefaßt werde. Er ſelbſt aber ſcheint dabei ein Gefühl der Nüchternheit und Ungenügenheit empfunden zu haben; denn er hat durch allerhand Zierlichkeiten und Effekthaſchereien, wobei er es auf Weckung weichlicher Empfindungen des Herzens, wie ſie beſonders dem duldenden Gellert ſo wohl thaten, anlegte, einen Erſatz für das Mangelnde geſucht. Ueber ſein Choralbuch vgl. S. 272.

Carl Philipp Emmanuel **Bach**, ein Sohn Sebaſtian Bachs, geb. 14. Merz 1714 zu Weimar. Während er zu Frankfurt a. d. O. die Rechte ſtudierte, gründete er, von ſeinem Vater ſchon in die edle Tonkunſt eingeführt, einen muſikaliſchen Verein, als deſſen Leiter er Tonſtücke zu ſetzen hatte. Dadurch wurde er in eine ausgedehnte tonkünſtleriſche Thätigkeit hineingezogen und erwarb ſich gegen den Willen ſeines Vaters einen Ruf als Muſiklehrer und Dirigent. So kam es, daß ihn im J. 1738 Friedrich der Große als Kronprinz an ſeine Kapelle nach Rheinsberg berief, wo er ſein Flötenſpiel mit dem Clavier begleiten ſollte. Als er dann 1740 den Thron beſtieg, ſo ſtellte er ihn mit einem beträchtlichen Gehalt als erſten Cembaliſten und Kammermuſikus an. Der große Eindruck, den die Gellert'ſchen Lieder gleich bei ihrem Erſcheinen faſt überall machten, veranlaßten ihn, für die häusliche Erbauung alle geiſtlichen Lieder Gellerts mit Melodien zu verſehen. Die erſte Ausgabe, der dann 1784 eine fünfte folgte, erſchien im J. 1759 mit einer Vorrede vom 1. Febr. 1758. Gellert, ſo erfreut er über das ganze Unternehmen war, konnte ſich doch in dieſe mehr arienhaften, als liedmäßig allen Strophen des einzelnen Liedes nachgehenden Geſänge nicht recht finden. „Sie ſind ſchön" — ſo ſchrieb er einmal darüber an ſeine Schweſter — „aber zu ſchön für einen Sänger, der nicht muſikaliſch iſt."

Als nach der Beendigung des ſiebenjährigen Kriegs der König durch die ernſte Sorge für ſein Land von der Muſik faſt ganz abgezogen wurde, nahm Bach im J. 1767 einen Ruf an das Johanneum in Hamburg als Muſikdirektor an Telemanns Stelle an. Hier trat er nun für den kirchlichen Kunſt- und Gemeindegeſang auf. In erſterer Beziehung ſind rühmend zu erwähnen ſeine für Concerte beſtimmten Paſſionscantaten vom J. 1769, ſo wie ganz beſonders ſein für die Kirche geſchaffenes zweichöriges großes „Heilig" vom J. 1779, worinn er mit vollendeter Kunſt etwas einem Jeden Verſtändliches geſchaffen hat, und eine Compoſition von Ramlers Auferſtehung und Himmelfahrt Jeſu vom J. 1787. Dieſe

Tonwerke alle sind voll großartiger Auffassung, zarter Empfindung und gleicher Vollendung. Winterfeld sagt von Bach: „während sein Vater die Harmonie oft nur gleich einer verschleierten Gestalt aus den reich verwobenen Gesängen hervortreten ließ, so lüftete nun der Sohn jenen Schleier und löste die Verhüllung. Die klare Entfaltung der ganzen vollen Kraft der Harmonie, die Offenbarung der Macht harmonieschwangerer Einklänge, gegenüber der Fülle des Zusammenklangs, der Zauber einer Kette von Mißklängen in ihrer Auflösung, stets neue Glieder einer solchen Kette erzeugend, ward ihm zur Aufgabe; er weiß dadurch hinzureißen und zu entzücken.“ In der andern Beziehung, in der zum Gemeindegesang, gab er Kirchengesänge heraus unter dem Titel: „Neue Melodien zu einigen Liedern des Hamburgischen Gesangbuchs. Hamb. 1787“ — ein Heft von vierzehn Melodien, unter welchen zehn zu Gellert'schen Liedern geschaffen sind. Zwei derselben fanden Aufnahme im W. Choralbuch von 1798:

„Du klagst und fühlest die Beschwerden.“
„Gott ist mein Hort.“

Zuvor schon hatte er auch Melodien zu Cramers Psalmen im J. 1774 und zu Sturms geistlichen Gesängen (2 Thle. 1780 und 1781.) geschaffen. Wenn er gleich als Grundregel für eine Kirchenweise ernsten gleichmäßigen Fortschritt in geradem Takt verlangte, so sind diese Melodien doch als schwunghaft, gesangreich und würdig zu rühmen und fanden auch 30 Jahre lang Anklang, bis sie mit den Liedern aus den Gesangbüchern zu verschwinden anfiengen.

Bach starb 14. Dez. 1788 an einem Brustübel.

Johann Joachim **Quanz**, der berühmte Flötenspieler und Musiklehrer Friedrichs des Großen, geb. 30. Jan. 1697 zu Oberscheden in Hannover, wo sein Vater Hufschmied war. Er mußte als achtjähriger Knabe schon seinen ältern Bruder, der zu Bauerntänzen mit der Geige aufspielte, mit der deutschen Baßgeige begleiten. Von daher hatte er denn auch, obgleich ihn sein Vater als zehnjährigen Knaben auf dem Sterbebette ermahnt hatte, bei dem ehrlichen Handwerk seiner Vorfahren zu bleiben, einen solchen Zug, ein Musikus zu werden, daß er seinen Oheim, den Hof- und Stadtmusikus in Merseburg, bat, ihn zu sich in die Lehre zu nehmen, wo er dann zugleich bei dem Organisten Kiesewetter den ersten Grund in der Harmonielehre erhielt. 1714 kam er, nachdem er ausgelernt und eine besondere Meisterschaft auf der Violine erlangt hatte, als Geselle zu dem Stadtmusikanten in Radeberg. Von hier trieb

ihn aber eine fürchterliche Feuersbrunſt bald wieder fort. Das ganze Städtchen wurde nämlich bei einem erſchrecklichen Donnerwetter am erſten Bußtag nach Johannis an drei verſchiedenen Orten vom Blitz angezündet und faſt ganz in Aſche gelegt, wobei der denkwürdige Umſtand war, daß der Oberpfarrer des Orts, Richter, des Morgens, da dieß geſchah, eine ſcharfe Bußpredigt, in welcher er die Stadt mit Sodom und Gomorrha verglich, gehalten und mit den Worten geſchloſſen hatte: „ihr werdet es erfahren: Gott wird mit Donner drein ſchlagen. Amen!" Das Haus des Bußpredigers blieb mitten unter den brennenden Häuſern unverſehrt. Das Alles machte auf den jungen Muſikanten einen unauslöſchlichen Eindruck. Er kam nun als erſter Violiniſt nach Bärenburg und von da 1716 als Stadtmuſikantengeſelle nach Dresden, wo er dann, nachdem er ſich auch auf der Oboe trefflich ausgebildet hatte, 1718 als Hoboiſt bei der polniſchen Hofkapelle angeſtellt wurde und dem König auf ſeinen Reiſen nach Polen folgen mußte. Nun fieng er an, ſich auch auf der Querflöte zu üben und erhielt hier den erſten Platz. 1724 nahm ihn der als polniſcher Geſandter nach Rom reiſende Graf v. Lagnaſco nach Italien mit, wo er von Gaſparini Unterricht im Contrapunkt erhielt und nun ſelbſt auch zu componiren anfieng. Er kehrte dann über London und Paris wieder nach Dresden zurück, wo er 23. Juli 1727 anlangte. Als er nun 1728 im Gefolge des Königs nach Berlin reiſen mußte, erbat es ſich die Königin von Preußen, die ihn Flöte ſpielen gehört hatte, daß er alle Jahre zweimal nach Berlin oder Ruppin kommen dürfe, um ihren Sohn, den nachmaligen König Friedrich den Großen, die Flöte ſpielen zu lehren, wobei er ſich oft vor dem Stock des königlichen Vaters, der ſeinen Sohn keinen Querpfeifer werden laſſen wollte, flüchten mußte. Im Dezember 1741 nahm ihn dieſer dann, nachdem er König geworden war, als Kammermuſikus und Hofcomponiſt ganz in ſeine Dienſte, wo er dann über 300 Concerte für ſeinen König, der ſelbſt dabei die Flöte blies, componirt hat. Bei Ausführung derſelben hatte er meiſt nichts zu thun, als bei Anfang eines jeden Satzes, wenn der König blies, mit einer kleinen Bewegung der Hand das Zeichen zu geben. Dabei nahm er ſich denn aber auch als Lehrer des Monarchen öfters die Freiheit, am Ende der Soloſätze und Cadenzen Bravo zu rufen. Er lebte in dieſer Stellung allgemein geachtet und rückſichtsvoll behandelt von ſeinem Herrn bis an ſeinen Tod, 12. Juli 1773. Der König ließ ihm ein Denkmal auf ſeinem Grabe in Potsdam errichten.

Ein Unbekannter (S. F. S.) hatte ihn gebeten, zu einem Buch mit dem Titel: „Neue Kirchenmelodien zu den geiſtlichen Liedern des Herrn Profeſſor Gellerts, welche nicht nach gewöhnlichen Kirchenmelodien können geſungen werden. Berlin 1760.“ neue und leichte Melodien zu fertigen, weil die ſchon vorhandenen (von Doles und Bach) für den großen Haufen zu ſchwer, auch wohl nicht einmal für ihn geſetzt ſeyen. Dadurch veranlaßt, alſo weniger aus unmittelbarem eigenem Herzensdrang, fertigte er denn nun Melodien zu den Liedern Gellerts, den er dann auch 1762 perſönlich kennen lernte, als Friedrich der Große ſein Winterquartier in Leipzig hielt. Dieſe Melodien fanden einigen, jedoch nicht ſehr bedeutenden Anklang. Nur zwei ſind jetzt noch einigermaßen bekannt:

„Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre.“
„Wer Gottes Wege geht.“

(Quellen: Lebensbeſchreibungen berühmter Muſikgelehrter und Tonkünſtler neuerer Zeit von Joh. Adam Hiller. 1. Thl. Leipzig 1784.)

Johann Adam **Hiller** (eigentlich: Hüller), Seb. Bachs dritter Amtsnachfolger in Leipzig, geb. 25. Dez. 1728 zu Windiſchoßig bei Görlitz in Schleſien, wo ſein Vater Schulmeiſter und Gerichtsſchreiber war. Schon in ſeinem ſechsten Jahr verlor er den Vater und ward dadurch in die dürftigſten Umſtände verſetzt. Das Singen war in ſeinen Knabenjahren ſchon ſein gewöhnlichſter Zeitvertreib; da er aber ſonſt nichts hatte, ſang er Lieder aus dem Geſangbuch, meiſt Paſſions- und Sterblieder, und unter dieſen die längſten am liebſten. 1740 kam er auf das Gymnaſium nach Görlitz, und als dort der Rektor ſeinen Schülern ein **Collegium musicum** errichtete, ſo opferte er achtzehn Groſchen von ſeiner geringen Baarſchaft für den Ankauf einer alten Baßgeige, um damit ſeinen Eintritt in den Verein der jungen Muſiker ſich zu erkaufen, für den er dann auch, ungelehrt wie er war, bald einige Tonſätze fertigte, die ſie gerne aufführten. Im J. 1747 gelang es ihm bei ſeiner guten Diskantſtimme, in die Kreuzſchule zu Dresden aufgenommen zu werden, wo er bei Gottfried Auguſt Homilius, einem der größten Organiſten ſeiner Zeit (geb. 1714, Organiſt an der Frauenkirche zu Dresden von 1742—1785), Unterricht im Clavier- und Generalbaßſpielen hatte. 1751 bezog er die Univerſität Leipzig als Studierender der Rechtswiſſenſchaft, worauf ihm 1754 Gellert, deſſen „Orakel“ er in Muſik geſetzt hatte, dazu verhalf, daß er Hofmeiſter des jüngern Grafen v. Brühl, Heinrich Adolph, eines Sohnes des allvermögenden ſächſiſchen Miniſters in Dresden, wurde. Als er mit dieſem im J. 1758 wieder die Leipziger

Hochschule bezog, beugten den von Natur schon zum Trübsinn geneigten jungen Mann die Bedrängnisse seines Vaterlandes im siebenjährigen Krieg so sehr darnieder, daß er, auch von körperlichen Leiden geplagt, immer tiefer in eine Schwermuth verfiel, die ihn mit Ausnahme weniger heiterer Augenblicke vollends durchs ganze Leben begleitete, so daß er sich stets als einen dem Tod Geweihten betrachtete.

Um diese Zeit fertigte er aus Verehrung und Gefälligkeit gegen Gellert, dessen Lehrstunden er schon als Student am liebsten besucht hatte und dem er eine Freude machen wollte, 21 Melodien zu seinen geistlichen Liedern, worüber er selbst berichtet: „Gellert fand sie immer sehr angemessen, sehr faßlich und, wie er sich ausdrückte, so, wie er sie selber machen würde, wenn er componiren könnte." Hiller, ein Hypochondrist und somit ein gleichartiger Kranker wie Gellert, zwar grämlich, heftig polternd und unförmlich, aber voll reinen Willens und aufrichtiger Frömmigkeit, traf auch wirklich in diesen Melodien, in welchen die Molltonart, besonders **G-Moll** vorherrscht, den von Gellert gewünschten Ton, den trüben Ton, am meisten. Sie erschienen im J. 1761 zu Leipzig, drei Jahre nach denen von Doles und Bach und ein Jahr nach den Quanz'schen. Im J. 1792 gab er sie, um vier vermehrt, abermals in vierstimmiger Partitur heraus unter dem Titel: „Fünfundzwanzig neue Choralmelodien zu Liedern von Gellert." Viele derselben nahm er dann auch in sein „allgemeines sächsisches Choralmelodienbuch" vom J. 1793 auf (vgl. S. 272). Sie fanden denn auch, da sie faßlich und sangbar sind, unter den neugeschaffenen Melodien zu Gellerts Liedern den meisten Anklang, wenigstens in Sachsen und auch in Baiern und Preußen. Doch sind jetzt in Leipzig nach Beckers Choralbuch nur noch die dritte und siebente unter den nun als die beliebtesten aufzuzählenden im Gebrauch:

„Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre."
„Du bists, dem Ruhm und Ehre gebühret."
„Du klagst und fühlest die Beschwerden."
„Gott ist mein Lied" — a a h $\overline{\text{cis}}$.
„Ich dank dir heute für mein Leben."
„Wer bin ich von Natur."
„Wie groß ist des Allmächt'gen Güte."

In seinem sächsischen Choralmelodienbuch erschien zum erstenmal die gleichfalls noch gebräuchliche Melodie auf das Deßler'sche Lied:

* „Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen" * — b g as b $\overline{\text{es}}$ c b as g.

---

* Die mit * bezeichneten Melodien stehen im neuesten W. Choralbuch.

Seine Kränklichkeit bewog ihn, im J. 1760 seine Hofmeisterstelle aufzugeben, und nun lebte er als Privatmann in Leipzig und widmete sich ganz der musikalischen Thätigkeit. Er errichtete 1763 das große wöchentliche Concert in den drei Schwanen, welches bald als Muster aller übrigen in ganz Deutschland galt. Bald darnach wurde er auch der Schöpfer des deutschen Singspiels, indem er auf die Bitte des Vorstehers am Leipziger Stadttheater, ihm bei den geringen Singkräften leichte liedmäßige Gesänge zu fertigen, im Verein mit Felix Weiße eine Reihe von Operetten bis zu Ende der siebenziger Jahre über die Bühne führte. In denselben hat er, der grämlichste und trübsinnigste Mann, durch gesellige, heitere, bald in den Mund des Volks übergehende Weisen seine Zeitgenossen erheitert und erfrischt und so dem Liede eine Bedeutung errungen. Dafür ehrte ihn, nachdem er unterdessen Musikdirektor an der neuen Kirche in Leipzig geworden war und 1776—1780 eine Motettensammlung herausgegeben hatte, der Herzog von Curland, daß er ihn im J. 1782 als Kapellmeister nach Mitau mit einem beträchtlichen Gehalt berief. Als er aber dann später in Folge der Besitznahme Curlands durch die Russen sein Brod verloren hatte, zog er in den Hauptstädten Norddeutschlands umher und veranstaltete geistliche Aufführungen kirchlicher Meisterwerke, besonders der Werke Händels (Bd. II. S. 495), den er so eigentlich erst in sein Vaterland eingeführt hat. Indem er aber daran allerlei dem Zeitgeschmack anbequemend modelte, gab er zuerst die Losung zu der bald mehr und mehr sich geltend machenden Sucht, an der Vorzeit zu bessern, wie er ja dann auch in seinem „allgemeinen sächsischen Choralmelodienbuch. Leipz. 1793." die Ueberarbeitung der ältern Choralmelodien nach dem Zeitgeschmack zuerst auf die entschiedenste Weise durchgeführt hat (vgl. S. 272).

Erst im J. 1789, als Doles abgetreten war, wurde er Stadtcantor an der Thomasschule und Musikdirektor an den beiden Hauptkirchen von Leipzig. Sein Trübsinn nahm aber allmählich so überhand, daß er im J. 1799 diese Stellen niederlegte. Fünf Jahre darnach starb er hochbetagt am 16. Juni 1804. Bei der Beerdigung wurde seine Motette gesungen: „Alles Fleisch ist wie Gras" und der Choral dazu, mit dem diese auf den Tod der Churfürstin Maria Antonia gefertigte Motette schließt: „Ich sinke zu verwesen ein und werde wieder Erde."

(Quellen: Die Selbstbiographie in seinen Lebensbeschreibungen berühmter Musikgelehrter ꝛc. 1. Thl. Leipz. 1784.)

Erst nach Gellerts Tod schmückten noch folgende Sänger seine Lieder mit Weisen:

Johann Christoph **Kühnau**, geb. 10. Febr. 1735 zu Volksstädt bei Eisleben. Er war vom J. 1755 Organist und vom J. 1788 Cantor und Musikdirektor an der Dreifaltigkeitskirche, wie auch Lehrer an der königlichen Realschule in Berlin, wo er 12. Okt. 1805 starb. Von ihm sind die Melodien zu den Gellert'schen Liedern:

„An dir allein hab ich gesündigt" — vom J. 1786.
„Besitz ich nur ein ruhiges Gewissen."
„Dir dank ich heute für mein Leben."
„Jauchzt, ihr Erlösten" — vom J. 1787.

Die erste ist noch im Gebrauch und steht im Preußischen Choralbuch vom J. 1817. Ueber sein Choralbuch, das er 1786 herausgab, vgl. S. 272.

Johann Philipp **Kirnberger**, geb. 24. April 1721 zu Saalfeld, ein Schüler Seb. Bachs und Hofmusikus der Prinzessin Amalia von Preußen, der Schwester Friedrichs des Großen. Namentlich als Theoretiker war er berühmt. Er starb zu Berlin 26. Juli 1783. Im Preußischen Choralbuch vom J. 1817 steht von ihm die Melodie auf Gellerts Lied:

„Gott ist mein Lied" — vom J. 1786.

Johann Gottfried **Schicht**, geb. 29. Sept. 1753 zu Reichenau bei Zittau als der Sohn eines Leinewebers. Er studierte seit 1776 in Leipzig die Rechte. Im J. 1785 wurde er Direktor des von Joh. A. Hiller gestifteten großen wöchentlichen Concerts und 1810 Seb. Bachs Amtsnachfolger in dem Stadtcantorat an der Thomasschule, nachdem A. E. Müller, der diese Stelle zuletzt bekleidet hatte, gestorben war. Er starb 23. Febr. 1823, nachdem er für alle Gellert'schen Lieder, mit Ausnahme des Lieds: „Ich komme, Herr, und suche dich", Melodien geschaffen hatte. Folgende Zwei sind jetzt noch zu Leipzig im Gebrauch:

„Gott ist mein Lied."
„Nach einer Prüfung kurzer Tage."

Ueber sein allgemeines Choralbuch vom J. 1819 vgl. S. 273.

Justin Heinrich **Knecht**, Musikdirektor in Biberach und später in Stuttgart, schmückte mehrere Lieder Gellerts mit Melodien. Das Weitere über ihn vgl. S. 267.

Neben Gellert fanden auch andere geistliche Liederdichter dieser Periode ihre Sänger. Namentlich fand Dr. Balthasar Münter

neben Joh. A. Hiller, Benda, Joh. Chr. Fr. und Ph. Emmanuel Bach einen namhaften Sänger an:

Johann Heinrich **Rolle**, geb. 25. Dez. 1718 zu Quedlinburg, wo ſein Vater Muſikdirektor war. In ſeinem vierzehnten Jahr war er bereits Organiſt an der St. Peterskirche zu Magdeburg, wohin der Vater übergeſiedelt war, 1746 kam er dann, nachdem er dazwiſchen hinein in Leipzig die Rechte ſtudiert hatte und in Berlin bei der Hofkapelle angeſtellt geweſen war, als Organiſt an die dortige Hauptkirche und wurde 1752 nach dem Tod ſeines Vaters als deſſen Nachfolger Muſikdirektor daſelbſt, wo er 29. Dez. 1785 ſtarb. Er iſt vornämlich der Sänger der Münter'ſchen Lieder. Die hiezu von ihm componirten Melodien finden ſich in der Sammlung: „B. Münters geiſtliche Lieder mit Melodien. Leipz. 1773." und in der „Sammlung geiſtlicher Lieder für Liebhaber eines ungekünſtelten Geſangs und leichter Clavierbegleitung. Leipz. 1775. 1788."

Weiter verdienen noch als Componiſten neuer Melodien zu Liedern, die in dieſer Periode gedichtet wurden, genannt zu werden:

Franz Vollrath **Buttſtett**, geb. 1735 in Erfurt, wo ſein Vater Organiſt war. Er war von 1760—1780 Organiſt in Weikersheim im Hohenloheſchen und dann bis an ſeinen Tod im J. 1814 Organiſt in Rothenburg an der Tauber. Seine Choralmelodien haben ſich hauptſächlich im Fränkiſchen und Hohenloheſchen verbreitet. Am bekannteſten iſt die zu Patzke's (S. 43) Lied:

* „Der du das Loos von meinen Tagen" — vom J. 1781.

Johann **Schmidlin**, vieljähriger Pfarrer zu Wezikon und Seegraben in dem Schweizerkanton Zürich, wo er noch ums J. 1790 im Amte ſtand. Er beförderte mit ganz beſonderem Eifer den mehrſtimmigen Geſang in ſeiner Gemeinde, die heute noch dadurch ausgezeichnet iſt. Schon im J. 1752 und 1758 gab er ein muſikaliſches Geſangbuch in zwei Bänden heraus unter dem Titel: „Singendes und ſpielendes Vergnügen reiner Andacht." Die fünfte Auflage deſſelben vom J. 1792 enthält 488 Lieder und Weiſen, wovon 221 noch in der Halleſchen Manier für eine Diskantſtimme mit beziffertem Baß, 8 aber zweiſtimmig und 259 drei- und vierſtimmig geſetzt ſind. Im J. 1770 ſchmückte er auch Lavaters Schweizerlieder mit Melodien. Bekannt iſt ſein majeſtätiſcher Choral zu Cramers Lied:

* „Schwingt heilige Gedanken" — vom J. 1775.

Von besonderer Bedeutung für **Würtemberg** sind die Herausgeber des im J. 1798 zum Würtembergischen Gesangbuch von 1791 erschienenen Choralbuchs, Knecht und Christmann. Dieses Choralbuch, das den Titel hat: „Vollständige Sammlung der besten neuen und alten vierstimmigen Choralmelodien zu dem neuen Wirtembergischen Gesangbuche", enthält 135 ganz neue und 131 alte Choralmelodien, im Ganzen also 266 Melodien für eine Sammlung von 629 Liedern. Unter diesen haben allein die beiden genannten Herausgeber 123 ganz neue Melodien über die vorzüglichsten Lieder „mit wahrer Begeisterung", wie sie meinen, componirt; 97 kommen auf Knecht, 26 auf Christmann. Dieses Choralbuch* hat mehr die Orgel, als die singende Gemeinde im Auge, sonst wären die vielen chromatischen Uebergänge und Intervallenspielereien vermieden worden. Die Tonsätze dabei nennt Knecht selbst in der Vorrede „wesentlich vierstimmige, da jede Mittelstimme, auch sogar meistens der Baß, durch eigenen Gesang sich auszeichnen." Durch ausgesuchte, ganz neue harmonische Gänge und Wendungen, durch Abwechslung des Tempo's und der Stärke des Tons wollten beide Männer ganz vom Standpunkt eines fachmäßigen Tonkünstlers aus, dem selbst der Gemeindegesang zu einer Musikaufführung wird, den wahren Ausdruck erzielen, während dieser nicht in den vom Tonsetzer angewandten musikalischen Ausdrucksmitteln, deren die Melodie alsbald außerhalb der Kirche entkleidet ist, sondern in der schlichten Melodie selbst liegt. Nach dem Geist der damaligen Zeit sind auch hier die alten Kernweisen umgeändert, jedoch, was sehr anzuerkennen ist, mit schonenderer Hand. Lernen wir die genannten Männer nun näher kennen:

Justin Heinrich **Knecht**, geb. 30. Sept. 1752 in der damaligen Reichsstadt Biberach in Oberschwaben, jetzt zu Würtemberg gehörig, wo sein Vater als Collaborator und nachmaliger evangelischer Cantor lebte. Er war meist sein eigener Lehrer in der Musik, zu der er von frühe auf großen Hang und Geschick zeigte. Sein Lehrbuch, dessen er als Knabe schon sich bediente, war Bachs „wahre Art, Clavier zu spielen." Endlich, als er das zwölfte Jahr erreicht hatte, erhielt er vom katholischen Organisten der paritätischen Stadt Biberach, Namens Krämer, Unterricht im Generalbaß, brachte es aber in einem halben Jahr so weit, daß er keines Lehrers mehr bedurfte. Um diese Zeit componirte er, erst

* Eine Beurtheilung desselben ist in der Leipziger musikalischen Zeitung. Bd. I. S. 862 ꝛc. zu finden.

zwölf Jahre alt, sein erstes Musikstück, ein dramatisches Singspiel unter dem Titel: „Josua", und in demselben Jahre noch ein zweites: „Kain und Abel", welches schulgerechter war, da er, bevor er dieses componirte, den Generalbaßunterricht bei Krämer durchgemacht hatte. Durch letzteres Stück erregte er die Aufmerksamkeit des Hofraths und Kanzleiverwalters Wieland in Biberach, der sich seiner aufmunternd annahm. Von seinem ersparten Gelde schaffte er sich jetzt musikalische Werke an und kam im J. 1768 gleich in die oberste Klasse des Collegiatstiftes in Eßlingen. Hier widmete er außer den gewöhnlichen Schulwissenschaften seine Nebenstunden unter Anleitung des Musikdirektors und Präzeptors Schmidt dem Orgelspiel und dem Studium der Bach'schen, Marpurg'schen und Graunschen Schriften. Schon nach drei Jahren wurde er, erst neunzehn Jahre alt, im J. 1771 einstimmig vom Magistrat seiner Vaterstadt zum Nachfolger des Musikdirektors und Präzeptors Doll daselbst erwählt. Im J. 1792 wurde ihm aber sein Schulamt abgenommen, damit er sich ganz und ausschließlich der Musik widmen konnte. Nun erhielt er, besonders auch durch das Studium der Vogler'schen Schriften, einen neuen Schwung und arbeitete jetzt für Biberach ein neues Choralbuch aus, zu dem er 52 neue Melodien lieferte. Im J. 1798 bearbeitete er auf Befehl des Consistoriums zu Stuttgart ein neues Choralbuch für Würtemberg, zu welchem er 97 neue Melodien schuf. Im J. 1807 berief ihn deßhalb König Friedrich von Würtemberg nach Stuttgart, wo er anfangs die Theatermusik, nachher aber die Musik in der Hofkirche zu dirigiren hatte. Weil er aber in Stuttgart mit mehreren Gegnern zu kämpfen hatte, kehrte er im J. 1809 wieder auf seine alte Stelle nach Biberach zurück. Hier besorgte er im J. 1815 auch noch das neue Bairische Choralbuch, das er mit 75 neuen Melodien bereicherte, von welchen er 25 auf einmal im J. 1815 zu diesem Zweck fertigte. Diese sind deßhalb auch seine am wenigsten gelungenen Melodien, während die für das Würt. Choralbuch gefertigten seine gelungensten sind. Zwei Jahre darauf, am 11. Dez. 1817, starb er an einem Schlagfluß. Auf dem Biberacher Kirchhof steht über seinem Grabe die Inschrift:

„Engelstöne, die er ahnend hier uns sang,
Singt er jauchzend dort im höhern Chor."

E. L. Gerber fällt in seinem Lexikon über ihn das Urtheil: „Er „war ein ausgezeichneter Theoretiker und vorzüglich stark im Orgelspiel. „Sein Genius neigte sich besonders zum Großen, Erhabenen, Ernst-

„haften, Pathetiſchen und Rührenden. Was er für die Orgel ſchrieb, iſt „klaſſiſch, ſein Tonſatz rein, ſein Styl eigenthümlich groß und edel.“ Daß unter einer ſolchen Maſſe von mehr als anderthalbhundert Choralmelodien viele geringe und matte ſind, iſt nicht zu verwundern; manche derſelben ſind aber gediegen und fallen lieblich und faßlich ins Ohr. Die beliebteſten und am meiſten eingebürgerten unter denſelben ſind folgende:

* „Du, Gott, biſt über Alles Herr“ — vom J. 1792.
„Auf will ich von Sünden ſtehen“ — vom J. 1792.
„Schmal iſt der Pfad“ — vom J. 1792.
* „Stärk uns, Mittler, dein ſind wir“ — vom J. 1793.
* „Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte“ (Gellert) — vom J. 1793.
* „Ach, ſieh ihn dulden, bluten, ſterben“ — vom J. 1793.
„Du kannteſt ſchon und liebteſt mich“ — vom J. 1793.
* „Du, deß ſich alle Himmel freu'n“ — vom J. 1793.
„Mein erſt Gefühl ſey Preis und Dank“ (Gellert) — vom J. 1793.
* „Herr, dir iſt Niemand zu vergleichen“ — vom J. 1793.
* „Mir ſchauert nicht vor dir, o Gruft“ — vom J. 1794.
* „Wie ſelig bin ich, wenn mein Geiſt“ — vom J. 1795.
* „Mein Heiland nimmt die Sünder an“ — vom J. 1795. — hedechag.
* „Aus Gnaden ſoll ich ſelig werden“ — vom J. 1796 — (urſprünglich: „Dein Heil, o Chriſt! nicht“ — Gellert).
„Mit dem Haufen deiner Frommen“ — vom J. 1796.
* „Mein Glaub iſt meines Lebens Ruh“ — vom J. 1797.
* „Gott der Wahrheit und der Liebe“ — vom J. 1797.
„Weit um mich her iſt nichts als Freude“ — vom J. 1797 — (eine vollkommen weltliche Arie.)
* „Womit ſoll ich dich wohl loben“ — vom J. 1797.
„Was iſts, daß ich mich quäle“ (Gellert) — vom J. 1797.
* „Ohne Raſt und unverweilt“ — vom J. 1797.
„Der letzte meiner Tage“ — vom J. 1798.

Dieſe Melodien ſind am meiſten in Würtemberg und Baiern, beſonders aber auch in Hamburg einheimiſch. Im übrigen Deutſchland kennt man ſie nicht viel.

(Quellen: Muſikaliſche Realzeitung. Speier 1790. Nr. 6 und 7.)

M. Johann Friedrich Chriſtmann, geb. 9. Sept. 1752 zu Ludwigsburg. Hier hatte er Gelegenheit, die damalige trefflich beſetzte Kapelle des Herzogs Carl von Würtemberg zu hören und die erſten Künſtler derſelben in ſeines Vaters Haus kennen zu lernen. Er beſuchte das Gymnaſium in Stuttgart und hatte es um dieſe Zeit im Flötenſpiel ſchon ſo weit gebracht, daß er ſich als Gymnaſiſt vor dem Herzog mit einem Flötenſolo hören laſſen durfte. Vom Stuttgarter Gymnaſium kam er 1770 in das theologiſche Seminar nach Tübingen, übernahm ſofort nach vollendeten Studien zwei Jahre lang ein Vikariat und begab ſich

dann im J. 1777 als Hofmeiſter nach Winterthur in der Schweiz. Hier verfertigte er in ſeinen Nebenſtunden ſein äußerſt beliebt gewordenes: „Elementarbuch der Tonkunſt. 1782.“ Bei einigen phyſikaliſchen Verſuchen, die er mit entzündbarer Luft aus Veranlaſſung der neuen äroſtatiſchen Maſchinen machte, hatte er das Unglück, ſein rechtes Auge zu verlieren, weßhalb er im J. 1779 in ſein väterliches Haus zurückkehrte. Nachdem er geheilt war, gieng er abermals als Hofmeiſter nach Carlsruhe, wo er vielen Umgang mit Vogler und Schmidtbaur hatte und ſich in der Muſik noch weiter ausbildete. Im J. 1784 wurde er Pfarrer in Heutingsheim bei Ludwigsburg, wo er fortfuhr, mit ſeinem muſikaliſchen Talent zu wuchern. Er war ein großer Theoretiker in der Muſik und Herausgeber mehrerer zu Speier erſcheinenden muſikaliſchen Zeitungen, z. B. der „muſikaliſchen Realzeitung“. Merkwürdig iſt auch eine von ihm gehaltene Predigt vor Einführung des neuen Würt. Geſangbuchs, die er, wie er ſich ausdrückt, „zur Belehrung ſchwacher Chriſten“ in Druck gab unter dem Titel: „Ueber kirchliche Neuerungen. Tübingen 1791.“ Nachdem er 23 Jahre lang in Heutingsheim gewirkt, ſtarb er daſelbſt am 21. Mai 1817.

Von den 26 Melodien, die er als Mitherausgeber des Würt. Choralbuchs zu dem eben erwähnten Geſangbuch fertigte, haben ſich in Würtemberg folgende drei im J. 1792 von ihm componirte Melodien am meiſten eingebürgert:

* „Lobſinge Gott, erheb ihn, meine Seele.“
„Kommt, kommt, den Herrn zu preiſen.“
* „Preis dem Todesüberwinder.“

Im übrigen Deutſchland fanden nach Schichts Choralbuch vom J. 1819 außer der letztgenannten noch folgende drei Anklang:

„Von dem Staub, den ich bewohne.“
„Wer iſt dir gleich, du Ewiger.“
„Schwingt heilige Gedanken.“

(Quellen: Muſikaliſche Realzeitung. Speier 1789. Nr. 4—6.)

Im **Hohenloheſchen** Gebiet findet ſich um dieſe Zeit kein amtlich herausgegebenes neues Choralbuch; jeder Schulmeiſter oder Organiſt hatte ſich vielmehr nach beliebigem Geſchmack ſein eigenes Notenbuch angelegt. In dieſen einzelnen Notenbüchern zerſtreut finden ſich nun manche recht wohlklingende und gefällige Weiſen. So z. B.: von Präzeptor, Schulmeiſter **Sallmann** in Oehringen die Weiſe:

* „Ach ſey mit deiner Gnade“ — b $\overline{\text{es}}$ b b e g as b —

von Präzeptor, Schulmeiſter **Heuerlein** in Kirchberg an der Jaxt, welcher am 29. Juli 1846 ſein fünfzigjähriges Amtsjubiläum als Lehrer der deutſchen Schule gefeiert hat, wobei ihm die Lehrer ſein Lieblingslied: „Der du das Loos von meinen Tagen" ſangen, die Weiſe:

* „Liebſter Jeſu, wir ſind hier" — b ſ g $\overline{es}$ c b a b —

unbekannten Urſprungs:

* „Gott iſt mein Hort" — g h a g.

* „Beſitz ich nur ein ruhiges Gewiſſen" — $\bar{d}$ c h a h.

* „Wenn ich einſt von jenem Schlummer."

Werfen wir aber noch einen Blick in das heilige Geſangweſen der **Herrnhuter Brüdergemeinde**, in welche ſich in dieſer dürren Zeit des Denkglaubens der kindliche Bibelglaube als in ein Pella gerettet hatte, ſo ſehen wir, wie ſich hier mit dem alten innigen Chriſtenglauben auch ein innigeres, bewegteres Leben im Choral fort und fort erhält, obgleich freilich ihre Weiſen die Kraft und Fülle der alten Kirchenweiſen gleichfalls verloren und eine ungemeine Süßlichkeit angenommen haben.

Chriſtian **Gregor**, der ſeelenvolle Organiſt der Brüdergemeinde (ſ. S. 156), von welchem die Einrichtung bei den jetzigen Orgeln herrührt, daß der Organiſt nicht mehr der Orgel, ſondern der Gemeinde zugekehrt die Orgel ſpielt, beſorgte mit einer Vorrede vom 10. April 1784 die Herausgabe des neuen „Choralbuchs, enthaltend alle zu dem Geſangbuch der evangeliſchen Brüdergemeinde vom J. 1778 gehörigen Melodien." Unter den 467 Chorälen, die daſſelbe enthält, findet ſich mancher treffliche Choral, den Gregor componirt hat, namentlich die ächt doriſche und erhebende Melodie:

„Erwünſchte Zeit, wann wirſt du erſcheinen."

Conrad Schilling gab im J. 1795 „die gewöhnlichſten Choralmelodien der Brüdergemeinde, als Manuſcript vierſtimmig ausgeſchrieben für meine lieben Brüder", 116 an der Zahl, mit Gregors Harmonien heraus.

Die der Brüdergemeinde eigenthümlichen, den altchriſtlichen Geſängen nachgebildeten liturgiſchen Geſänge, wobei bald der Liturg, bald die ganze Gemeinde und mit ihr abwechſelnd der Chor, oder bald die Brüder, bald die Schweſtern ſingen und wobei ſie vielfach von einem Lied aufs andere übergehen, was ſie eine „Liederpredigt" nennen, ſind ſehr fließend, und die einfachſten Choralmelodien ſind hier zu wahrhaft erhebenden muſikaliſchen Aufführungen benützt. Hauber ſpricht ſich über

den Gesang der Brüdergemeinde im Vergleich mit dem der allgemeinen evangelischen Kirche dahin aus: „Man möchte sagen, der Eine stattliche Leib des evangelischen Kirchengesangs habe sich im vorigen Jahrhundert dergestalt getrennt, daß das Fleisch der Brüdergemeinde, das Knochengerüst aber der Kirche zugefallen sey."

Schließlich mögen hier noch die wichtigsten Choralsammlungen dieser Periode* kurz erwähnt werden. Es sind folgende:

„Vierstimmiges Choralbuch oder harmonische Melodiensammlung für Kirchen, Schulen und Liebhaber geistlicher Gesänge, vorzüglich nach dem Leipziger und Dresdener Gesangbuch von Joh. Fr. Doles (S. 258). 1785." Hier ist schon kein rhythmischer Wechsel mehr und selbst der dreitheilige Takt ist vermieden; 213 Melodien sind vierstimmig ausgesetzt.

„Vierstimmige alte und neue Choralgesänge von Joh. Christoph Kühnau (s. S. 265). Berlin 1786." mit 172 Choralsätzen. 2. Thl. 1790. mit 236 Choralsätzen. Dieses Choralbuch, das Vielen später zum Vorbild diente, gab zum erstenmal auch wieder den Namen des Componisten und das Entstehungsjahr einer Melodie an und hat Emmanuel Bachs Melodien zu Gellerts Liedern weitere Verbreitung gegeben. Es schloß sich nicht an das sechs Jahre zuvor erschienene neue Berliner Gesangbuch, sondern an das ältere, vor diesem gebräuchlich gewesene Porst'sche Gesangbuch an. Von Kühnau selbst finden sich hier auch noch außer den oben genannten, zu Gellert'schen Liedern componirten Melodien, folgende:

„Auferstehn, ja auferstehn."
„Meine Liebe hängt am Kreuz."
„Ich bin vergnügt."
„Herr, lehre mich, wenn ich der Tugend."

Sein Sohn, Friedrich Wilhelm Kühnau, seit 1814 an des Vaters Stelle Organist an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin, hat bis jetzt vier vielfach verbesserte Auflagen dieses beliebten Choralbuchs im J. 1817, 1818, 1823 und 1825 herausgegeben.

„Choralbuch auf vier Stimmen zum Gebrauch bei dem öffentlichen und Privatgottesdienst von Johann Gottfried Vierling,** Organist zu Schmalkalden. Cassel 1789." Es enthält 154 Choralsätze, darunter 26—29 von Vierling selbst. Er bringt laut der Vorrede auf Abschattungen des Vortrags im Gemeindegesang.

„Choralbuch für das neue Hamburger Gesangbuch von Dietrich Christian Ammon, Organistadjunkt der Dreifaltigkeitskirche und St. Georg zu Hamburg. 1787." Hier ist bei der reinigenden Choralreform dem Choral doch noch wenigstens das „Absehen auf eine gewisse Tonart" gelassen. Aber auch dessen wird er entkleidet in —

Joh. Adam Hillers Choralbuch, das den Titel führt: „Allgemeines Choralmelodienbuch für Kirchen und Schulen, auch zum Privatgebrauch, in vier Stimmen gesetzt. Leipzig 1793." Dieses war vollends tonangebend in der umschaffenden Choralreform (S. 262 ff.).

---

* Siehe die Choralsammlungen der verschiedenen christlichen Kirchen chronologisch (vom J. 1507—1844) geordnet von C. F. Becker. Leipzig. 1845.

** Geb. zu Metzel bei Meiningen 25. Jan. 1750, ein Schüler Kirnbergers und C. Ph. E. Bachs, seit 1775 in Schmalkalden; † 22. Nov. 1813.

„Vollständiges, rein und unverfälschtes Choralmelodienbuch zum Gebrauch der vorzüglichsten protestantischen Gesangbücher in Deutschland, mit J. C. Kittels harmonischer Begleitung herausgegeben von Georg Peter Weimar. Gotha 1804. 4. Aufl. 1811." (Weimar, geb. zu Stotternheim bei Erfurt 16. Dez. 1734, war Cantor an der Kaufmannskirche und Musikmeister der Gymnasien zu Erfurt, wo er an einem Beinbruch, da er eben dieses Choralbuch vollendet hatte, 19. Dez. 1800 starb. Joh. Christian Kittel, der die Harmonie dazu gegeben, war der letzte Schüler Seb. Bachs, geb. 1752 zu Erfurt, Organist zu Langensalza. In Altona gab er auf einer Kunstreise das Schleswig-Holsteinische Choralbuch vom J. 1803 heraus. Er starb 18. Mai 1809.) Aus diesem Weimar'schen Choralbuch, von welchem sich eine Beurtheilung in der Leipziger musikalischen Zeitung. Bd. 14. S. 371 findet, ist ins neueste W. Choralbuch die Melodie aufgenommen:

* „Einen guten Kampf hab ich" — g d e fis g a h a g.

„Allgemeines Choralbuch für die protestantische Kirche, vierstimmig angesetzt von Carl Gottl. Umbreit, herausgegeben von Rud. Zach. Becker. Gotha 1811." Es enthält 332 Melodien zu 12 Gesangbüchern Ober- und Niedersachsens. (Umbreit, ein Schüler Kittels und Vater des Heidelberger Theologen Dr. Fr. W. Carl Umbreit, ist geb. 9. Jan. 1763 zu Rehstadt bei Gotha und war seit 1785 Organist in Sonneborn bei Gotha, wo er 27. April 1829 starb.)

„Allgemeines Choralbuch für Kirchen, Schulen ꝛc., vierstimmig ausgesetzt von Joh. Gottfried Schicht. 3 Thle. 1819." Unter den 1285 Melodien desselben befinden sich 306 von Schicht selbst gesetzte neue (s. S. 265). Eine Beurtheilung steht in der Eutonia. Bd. 10. S. 82 f. Daraus ist ins neue W. Choralbuch die Melodie übergegangen:

* „Morgenglanz der Ewigkeit" — g f es b c as as g.

„Neues Choralbuch für das Großherzogthum Hessen-Darmstadt von Joh. Christian Rinck, Hoforganisten zu Darmstadt. 1815." Er gab auch im J. 1824 eine Sammlung der bekanntesten Kirchenmelodien für vier Singstimmen heraus. (Rinck wurde geb. 18. Febr. 1770 zu Elgersburg bei Gotha und starb zu Darmstadt 7. August 1846.)

Sechste Periode.

Die Zeit der Erneuerung des frommen Gefühls und kirchlichen Bewußtseyns.

Vom dritten Reformationsjubiläum nach Deutschlands Befreiung bis auf die neueste Zeit. 1817—1853.

Das evangelische Kirchenlied als der Ausdruck des religiösen Gemüths und kirchlicher Stimmung.

Von Moritz Arndt bis auf die jüngsten Dichter.

Wie zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs das Kirchenlied, statt im Kriegsgetümmel und unter der jämmerlichen Zerrüttung aller äußern

Ordnung zu verſtummen, nur um ſo herrlicher erklang und wieder jung wurde, wie ein Adler (Pſalm 103, 5.), ſo kam auch durch die Drangſale des Napoleon'ſchen Kriegs und die dadurch über Deutſchland gekommene tiefe Schmach und Erniedrigung eine beſſere Zeit für das deutſche Kirchenlied. Die prophetiſchen Worte eines Jeſajas Kap. 28, 19.: „Die Anfechtung lehret auf das Wort merken" (vgl. Kap. 26, 16.) bewährten ſich auch an Deutſchland. Der politiſche Kampf wider den gewaltigen Dränger Deutſchlands in den Jahren 1813—1815 ward für Viele auch ein religiös geweihter Kampf des alten deutſchen Glaubens und der alten deutſchen Sitte und Zucht gegen welſche Frivolität und Zügelloſigkeit. Und als nun ſichtlich durch Gottes Hülfe der Sieg errungen, der Erbfeind Deutſchlands vertrieben und ſein eiſernes Joch abgeſchüttelt war, ſo erfaßte die Herzen, die es ſo feſt gehofft hatten:

Nur Gott allein kann Helfer ſeyn:
Von Gott kommt Glück und Sieg!

und nun ihre heißen Gebete von Gott erhört ſahen, eine edle Begeiſterung, und der fromme Chriſtenglaube zog wieder ein in die deutſchen Gaue. Wie die Fürſten auf dem Schlachtfeld, als die entſcheidende Schlacht geſchlagen war, auf ihre Kniee niederſanken vor dem König aller Könige, ſo durchdrang auch die Völker mächtig das Gefühl: „Gebt unſerem Gott die Ehre!" Die Schaaren von Jünglingen und Lehrern, welche die Befreiungskämpfe mitgekämpft, kehrten wieder auf die Univerſitäten zurück, und wie im Kampf ihr Loſungswort „Gott und Vaterland" geweſen, ſo nun auch jetzt, alſo daß ſich ein frommer deutſcher Sinn unter der ſtudierenden Jugend auf den deutſchen Univerſitäten verbreitete, welcher ſpäter gar Viele antrieb, mit ihrer Begeiſterung ſich dem himmliſchen Vaterlande zuzuwenden, als ſie nun im Lauf der Jahre ihre ſchönen Hoffnungen für das irdiſche Vaterland mehr und mehr vereitelt ſahen. Das mit dem Schluß der Befreiungskriege nahe zuſammentreffende dreihundertjährige Jubelfeſt der Reformation im J. 1817 wies mit eindringlicher Gewalt auf die alte Glaubenszeit der Väter der evangeliſchen Kirche zurück und erweckte ein ſehnſüchtiges Verlangen nach einer Neubelebung des erloſchenen Glaubens und des erſtorbenen kirchlichen Lebens, ſo daß das Jahr 1817 als Wendepunkt einer entſchiedenern Theilnahme am kirchlichen Leben, als Anfangspunkt der kirchlichen Reſtauration im edlen Sinn des Worts anzuſehen iſt. Weſentlich trug hiezu der Keyſer'ſche Reformationsalmanach bei, in welchem Sachſe, der nachmalige Hofprediger

von Altenburg (s. u.), die ersten Liederklänge der neuerwachten kirchlichen Begeisterung vernehmen ließ.

Kaum war der kirchliche Sinn wieder etwas belebt, so stellte sich alsbald auch der Zustand der kirchlichen Gesangbücher als unbefriedigend und traurig dar, und man richtete sogleich sein Augenmerk auf eine Reform derselben. Die gerade im J. 1817 zu Berlin versammelte Provinzialsynode beschloß nämlich die Herausgabe eines bessern Gesangbuchs, das sodann im J. 1829 zu Stande kam. Bald trat auch Ernst Moritz Arndt, Professor zu Bonn (s. S. 281), welcher vom J. 1813 an durch seine volksthümlichen Schriften so viel zur Weckung eines bessern deutschen Nationalgeistes gewirkt und selbst Vorkämpfer für Deutschlands Befreiung gewesen war, als geistiger Vorkämpfer auf für die Befreiung des deutschen Kirchenlieds von den unnatürlichen Fesseln und Formen, in die es in der nüchternen, glaubensarmen Zeit des vorigen Jahrhunderts geschlagen worden war. Er that dieß durch die treffliche Abhandlung: „Vom Wort und vom Kirchenliede. Bonn 1819."

Noch mitten in den Stürmen der Befreiungskriege hatte der patriotische, durch seine trefflichen „Kriegslieder" bekannte Sänger Max v. Schenkendorf (s. S. 285), während er in das Feld gezogen war, seine geistlichen Lieder im Vertrauen auf die Hülfe Gottes gesungen. Als weltlicher Dichter gehörte er, wie Arndt, der romantischen Dichterschule an, die sich zu Anfang dieses Jahrhunderts durch die Brüder Friedrich und August Wilhelm Schlegel aus Hannover und Ludwig Tieck aus Berlin gebildet hatte und nach ihrer Umkehr von den anfangs eingeschlagenen Irrwegen überhaupt wieder ein frommes, wenn auch noch nicht ein völlig christlich-frommes Element, das Element der kindlichen Frömmigkeit des Mittelalters, in die deutsche Poesie brachte. Es war aber überhaupt auch seit ihrer Umkehr zu der Kirche Grundsatz der Romantiker geworden, Kunst, Wissenschaft und Leben d. i. die Welt mit dem mittelalterlichen Christenthum zu durchdringen. Und so waren es auch hauptsächlich die Dichter dieser Schule, welche nun bei der allgemeinen religiösen Erregung in Deutschland die in mittelalterlicher Mystik, mit dem innigsten Gefühl und in ächt poetischer Sprache verfaßten Lieder des mit Tieck und Fr. Schlegel geistesverwandten Friedrich v. Hardenberg, genannt Novalis (s. S. 243), aufsuchten. Seine Zeit, der er auf dem Gebiet der geistlichen Liederdichtung vorangeeilt, hatte ihn noch nicht begriffen, und auch längere Zeit nach seinem im J. 1801 zu

früh erfolgten Tode blieben seine Lieder in jener glaubenskalten Zeit fast ganz unbeachtet. Nun aber wurden außer Arndt und Schenkendorf noch manche Andere und unter diesen insbesondere Friedrich Freiherr de la Motte Fouqué (s. S. 286) durch die in seinen geistlichen Liedern glühende Andachtsflamme entzündet.

Diesen Dichtern der romantischen Schule hat das geistliche Lied zunächst die Wiederbelebung des religiösen Gefühls überhaupt zu danken, obgleich sie bei einseitigem Vorwalten des Gefühls den Halt am Positiven verloren und in allerlei tändelnde Empfindeleien, selbst in mystische Schwärmerei und Phantasterei geriethen. Treffend ist folgendes Urtheil H. Kletke's über sie: „Das verflachte religiöse Gefühl, fast erloschen in einer breiten Tugendrednerei, die weder glaubig noch poetisch war, mußte in tiefer Innerlichkeit begabter Gemüther von den Schlacken der Zeit gereinigt werden, es mußte wie ein neu erstandenes, anderes aus ihnen hervorgehen, es mußte sich um so inniger, abgezogener in das wundersame Geheimniß der Welterlösung versenken, als tausend Stimmen rings umher es in den Staub der Alltäglichkeit herabzuschreien bemüht waren. Diese innerlichste Wiedergeburt des Gefühls konnte aber deßhalb eben nur subjektiv seyn und nicht alsogleich der volle Ausdruck einer christlichen Gemeinschaft werden, weil sie im Einzelnen und nicht in der Gemeine vorgieng. So haben die Romantiker auf das Kirchenlied zwar nur eine mittelbare Wirkung, aber doch eine große Wirkung geäußert, denn sie haben zunächst den Quell aller geistlichen Poesie, die liebevolle, demüthige Hingabe im Glauben, mit der Macht begeisterter Töne aus versteinerten Herzen geschlagen. Ihre subjektive Poesie war der nothwendige Durchgangspunkt zur objektiv kirchlichen." *

Was aber das Gedeihen des Kirchenlieds am meisten förderte, war die Ueberwindung des seither einseitig vorherrschenden rationellen Elements auf dem Gebiet der Theologie durch Friedrich Schleiermacher, den großen Berliner Theologen. Als ein Studiengenosse des nachmaligen Brüderbischofs Albertini (s. u.) in den Lehr-

* Vgl. auch den Aufsatz in der evangelischen Kirchenzeitung von Hengstenberg. 1850. Nr. 7—9, 91—95: „Die Romantiker in ihrem Verhalten zum Christenthum." — Ferner: Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neuern romantischen Poesie in Deutschland von Freiherrn v. Eichendorff. Leipz. 1847. — Die Kirchengeschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts von Dr. Hagenbach. Thl. II. 2. Aufl. 1849. S. 282—289.

anſtalten zu Niesky und Barby im Schooß der Herrnhuter Brüdergemeinde, von der Zinzendorf es ahnete, daß ſie einſt der Chriſtenheit zur Zeit des großen Abfalls zu Nutzen kommen könnte, erzogen und wirklich auch von dem in ihr liegenden Salze durchdrungen,* griff er zuerſt als Prediger an der Charité in Berlin in ſeinen „Reden über Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Berlin 1799. Dritte vermehrte Auflage. 1821." die Aufklärung mit überlegenen Waffen an, zeigte als ein rechter „Advokat Gottes" das Nichtige eines Lebens ohne Gott, gewann die Gebildeten, indem er ſie lehrte, auf eine geiſtreiche Weiſe fromm zu ſeyn, und legte auf eine ungemein erregende Weiſe das Weſen der chriſtlichen Gemeinſchaft dar. Damals ſtand er noch mit den Gebrüdern Schlegel und den übrigen Genoſſen der romantiſchen Schule in näherer Verbindung. In ſeiner „chriſtlichen Glaubenslehre", der eigentlichen Glaubenslehre des religiöſen Gemüths, die er als Profeſſor der Theologie und Prediger an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin im J. 1821 herausgab, ſprach er dem frommen Gefühl, als dem Inbegriff und Mittelpunkt aller menſchlichen Seelenvermögen, ſein eigenthümliches Recht zu, gründete auf daſſelbe, als ihre Quelle, die ganze Religion und vermittelte ſo die zwei ſeither einander ſchroff entgegenſtehenden Syſteme des ſchalen Vernunftglaubens oder Rationalismus und des trockenen Offenbarungsglaubens oder Supranaturalismus. Wiederum wurde nun ſo Berlin der Sitz einer neuen mächtigen Bewegung auf dem Gebiet der Religion und Theologie. Wie im J. 1765 durch Nicolai's Bibliothek der Sitz der unglaubigen Richtung (ſ. S. 3), ſo wurde es nun ſeit 1821 durch Schleiermacher der Sitz der neuglaubigen Richtung. Es iſt ſo auch in gewiſſem Sinne wahr geworden, was Dr. Struenſee nach Durchleſung von Spangenbergs idea fidei fratrum (ſ. Bd. II. S. 380) geweiſſagt hatte: „Gewiß! unſere Nachkommen werden die chriſtliche Theologie wieder von den mähriſchen Brüdern holen müſſen." Weiter als Schleiermacher war bei der Reformationsjubelfeier Claus Harms, der altkirchlichfromme, in Zungen redende Prediger in Kiel, durch die Aufſtellung ſeiner 95 Theſen gegangen, die er denen Luthers an die Seite ſetzte und in denen er vom Standpunkt der ſtrengen Orthodoxie den Rationalismus mit derben und gewaltigen Worten angriff und die Rück-

* Er bekannte ſelbſt: „Frömmigkeit war der mütterliche Leib, in deſſen heiligem Dunkel mein junges Leben genährt und auf die ihm noch verſchloſſene Welt vorbereitet wurde."

kehr zum alten lutherischen Glauben forderte. Der dadurch angeregte und längere Zeit fortwährende Thesenstreit bewirkte überhaupt wieder eine regere Theilnahme am kirchlichen Leben und Viele fiengen nun, weit über Schleiermacher hinausgehend, an, sich aufs Entschiedenste der kirchlichen Rechtgläubigkeit wieder zuzuwenden und nun der Vernunfttheologie nicht allein das streng Positive, das biblisch Christliche, sondern da und dort auch das strenge Lutherthum mit Nachdruck entgegenzustellen.

War doch auch bereits schon seit einiger Zeit, nachdem Johann Gottfried Herder, der berühmte Superintendent zu Bückeburg und später Generalsuperintendent zu Weimar, den Theologen durch seine geistreichen Ideen in den fünf „Sammlungen seiner christlichen Schriften. Leipz. 1794 ꝛc." an den Werken der Ebräer und den Denkmalen des christlichen Alterthums wiederum Geschmack beigebracht hatte, aufs Neue ein gründliches und glaubiges Bibelstudium in der theologischen Welt erwacht, wovon ein wohlthätiger Einfluß auf die Verbreitung christlichen Bibelglaubens durch Kanzelvorträge und religiöse Schriften nicht ausblieb. Professor Tholuk in Halle und Hengstenberg in Berlin wurden die Vorkämpfer für eine glaubige Bibelerklärung, und Dr. August Neander in Berlin stellte im J. 1825 die Aufgabe der Kirchengeschichte, die zu den Zeiten der Aufklärung nur als eine „Geschichte der menschlichen Thorheit, als eine Anekdotensammlung von Sonderbarkeiten zur Belustigung aufgeklärter Köpfe" war betrachtet worden, nun dahin: „die Geschichte der Kirche Christi darzustellen als einen sprechenden Erweis von der göttlichen Kraft des Christenthums, als eine Schule christlicher Erfahrung, eine durch alle Jahrhunderte hindurch ertönende Stimme der Erbauung, der Lehre und der Warnung für Alle, welche hören wollen." Zu gleicher Zeit fieng auch das religiöse Leben, welches in den frommen Kreisen still und verborgen immer noch fortgewirkt hatte und durch einzelne erleuchtete Männer Gottes gepflegt worden war, mehr und mehr als Sauerteig in der vom vulgären Rationalismus erfüllten Masse zu wirken an, und der für überwunden geachtete Pietismus trat nun als eigentliche Macht mit verjüngter Kraft wieder hervor und macht sich jetzt hauptsächlich auf dem Gebiet der innern Mission geltend.

Unter solchen Einflüssen bildete sich denn neuerdings auf dem eigentlichen Gebiet des Kirchenlieds eine edle Schaar eben so glaubensinniger, als ernst-kirchlicher Dichter, die nun, nachdem das religiöse Gefühl „inner-

lich im Romantiſchen geſättigt war", ſich entſchiedener dem chriſtlichen Schriftglauben und der Schriftſprache zuwandten und mehr das objektiv Kirchliche anzuſtreben ſuchten. Hiezu wirkte namentlich auch die Brüdergemeinde durch ihre zwei h. Sänger, v. Albertini und Garve, mit. Freilich iſt aber dieſe neubelebte kirchlich-religiöſe, ſchriftglaubige Richtung weit noch nicht zum Abſchluß und zur Vollendung gelangt, ſondern erſt im Werden und in der erſten Entwicklung begriffen. Daher iſt bei dieſen neueſten Dichtern auch noch mehr oder weniger vom unpoetiſchen didaktiſchen oder vom unkirchlichen pathetiſchen Element der Aufklärungsperiode etwas mit untergemiſcht, ſo ſehr ſich ſonſt im Allgemeinen die chriſtlichen Gefühle in ihren Liedern in tiefer Geiſtesfülle und warmer Innigkeit, ſo wie in äſthetiſch-reinen Formen ausſprechen. Daher iſt auch die Sprache der h. Schrift in ihrer einfachen Großartigkeit und kraftvollen Körnigkeit bei ihnen noch nicht zur vollen Geltung gekommen und der Ausdruck ihrer chriſtlichen Gefühle geſchieht faſt unbewußt, oft mehr in der Sprache oder den Formen eines Göthe und Schiller, an denen ſie ſich gebildet, als in denen eines David und Aſſaph.

Den meiſten ihrer Lieder fehlt auch noch die ächte Objektivität, die doriſche Kraft des alten Kirchenlieds, und wo dieß auch angeſtrebt iſt, da erſcheint es doch oft zu ſehr als etwas Gemachtes, als ein bloßes Nachklingen des alten Kernlieds. Bewegt ſich doch das religiöſe Leben überhaupt noch zu wenig auf kirchlicher Grundlage und ringt ja die Kirche ſelbſt erſt noch in immer heftiger werdenden Geburtswehen nach ihrer Neugeſtaltung. Es iſt vor der Hand mehr bloß eine kirchliche Stimmung vorhanden, als ein alle Verhältniſſe durchdringendes kirchliches Leben, und die Kirche iſt noch zu ſehr in eine Menge Subjektivitäten zerſplittert, ſtatt bereits ſchon wieder in eine kompakte Einheit oder kirchliche Lebensgemeinſchaft ſich zuſammengeſchloſſen zu haben. Daher ſind dieſe neueren Lieder meiſt noch zu ſubjektiv gehalten und noch nicht der volle Ausdruck, die eintönige Stimme der kirchlichen Geſammtheit und ihres Gemeingeiſtes, ſondern bloß einer kirchlichen ſubjektiven Stimmung. Daher eignen ſie ſich meiſt auch nicht für die Geſammtgemeinde, ſondern mehr bloß für die „Gebildeten" in der Gemeinde, und der rechte Volkston und ſeine körnigte Naivität und ſchlichte Einfalt geht ihnen vielfach ab. Es iſt eben jene reine Volksdichtung nicht mehr, wie bei den alten Kirchenliederdichtern, ſondern mehr das Dichten der Kunſt; die Gelehrten und die Gebildeten, die jetzt geiſtliche Lieder dichten, theilen nicht mehr ganz

und gar das Volksbewußtſeyn in inniger Lebensgemeinſchaft mit dem Volke, weil eine wahre kirchliche Lebensgemeinſchaft derzeit noch allzuſehr fehlt; ſie ſingen daher auch immer noch nicht, wie die Alten, mitten aus dem Volke heraus, denn ſie haben nicht eine und dieſelbe Empfindung, Anſchauung, Erfahrung und Sprache mit dem Volk, ſondern ſie dichten im beſten Falle bloß für das Volk, und das Machenwollen, wenn nun auch im beſten Sinne, ſteht immer noch an der Stelle der frühern kindlichen Unbewußtheit und geſunden Urſprünglichkeit. „Die größte Maſſe der neuern geiſtlichen Lyrik bietet uns nur ſubjektive Spezial-lieder, die nicht Stimmen aus, ſondern über Zion ſind, deſſen Trümmer elegiſch beklagt oder rhetoriſch-didaktiſch wieder aufgebaut werden ſollen" — ſagt mit Grund ein Hymnologe der Neuzeit, und Gervinus hat nicht Unrecht, wenn er in ſeiner „Geſchichte der poetiſchen Nationalliteratur der Deutſchen." Thl. 3. S. 8 bemerkt: „Daß in ſolchen Dichtungen neuerer Zeit — mögen ſie auch eleganter und korrekter und gleichfalls in glaubiger und frommer Begeiſterung gemacht ſeyn — der alte Glaube, aus dem die erſten Lieder entſtanden, noch verbunden ſey auch mit der jungen und geſunden Kraft, die jene alten Lieder als Wehr und Waffen gegen Noth und Trübſal ſang, das wird mich Niemand glauben machen. Unſere chriſtlichen Verſtandesüberzeugungen mögen im Einzelnen jetzt gründlicher geworden ſeyn, unſer Geſchmack gebildeter, unſere Verskunſt und Muſik kunſtgerechter und ausgebildeter, aber das Impoſante jener alten Glaubenskraft, das Große in jener ſchlichten Einfalt, die weit tiefer wirkt, als der eleganteſte Geſchmack der neuen Lieder, iſt für uns vor der Hand in Religion, Poeſie und Muſik verloren." Hoffen wir denn von der Wiedergeburt der evangeliſchen Kirche auch die endliche Wiedergeburt des Kirchenlieds! Erſt müſſen wir wieder eine Kirche haben, ehe wir Kirchenlieder verlangen dürfen.

Die hervorragendſten Repräſentanten der neuen geiſtlichen Liederdichtung ſind Albert Knapp und Viktor Strauß. Nicht wenige ihrer Lieder tragen den Stempel eines ächten Kirchenlieds und reihen ſich den alten Kernliedern würdig an. In ihnen iſt es zu ſchauen, wie der Geiſt des alten Kirchenliedes mit den ſeitherigen modernen Dichtungsformen noch ringt, um als Phönix in verjüngter Kraft wieder aufzuſtehen. Neben ihnen treten als die bedeutendſten neuern geiſtlichen Liederdichter hervor: J. P. Lange, Spitta, Puchta, Albertini, Garve, Döring ꝛc.

Schildern wir nun zuerſt die bedeutendern Dichter aus der romantiſchen Schule.*

Arndt, Ernſt Moritz, wurde geboren am 26. Dez. 1769 zu Schoritz auf der Inſel Rügen, wo ſein Vater, früher leibeigener Bauer des Grafen Putbus, Inſpektor der dieſem Grafen gehörigen Schoritzer Güter war. Später wurde derſelbe auf eigene Rechnung Pächter des großen Guts Dumſeritz, wo der junge Arndt bis zum eilften Jahr unter den biedern und ſchlichten Landleuten aufwuchs. Als hierauf im J. 1780 ſeine Eltern das Gut Grabitz, nicht weit von Stralſund, gepachtet hatten, kam er von 1787—1789 auf das Gymnaſium nach Stralſund, ſodann mit dem Entſchluſſe, Theologie zu ſtudieren, im Frühjahr 1791 auf die

---

* Zu derſelben gehören auch noch folgende Dichter:

Otto Heinrich Graf von **Löben**, geb. 18. Auguſt 1786 zu Dresden, wo ſein Vater Cabinetsminiſter war. Er machte 1813 als ſächſiſcher Freiwilliger den Feldzug nach Paris mit und lebte dann in ſtiller Abgezogenheit poetiſchen Beſchäftigungen zu Dresden, bis er nach langen ſchmerzlichen Leiden 3. April 1825 ſtarb. Er ſtrebte dem Novalis mit Eigenthümlichkeit nach; ſeine Gedichte ſtehen in den Blättern aus dem Reiſebüchlein eines andächtigen Pilgers, die er zu Mannheim 1808 unter dem Namen „Isidorus orientalis“ herausgab.

Joſeph Freiherr von **Eichendorff**, geb. 10. Merz 1788 auf dem väterlichen Schloſſe Lubowitz in Oberſchleſien. Er trat 1813 als freiwilliger Jäger im Lützow'ſchen Corps in die preußiſche Armee, wo er die Feldzüge bis 1815 mitmachte, und lebt nun, nachdem er bei der Regierung zu Breslau im J. 1816 als Referendarius angeſtellt und dann 1821 Regierungsrath in Danzig und 1824 Präſidialrath in Königsberg geworden war, ſeit 1831 als Geheimer Regierungsrath in Berlin, wo er ſeit 1841 die geiſtlichen Angelegenheiten für das katholiſche Kirchen- und Schulweſen zu beſorgen hat. Er trat ſchon 1808 mit Liederproben auf; im J. 1837 erſchien zu Berlin die erſte vollſtändige Sammlung ſeiner kindlichen und doch tief-ernſten Gedichte. Die zweite Auflage erſchien 1843.

Ludwig Achim von **Arnim**, geb. 26. Jan. 1781 zu Berlin. Nachdem er in Göttingen Medicin ſtudiert und Doktor geworden war, lebte er längere Zeit mit ſeinem gleichfalls zur romantiſchen Dichterſchule gehörenden Schwager Clemens Brentano in Heidelberg und dann meiſt zu Berlin oder auf ſeinem Gut Wiegersdorf. Er ſtarb ſchnell an einem Nervenſchlag 20. Jan. 1831. Die Herausgabe ſeiner Werke beſorgte W. Grimm in zwölf Bänden vom J. 1839—1842.

Ernſt Otto Freiherr von der **Malsburg**, geb. 23. Juni 1786 zu Hanau, der Sohn eines heſſiſchen Offiziers. Nachdem er ſeit 1806 mehrere Aemter in den Heſſen-Kaſſelſchen Regierungscollegien bekleidet hatte, wurde er im J. 1817 kurheſſiſcher Geſchäftsträger in Dresden, wo er glückliche Jahre im Umgang mit Tieck, Löben u. ſ. w. verlebte. Er ſtarb 23. Sept. 1824. Seine Gedichte erſchienen zu Leipzig im J. 1818. Nach ſeinem Tod gab die Stiftsdame Phil. v. Calenberg ſeinen poetiſchen Nachlaß und Umriſſe aus ſeinem innern Leben zu Kaſſel im J. 1825 heraus. Eine reine, fromme Geſinnung ſpricht aus ſeinen Liedern.

Univerſität Greifswalde, und zwei Jahre darauf, im Frühjahr 1793, auf die damals gerade in ſchönſter Blüthezeit ſtehende Univerſität Jena, wo ein friſches, freudiges Streben voller Begeiſterung für die Wiſſenſchaft in der Jugend lebte. Nach vollendeten Studien hielt er ſich nun als Candidat der Theologie bei ſeinen Eltern, welche unterdeſſen die große Pachtung zu Löbnitz auf dem Pommeriſchen Feſtlande bezogen hatten, zwei Jahre lang auf und predigte da und dort, namentlich bei ſeinem Jugendfreund, dem Dichter Koſegarten, welcher Pfarrer in Altenkirchen war. Er faßte jedoch nach einiger Zeit den Entſchluß, dem geiſtlichen Stande gänzlich zu entſagen. Die ganze Welt brauste und bebte in dem von Frankreich heraufgerufenen Sturm; in dieſe bewegte Welt hinaus drängte es ihn aus ſeinem friedlichen Stillleben. Er unternahm im J. 1798 eine große Reiſe, die er ganz zu Fuß zurücklegte; zuerſt gieng er nach Süddeutſchland, dann nach Wien, Ungarn, Oberitalien, ins ſüdliche Frankreich, nach Paris, über Brüſſel an den Rhein und dann über Frankfurt, Leipzig und Berlin wieder nach Pommern. Er wollte Länder und Menſchen ſehen.

Nach ſeiner Rückkehr verheirathete er ſich mit der Geliebten ſeiner Jugend zu Greifswalde, wurde daſelbſt Privatdocent und im J. 1805 außerordentlicher Profeſſor bei der philoſophiſchen Fakultät. Hier trug er durch eine Schrift, die er herausgab, dazu bei, daß der ſchwediſche König Guſtav IV., unter dem damals dieſer Theil Pommerns ſtand, die Leibeigenſchaft in Pommern und Rügen aufhob. Als nun aber die Schmach über Deutſchland hereingebrochen war, als Oeſtreich am 13. Nov. 1805 bezwungen, Preußen nach der Schlacht bei Jena im J. 1806 verloren war und das alte, heilige deutſche Reich, nachdem es über ein Jahrtauſend beſtanden, zu Grab gegangen war, da entbrannte Arndt, je tiefer das Unglück des armen Vaterlands wurde, in deſto höherer Liebe für daſſelbe. Er ſagt es ſelbſt: „Als Oeſtreich und Preußen nach vergeblichen „Kämpfen gefallen waren, da fieng erſt mein Herz an, Deutſchland mit „rechter Liebe zu lieben und die Welſchen mit rechtem, treuem Zorn zu „haſſen. Als Deutſchland durch ſeine Zwietracht nichts mehr war, umfaßte mein Herz ſeine Einheit und Einigkeit.“ Daher ſuchte er das Herz des Volkes anzufaſſen, mit grellen Flammen ſeinen tiefen Jammer zu beleuchten, aber auch den zuſammengeſunkenen Muth neu zu entzünden. Er that dieß in ſeiner Schrift: „Geiſt der Zeit“, von der er den erſten Band im J. 1806 wie einen Feuerbrand in die deutſche Welt ſchleuderte.

Drei andere Bände folgten nach. Dieſe Schrift wurde die Hauptſchrift der damaligen unterdrückten Welt, und je heimlicher ſie geleſen werden mußte, deſto mehr ſchloß man ihre glühenden Worte ins Herz. Arndt brachte dadurch in Deutſchland eine große Aufregung hervor und weckte mächtig den deutſchen Nationalgeiſt. Weil er nun aber jetzt nicht mehr ſicher war vor der Rache der Franzoſen, ſo begab er ſich nach Schweden, wo ihm zunächſt keine Gefahr drohte, und blieb dort bis zum J. 1809. Nach einigem Umherirren kam er im J. 1812 in die Dienſte des geflüchteten edlen preußiſchen Miniſters vom und zum Stein zu Petersburg, wo viele deutſche Männer und Helden eine Zufluchtsſtätte vor den Franzoſen geſucht und ſich zu einer ruſſiſch-deutſchen Legion vereinigt hatten, welche zuerſt unter den Deutſchen wieder ihre Fähnlein gegen Napoleon erheben ſollte.

Nachdem nun Napoleon den jämmerlichen Rückzug aus Rußland hatte antreten müſſen, reiste ihm Arndt mit Stein faſt auf dem Fuße nach und Beide ſuchten jetzt in Preußen, Jeder in ſeinem Theile, das Volk zu den Waffen gegen den Erbfeind zu rufen. Des Preußenkönigs Aufruf: „An mein Volk“ erſchien, der Landſturm wurde aufgeboten und ſelbſt Knaben griffen zu den Waffen. Arndt trug ſein Redliches dazu bei, die Herzen zu entflammen und die Landwehr allgemein in Aufnahme zu bringen. Durch eine Menge kleinerer Schriften begeiſterte er die Herzen des deutſchen Volks, am meiſten aber bewirkte er durch ſeine „Vaterlandslieder“, von denen mit Recht geſagt wird: „Arndt hat durch ſie mehr genützt, als eine gewonnene Schlacht.“ Er verſtand das Volk und redete des Volkes Sprache, wie Keiner; ſeine Volks- und Kriegslieder klangen im ganzen Volke wieder und brausten durch die Glieder der Soldaten als Sieges- und Rachegeſänge im Kampf um Freiheit und Vaterland. Unvergeßlich werden ſeine Lieder: „Was iſt des Deutſchen Vaterland“ — „Der Gott, der Eiſen wachſen ließ“ — „O du Deutſchland, ich muß marſchieren“ in den Herzen des deutſchen Volkes ſeyn.

Nach Deutſchlands Befreiung im J. 1815 hielt ſich Arndt meiſt am Rhein auf. Der zweite Pariſer Friede und die darauf folgende Zeit, wodurch ſo manche Hoffnungen für Deutſchlands Wohl und Ehre unerfüllt blieben, ließen auch in ſeinem Herzen, wie in denen ſo vieler andern edlen Vaterlandsfreunde, eine wehevolle Enttäuſchung, einen tiefen Schmerz zurück. Er ſchrieb nun ſeine „Anſichten und Ausſichten der deutſchen Geſchichte“ und vermählte ſich zum zweitenmal mit Nanna Maria Schleier-

macher, einer Schweſter des berühmten Berliner Theologen, worauf er im J. 1818 als Profeſſor der Geſchichte an der neuerrichteten Univerſität Bonn angeſtellt wurde, nachdem er ſich zuvor ſchon dort angeſiedelt hatte. Als jedoch, durch Sands That an Kotzebue angeregt, die große Unterſuchung gegen die deutſche Burſchenſchaft auf den deutſchen Univerſitäten losbrach, weil ihre Mitglieder, wie ſie im Univerſitätsleben ein Bild deutſcher Einheit ohne alle Abſonderungen bilden wollten, dieſelbe auch in dem ganzen Vaterland herzuſtellen wünſchten und vom alten deutſchen Reich und ſeiner Verjüngung ſchöne Ideale träumten, wurde auf manche Univerſitätslehrer als „Verführer der Jugend" Verdacht geworfen. So namentlich auch auf Arndt, der deßhalb im Herbſt 1820 ſeiner Lehrthätigkeit enthoben und, obwohl vom Gericht freigeſprochen, zwanzig Jahre derſelben nicht mehr zurückgegeben wurde. Er hatte zur Zeit der Noth dem Vaterland ſich geopfert, er wollte ein treuer Lehrer der Jugend ſeyn und ſie in Liebe zu Land und Volk großziehen, und ihn ſtieß man nun als einen gefährlichen Menſchen zurück. Aber er bewahrte dem Vaterland ſeine Liebe in Leid und Trübſal, wie er ſie ihm einſt in Sturm und Noth bewahrt hatte, und wollte als ein edler Dulder, wie er ſelbſt ſagt, „nun auch noch ſeinen Marterweg von Leiden für das „liebe Vaterland durchlaufen und es als ein Verhängniß des ausgleichen„den und gerechten Gottes hinnehmen, der ihn für manches trotzige und „kühne Wort habe bezahlen laſſen wollen." So lebte er nun als Privatmann zwanzig Jahre lang in ſtiller Zurückgezogenheit zu Bonn in einem ihm eigen gehörigen Hauſe dicht am Rhein. Im Sommer 1834 traf ihn das ſchwere Geſchick, daß ſein jüngſter Sohn im Rhein ertrank; den Schmerz darüber hat er in rührenden Tönen geklagt. Endlich als im J. 1840 Friedrich Wilhelm IV. den preußiſchen Königsthron beſtieg, machte ihn dieſer wieder zum Profeſſor an der Univerſität Bonn, an der er denn gleich im J. 1840—41 Rektor wurde. So ſteht er nun wieder ſeinem Berufe zurückgegeben und gegen alle Anklagen und Verdächtigungen gerechtfertigt da, geehrt von ganz Deutſchland als edler Vaterlandsfreund und ächter deutſcher Mann. Er iſt der Repräſentant der frommen altdeutſchen Ritterlichkeit.

Mit gleicher Liebe war aber ſein Sinn auch ſtets dem himmliſchen Vaterlande zugethan, alſo daß an ihm, dem ehrwürdigen Greis, die Volksmänner der neueſten Zeit, die im Unglauben und Verachtung der Religion und des Kirchenthums ſich gefallen, ſchamroth werden müſſen; mit

Begeiſterung und froher Ahnung blickt er nach oben. Dieſen frommen, wahrhaft glaubigen Sinn hat er ausgedrückt in 33 zum Theil vorzüglichen Kirchenliedern, welche ſich als Anhang in ſeiner gediegenen, dem alten Kirchenliede und Väterglauben das Wort redenden Abhandlung: „Vom Wort und vom Kirchenlied. Bonn 1819.“ befinden; 13 derſelben waren ſchon in ſeinen „Gedichten. Neue Ausgabe. Frankfurt 1818. 1. Thl.“ abgedruckt. Noch weitere befinden ſich in der dritten Ausgabe (Leipzig 1840) und ſeine neueſten hat er A. Knapps Chriſtoterpe beigefügt, wo ſich im Jahrgang 1841 vier derſelben finden. Beſonders nennenswerth ſind:

„Der heil'ge Chriſt iſt kommen“ — W. G. Nr. 114.
„Geht nun hin und grabt mein Grab“ — W. G. Nr. 616.
„Ich weiß, an wen ich glaube, ich weiß“ — W. G. Nr. 321.
„Kommt her, ihr ſeyd geladen.“
„Nun muß ich heimwärts gehen.“
„Was rufeſt du, mein Herz, voll Sorgen.“
„Wenn aus dem Dunkeln ich mich ſehne.“ (Bairiſcher Entwurf.)

(Quellen: Erinnerungen aus dem äußern Leben von Moritz Arndt. 1. Aufl. Leipz. 1840. 3. Aufl. 1842. — Nothgedrungener Bericht ꝛc. Leipzig 1847. 2 Thle.)

v. **Schenkendorf**, Ferdinand Gottfried Max, geb. 11. Dez. 1784 zu Tilſit als der Sohn eines preußiſchen Offiziers. Er wurde in der durch chriſtliche Frömmigkeit und hohe Geiſtesbildung ausgezeichneten gräflichen Familie von Dohna, ſo wie im Hauſe des nachmaligen Oberhofpredigers Wedecke in Königsberg erzogen, wodurch in ihm der Grund ſeiner chriſtlichen Gemüthsrichtung gelegt wurde. Nachdem er in Königsberg Cameralwiſſenſchaft ſtudiert hatte, brachte er das J. 1805 in Woldau zu, um ſich mit der Landwirthſchaft bekannt zu machen, worauf er ſeinen Referendärdienſt in Königsberg antrat. Hier übte die edle Dichterin und hochbegabte Chriſtin Henriette Gottſchalk, geb. Hay, Verfaſſerin „der Sternblumen“, kurzer, kindlich frommer Gebete für einfältige Chriſten, den bedeutendſten Einfluß auf ihn. Zu Anfang des J. 1813 vermählte er ſich in Carlsruhe, wo er bei längerem Aufenthalt einen innigen Freundſchaftsbund mit Jung-Stilling (ſ. S. 235) geſchloſſen hatte. Im ſelbigen Jahr rief ihn, obgleich er ſich kaum erſt des ehelichen Glücks zu erfreuen hatte, die Noth des Vaterlandes zu den Waffen. Zwar verhinderte ihn eine Lähmung des rechten Armes, die Waffen zu tragen, aber er zog doch ins Feld, überall thätig und anregend. In dieſer großen Zeit der frommen Begeiſterung für das Vaterland ſang er ſeine herrlichen Kriegslieder.

Nach dem Friedensſchluß wurde er im J. 1816 Regierungsrath in Coblenz, wo er aber bald — an ſeinem Geburtstag 11. Dez. 1817 — ſein jugendliches Leben endete. Er hatte ſtets mit aller Entſchiedenheit auf die innere Läuterung deutſchen Sinnes und Gemüthes durch die Macht des chriſtlichen Glaubens gedrungen.

Seine geiſtlichen Lieder, die zuerſt unter dem Titel: „Chriſtliche Gedichte für deutſche Jungfrauen" 1814 erſchienen, ſind mit Recht „der ätherklare Aushauch einer gottgeweihten Seele" genannt worden. Sie zeichnen ſich auch, neben ihrer durch edle Einfachheit und kräftigen Wohllaut ſchönen Form, durch ſeelenvolle Innerlichkeit aus. Nach ſeinem Tod erſchien 1832 ein trefflicher poetiſcher Nachlaß und ſodann: „Max Schenkendorfs ſämmtliche Gedichte. Erſte vollſtändige Ausgabe (mit ſeiner Biographie). Berlin 1837." Die erſte Abtheilung beſingt „Leben und Liebe", die zweite „das Vaterland", die dritte „den Glauben". Von den eigentlich geiſtlichen Liedern der letzten Abtheilung ſind beſonders ſchön folgende:

„Brich an, du ſchönes Morgenlicht" — 1814.
„Ein Gärtner geht im Garten" — 1814 (nach einem alten Bilde).
„In die Ferne möcht ich ziehen."

de la Motte Fouqué, Friedrich Heinrich, aus einer altadelichen franzöſiſchen Hugenottenfamilie, die in den Glaubensverfolgungen eine Zuflucht in Preußen geſucht und gefunden hatte. Seinen Vornamen „Friedrich" hatte er von Friedrich dem Großen, der Pathenſtelle bei ſeiner Taufe vertrat. Er wurde geboren 12. Febr. 1777 zu Brandenburg an der Havel, wo ſein Vater als quiescirter Dragoneroffizier im Privatſtand lebte. Er ward nach den Grundſätzen der Aufklärung erzogen und darnach auch von dem reformirten Geiſtlichen der franzöſiſchen Colonie in Potsdam zur Confirmation vorbereitet, ſo daß er hintennach einen gründlichen Widerwillen gegen alle einſeitige Verſtandesbildung faßte. Zu Anfang des Jahrs 1794 trat er, ſiebenzehn Jahre alt, als Kornet bei dem Cüraſſierregiment Herzog von Weimar ein und machte den Feldzug am Rhein mit, nach deſſen Beendigung er in die Garniſon des Regiments nach Aſchersleben zurückkehrte. Er fieng nun an, ſich nach und nach in allerhand Dichtungen zu verſuchen, weßhalb er auch im J. 1802 eine Urlaubsreiſe benützte, um nach Weimar zu gehen und dort die Bekanntſchaft von Göthe, Schiller und Herder zu machen. Nachdem er ſich dann mit Caroline v. Briest, verwittweter Frau v. Rochow, die bald auch als Dichterin hervortrat, vermählt hatte, nahm er ſeinen Abſchied aus dem

preußiſchen Kriegsdienſt und zog ſich mit ſeiner Gattin auf deren Familiengut Nennhauſen bei Rathenow in der Mark Brandenburg zurück, wo er in ländlicher Stille glücklich und zufrieden lebte. Mit dem J. 1804 aber trat er nun, aufgemuntert durch die beiden Schlegel in Berlin, erſt recht in die Reihe der vaterländiſchen Dichter ein durch ein Bändchen romantiſcher Poeſien, das er unter dem angenommenen Namen „Pellegrin" herausgab. Allmählich trat die Verſuchung an ihn heran, in die katholiſche Kirche überzutreten, da er durch die Dichtungen der romantiſchen Schule, der er „mit Leib und Seele" angehörte, die Herrlichkeiten des katholiſchen Kirchendienſtes im ſtrahlendſten Glanze dargeſtellt ſah. Ein alter katholiſcher Prieſter, ein Zweig des katholiſch gebliebenen Stammes der Familie la Motte Fouqué, lud ihn mit der Aufforderung, nach Frankreich zurückzukehren, ſchriftlich zu dieſem Schritte ein. Er lehnte jedoch den Antrag ab, obwohl damals, wie er ſelbſt bekennt, ſein Gemüth eher zum Für, als zum Wider in Betreff des Katholicismus geſtimmt war. „Aber es gieng mir," ſagt er, „wie den zum Chriſtenthum bekehrten Völkern der alten Zeit, erſt Katholicismus und dann gereinigtes evangeliſches Chriſtenthum." Er wandte ſich nämlich jetzt mehr und mehr der proteſtantiſchen Myſtik zu und vertiefte ſich namentlich in die Schriften Jakob Böhms, die bei den Romantikern und Naturphiloſophen als die Quelle der tiefſten Weisheit hoch geachtet waren. „Vor der Hand" — ſo berichtet er ſelbſt über ſein Studium dieſer Schriften — „ſuchte ich nur nach den leuchtenden Räthſelbildern in den Gängen des myſteriöſen Baues, aber die Bibelſprüche, dort eingegraben, und der fromme, oft wiederholte Wunſch des Autors: „„ach möchte doch alle Welt zum heiligen Grundquell der Wahrheit, zur Bibel, geleitet werden und alsdann aller meiner Bücher vergeſſen!"" — drangen mehr und mehr in meine phantaſtiſche Seele ein und ſtrömten mit erweckenden Schauern in mein Herz." Vor der Hand lehrte ihn nun die Noth des Vaterlandes, die immer höher ſtieg, beten für ſich und des Volkes Heil. Betend weihte er ſich dem Herrn, zu dem hinauf er im J. 1809 geſungen hat:

„Wohin du mich willſt haben,
Mein Herr! ich ſteh bereit
Zu frommen Liebesgaben,
Wie auch zu wacker'm Streit;
Dein Bot' in Schlacht und Reiſe,
Dein Bot' im ſtillen Haus,
Ruh ich auf alle Weiſe
Doch einſt im Himmel aus."

Chamiſſo ſchildert ihn im J. 1806 als einen ehrenfeſten, edlen Degen und Kernmenſchen. „Er iſt," ſagt er von ihm, „ein ätheriſch entſendetes Feuer, über das Meer hinwallend — fallen Kugeln, ſtellt er ſich gewißlich

ein.“ Und das hat ſich bewähret. Kaum war im J. 1813 der Aufruf des Preußenkönigs: „An mein Volk“ ergangen, ſo ſtellte ſich der ſechsunddreißigjährige Gatte und Vater, der gerade auf der Höhe ſeines Dichterrufes ſtehende Sänger, bei dem Landrath ſeines Kreiſes und meldete ſich zum gemeinen Jäger, worauf ihn der König zum Cavallerielieutenant ernannte. Als ſolcher focht er die bedeutendſten Schlachten und auch die bei Lützen mit. Hier aber, nachdem ihm bereits beim Einbrechen in ein feindliches Carée ein Pferd unter dem Leib erſtochen worden war, ſtürzte er mit einem zweiten ſich überſchlagenden Pferde in ein tiefes Waſſer, in Folge deſſen heftige Bruſtkrämpfe eintraten und er zum Kriegsdienſt untüchtig wurde. Auf dem Feld der Ehren erhielt er dann noch den Johanniterorden und mit ſeinem Abſchied den Rang und Titel eines Majors der Cavallerie. Nun zog er ſich wieder auf das Rittergut Nennhauſen zurück. Von einem ehemaligen Waffengenoſſen ergieng eine eindringliche Mahnung an ihn, ſich dem Einen, was noth iſt, jetzt zuzuwenden, und von manchen Seiten ward er aufgefordert, allem weltlichen Dichterruhm zu entſagen und ſich rein der geiſtlichen Dichtung zu weihen. Das that er zwar nicht, doch fieng er an, auch zu weltlichen Dichtungen ſich den Segen Gottes zu erflehen, und als man ihn fragte, weſſen man ſich denn zu ihm in Betreff des religiöſen Glaubens zu verſehen habe, ſo antwortete er: „Ihr habt Euch alles deſſen von mir zu verſehen, weſſen Ihr Euch von einem einfach bibelgläubigen Chriſten verſehen könnt; nicht mehr, nicht weniger, ſo Gott mir Kraft verleiht.“ Je mehr allmählich die romantiſche Poeſie, deren Hauptträger er geweſen war, beim deutſchen Volk aus der Mode kam und je mehr ſo der Schimmer ſeines Dichterruhms, der ihn glänzend umfloſſen hatte, erblaßte, zunächſt ſeit er nach Sands blutiger That im J. 1819 der deutſchen Jugend in ernſten Jamben einen Warnungsſpiegel hingehalten hatte: deſto entſchiedener wandte er ſich von der Gefühlsſchwelgerei der Romantik des alten Ritterthums zu der Einfalt des chriſtlichen Glaubens zurück. Den altväterlichen Glauben auch in die äußern Lebensverhältniſſe überzuleiten, war nun ſein eifriges Bemühen. Nach dem Tod ſeiner Gattin am 31. Juli 1831 zog er von Nennhauſen in die Univerſitätsſtadt Halle und hielt dort Vorleſungen über die Geſchichte der Poeſie. Zuletzt begab er ſich noch, nach abermaliger Verheirathung, nach Berlin, wo er auch am 23. Jan. 1843 ganz unerwartet ſtarb. Am 21. Jan. traf ihn beim Nachhauſegehen von mehreren Beſuchen, die er in der Stadt gemacht hatte, auf der Treppe ſeines

Hauſes ein Schlagfluß, der ihm ſogleich alle Beſinnung raubte. Die letzten Worte, die er hienieden ſchrieb, fanden ſich in ſeinem Tagbuch unmittelbar vor jenem letzten Ausgang eingezeichnet und lauten ſo:

„Heil, ich fühl es, der Herr iſt mir nah, doch nah auch der Tod mir:
Doch weit näher der Herr, Heil mir der ſeligen Näh'.

Von ihm erſchienen: „Gedichte. Tüb. 1816—1827. 5 Thle." Zu Leipzig gab er 1823 ein Bändchen: „Geiſtliche (Miſſions-) Lieder" heraus, während einzelne Zeugniſſe der glaubigen und chriſtlichen Gefühle des Verfaſſers der Undine und des Zauberrings in den verſchiedenen religiöſen Taſchenbüchern, z. B. der „Theodulia", erſchienen. Nach ſeinem Tod gab ſeine Wittwe, Albertine Baronin de la Motte Fouqué, im J. 1846 ſeine „geiſtlichen Gedichte" heraus. Unter denſelben ſind beſonders namhaft zu machen:

„Gegrüßt ſey, lieber Jeſus Chriſt, der heut uns All'n geboren iſt."
„Was du vor tauſend Jahren, mein Heiland, haſt gethan."

(Quellen: Seine „Lebensgeſchichte, aufgezeichnet von ihm ſelbſt. Halle 1840." — Die Kritik der „ausgewählten Werke von Fr. Baron de la Motte Fouqué. Ausgabe letzter Hand. 12 Bde. Halle 1841." in den Blättern für literariſche Unterhaltung. 1842. Nr. 323, 324. — Neuer Nekrolog der Deutſchen. Jahrg. 1843. 1. Thl. Weimar 1845. S. 73—79.)

Henſel, Luiſe, eine Dichterin, auf deren poetiſche Bildung Novalis und Schenkendorf einen unverkennbaren Einfluß übten. Sie iſt geb. 30. Merz 1798 zu Linum in der Mark Brandenburg, eine Schweſter des im Gebiet der chriſtlichen Kunſt ausgezeichneten Hiſtorienmalers Wilhelm Henſel. Ihre Jugend verlebte ſie von 1810—1819 in Berlin. Dann kam ſie als Erzieherin in verſchiedene Familien und war hierauf von 1827—1832 Lehrerin in Aachen. Gegenwärtig lebt ſie zu Cöln. Ihre drei erſten geiſtlichen Gedichte ſtehen mit der Unterſchrift: „Ludwiga" in „Fr. Förſters Sängerfahrt. Berlin 1818." Weitere finden ſich anonym in „Melchior v. Diepenbrocks geiſtlichem Blumenſtrauß, aus ſpaniſchen und deutſchen Dichtern den Freunden der chriſtlichen Poeſie dargeboten. Sulzbach 1829." Der größte Theil der daſelbſt im Anhang enthaltenen Lieder deutſcher Dichter gehören, mit Ausnahme einiger wenigen von E. v. Schenk und Clemens Brentano gedichteten, ihr an. Man hat öfters irrig Diepenbrock, bei einigen auch Schenkendorf als Verfaſſer bezeichnet. In der zweiten Auflage vom J. 1852 ſind ſie nun bis auf 44 Nummern vermehrt und theilweiſe nach ihrer Angabe verbeſſert, ſo wie mit ihrem Namen aufgeführt. Kletke hat zum erſtenmal in ſeiner geiſtlichen Blumenleſe vom J. 1841 ihre Lieder unter dem wahren

Namen aufgeführt. „In ihren Liedern," ſagt er, „die zu den ſchönſten der neuern geiſtlichen Dichtkunſt gehören, offenbart ſich ein tiefer chriſtlicher Sinn kindlicher Demuth und hingebender Liebe. Der Ausdruck durch die Poeſie erſcheint bei ihr als das wahrhafte ungeſuchte Bedürfniß eines reichen Gemüths, deſſen Empfinden auch die klare, gediegene Form nicht fehlt, die es künſtleriſch zuſammenhält." Zu ihren beſſern Liedern gehören:

„Bedenk ich deine große Treu."
„Du kannſt mich nicht verlaſſen."
„Immer muß ich wieder leſen" — W. G. Nr. 127.
„Müde bin ich, geh zur Ruh."
„O Sorge, die mich niederdrückt."
„Was verlangſt du, warum bangſt du."
„Wem ſollt ich ſonſt vertrauen."
„Zu dir, zu dir, hinweg von mir."

Rückert, Friedrich, auf dem weltlichen Dichtergebiete der größte Lyriker und fruchtbarſte Dichter unſerer Zeit, in welchem ſich die romantiſche Schule in ihrer höchſten Spitze zeigt. Er wurde am 16. Mai 1789 als der Sohn eines bairiſchen Rentamtmanns in der ehemaligen freien Reichsſtadt Schweinfurt a. M. geboren, wo er auch das Gymnaſium beſuchte. Von 1807 ſtudierte er zu Jena die alten Sprachen und Aeſthetik und trat daſelbſt im J. 1811 auf einige Zeit als Privatdocent auf. Aber ſchon 1815 begab er ſich nach Stuttgart, wo er im J. 1816 an dem von Cotta verlegten „Morgenblatt" als Redakteur arbeitete. Er hatte ſich nämlich einen Namen erworben durch ſeine im J. 1814 erſchienenen „deutſchen Gedichte von Freimund Raimar", wovon beſonders die in patriotiſcher Begeiſterung gedichteten, dem deutſchen Freiheitskampfe geltenden „geharniſchten Sonette" ausgezeichnet ſind. Im J. 1818 durchreiste er Italien und hielt ſich, dem italieniſchen Volksgeſang nachſpürend, vornämlich in Rom und Aricia auf. Im folgenden Jahr ließ er ſich als Privatmann in Coburg nieder, wo er, wie er ſagt, „im heiligen Eheſtande die ächte Poeſie des Lebens gefunden hat." Hier beſchäftigte er ſich beſonders mit orientaliſchen Studien, wovon im J. 1822 als köſtliche Früchte die „öſtlichen Roſen" erſchienen. Im J. 1826 kam er als Profeſſor der orientaliſchen Sprachen nach Erlangen, und 1841 berief ihn König Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin. Den Sommer verbrachte er gewöhnlich in Neuſeß bei Coburg, wo er ſeine Gattin gefunden und ſeinen Liebesfrühling lebte und auch ſeinen „Liebesfrühling" ſang. Jetzt lebt er ganz dort.

In eigentlicher Schöpfungskraft kann sich nicht leicht ein Dichter mit ihm messen; seine Sprache oder vielmehr „Sprachüberwältigung" und sein Versbau sind bewunderungswürdig. Er ist der erste unter den weltlichen Dichterheroen, der sich auch wieder der geistlichen Dichtkunst zugewendet hat, während die in der Aufklärungsperiode sie kalt und vornehm ignorirten (s. S. 10). Sechs geistliche Gedichte von ihm erschienen zuerst im „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für 1824. Leipzig, bei Gleditsch." Unter diesen befindet sich sein bekanntes Adventslied und ein mehr erzählendes, ausgezeichnet schönes Gedicht: „Bethlehem und Golgatha". Vom J. 1836—1839 ließ er in sechs Bänden erscheinen: „Die Weisheit des Brahmanen. Ein indisches Lehrgedicht in Bruchstücken", worinn er, den höchsten Interessen der Menschheit sich zuwendend, über Gott und Welt, Geist und Natur praktische Weisheit und goldene Lebensregeln ausspricht. Dann schrieb er in Alexandrinern eine Lebensgeschichte Jesu unter dem Titel: „Leben Jesu. Evangelienharmonie in gebundener Rede. Stuttg. 1839.", ein dankenswerther Gedanke des Dichters in einer Zeit, in der die David Strauß'sche Schrift: „Das Leben Jesu" die Gestalt des Herrn so gröblich betastet und in den Staub gezogen hatte. Er hat fast nichts von dem Seinen dazu aufgewendet, sondern, ohne daß er nach Klopstocks oder Ramlers Manier pathetische Ausrufe und breite Reflexionen dazwischen eintreten ließ, den Herrn ganz nach der geschichtlichen Erzählung in seiner Glorie erscheinen lassen. Freilich ist aber sein Lied kein Lied im höhern Chor. Auch zwei Dramen aus der biblischen Geschichte schrieb er: „Saul und David. Erl. 1843." und „Herodes der Große. 2 Bde. Stuttg. 1844." Seine gesammelten lyrischen Gedichte, mit Ausnahme der Lehrgedichte ꝛc., erschienen in sechs Bänden zu Erlangen im J. 1834—1839. 5. Aufl. 1840. Eine Auswahl aus seinen Gedichten kam in Einem Bande 1841 zu Frankfurt a. M. heraus. Die neueste Auflage erschien daselbst 1847. Kirchliche Aufnahme hat sein schönes Adventslied gefunden:

„Dein König kommt in niedern Hüllen" (1824) — W. G. Nr. 100.

(Quellen: Fr. Rückert als Lyriker. Von J. E. Braun. Siegen und Wiesb. 1844.)

Auf diese Dichter der romantischen Schule lassen wir einen Dichter folgen, welcher einerseits noch verwandt ist mit den Romantikern, sofern er, wie nicht wenige derselben, an die Naturphilosophie eines Böhme und Schelling sich anschließt und zugleich auch mit ihnen noch die blühende

und moderne Sprache theilt, andererſeits aber in die Weſentlichkeiten des Chriſtenglaubens und in die Tiefen des Chriſtenlebens auf entſchiedene Weiſe eindringt. Es iſt dieß der edle, vielſeitig gebildete Myſtiker unter den geiſtlichen Dichtern der Neuzeit:

v. Meyer, Dr., Johann Friedrich, geb. 12. Sept. 1772 in Frankfurt a. M. als der Sohn eines von Kaiſer Joſeph II. geadelten Kaufmanns, Johann Anton v. Meyer, der von Hildesheim dorthin gezogen war und ſich mit einer Tochter aus einem angeſehenen Kaufhaus verheirathet hatte. Schon in ſeiner frühen Jugend, als er auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt unter der Leitung des Rektors Purman bei einer zarten, tiefen Empfänglichkeit für das Schöne den Kunſtſinn mit Zeichnen und Harfenſpielen ausbildete und den Studien der alten Claſſiker oblag, zeigten ſich bei ihm Schwingungen einer tiefern Sehnſucht nach etwas Ewigem. In ſeinem Gedichte: „Selbſtbeſchauung" ſingt er von dieſer Zeit:

Oft, wenn beim Frühſchein jauchzend ich erwachte,
Gab mir der Abend unverſtand'ne Noth;
Mich zog wohin ein unbekanntes Sehnen,
Der Augen Glanz zerſchmolz in Herzensthränen.

Vom J. 1789—1793 ſtudierte er auf der Univerſität zu Göttingen die Rechtswiſſenſchaft, worauf er nach Leipzig gieng und ſich ganz allein den ſchönen Wiſſenſchaften, der Poeſie und Kunſt, widmete. In dieſer Zeit verloren ſich jene Spuren höherer Sehnſucht und er fieng an, den Cultus des Genius mitzumachen. Nachdem er ſodann 1794 beim Reichskammergericht zu Wetzlar in die Rechtspraxis eingetreten war, wurde er 1795 ſalm-kyrburgiſcher Kammerdirektor, worauf er ſich mit einer Tochter des bairiſchen Geheimeraths v. Zwackh, die er in Wetzlar kennen gelernt hatte, vermählte. Als aber nun die Franzoſen vom linken Rheinufer, wo die ſalm-kyrburgiſchen Ländereien lagen, Beſitz genommen hatten, kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück. Nicht lange darnach wurde er pfalzbairiſcher Apellationsrath in Mannheim; allein bald brachten ihn die damaligen Gebietsveränderungen auch von dieſer Stelle. „Ohne jemals an den politiſchen Weltveränderungen thätigen Antheil zu nehmen," ſagt er deßhalb ſelbſt, „wurde ich von ihnen allen ein geſchlagenes, wiewohl dennoch geſchontes Opfer. Die glänzendſten Ausſichten auf mein weiteres Leben giengen mit dem vielfachen Umſturz der Dinge unter. Der Beſitz und die Anwartſchaft von wichtigen Staatsämtern wurden mir durch Ländertauſch und Aufhebung der Behörden vernichtet. Ich wandelte zwiſchen den Schrecken des Kriegs und auf den Trümmern geweſener Herrlichkeit."

Im J. 1802 kaufte er ſich ein Haus in Frankfurt und fieng als Sachwalter zu wirken an. Nun kamen für ihn die Jahre des Suchens und Ringens nach dem Höchſten und des glücklichen Findens. Zwar ließ er ſich im Herbſt 1803 beſtimmen, die Leitung der Frankfurter Bühne zu übernehmen, wobei er mit Schiller die Hoffnung theilte, das Theater als moraliſche Anſtalt und als ein nicht unkräftiges religiöſes Bekehrungsmittel heben zu können. Allein als er im Lauf von drei Jahren über dieſen Beſtrebungen den Conflikt zwiſchen Chriſtenthum und Welt ſattſam zu fühlen bekam, trat er zurück. Er war unter den vereitelten Welthoffnungen allmählich fähig geworden, die Geburtswehen eines höhern Lebens zu erfahren und unter den mannigfachen Kreuzen, die er zu tragen bekam, ſein Herz der Erkenntniß aufzuſchließen, daß „Alles unter Einen Fluch gebannt iſt in dieſer niedern Welt ſtarrer, wankender Leiber und im Traume wandelnder Seelen.“ Er berichtet darüber ſelbſt folgendermaßen: „Die Gnade des Herrn durchſuchte den Acker meines Herzens „eine lange Zeit und hatte dann von ihrem Samen hineinzuſtreuen. Bei „freier Muße und mancher äußern Annehmlichkeit unter bloß künſtleriſchen „Beſtrebungen that ſich der Herr meiner Seele näher kund und flößte mir „den Gedanken ein, zu ſprechen: „„Vater! mache mich zu einem deiner „Tagelöhner!““ Die Bibel hatte ich zuvor wieder hervorgeſucht. Eine „Frucht von meiner noch ganz äſthetiſchen Liebe zu ihr war mein Ge„dicht: „„Tobias““ (vom J. 1800. 2. Aufl. 1831.). Es wurde noch „im Unglauben, aber im Ahnen des Heiligen geſchrieben. Der Herr „that aber nun ungleich mehr an mir. Er machte mir offenbar, daß der „gelehrte Unglaube, zu dem ich, obwohl nicht ohne Kampf, in meiner „akademiſchen Laufbahn übergegangen war und wobei die Philologie zum „vermeinten Lichte dienen mußte, nichts als eine traurige Verwechslung „des Heiligen mit dem Gemeinen ſey und daß Er, der alte Wundergott, „noch lebe. Ich bekam nach und nach beim Leſen und Forſchen im Worte „Gottes und in ſolchen Schriften, die ich zuvor verachtet hatte, über„raſchende Aufſchlüſſe, und die Folge meines Fühlens und Sinnens wurde „die freudige Ueberzeugung: Chriſtus iſt der wahrhaftige Gott und das „ewige Leben. Ich ſchätzte nun die geoffenbarte Wahrheit über Alles, „ohne jedoch meine menſchlichen Kenntniſſe wegzuwerfen, weil ich bald „inne ward, daß ſie mir von Frühem an gegeben worden, um ſie dem „Heiligthum zum Dienſte zu weihen. Ich wußte nun gewiß, daß die „Lehre von der Erlöſung durch den Gottmenſchen das auszeichnende und

„unumſtößliche Symbol des Chriſtenthums ſey und daß das Kreuz den „Gläubigen zum Sterne werde, der in ungemeſſene Tiefen der Wahrheit „und Herrlichkeit leuchtet.“ Vom J. 1807 an durchlief er, mit einer Rathsſtelle im Stadtgericht, auf welche ihn als tüchtigen Juriſten der Fürſtprimas berufen hatte, beginnend, eine Reihe von Staatsämtern in ſeiner Vaterſtadt. Im J. 1816 wählten ihn ſeine Mitbürger, nach deren Urtheil er ſeine Aemter mit Würde, Anſehen und Gewiſſenhaftigkeit verwaltete, wie Wenige, zum Senator und Deputirten im evangeliſchen Conſiſtorium. Im J. 1821 wurde ihm eine Stelle auf der Schöffenbank und im Syndikat als **Syndicus primarius** übertragen, wie er denn auch dreimal älterer Bürgermeiſter war. Zuletzt wurde er 1824 zum Präſidenten des geſetzgebenden Körpers ernannt und als Diplomat benützt, in welcher Eigenſchaft er ſeit 1837 die freien Städte, und zunächſt Frankfurt, als Geſandter beim Bundestag vertrat. In ſeiner wichtigen Stellung, die er während der ganzen zweiten Hälfte ſeines Lebens in ſolchen hervorragenden Aemtern einnahm, wirkte er nicht bloß für ſeine Vaterſtadt, ſondern auch für die ganze Kirche in reichem Segen.

Zunächſt ſprach er als gelehrter ſchriftſtellernder Juriſt die Nothwendigkeit der Rückkehr von der heutigen papiernen Natur der Geſetzgebung zu der ehernen und felſernen, nämlich zu den unvergänglichen Grundſätzen des göttlichen Rechtes aus und erkannte als Grundfehler aller Rechtsgelehrſamkeit die Beſeitigung der einzigen Rechtsquelle, der Offenbarung. Aus dieſer pflegte er denn ſelbſt auch mitten in ſeiner geſchäftsvollen Amtsthätigkeit fort und fort zu ſchöpfen. Wie gewiſſenhaft und fleißig er auch ſeinem Berufe im weltlichen Regimente lebte, ſo wollte er ſich dennoch eine höhere Wirkſamkeit „mehr in der Nähe Gottes“ dadurch nicht verwehren laſſen. Schon im J. 1800 hatte er, um aus der Offenbarungsquelle recht ſchöpfen zu können, angefangen, auf mühſame Weiſe die ebräiſche Sprache zu erlernen, und die hierinn mehr und mehr geſammelten Kenntniſſe benützte er nun für die Ausarbeitung ſeines großen Bibelwerkes, das er, nachdem er zuerſt als Probe den Brief an die Epheſer hatte drucken laſſen, unter dem Titel herausgab: „Die Bibel in berichtigter Ueberſetzung. Hamb. 1819.“ Er hatte dabei das einfältig kühne Vertrauen, „er werde den guten Luther verjüngen“, und ſchrieb darum vorn in ſeine altlutheriſche Bibel: „ſiehe! ich mache Alles neu!“ Daſſelbe hat ſich denn auch als ſo brauchbar ausgewieſen, daß es nicht nur die Frankfurter Bibelgeſellſchaft, deren Präſident er ſeit 1816 war,

adoptirte und die engliſche auf Verwendung Dr. Steinkopfs in vielen Exemplaren ankaufte, ſondern auch die theologiſche Fakultät zu Erlangen ihn dafür zum Doktor der Theologie erwählte, während es in kurzer Zeit mehrere Auflagen erlebte, in Deutſchland übrigens bei alle dem keinen rechten Eingang fand. Beſonders verdient um religiöſes Leben machte er ſich aber auch durch die Herausgabe der „Blätter für höhere Wahrheit aus älteren und neueren Handſchriften und ſeltenen Büchern mit beſonderer Rückſicht auf den Magnetismus. 11 Sammlungen. Frankfurt und Berlin 1818—1832.“ Im J. 1832 ſchrieb er einen „Inbegriff der chriſtlichen Glaubenslehre. Nebſt der Geſchichte des iſraelitiſchen Volkes.“ Höhere Wahrheit iſt ihm die Erkenntniß der Geheimniſſe Gottes in Chriſto, die nicht von der gewöhnlichen Schultheologie, ſofern ſie die logiſche Beweisführung in Vermengung mit der Philoſophie als Hülfsmittel gebraucht, erlangt werden kann, ſondern die ſich nur denen erſchließt, welche Kopf, Herz, Willen und Gewiſſen den tiefen, ſtillen Einwirkungen des h. Geiſtes in liebender Glaubensinnigkeit öffnen und ſtatt die breite Straße der rein menſchlichen Logik, Spekulation und Moral zu wandeln, den ſchmalen Pfad der Gottſeligkeit betreten, den nur Wenige finden. Meyer iſt ſeiner Glaubensrichtung nach ein myſtiſch-theoſophiſcher Theologe, indem er Schrift und Natur innig auf einander bezieht als die zwei Bücher, die Gott dem Menſchen aufgethan hat und in denen die unſichtbare Welt Gottes ihm verſinnlicht vorgelegt iſt, Sinnliches und Ueberſinnliches, Leibliches und Geiſtiges, Zeitliches und Ewiges, Irdiſches und Himmliſches, Welt und Gott lebendig zuſammen ſchaut, unter dem gemeinſamen Begriff Natur zuſammenfaßt und dem innern Weben, Schaffen und ſich Entwickeln dieſes überirdiſch-irdiſchen geiſtleiblichen Naturlebens auf dem Wege des innern Schauens und Ahnens nachgeht. „Während Oetinger ein Myſtiker des Gedankens, Terſteegen ein Myſtiker der Liebe, G. Arnold ein Myſtiker des Willens, Novalis ein Myſtiker des bis zur Empfindſamkeit geſteigerten Gefühls iſt, verſchlingen ſich in Meyer Ahnung, Phantaſie und Gedanke, während er in zarter Gefühligkeit zuweilen an Novalis, in liebevoller Kindlichkeit an Terſteegen und in dem energiſchen Ernſt des Willens und der edlen Entſchloſſenheit, das eigene Leben in den Tod zu geben und ſich, ſey es auch mit tauſend Schmerzen, an das Kreuz Chriſti zu ſchlagen, an Arnold erinnert. Sein Chriſtenthum hatte wenigſtens theilweiſe anfangs einen äſthetiſchen Anſtrich gehabt. Aber es ward ihm klar: „„das äſthetiſche

Chriſtenthum ſuche die Wiedergeburt!"" ohne überhaupt die Aeſthetik über Bord zu werfen, denn die ganze Bibel war ihm voll göttlicher Aeſthetik." So ſpricht ſich über ihn ſein neueſter Biograph aus.

Sein Chriſtenthum bezeugte Meyer vor allen Menſchen durch einen freimüthigen und unverzagten Wandel im Licht und durch das Bekenntniß ſeines Königs, Jeſus Chriſtus, mit dem ſein Leben in Gott verborgen und keuſch verhüllt war, wie viel helle Lichtſtrahlen auch durch Wort und That aus dem innern Heiligthum ins äußere Leben hinausdrangen. Mit der Welt und ihren Verhältniſſen, ihrer Bildung und ihren Ehren hundertfach verknüpft, löste er, ohne ſich äußerlich ſtreng von ihr zu ſondern, die ungleich ſchwerere Aufgabe, mitten in der Welt feſten Schrittes die ſchmale Bahn zu wandeln und die Einfalt in Chriſto in dem Knäuel ſeiner Verhältniſſe nicht einzubüßen, ſondern an ſeinem Haupte zum geiſtlichen Mannesalter zu wachſen. Seine Grundſätze in dieſer Beziehung ſpricht er dahin aus: „Nicht hypochondriſche Grübelei und Frömmelei, die alle geſunde Thatkraft lähmt, ſondern von Außen freudig ſeyn, weil aus dem gekreuzigten Herzen ein Strahl des ewigen Lebens bricht, iſt Chriſti Jüngern eigen. Aber weder die Kreuzigung noch die Auferſtehung ſollſt du zur Schau tragen. Nach Gottes Willen ſollſt du außer der Welt in Geſellſchaft und nach Gottes Willen mitten in der Welt einſam ſeyn." Dabei hatte er Urſache genug, zu ſagen: „Die Schmach Chriſti kenne ich."

Schon als er im J. 1830 die Feuerzeichen der Revolution lodern ſah, weckte dieß in ihm das doppelte Bedürfniß, klaren und feſten Blicks auf das prophetiſche Wort zu ſchauen und ſich aus den erſchütternden Schwingungen der Zeit auf den Felſengrund der triumphirenden Kirche zu retten. Deßhalb widmete er ſich nun neben der Herausgabe von Taulers und Freſenius Predigten und Arndts wahrem Chriſtenthum der Erforſchung der Offenbarung und gab 1833 den „Schlüſſel zur Offenbarung Johannis von einem Kreuzritter" und 1847 den „Blick in den Spiegel des prophetiſchen Worts" heraus. In den letzten Jahren ſeines Lebens machte er ſich denn auch mehr und mehr von ſeinen Aemtern und Würden los. Als aber vollends das Jahr 1848 ſeine Stürme losließ, da ſchied er friedſamen Geiſtes, nach der ewigen Heimath gerichtet, innerlich nicht berührt von dem Sturm der Zeit, von deren Gährung er keine Frucht der Gerechtigkeit erwartete, weil der Herr nicht im Sturme war, von allen ſeinen Aemtern und trat, ſeines Herrn wartend, aus der Höhle,

um nach Monaten die irdiſche Hütte mit der Stadt Gottes, die droben iſt, zu vertauſchen. Vor ſeinem brechenden Auge war noch die Verfaſſung ſeiner Vaterſtadt zuſammengeſunken und dreizehn Stunden vor ſeinem Scheiden wurde ihm durch einen Schlaganfall ſeine Gattin vorangeführt in die obern Friedensräume der ewigen Gottesſtadt. Er ſelbſt aber entſchlief am 28. Jan. 1849 — „ein Mann einer höhern Ordnung, ein Mann, der ſeinen Durſt nicht gelöſcht an dem Waſſer der Sichtbarkeit, an dem ſich ſo viele hochbegabte Dichter den Tod getrunken haben, ſondern, den Frühling des ewigen Lebens in ſich tragend, in Glaube, Liebe und Hoffnung der Erbarmung Port gefunden hat."

In den obengenannten Blättern für höhere Wahrheit finden ſich nicht wenige geiſtliche Lieder Meyers gruppirt, als „Paſſionsblumen" — „Amaranten" ꝛc. Er gab ſie ſpäter in einer beſondern Sammlung ſeiner geiſtreichen proſaiſchen und poetiſchen Schriften unter dem Titel: „Heſperiden. Kempten 1836." heraus. Fortwährend lieferte er aber auch noch unter dem Namen „Harfenklänge" liebliche Dichtergaben in A. Knapps Chriſtoterpe. Tief im Gedanken, zart im Gefühl, würzig im Ausdruck, durchaus edel und fein in der Diktion ſind zwar dieſe Lieder, die Sprache iſt aber doch zu modern und blühend und ihre Haltung zu ſubjektiv, als daß ſie zu Kirchenliedern taugen könnten. Sein innerer Lebensgang ſpiegelt ſich klar und helle in ihnen ab; ſie athmen denſelben Geiſt der Wachſamkeit, des Ernſtes, der Selbſtverleugnung und Kreuzeswilligkeit, deren Grundton er in den Worten ausgeſprochen hat: „aufwärts, aufwärts, meine Flügel!" Sein neueſter Biograph ſagt von ihnen: „es leuchtet in dieſen Liedern das Feuer einer wahrhaft gewaltigen Sehnſucht, welche, alle Nebeldünſte und Glanzgewölke der irdiſchen Athmoſphäre kraftvoll durchbrechend, geradenweges dem Herzen Gottes zulodert und in die innere und innerſte Gemeinſchaft des Todes und der Auferſtehung Jeſu einzudringen ſtrebt, aber auch, abwärts brennend in die Tiefen des eigenen Herzens, die „„aus den Flammenaugen Gottes brechenden Strahlen einſaugt, alle Schatten, alle Schulden, alle Greuel, alle Wünſche, die nicht taugen, ſeiner Blicke heißer Pracht"" in heldenmüthiger Entſchloſſenheit ausſetzt, damit „„Alles, was vor Gott ihn häßlich macht"", in ſeinem Feuer verzehrt, „„plötzlich Aſche ſey"" und ſein Feuer Mark und Bein ſcheide. „„So nur bin ich, Knecht, gefreiet, ſo nur bin ich dir geweihet, ſo nur bin ich ewig rein"" — dieß iſt der Grundakkord ſeiner Poeſie, der in reichen Variationen wiederklingt. Der Brenn-

punkt aber ist die Liebe Jesu Christi in ihrem Kampf und Sieg — wie er singt: „„Lieberingend, arm und bloß, fall ich stumm in deinen Mutterschooß.““ Die evangelische Kirchenzeitung spricht sich im Jahrgang 1838. Nr. 39 also darüber aus: „Meyers dichterische Gaben gehören zu den besten der christlichen Lyrik unserer Zeit, und in einer Parthie, in den Liedern, welche den innern Schmerzenswegen des Glaubigen, seinem Kreuzleid und seiner Hingebung an die treue Führung des Herrn gewidmet sind, spricht sich eine solche Reife der Erfahrung, Innigkeit der Empfindung und Fülle des Gedankens aus, daß wir nicht wüßten, welchen der jetzt lebenden deutschen Dichter wir in diesem Kapitel der lebendigen Taufe in den Tod Christi ihm an die Seite stellen sollten.“ Von seinen dem A. Testament entnommenen Gedichten sagt A. Knapp: „es leuchtet in denselben ein ganz eigenthümlicher, duftiger Geistesglanz, welchen man die Romantik Israels nennen könnte.“ Er hat vierzehn Lieder Meyers in die zweite Ausgabe seines Liederschatzes eingereiht. Die nennenswerthesten sind:

„Der Herr ist mein getreuer Hirt.“ (Bairischer Entwurf.)
„Gedenke, daß du sterblich bist.“
„Hätt' ich nicht Gott zum Troste.“
„Herr, deines Kreuzes Plagen.“
„Ich will mit deinem Kreuze“ — 1825 — oder:
„Ich habe viel gelitten“ — W. G. Nr. 472.
„Ich senke mich in deine Wunden.“
„Mich Staub vom Staube“ — 1823 — W. G. Nr. 620.
„Von dir will ich nicht weichen“ — 1827 — W. G. Nr. 357.

(Quellen: Blätter für höhere Wahrheit. Von J. Fr. v. Meyer. Auswahl in zwei Bänden. Nebst einer biographischen Einleitung. Stuttgart 1853. — Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrg. 1849. 1. Thl. S. 130—135.)

Kommen wir nun an die Schildernng der übrigen geistlichen Dichter der Neuzeit, so ist es unmöglich, dieselben nach bestimmten Dichterschulen oder Glaubensrichtungen zu gruppiren. Sie gehören einer Zeit an, in welcher die Bewegung der Geister auf dem Gebiet des Glaubens und des kirchlichen Lebens weit noch nicht zum Abschluß gekommen, vielmehr Alles noch im Fluß begriffen ist und erst im Werden steht. Ohnedem ist auch bei vielen derselben, sofern sie noch leben, ihre eigene Entwicklung noch nicht vollendet. Es ließen sich zwar Abgränzungslinien ziehen, sofern bei einem Theil der neuern Dichter mehr nur eine romantische Frömmigkeit und gefühlvolle Religiosität oder auch noch ein ästhetisch-gemüthlicher Rationalismus sich kund giebt und der Standpunkt der Liederdichtung aus der Gellert-Klopstock'schen Periode

noch nicht völlig überwunden erscheint, bei einem andern Theil dagegen der ernstere Schriftstyl in Verbindung mit einem tiefen spezifisch-christlichen Gehalt uns entgegentritt und eine streng kirchliche Richtung, so wie der entschiedenste Christenglaube sich ankündigt. Hier nun ein Glaubensgericht unter den Lebenden zu üben und nach dem verschiedenen Maaß des Glaubens haarscharf zu spalten, will sich nicht ziemen. Wir müssen uns also wohl begnügen, nach den verschiedenen christlichen Kirchen zu gruppiren:

1. Die Dichter der lutherischen Kirche.*

Aschenfeldt, Christoph Carl Julius, geb. 5. Merz 1792 in Kiel. Im J. 1817 erhielt er seine erste Anstellung als Prediger zu Windbergen in Süderdithmarschen im Herzogthum Holstein, dann wurde

---

* Aus der lutherischen Kirche sind weiter noch folgende Dichter in einem kurzen Nachtrag zu erwähnen:

Johann Wilhelm Leschke, ein christlicher Lehrer zu Grüneberg in Schlesien und ein frommer Sänger, welcher Lieder voll lebendigen Glaubens und siegender Hoffnung, herfließend aus einer tiefgegründeten Herzens- und Lebensgemeinschaft mit dem Herrn, in folgenden Gedichtsammlungen erscheinen ließ: „Christlich-religiöse Gesänge. Dritte stark vermehrte Auflage. Halle 1837." — „Jesus Christus, mein Heil und mein Psalm — Opfer der Andacht in Gesängen. Grüneberg 1843." — „Hallelujah! Eine Sammlung christlicher Gedichte und Lieder. 2 Thle. (Thl. 1 — mit 41, Thl. 2 — 26 Nummern.) Grüneberg 1845." — „Lieder für die streitende Kirche (20). Stuttgart, bei Steinkopf. 1846." — „Das Leben im Glauben des Sohnes Gottes, dargestellt in (182) Sonetten. Stuttgart 1847." — Unter den sechs von Knapp im Liederschatz mitgetheilten Liedern sind besonders hervorzuheben: „Verkauf dich nicht der Welt, mein Herz" — und — „Wie hat mans doch bei dir so gut."

Carl Rothe, ein Theologe, gab als Privatgelehrter in Berlin im J. 1844 „Dichtungen" heraus, unter welchen sich 11 schöne geistliche Lieder finden, z. B.: „Er lebt, ihn hält nicht Stein noch Grab" — „Herr, der mit so viel Schmerzen" — „Herr, wenn ich untreu werde" — „Ins Herz des Königs aller Welt."

Heinrich Ludwig Theodor Giesebrecht, geb. 5. Juli 1792 zu Mirow in Mecklenburg-Strelitz, wo sein Vater Pfarrer war, Professor am Gymnasium in Stettin und seit November 1841 Provinzialschulrath und Mitglied des Consistoriums, ein epischer und Oratorien-Dichter (s. „epische Dichtungen. Stettin 1827."), aus dessen „Gedichten. Leipzig 1836." Knapp, der ihn als feinsinnigen Dichter rühmt, das kurze Lied: „Ich werde dich als Richter sehen" in seinen Liederschatz aufgenommen hat. Er stand früher auf dem frommen Standpunkt der Herrnhuter Brüdergemeine.

Conrad Maximilian Kirchner, lutherischer Stadtprediger an der Weißfrauenkirche zu Frankfurt a. M. seit 1833. Er wurde dort 11. Jan. 1809 als der Sohn des Consistorialraths Anton Kirchner geboren und war, nachdem er 1826—1829 in Halle und Berlin studiert hatte, von 1832—1833 Privatdocent der Theologie in Jena. Er ist ein begabter Dichter sententiöser Lieder und geistvoller Gesänge und Gedichte, welche sich aber nicht zu Kirchen- oder Gebets-Liedern eignen. Sie

er 1824 zweiter Prediger zu St. Nikolai und Hospitalprediger, später Hauptpastor in der Schleswigschen Handelsstadt Flensburg an der Ostsee.

---

finden sich in dem von A. Neander sehr empfohlenen und 81 Nummern enthaltenden Büchlein: „Ich weiß, an wen ich glaube. Stimmen des Lebens in evangelischen Liedern. Frankf. 1843." und in dem andern mit dem Titel: „Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde. Zeugniß und Andenken in Spruch und Lied. Frankf. 1851." Er gab auch ein Andachtsbuch heraus unter dem Titel: „Stunden der Weihe und des Trostes. Frankf. 1836.", wovon eine zweite stark vermehrte Auflage 1844 erschien.

Johann Christoph Blumhardt, der vielbekannte Möttlinger Pfarrer im Würtembergischen, geb. 16. Juli 1805 in Stuttgart, eines Holzmessers Sohn, 1830 Lehrer an der Missionsanstalt zu Basel, deren Vorsteher sein Oheim war, 1838 Pfarrer in Möttlingen auf dem Schwarzwald bei Calw, 1852 Vorsteher der Heilanstalt für Geisteskranke in Boll, gab heraus: „Psalmlieder oder die Psalmen in singbare Lieder umgesetzt. Reutlingen 1848." und: „Prophetenlieder nach Jesaja, nebst ausgewählten Psalmliedern nach dem biblischen Text bearbeitet. Reutlingen 1850."

M. Carl Friedrich Stange, auch ein würtembergischer Pfarrer in Gerlingen bei Stuttgart, wo er, nachdem er 1818—1822 Repetent im theologischen Stift zu Tübingen und dann Diakonus in Cannstatt gewesen war, seit 1834 als ein lebendiger Zeuge des Herrn das Hirtenamt führt. Er ist geb. 3. Merz 1792 zu Großbottwar, wo sein nachmals als Pfarrer in Kornwestheim gestorbener Vater Diakonus war. Er lebt wahrhaftig im Worte Christi und hat die Erscheinung des Herrn lieb, dem er viele — bis jetzt aber meist noch ungedruckte — Lieder gesungen hat. Knapp, sein Herzensfreund und Gevattermann, theilt einige Psalmlieder als Proben in seinem Liederschatze mit.

Gustav Jahn, ein schlichter sächsischer Handwerksmann, hat köstliche Dichtungen der ächten mystischen Art ohne sentimentale Ueberschwänglichkeit und mit „großartig kernhaftem Gefühl" über das Hohelied erscheinen lassen unter dem Titel: „Das Hohelied. In Liedern. Drei Gnadenführungen. Halle 1845 ff." Gesammtausgabe 1848.

Gottlieb David Ludwig Weigle, ein schwäbischer Handwerksmann, Weißgerbermeister in Stuttgart, Sohn des Weißgerbers Georg Friedrich Weigle in Ludwigsburg, wo er 11. Merz 1814 geboren wurde und bis zum fünfunddreißigsten Jahr den Vater im Handwerk unterstützte, bis er 1849 in Stuttgart ein eigenes Geschäft anfieng, gab schmucklose, kindlich glaubige Lieder, die er seit seiner Anfassung durch den Geist der Gnade im J. 1842 „unter seligen Gedanken und dem Schmecken der Kräfte der zukünftigen Welt" verfaßt hat, — 143 an der Zahl — unter dem Titel heraus: „Gott ist mein Lied! Eine Sammlung christlicher Gedichte. Ludwigsb. 1849." Da er seinen Lieblingswunsch, Missionär zu werden, nicht habe ausführen können, so wünscht der Dichter nach dem Vorwort diesem seinem Büchlein die Wirksamkeit eines Missionärs, um Seelen aus der Finsterniß zum Licht zu wecken. Knapp nahm eilf seiner Lieder in den Liederschatz auf, z. B.: „Herr, laß mein Werk gelingen" — „Süßes Licht voll Geist und Leben."

Johann Heinrich Carl Hengstenberg, geb. 3. Sept. 1770 zu Ergste in Westphalen in der Grafschaft Limburg, Pfarrer zuerst in Fröndenberg, dann zu Wetter in der Grafschaft Mark, wo er 28. August 1834 starb, gab ein „Psalterion. Essen 1825." heraus, aus welchem das neue Hamburger Gesangbuch die zwei Lieder aufnahm: „Laß, Herr, dieß Haus uns heilig seyn" — „Such, o Seele, Gott den Herrn."

In den Kämpfen der Herzogthümer mit Dänemark schlug er sich auf die Seite des letztern und steht nun als Probst in Flensburg.

Gottfried Gentzel, der glaubige Verfasser der günstig aufgenommenen und nach Art des Thomas a Kempis in sententiöser Weise verfaßten Schrift: „Jesus Christus. Tagebuch eines Glaubigen. 2 Bde. Berlin 1839.", hat zu Berlin im J. 1841 herausgegeben: „Kreuz und Palme. Neue geistliche Lieder" — bestehend in 80 Christusliedern und 42 Gottesliedern. Statt Lieder sind dieß aber vielmehr Gedichte.

Jan Pol, geb. 5. Febr. 1807 zu Borno an der Yssel in Holland, seit 1832 evangelischer Pfarrer zu Heedsfeld in der Mark, wo er 6. August 1838 starb, ein frommer Dichter, der 1837 „Gedichte" herausgab, worunter sich das schöne Lied findet: „Wir steh'n am Weg nach Canaan."

Zu erwähnen sind noch einzelne neuere Liederwerke gläubigen Geistes: „Geistliche Lieder von Julius Grot, evangelisch-lutherischem Prediger zu Appriken. Mitau 1837." — „Das christliche Leben in Liedern von Hermann Alexander Pistorius aus der Grafschaft Mansfeld. Dresden 1840." — „Christliche Lyra von G. W. Eisenlohr, Vikar an der evangelischen Kirche zu Freiburg im Breisgau. Freib. 1839." — „Knospen. Christliche Gedichte von Ludwig Carl Lentz, deutschem Prediger bei der evangelisch-lutherischen Gemeinde zu Amsterdam. Amst. 1840." — „Glockentöne oder christliche Lieder von Fr. Springmann. Osnabrück 1841." — „Der Herr, mein Psalm und mein Heil. Christliche Lieder für kirchliche und häusliche Andacht von Friedrich Wilh. Neßler, evangelischem Pfarrer in Kreisfeld bei Eisleben. Leipzig 1843." — „Harfentöne oder christliche Gedichte zur häuslichen Erbauung von C. G. H. Spiekerkötter in Holzhausen am Limberge. Minden 1845."

Die Erwähnung anderweitiger geistlicher Dichter, sofern sie bloß biblische Dichtungen oder lyrisch-dramatisch-epische Poesien, eigentliche Gedichte, geliefert haben, liegt zu ferne dem Plan und Zweck unseres Buchs als einer Geschichte des Kirchenlieds oder in weiterem Umfang des geistlichen Lieds überhaupt. Die einschlägige Literatur in dieser Hinsicht findet sich theils in den theologischen Zeitschriften: Tholuks literarischer Anzeiger für christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt — Jahrgang 1830—1849, Rheinwalds, Reuters, Bruns Repertorien, Darmstädter allgemeine Kirchenzeitung ꝛc.; theils in den besondern literar-historischen Werken: Chr. Friedrich Raßmanns, Privatgelehrten zu Münster († 1831), „Uebersicht der aus der Bibel geschöpften Dichtungen. Essen 1829." — „Geschichte der biblisch-kirchlichen Dicht- und Tonkunst und ihrer Werke von Dr. J. K. Schauer, Pfarrer in Wenigenjena. Jena 1850."; theils in geistlichen Anthologien, wie H. Kletke's „geistliche Blumenlese aus deutschen Dichtern von Novalis bis auf die Gegenwart. Berlin 1841." — M. Fr. Aug. Adolph Näbe's, Diakonus zu Königstein in Sachsen, „Stimmen der Andacht aus den gefeiertsten christlichen Sängern alter und neuer Zeit. Leipzig 1844." — A. Hungari's, Priesters zu Rödelheim, „Gottesblumen aus dem deutschen Dichtergarten. Eine Festgabe religiöser Lieder ꝛc. 2 Bde. Frankf. 1850." — J. J. Schneiders, Pfarrers in Feldberg (s. reformirte Dichter), „christliche Sänger des neunzehnten Jahrhunderts. Auswahl des Besten und Schönsten aus dem Gebiete der rein-christlichen Poesie unserer Zeit. Als Morgen- und Abendopfer für häusliche Erbauung auf alle Tage im Jahr. 12 Hefte. Basel 1845—1847." — C. G. Krügers „Harfenklänge aus Gottes Wort. Ein Erbauungsbuch aus den besten Dichtungen über Geschichten und Lehren der h. Schrift. Dresden 1846."; theils in christlichen Taschenbüchern, wie z. B. der schon öfters erwähnten

Einzelne seiner geistlichen Lieder, die in der Form sorgsam gefeilt sind, der rechten schwunghaften Kraft aber entbehren, so sehr auch eine warme Empfindung in ihnen sich ausspricht, erschienen zuerst in Wehners „christosophischem Gesangbuch. Kiel 1819." und dann gesammelt in folgenden Schriften: „Feierklänge geistlicher Lieder. Lübeck 1823." — „Bete und arbeite. Eine Sammlung von Liedern, biblischen Sprüchen, kleinen Gebeten und Denkversen zum christlichen Hausbedarf und Gebrauch in den Schulen. Lübeck. 2. Aufl. 1832." Diese frühern Arbeiten hat er dann als Hauptpastor an St. Nikolai, nachdem Jahre über dem Sammeln, Ordnen, Läutern, Entscheiden, Ausscheiden und Ergänzen hingegangen waren, umgearbeitet und vermehrt, mit einer Widmung an die Königin von Dänemark, mitgetheilt unter dem Titel: „Geistliches Saitenspiel zur häuslichen und kirchlichen Erbauung. Schleswig 1843." In der Vorrede bekennt er selbst: „Ein Sechstheil meiner Lebenszeit fällt in das vorige Jahrhundert (er bringt auch in einem Festgedicht auf die Jubelfeier der Georgia Augusta — Eichhorn, Stäudlin, Pott und Trefurt als seinen Universitätslehrern seinen Dank dar), was, wie immer man sich stellt und redlich im Forschen und Leben fortzuschreiten bemüht ist, nicht ohne Einfluß auf die Denk-, Dicht- und Sprechweise bleibt und von denen, die den Maaßstab der neuesten geistlichen Poesie und christlichen Tiefe anlegen wollen, nicht möge übersehen werden." Von seinen Liedern hat das neueste Gothaische Gesangbuch vom J. 1836 eilf, das Hamburger vom J. 1843 zwei und A. Knapp in seinen Liederschatz vier aufgenommen. Zu nennen sind:

„Aus irdischem Getümmel" (1819) — W. G. Nr. 81.
„Komm, heil'ger Geist, du heller Schein."
„Nahe bist du, Jesu, Allen."
„Reine Kirche, unſ're Kirche" — ein schönes Lied auf Augsburgs siegendes Bekenntniß.
„Was ist der Mensch, daß sein gedenket."

„Christoterpe von A. Knapp. 1833—1853." (s. u.); Sev. Vaters und Eberhards „Jahrbuch der häuslichen Andacht"; Dr. J. Chr. E. Löschs zu Nürnberg „Ostergabe oder Jahrbuch häuslicher Andacht"; Carl Steigers, Pfarrers in St. Gallen, „Agape. 1841."; Dr. Conr. Benj. Meißners, sächsischen Kirchen- und Schulraths in Dresden, „Theodulia. Jahrbuch für häusliche Erbauung. 1827—1833."; die in Gütersloh mit Leseliedern für häusliche Andacht erscheinende „Theomele" und die ebendaselbst erschienene „Siona. Stimmen aus der Gemeine für christliche Erbauung. Gütersloh und Erfurt. 1840."; Dörings „christliches Taschenbuch. 1830—1834."; Gustav Plieningers, Diakonus an der Spitalkirche zu Stuttgart, „Weihnachtsblüthen" ꝛc.

Bähr, M., Christian August, geb. 6. Jan. 1795 zu Alterwasch bei Guben in Sachsen, wo sein Vater Mühlenbesitzer war. Er studierte, nachdem er sich zu Guben und Züllichau die nöthigen Vorkenntnisse gesammelt, zu Leipzig Theologie und Pädagogik und wurde dann im J. 1816 Hülfslehrer an der Bürgerschule daselbst. Von da kam er 1817 als Lehrer an das Fellenberg'sche Erziehungsinstitut nach Hofwyl bei Bern, wo er Pestalozzi näher kennen lernte. Im J. 1819 wurde er Hauslehrer bei Banquier Seifert in Leipzig, 1820 Magister und Nachmittagsprediger an der Universitätskirche, ein Jahr später aber ernannte ihn der Conferenzminister Nostitz* zum Pfarrer in Oppach in der Oberlausitz, von wo er dann nach einer mehr denn zwölfjährigen gesegneten Wirksamkeit an der dortigen mit großer Liebe an ihm hängenden Gemeinde am 13. April 1834 auf die Pfarrei Weigsdorf bei Zittau befördert wurde. Er hatte hier viele Schwierigkeiten zu überwinden. Auch sein sonst glücklicher Ehebund, den er 1822 mit Luise Christine Eckhardt aus Leipzig geschlossen hatte, war durch jahrelange, häusliche Leiden schmerzlich getrübt. Er trug aber all das mit aufopfernder, rührender Liebe. Im J. 1842 fieng der sonst so kraftvolle Mann zu kränkeln an, so daß er einmal im J. 1845 schon ganz dem Tode nahe war. Als ihm aber der Herr doch noch weitere Frist schenkte, so erkannte er das mit frommer Unterwerfung unter den verborgenen Willen Gottes als große Gnade von oben zur Vorbereitung auf ein frühes Scheiden, was sich auch in den geistlichen Liedern, die ihm damals aus seiner glaubigen Seele quollen, aufs Rührendste ausspricht. Er wollte nun auch noch wirken, so lange es Tag für ihn wäre. Im Merz 1846 legte ihn aber die Wassersucht unter großen Schmerzen aufs Sterbebett. Immer ungetheilter wandte er sich dem Ewigen zu und trug dabei seine Leiden unter großer Geduld und Ergebung. Den besten Trost gewährte ihm dabei immer Gerhards frommes Trostlied: „Warum sollt ich mich denn grämen". Gar oft ließ er sich dasselbe vorsprechen, wobei er einmal in die Worte ausbrach: „Ja! der Grund, darauf ich gründe, ist Christus und sein Blut; ihn habe ich im Leben verkündet, im Glauben

* Der Conferenzminister und Geheimerath Gottlob Ad. Ernst v. Nostitz und Jänkendorf (bekannt unter dem angenommenen Namen „Arthur v. Nordstern"), im J. 1806 Oberconsistorialpräsident in Dresden, geb. 21. April 1765, † 1836 auf seinem Rittergute Oppach, der Dichter des bekannten, von Himmel componirten „Hebe, sieh in sanfter Feier", hat selbst auch religiöse Lieder gesungen, z. B.: „Sinnbilder der Christen. Leipz. 1818." Nach seinem Tod gab Dr. Ammon zu Dresden 1842 seine „hinterlassenen geistlichen Gedichte" heraus.

an ihn gehe ich getrost aus dieser Welt; dieser Glaube war mein Trost und meine Stütze im Leben; er bleibet mein Anker im Tod." Am 23. April 1846 starb er, nachdem er noch mehreremal ausgerufen: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist."

Sämmtliche Lieder dieses glaubigen Mannes erschienen unter dem Titel: „Sechsundzwanzig geistliche Lieder von **M.** Bähr. Nach seinem Tode herausgegeben von der Predigerconferenz zu Hirschfeld. Zittau. 2. Aufl. 1846." Knapp hat mit Ausnahme von dreien alle in den Liederschatz aufgenommen. Besonders zu nennen sind:

„Auf Gott will ich vertrauen."
„Die Berge meines Gottes steh'n."
„Sollt ich jetzt an Gott verzagen."
„Verzage nicht, du kleine Schaar."
„Wir werfen uns in deine Arme."

(Quelle: Das Vorwort zu der genannten Liederausgabe.)

Bahnmaier, Dr., Jonathan Friedrich, geb. 12. Juli 1774 zu Obristenfeld, würtembergischen Oberamts Marbach, im Bottwarthale, wo sein Vater, der durch sein Predigtbuch und sein edles frommes Wirken bekannte **M.** Joh. Christoph Bahnmaier, Ortspfarrer und Stiftsprediger an dem adelichen Fräuleinsstift war. Bis in sein vierzehntes Lebensjahr erhielt er seine Ausbildung von seinem Vater; dieser aber war in der Jugend schon durch die Predigten des Hofkaplans Storr (s. Bd. **II.** S. 207) erweckt worden und erzog nun auch als ernstlicher Christ seine Kinder in einem Geiste, zu welchem der von ihm öfters ausgesprochene Seufzer paßte: „Ach! nur selig! sey's auf welchem Weg es wolle!" Von einem solchen Vater herangezogen kam er 1789—1790 in die Klosterschule nach Denkendorf und dann im J. 1791 in die zu Maulbronn. Gottes Gnadenschutz erhielt dem Jünglinge den in ihm erweckten guten, reinen Sinn, so daß seine Jugenderinnerungen aus dem Klosterleben durch keine Verderbnisse getrübt waren und er auf die Universität, die er im J. 1792 auf fünf Jahre als Zögling des theologischen Seminars bezog, eine edle Offenheit für alles Gute und die frischeste Jugendkraft mitbrachte. Sein für Frömmigkeit und edle Freundschaft empfängliches Gemüth entfaltete sich hier durch entschiedenen Anschluß an fromme Lehrer und fromme Freunde aufs Schönste. In seinem ersten Studienjahre wurde er durch ein Nervenfieber, das ihn heftig ergriff, an die Pforten der Ewigkeit gestellt, durfte aber hier in der tiefen Noth seiner Seele den kräftigen, herrlichen Zuspruch des seligen Gottlob Christian Storrs, seines Lehrers und väter-

lichen Freundes, genießen. Kaum war er geneſen, ſo raffte dieſelbe Krankheit ſeinen Herzensfreund und Compromotionalen Spittler dahin. „Das „waren," ſagt er ſelbſt, „mächtige Schläge an mein Herz, durch welche „der Herr meine Seele zu ſich zu ziehen ſuchte, nicht ohne alle Frucht, ob „ſie gleich noch oft wieder von Innen und Außen her im Wachſen und „Reifen geſtört wurde."

In der letzten Zeit ſeines Aufenthalts in Tübingen war er Hofmeiſter eines jungen Barons v. Teſſin, dann ein halbes Jahr Vikar bei Pfarrer M. L. Chriſtoph Steinhofer in Rudersberg und ſofort von 1798—1802 Vikar bei ſeinem Vater in Obriſtenfeld. Dieſes Vikariat bei ſeinem Vater galt ihm in der Erinnerung ſtets als eine köſtliche Zeit, da er nicht nur an der Seite eines frommen, lebendigen Chriſten, wie ſein Vater war, ſondern auch bei ſeiner Mutter Regina Gottliebin, geb. Neuffer, die er mit der zärtlichſten Hochachtung liebte und verehrte, den reichſten Genuß frommer, gegenſeitiger Liebe fand. Im J. 1802 wurde er zum Repetenten am theologiſchen Stift zu Tübingen ernannt, durfte aber, weil ſein Vater krank und durch den Tod ſeiner Mutter (23. April 1802) ſehr erſchüttert war, noch einige Zeit abwechſelnd ihm dienen, bis er dem ehrwürdigen Vater, der im Vertrauen auf den bis zum letzten Mann bei ihm aushaltenden Gott mit dem Rufe: „Freude, Freude, über Freude!" dahinſchied, am 18. Okt. 1803 die Augen zudrücken durfte. Im J. 1805 machte er eine gelehrte Reiſe durch die Schweiz, das Elſaß und Deutſchland, wo er die vorzüglichſten Prediger und Erziehungsanſtalten aufſuchte. Nachdem er dann noch die gewöhnlichen Dienſte als Stadtvikar in Stuttgart geleiſtet hatte, wurde er zum Helfer in Marbach am Neckar ernannt. Nun verheirathete er ſich am 24. April 1806 mit der Schweſter ſeines verſtorbenen Herzensfreundes, Chriſtiane Luiſe, einer Tochter des verſtorbenen Pfarrers M. Jeremias Fr. Spittler zu Strümpfelbach im Remsthal, der ein Freund ſeines Vaters war. Dieſe Ehe wurde für ihn, den lebendig und warm Fühlenden, eine Quelle des reichſten geiſtigen Glückes; er war mit ſeiner Gattin Ein Herz und Eine Seele in Chriſto. Im Sommer 1810 kam er als Unterhelfer nach Ludwigsburg und wurde daſelbſt vier Jahre ſpäter Oberhelfer. Hier traf ihn die ſchwere Heimſuchung Gottes, daß er in einem Jahr zwei ſeiner Kinder und darunter ein ſiebenjähriges, einziges, hoffnungsvolles Söhnlein durch den Tod verlor. Für das Reich Gottes zu wirken, war der innigſte Trieb ſeiner Seele, und hiebei war es vor Allem die Kinder-

welt und das Erziehungsfach, was sich sein Gemüth besonders aussuchte. Er lebte und webte in Unterricht und Jugendbildung; er hielt Lehrkurse für Schullehrer, und wie er in Marbach junge Leute, die für die Universität bestimmt waren, zum Unterricht und zur Erziehung in sein Haus aufgenommen hatte, so setzte er dieß in Ludwigsburg in erhöhtem Grade fort und leitete daneben eine Lehranstalt für erwachsene Töchter gebildeter Stände. Im In- und Auslande ist eine schöne Anzahl von Familien, von Söhnen und Töchtern, für deren Geistes- und Herzensbildung er Wesentliches geleistet hat.

Wegen seiner Tüchtigkeit zur Jugendbildung wurde er deßhalb auch ohne sein Ansuchen im J. 1815 auf die neu errichtete vierte Professur der Theologie, Pädagogik und Homiletik zu Tübingen durch den Universitätskurator v. Wangenheim berufen. Mit edlen Collegen, wie Christian Flatt, Ernst Gottlieb Bengel und Steudel, war er hier in gemeinschaftlichem, einträchtigem Wirken für den Einen Hauptzweck, Förderung des Reichs Gottes, verbunden. Namentlich erwarb er sich das große Verdienst, das jetzt noch zum Segen der angehenden, jungen Prediger Würtembergs bestehende Predigerinstitut in Tübingen gegründet zu haben. Viele Studierende nahm er mit väterlicher Freundlichkeit in seinen nähern Umgang und gar wohl auch in sein Haus und an seinen Tisch auf, wobei ihn seine Frau in rüstiger Thätigkeit gar freundlich unterstützte. Als nun aber in Folge von Sands That an Kotzebue die Schritte gegen die in Vaterlandsliebe begeisterten burschenschaftlichen Verbindungen unter der studierenden Jugend Deutschlands geschahen und er, wie Professor de Wette in Berlin ein begütigendes Wort für die Jugend gesprochen hatte, gab dieß Veranlassung, daß er seinem Wirkungskreis als Universitätslehrer entzogen und im Oktober 1819 zum Dekan und Stadtpfarrer in Kirchheim unter Teck ernannt wurde. Es war ihm schmerzlich, seinen „ewig theuren Beruf" schon nach fünfthalb Jahren verlassen zu müssen. Seiner Gattin aber rühmt er es nach, „daß sie mit inniger Theilnahme „an seinem Schmerz und an der erquickenden Milderung desselben durch „treue Freundschaft mit ihm weiter zog, als der bittere Kelch der Tren„nung nach Gottes damals sehr dunkler, nach den dort und hier darauf „folgenden Ereignissen aber nun vielseitig klar gewordenen Führung ihm „gerade da gereicht wurde, als die Schwierigkeiten seines Berufs besiegt „waren und er nun im frohesten Genusse des Gelingens seines Wirkens „und in den lieblichsten Verhältnissen lebte."

In Kirchheim wirkte er nun 21 Jahre lang an der Stelle, die schon der selige Philipp David Burk (s. Bd. II. S. 217) so würdig bekleidet hatte, in unermüdeter Thätigkeit und gesegneter Arbeit für das Reich Gottes. Er wollte überall das Gute mit redlichem Sinn und suchte es mit uneigennützigem Eifer ins Werk zu setzen. War auch sein Eifer um den Kirchenschaden oft zu rücksichtslos, war in ihm auch, wie er selbst gesteht, „ein immer allzuheftiger Trieb nach Außen", rollten auch, wie ein Freund es ihm nachsang, manchmal stürmend seine Räder der Natur: hat es Christo doch gegolten und der ewigen Wahrheit nur. Unbekümmert um die Meinung einer flachen Sünderwelt und furchtlos bei ihrem Höhnen strafte er die Sünde und ihren Wahn. Wallend Herzblut floß durch seine Seele. Das Schulwesen trug er auf seinem Herzen. Das Predigen war sein Element. Er fühlte sich nirgends so wohl, als wenn er mit seiner Gemeinde aus dem Glauben und vom Glauben reden durfte; das war seinem Herzen süßeste Befriedigung, da war immer sein Gemüth in der freudigsten Bewegung. Von seinen Predigten ist eine Sammlung zu menschenfreundlichen Zwecken erschienen unter dem Titel: „Predigten auf alle Sonn-, Fest- und Feiertage. Eßlingen. 1. Bd. 1822. 2. Bd. 1825. 3. Bd. 1830." In seinem Prediger- und Seelsorgerberuf, von dessen ernstlicher Besorgung er manche Früchte sehen durfte, fand er reichliche, beglückende Nahrung für seinen innern Menschen. Er war stets mit Planen zur Ausführung wohlthätiger Anstalten beschäftigt; Vieles hat er ausgeführt. Schulfeste, Armenvereine, Arbeitsschulen wurden vielfach von ihm angeregt und seine Gattin stand ihm in ihrem Theile stets fördernd an der Seite. Besonders war ihm das Werk der Mission und Bibelverbreitung ein wichtiges Anliegen; gar manchen zum Dienst der Mission bestimmten Jüngling hat er eingesegnet. Sein Herz suchte und fand zahlreiche fromme Verbindungen im In- und Auslande, besonders der Schweiz, namentlich in Bern, Zürich, wo er mit der Lavater-Geßner'schen Familie in vertrauter Freundschaft stand, in Basel, wo der jüngere Bruder seiner Frau, Christian Spittler, als Sekretär der die Basler Sammlungen besorgenden deutschen ascetischen Gesellschaft angestellt war, und im nahegelegenen Beuggen, wo Christian Heinrich Zeller (s. u.), sein inniger Freund, wirkte. So oft er konnte, und zuletzt im J. 1834, reiste er zu diesen Freunden in dem Herrn, zumal wenn die Missionsfeste in Basel gefeiert wurden. Das war ihm stets eine liebliche Erquickung und Stärkung zu immer neuem Eifer für die Sache des Herrn. In den

Jahren 1831—1836 stand ihm Albert Knapp als Oberhelfer im Dienste des Evangeliums an der Seite, von dessen Abreise von Kirchheim er als „ernsten, schweren Tagen" redet, weil er in herzlicher Freundschaft mit ihm verbunden war. Im J. 1837 wurde er nach Danns (s. S. 180) Heimgang an dessen Stelle vorsitzender Amtsbruder der alljährlich in Stuttgart sich versammelnden Predigerconferenz. In demselben Jahre, am 29. Merz 1837, gieng auch seine treue, von ihm zärtlich geliebte Frau heim, nachdem er ihr auf ihr Begehren noch zuvor Alles zusammenfassen mußte über die durch Christum erworbene Vergebung aller unserer Sünden und das ewig selige Leben, damit sie mit völliger Gewißheit der Vergebung ihrer Sünden hinübergehen könne. Er hatte die Kraft, an ihrem Grabe den Herrn in einem Dankgebet zu preisen, daß er ihm diese Gefährtin 30 Jahre lang geschenkt, und die Demuth, den Herrn anzurufen, er möge ihm durch seine Liebe alle Lücken und sündhaften Gebrechen *seiner* Liebe, das mit oft so betrübender Unlauterkeit befleckte Stückwerk seiner armen Liebe vergeben. „Als der Herr dich mir entrückte," so rief er der Abgeschiedenen nach, „da wollte er *mich* — uns! Er soll mich, soll uns haben, *ganz* in Ewigkeit."

Seit diesem schweren Verlust war eine Abnahme der Kräfte bei ihm zu bemerken. Im November des Jahrs 1840 befiel ihn zu Stuttgart, wo er sich als Mitarbeiter an der seinen Geist und sein Herz mächtig anregenden Gesangbuchsverbesserung befand, eine schwere Krankheit, die eine tiefe Angegriffenheit bei ihm zurückließ, so daß er das neugedruckte Gesangbuch, an dessen Zustandekommen er so viel mitgewirkt, nicht mehr erlebte. Seine Kräfte nahmen immer mehr ab. Doch war er noch stets in seinem Berufe thätig. In wenigen Tagen wollte er noch drei Missionäre ordiniren, er erreichte es aber nicht mehr. Am 15. August 1841, dem zehnten Sonntag nach Trinitatis, stand er noch, obwohl erschöpft am Leibe, doch in schöner Kraft des Geistes auf der Kanzel und rief seiner Gemeinde, indem er von dem Mitleid des Herrn über das ungehorsame Jerusalem, von der beständigen Nähe des Herrn und seinen heiligen, durchdringenden Augen, die auch die verborgensten Wohnungen der Sünde durchschauen, redete, als ein an den Pforten der Ewigkeit Stehender warnend zu, zu dieser ihrer Zeit zu bedenken, was zum Frieden dienet. Der Ausdruck seiner Herzensgefühle, wie er selbst nach Vollendung rang und die Hindernisse derselben in sich mit Schmerzen empfand, aber auch im Glauben an das Verdienst Christi Ruhe suchte, ist in V. 4. 5. 6. des

Cramer'ſchen Lieds: „Ich ſoll zum Leben dringen" enthalten, das er bei dieſem ſeinem letzten Gottesdienſte ſingen ließ. Am 17. Auguſt hielt er noch in Owen und Bruken Kirchenviſitation. In letzterem Orte aber, als er gerade in der Schule unter ſeinen lieben Kindern war, traf ihn ein Schlagfluß. Nach Owen zurückgebracht, ſtarb er dort des andern Tages, am 18. Auguſt 1841, in völliger Bewußtloſigkeit. Leicht wurde er über die Trennung hinweggehoben. Sein Leichenredner und ſofortiger Amtsnachfolger, Oberhelfer Weizel, heiligte ſein Andenken, indem er über die Worte Röm. 1, 16. 17. die Leichenpredigt hielt. Albert Knapp hat ihm ein ſchönes Abſchiedslied geweiht, in welchem er ihm nachruft:

Viel bedacht und viel geſonnen,
Viel gewollt und treu gemeint,
Viel geſorgt und viel begonnen,
Viel gebetet und geweint; —
Viel gewacht und viel erſtrebet,
Viel beglückt und viel geliebt,
Viel gelitten, viel gelebet:
Iſt dein Lob, das nicht zerſtiebt.

Seine dichteriſche Gabe widmete er freudig dem Herrn. Von ihm erſchienen: „Geſänge für die Jugend. 2 Hefte. Stuttg. 1811." Andere Lieder, meiſt Gelegenheitslieder auf Schul-, Miſſions-, Inveſtitur-, Kirchweih-, Mai-Feſte und Familienereigniſſe finden ſich in ſeiner Predigtſammlung und in folgendem Büchlein: „Geſänge für chriſtliche Feier vaterländiſcher Feſte in der Kirche und im Freien, für den Kreis deutſcher Familien, Jünglinge und Kinder. Stuttg. 1820." Zehn ſeiner Lieder ſtehen in Knapps Liederſchatz. Beſonders zu erwähnen ſind:

„Du liebes Sonntagsmorgenlicht."
„Jeſu, als du wiederkehrteſt" — W. G. Nr. 513 (ein Schullied).
„Walte, walte nah und fern" — W. G. Nr. 221.
„Was rührt ſo mächtig Sinn und Herz" — W. G. Nr. 220.
} Zwei Miſſionslieder.

Das erſte und dritte wurden auch in das Hamburger Geſangbuch von 1842 aufgenommen.

(Quellen: Dem geſegneten Andenken der vollendeten Frau Chriſtiane Luiſe Bahnmaier ꝛc. von dem Gatten der Vollendeten. Kirchheim 1837. — Zum Andenken an den vollendeten Dr. Jonathan Friedrich Bahnmaier, Dekan in Kirchheim. Kirchheim 1841.)

Barth, Dr., Chriſtian Gottlob, wurde geb. am 31. Juli 1799 zu Stuttgart. Er war ein Zögling des theologiſchen Seminars zu Tübingen vom J. 1817—1821 und hier ſchon ein in der Liebe zum Herrn ſtehender Jüngling. Kaum drei Jahre nach Vollendung ſeiner theologiſchen Studien wurde er im J. 1824 Pfarrer in Möttlingen bei Calw am Rande des Schwarzwaldes. Er machte ſich hier bald als chriſt-

licher Volks- und Jugendschriftsteller bekannt und wurde die Seele des Calwer Verlagsvereins, welcher sich zum Zweck gesetzt hat, durch wohlfeile und faßlich geschriebene Schriftchen eine entschieden christliche Volks- und Jugendbildung zu fördern. So schrieb er für diesen Calwer Traktatenverein eine Menge kleiner Kinderblätter, die kleine Erzählungen und Gedichte enthalten. Sie wurden gesammelt unter dem Titel: „Kinderblätter von dem Verfasser des armen Heinrich. Calw 1836." „Der arme Heinrich" war der Vorläufer einer Menge größerer Jugenderzählungen, die er der Reihe nach schrieb und von welchen eine Gesammtausgabe unter dem Titel: „Christliche Kinderschriften. 4 Bde. Stuttg. 1838—1841." erschien. Auch „biblische Poesieen für Kinder" gab er heraus neben den für die Belehrung der reiferen Jugend ungemein geschätzten „Jugendblättern", die jetzt in monatlichen Heften erscheinen; deßgleichen eine „christliche Kirchengeschichte für Schulen und Familien. Calw. Verlagsverein 1835." und eine „Geschichte von Würtemberg. Calw 1842." Vor Allem ist es aber die Sache der Mission unter den Heiden und Juden, welche ihm am Herzen liegt und für welche zu wirken er als seine eigentliche Lebensaufgabe ansieht; er ist der hauptsächlichste und eifrigste Förderer des Missionswerks in Würtemberg. Gleich nach seinem Amtsantritt in Möttlingen bildete sich zu Calw ein Missionsverein, der seit 1824 als einer der ersten in Würtemberg besteht und jährlich eine Einnahme von 3—6000 fl. hat. Den Sinn für die Ausbreitung des Reichs Gottes und die Bekehrung der Heiden hat er auf eine reich gesegnete Weise zu wecken gewußt durch das sogenannte „Calwer Missionsblatt", das er besorgt und das nun in vielen Dörfern des Landes gelesen wird. Als Herausgeber dieses Blattes wurden ihm gar oft schon Pretiosen zugesandt, damit sie, statt nutzlos im Kasten zu liegen, an der Bekehrung der Heiden mitarbeiten möchten. Es bildeten sich so auch immer mehrere Missionsvereine in Würtemberg, die ihre Jahresfeste durch eine öffentliche kirchliche Feier begehen: wo es ihm nur irgend möglich ist, belebt er dieselben durch seine Gegenwart und wirkt durch die hinreißende, belebende Kraft seiner Rede mächtig auf die Gemüther. Seit dem J. 1838 giebt er auch „Monatsblätter für öffentliche Missionsstunden" heraus und bewirkte damit, daß nun die Missionssache zu einer kirchlichen Sache geworden ist und mehr und mehr in den Kirchen des Landes regelmäßige Missionsgottesdienste gehalten werden, in einer Ausdehnung, wie nicht leicht in einem andern deutschen Lande. Um in diesem auf das weite,

mannigfaltige Gebiet des Reichs Gottes gerichteten Wirken durch die Amtsgeschäfte beim Dienste an einer einzelnen Gemeine nicht gehindert zu seyn, bat er um seine Entlassung von der Pfarrstelle zu Möttlingen und zog im J. 1838 als Privatmann nach Calw, während er in demselben Jahre von Tübingen die theologische Doktorwürde erhielt.

Von ihm erschienen: „Christliche Gedichte. Stuttg. 1836.", welche herzlich und sinnig manchmal richtig den Volkston treffen. Sie zeigen ein an den Schönheiten der Natur, der Menschenliebe, des Familienglücks, der Freundschaft und des Worts Gottes warm gewordenes Christenherz. Vor Allem aber hat die Liebe zu den Heiden ihm das Herz aufgeschlossen, und so sind auch die bedeutendsten unter seinen Gedichten die von ihm mitgetheilten, meist für die Jahresfeste der Missionsgesellschaft zu Basel in den Jahren 1827—1835 bestimmten 38 Missionslieder, die in feuriger Sprache ein tiefes, begeistertes Gefühl aussprechen. Fünfzig, und darunter manche zuvor noch nicht gedruckte Lieder theilt sein Freund A. Knapp in der zweiten Ausgabe seines Liederschatzes vom J. 1850 mit. Die bedeutendsten sind:

„Der du in Todesnächten."
„Hochgelobter Fürst des Lebens."
„Hüter! ist die Nacht verschwunden" — W. G. Nr. 222.
„Jerusalem, du Königsstadt."

Auf die Beerdigung seiner Mutter hat er das Lied gedichtet: „Entflohen aller Noth." Er hat von sich selbst in der Vorrede zu seinen Gedichten in aller Demuth bekannt: „ich kenne mein geistiges Naturell zu gut, als daß ich mich für einen Dichter im vollen Sinne des Wortes halten soll. Die Poesie ist weder ein Ergebniß meines innern noch meines äußern Berufs, und um ihre Palme ist es mir nicht zu thun; aber wenn in meinem Kohlgarten hie und da nebenher eine Resede oder eine Jerusalemsblume wächst, so mag ich sie doch auch nicht verderben lassen, sondern binde sie in einen Strauß und biete ihn dem Vorübergehenden an."

Bentz, Johann, wurde 9. Nov. 1790 geboren zu Ofelgriesheim, einem kleinen lutherischen Dorfe, zwei Stunden von Straßburg, wo sein Vater als ein biederer, gottesfürchtiger und wohlhabender Bauersmann und Oelmüller lebte. Seine Voreltern väterlicher und mütterlicher Seits gehörten dem geistlichen Stand an. Die Mutter, eine gar fromme und treffliche Frau, starb, da er erst sechs Jahre alt war, mit Hinterlassung von acht Kindern. So wuchs er denn in der Dorfschule und hinter dem Pfluge heran und mußte alle Handarbeiten im Haus und auf dem Feld,

im Stall und in der Scheuer verrichten. Nach seiner Confirmation am Gründonnerstag des Jahrs 1805 sollte er zu einem Handwerk und hätte so um ein Kleines in die Fußstapfen des Hans Sachs und Jakob Böhme treten müssen; er war zu einem Schuhmacher bestimmt. Der Herr aber, der ihn in seinem Lebensgang im Ganzen aus zwölf Todesnöthen errettete und ihn schon in seinen Knabenjahren einmal vor dem Lebendigbegrabenwerden, zweimal vor dem Zerschmettertwerden durch wilde Hengste, wieder einmal vor dem Ertrinken unter Eisschemeln und ein andermal vor dem Verschüttetwerden durch eine einstürzende Kellermauer bewahrt hatte, wollte ihn als Werkzeug in seinem besondern Dienst gebrauchen und leitete daher seinen Gang zu Professor Oberlin in Straßburg, dem Sohne des berühmten Pfarrers im Steinthal, und dieser brachte ihn am 23. April 1805 in das Gymnasium, wo er anfieng, die lateinische und französische Sprache zu erlernen. Bei seiner großen Lernbegierde machte er aber bald so bedeutende Fortschritte, daß er in fünf Vierteljahren drei Klassen durchlief und schon 1807 die Universität beziehen konnte, obwohl er dazwischen hinein im J. 1806 so bedeutend erkrankt war, daß man ihm bereits den Leichentext und das Grablied gewählt hatte. Im August 1812 erhielt er nach vollendeten Studien die Erlaubniß, zu predigen, und wurde dann am 19. Juni 1814, nachdem ihn die Hand des Herrn, als bei einer Ueberfahrt über den Rhein sein Nachen umgeschlagen war, wunderbarlich, wie Mosen, aus dem Wasser gezogen hatte, durch den würdigen Dr. Blessing in der Neuen Kirche zu Straßburg ordinirt. Hierauf wurde er, nachdem er vom Oktober 1814 an ein Jahr lang in Göttingen studiert hatte, am 2. Sept. 1816 ohne sein Zuthun zum Pfarrer in Mittelweyer, zwei Stunden von Colmar, erwählt. Hier verheirathete er sich 27. Juni 1817 mit Johanne Henriette, einer Tochter des Stadtphysikus Dr. Buddeus zu Alfeld in Hannover, die er bei ihrem Oheim, dem Professor der Botanik, Hofrath Schrader, während seines Aufenthalts zu Göttingen kennen gelernt hatte, und verwaltete 18½ Jahre an dieser Gemeinde das Hirtenamt. Um dieses mit Kraft und Segen verwalten zu können, führte ihn der Herr zeitig auf die hohe Schule der Leiden, so daß er unter jenen Dreien: **meditatio, tentatio** und **oratio** zum Herzenstheologen geschmiedet wurde. Seine Frau war meist sehr leidend und ihm dadurch ein schweres Hauskreuz auferlegt, er selbst war öfters durch gefährliche Krankheiten im Rachen des Todes und an Belials Bächen, neben dem, daß sich ein Kopfweh, das ihn von Kind auf heimgesucht, in

Migräne und bis an den dritten Tag anhaltende Krämpfe verwandelt hatte und ihm vom Herrn als ein Pfahl ins Fleisch gegeben worden war, wozu ihm von der Welt, die er furchtlos strafte, noch eine Dornenkrone geflochten ward. Das kann ja wohl einen Diener Christi glaubig machen und trug auch bei ihm solche köstliche Leidensfrucht, daß er, namentlich seit er im J. 1821 nach überstandener tödtlicher Brustkrankheit den ersten Theil von Hamanns Werken gelesen hatte, Luthers Bibel zu seiner Lieblingslektüre erwählen lernte, wobei er stets eigene Bemerkungen und Gedanken, Gefühle und Erfahrungen an seinem Geist, Herzen und Gemüth niederzuschreiben pflegte, und darinn nun als in seinem Elemente zu leben und zu weben lernte.

Im Januar 1835 wurde er ohne sein Wissen zum dritten Pfarrer an Alt St. Peter in Straßburg erwählt, wo er denn am 15. Merz seine Antrittspredigt hielt und nun gleichfalls seit 18 Jahren den Gekreuzigten und sein Evangelum rein und lauter mit Christi Geist ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit predigt. Auch hier noch fuhr der Herr fort, ihn in seine Kreuzschule zu nehmen. Am 8. Juli 1844 starb ihm nach einer siebenundzwanzigjährigen kinderlosen Ehe, geläutert und bewährt durch viele Leiden, seine treu ihm anhangende Lebensgefährtin. Als er sich dann am 1. Juni 1846 zum zweitenmal mit der Tochter des Schlossers Baur verheirathet hatte, starb ihm auch diese Gattin nach einer bloß sechzehnmonatlichen Verbindung an der Entbindung mit einem todten Kinde. Auch das erste Kind, das ihm seine dritte Gattin, eine Tochter des Kirchenschaffners Flurer aus Lothringen, mit der er 15. Juni 1850 sich vermählte, geboren hatte, starb zu seinem großen Schmerze. Nun erst seit 9. Okt. 1852 erfreut er sich als zweiundsechzigjähriger Greis eines einigen lebenden Kindes. Ein wundersamer Lebensgang. Er sagt selbst von sich: „im Glauben bin ich geboren, an den Brüsten der Liebe gesäuget, auf der „Kreuzbahn erzogen, in der Leidensschule gebildet, im Leben mit Er„fahrung geprüft und in schweren Kämpfen von Innen und Außen wie „ein Palmbaum gewachsen unter dem Sonnenschein der Gnade und dem „Thau des Geistes aus der Höhe. Die Bibel ist seit 30 Jahren mein „Element, mein Lebensbrod und Wasser, mein Wein und Oel und „Arznei; J. G. Hamann mein Aeltervater, Fr. H. Jakobi mein Philo„soph, Herder, Göthe, Klopstock, Schiller außer der Bibel in Luthers „Uebersetzung meine Lieblingslektüre."

Erst in Straßburg, und zwar seit 1836, fieng Bentz an, als geist-

licher Dichter öffentlich hervorzutreten und zwar in lauter Gelegenheitsschriften, die meist nicht einmal im Buchhandel erschienen. Es ist nämlich in Straßburg die löbliche Sitte, daß jeder Seelsorger seinen Beichtkindern zum Neujahrgeschenk ein Büchlein geistlichen Inhalts austheilt — sogenannte „Wurstbüchlein". Aus dieser Veranlassung ließ denn nun Bentz, dessen ganze Natur eine poetische ist, wie er denn auch der Bildersprache und Gleichnißrede in Prosa und sogar im gewöhnlichen Leben sich vorherrschend bedient, von 1836 an alljährlich, mit Ausnahme des Jahrs 1850, entweder eine einzelne Festpredigt oder erbauliche Betrachtungen mit angehängten eigenen Poesien oder eine selbstständige Gruppe von Poesien, die er in seinem Herzen als Geisteskinder gezeugt hatte, bei Fr. Carl Heitz oder bei der Wittwe Berger-Levrault drucken und vertheilte sie in 3—400 Exemplaren an seine Beichtkinder. Die bedeutendsten dieser Gelegenheitsschriften, sofern sie nicht bloß Gesänge, Sonette ꝛc., sondern geistliche Lieder enthalten, sind folgende:

„Harfenspiel mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen Liedern (Coloss. 3, 16.). 3 Hefte. Straßburg, bei Heitz. 1840. 1841. 1842." Hier finden sich 45 fast durchaus auf bekannte Kirchenmelodien gedichtete geistliche Lieder, darunter 12 Festlieder und 17 Psalmlieder (2 weitere über Ps. 80 und 137 erschienen in den von C. W. Krafft, Pädagogen des theologischen Studienstifts zu Straßburg, herausgegebenen „neuen christlichen Mittheilungen").

„Das Vaterunser in Gesängen. Straßb. 1843." (4 Lieder nach Kirchenmelodien.)

„Gold, Weihrauch und Myrrhen. Dem Gnadenkönig und Friedefürsten Jesus Christus dargebracht. Straßb. 1. Heft. 1845. (Dem Andenken seiner ersten 1844 gestorbenen Frau gewidmet.) 2 Heft. Straßb. 1848. (Dem Andenken seiner zweiten 1847 gestorbenen Frau gewidmet.)" Das erste enthält 10, das andere 6 auch zu allgemeinem Gebrauch sich eignende Lieder.

Diese von Liebe und Leiden erzeugten, im gläubigen Herzen empfangenen und vom Geist geborenen Lieder voll Anspielungen, Bildern und Gleichnissen im Geist der Bibelsprache, namentlich die Festlieder, zeichnen sich vor vielen der Neuzeit sehr vortheilhaft aus, und der Liederton eines Gerhard und Schmolke klingt uns auf sehr ansprechende und wohlthuende Weise aus denselben entgegen. Der erstgenannte Dichter ist neben Luther des Dichters Meister und Muster. Vom Kirchenliede hat er ein so hohes Ideal, daß er es nach den Psalmen nur als vom Geist Gottes selbst erreichbar ansieht, weßhalb er selbst in aller Demuth seine Lieder nur als Proben und Stückwerk eines „Lehrlings" und höchstens „Gesellen" will gelten lassen. Dieser Sänger Christi voll deutscher Kraft und Innigkeit,

der sein Leben am liebsten mit Christo in Gott verborgen führt, ist es werth, daß seine edlen Lieder, die seither meist still und verborgen aus dem Glaubensquell seines Herzens geflossen sind, zu weiterer Verbreitung und Geltung gelangen. Wir nennen nur:

„Gnadengeist aus Himmelshöhen" — 1840.
„Gott unser Vater in dem Himmel" — 1843.
„Herr, gieb uns neue Herzen" — 1845.
„Herr, ich weiß die Zeit hier nicht" — 1841.
„Ich sehe, Herr, dein Kreuzbild an" — 1840.
„Im Kreuz ist Ruh!" — 1840.
„O wenn ich Taubenflügel hätte" — 1841.
„Wann schlägt die Erlösungsstunde" — 1840.

Zum Schlusse stehe hier das bezeichnende Sonett mit der Ueberschrift: „Des Sängers Gemüth", welches der Sänger an die Spitze seines Harfenspiels gestellt hat:

Was einsam still mein Herz dem Herrn gesungen,
Ertönt nun laut auch in die Welt hinein.
Mir bleibt die süße Freude, wie die Pein,
Wenn längst des Liedes Töne sind verklungen.
Wie mir das Wort durch Mark und Bein gedrungen:
Dieß weiß der Herzenskündiger allein!
Er stillte mir der Seele brünstig Schrei'n,
Da ich in Thränen seine Lieb' errungen.
Ihm darf ich alle meine Leiden klagen:
Er gießt mir Balsamöl ins wunde Herz
Und schenkt mir Kraft und Trost, mein Kreuz zu tragen;
Sein Gnadenblick erquickt in Freud und Schmerz
Und zieht den Geist, in Leid- und Wonnetagen,
Im Licht der Hoffnung gläubig himmelwärts.

(Quelle: Handschriftliche Nachrichten.)

Döring, Carl August, geb. 22. Jan. 1783 zu Mark-Alvensleben, einem Dorfe in der Nähe von Magdeburg. Hier lebte sein Vater als Oberförster und hier war es auch, daß er, bis in sein dreizehntes Jahr bloß die Dorfschule besuchend, in sinniger Einsamkeit oder nur im Umgang mit zwei liebevollen Schwestern und unter dem wohlthätigen Einfluß einer zärtlich treuen Mutter, an deren kindlich frommem Gemüthe der erste Funke der später in und aus ihm lodernden himmlischen Flamme sich entzündete, heranwuchs. 1796 brachte ihn sein Vater nach Magdeburg, wo er fünf Jahre lang zuerst die Altstädter Bürgerschule und dann das Pädagogium des Klosters „unserer l. Frauen" besuchten. Sein Vater, der schon längere Zeit pensionirt war, konnte ihn nur kärglich unterstützen und so mußte er sich in seinen Freistunden mit Abschreiben nähren. Doch erweckte ihm der Herr viele mitleidige Seelen und fügte

es, daß er zu dem Schuhmacher Ruben zu wohnen kam, in dessen Haus Leute, die sich zur Brüdergemeine in dem benachbarten Gnadau hielten, zu regelmäßiger Privaterbauung sich versammelten. Er bekam durch die vorlaufende und bewahrende Gnade des Herrn dadurch manchen guten Eindruck auf sein junges Herz und trug, als er im J. 1801 von Magdeburg nach Halle zog, um dort Theologie zu studieren, das Lob eines fleißigen und vortrefflichen Schülers davon. Die Theologie, welche er nur kalt und trocken auf sehr unerquickliche Weise vortragen hörte, sprach ihn aber gar nicht an, und er widmete sich um so mehr dem Studium der alten Classiker, besonders Homers, so wie der Dichtkunst, in der er sich schon in Magdeburg versucht hatte. Von dem rohen Treiben der übrigen Studierenden hielt er sich ferne und bildete mit mehreren Gleichgesinnten einen kleinen Dichterkreis, in welchem schönwissenschaftliche Gegenstände besprochen wurden. Eine Frucht hievon sind: „Anton Niemeyers und C. A. Dörings Gedichte. Halle 1803." Im J. 1804 verließ er die Universität und kam auf die Empfehlung des Kanzlers Niemeyer, dem er durch seine Gedichte bekannt geworden war, als Hauslehrer zu einem Kaufmann in Waldenburg in Schlesien, im J. 1808 aber wurde er als Lehrer an der Klosterschule Bergen bei Magdeburg angestellt. Dieses Klosterbergen, das 40 Jahre zuvor Lehrs letzte Kraft empfangen hatte (Bd. II., 111) wurde seine geistliche Geburtsstätte. Da traf er nämlich wieder mit seinem alten Schuhmacher Ruben und dessen herrnhutischgesinnten Freunden zusammen, und deren Einfluß führte ihn zunächst in ein eifriges Schriftforschen hinein und mehr und mehr — freilich nicht ohne heftigen Bußkampf — heraus aus aller Anhänglichkeit an Weltbildung und Weltweisheit, die sein nach Wahrheit begieriges Herz doch nie befriedigte, und in das göttliche Leben hinein, daß er das schöne Lied singen konnte: „Ich habe sie gefunden, die längst ersehnte Ruh." Männer wie der alte Vater Wunderling in Magdeburg und die beiden Uhle förderten den Neugeborenen und nahmen sich seiner stärkend an. Nun erfaßte ihn selbst aber auch ein so mächtiger Bekehrungseifer, daß er Jedermann Buße predigte und in seinem Liebesfeuer unbedachtsam dreinstürmte, wie er auch einmal in einer Lehrerconferenz dem in ganz anderem Geiste als Abt Steinmez wirkenden Vorsteher der Anstalt in eifriger und starker Rede vorhielt, daß er die Jugend nicht bilde, sondern verbilde und schwere Verantwortung auf sich lade. Als nun im J. 1810 Napoleon plötzlich die Lehranstalt aufgehoben hatte, trat Döring in der

frommen Familie des Baron von Kerſtenbrug bei Eisleben als Hauslehrer ein und ſtiftete hier einen kleinen Verein zur Herausgabe nützlicher Volksſchriften. Dieſes im Glauben ſenfkornartig begonnene Werk wuchs bald zu einem mächtigen, viele Früchte tragenden Baume heran — es iſt der chriſtliche Verein im nördlichen Deutſchland, der allein in Einem Jahre 44,000 Bände unter dem Volke abſetzt. Ums J. 1813 hielt er es als Hauslehrer nicht mehr länger aus, er wollte dem Herrn nun ganz dienen. So folgte er denn einem Rufe Knapps nach Halle, wo damals große Militärlazarethe waren, und in dieſen gieng er dann trotz des fürchterlichen Fiebers, das darinn wüthete, vom Morgen bis zum Abend mahnend, ſtrafend, tröſtend umher, ob er nicht die eine oder andere Seele gewönne. Daneben ſchrieb er, von dem Gedanken ausgehend, daß jeder Stand ſeine beſondere Seelengefahr und aber auch ſeine beſondern Anreizungsmittel zum Seligwerden in ſich ſelbſt habe, in körniger, derber Sprache chriſtliche Mahnungen für alle einzelnen Stände und verbreitete ſie auf ſeine Koſten gedruckt auf kleinen fliegenden „Blättchen für alle Stände" in vielen tauſend Exemplaren. Dieſelbe freie ſeelſorgerliche Thätigkeit entwickelte er zu Magdeburg, wohin er 1814 zurückgekehrt war und endlich nach längerem Harren ſeine Sehnſucht, an einer beſtimmten Gemeinde wirken zu dürfen, erfüllt ſah, indem er im ſelbigen Jahr noch als Nachmittagsprediger an St. Petri zu Magdeburg angeſtellt wurde. Namentlich waren es hier die Soldaten, mit ihm von den Lazarethen her bekannt, welche ihn aufſuchten und mit unausſprechlicher Liebe und Dankbarkeit an ihm hiengen. Er nannte ſie wohl ſeine bunte Gemeinde. Ohne ſein Zuthun wurde er jedoch ſchon im J. 1815 an die St. Andreaskirche nach Eisleben als Archidiakonus berufen. Hier, wo er ſeine neue im geiſtlichen Tode liegende Gemeinde als ein ernſter Miſſionsreiſender zu nicht geringer Verwunderung von Haus zu Haus beſuchte und Bibelſtunden hielt, gelangen ihm viele Erweckungen und ſein Haus wurde der Sammelplatz aller Heilsbegierigen, ſo daß bis jetzt noch von daher eine Gemeinde der Glaubigen ſich in Eisleben erhalten hat. Namentlich war er nun bemüht, durch chriſtliche Volksſchriften in ſeelſorgeriſcher Weiſe auf die niedern Stände, beſonders auf die Jünglinge aus der arbeitenden Klaſſe, zu wirken, denn er hatte, ſeine Zeit verſtehend, damals ſchon es klar erkannt, wie gerade unter den untern Volksklaſſen von den höhern Ständen aus ſich mehr und mehr Unglaube und ſittenloſe Rohheit in drohender Weiſe verbreiten. So entſtand damals

sein bis in die Ostseeprovinzen Rußlands hinein verbreitetes, reich gesegnetes Büchlein: „Allerlei für allerlei Leser."

Doch auch in Eisleben sollte seine Arbeitszeit nur eine kurze seyn. Er ward schon im J. 1816 von der lutherischen Gemeinde in Elberfeld als Prediger berufen. Hier sollte er denn bis an sein Ende, 28 Jahre lang, des Herrn Werk treiben dürfen. Seine Predigten, von welchen im J. 1832 eine Sammlung „über das innere Leben der Glaubigen" erschien, waren ganz schlichte, einfache, meist ruhig gehaltene, praktische Anwendungen des Textes, denn er war der Ansicht, man könne nicht einfach genug predigen, um von Allen verstanden zu werden. Hauptsächlich war er bemüht, auf die Jugend zu wirken. In den ersten Jahren entstand eine förmliche Bewegung unter den Kindern und Kindererweckungen waren sehr zahlreich. Mit Jungfrauen bildete er einen Missionsverein, insbesondere aber zog er die Jünglinge an sich, las mit ihnen Gottes Wort und theilte ihnen, je nach ihrem Seelenzustande, christliche Schriften mit. Es wurde bald ganz gebräuchlich, daß reisende Jünglinge ihn aufsuchten und gewöhnlich nur nach dem freundlichen Pastor fragten, der jedem Reisenden ein Büchlein gebe. So reichte seine seelsorgerliche Wirksamkeit, die stets das Hauptgebiet blieb, in dem er sich bewegte, auch noch weit über Elberfeld hinaus; er sandte Missionare durch ganz Deutschland. In allen christlichen Vereinen war er thätiges Mitglied; Missionssache, Bibelgesellschaft ꝛc. sahen ihn stets unter ihren Vorkämpfern, und Leute aus allen Weltgegenden wandten sich an ihn mit Anfragen und Bitten. Er war mit Einem Worte lange, bevor der Name dafür aufkam, der Mann der innern Mission, dessen Hauptseufzer zum Herrn der war: „Huldigten doch nah und fern Alle dir, dem besten Herrn!" Auch auf kleinen und größern Reisen mußten ihm Packete von Schriften folgen, die er dann reichlich austheilte. Auf offener Straße pflegte er die Leute anzuhalten; da war ihm Keiner zu schlecht, Keiner zu gut, Alle mahnte er, für ihre Seele zu sorgen. Es ist seinen Begleitern oft angst und bange geworden auf Reisen bei derartigen Gesprächen, wenn er den Leuten mit seinen Reden so ans Herz drang. Er hatte aber auch einen wunderbaren Takt, mit Leuten aus allen Klassen und Bildungsstufen umzugehen und Jeden am rechten Punkte anzufassen, wie denn zugleich auch sein Körper stark und kräftig war, um die vielen Strapazen zu ertragen und unter den mannigfachen gemüthlichen Bewegungen nicht zu erliegen. Dabei war er in seinem ganzen Bezeugen einfach, durchaus

edel, uneigennützig, redlich und schlicht, so daß die Leute unbegränztes Vertrauen zu ihm faßten und vor Allem seine Gemeinde, deren Arme, Kranke und Bekümmerte er stets auf treuem Herzen trug, ihn hoch achtete, ob es gleich auch ihm nicht an Spöttern und Verächtern fehlte. In confessioneller Beziehung suchte er den Frieden und die Vereinigung und begrüßte deßhalb auch das Zustandekommen der Union mit Freuden.

Ueber seiner aufopfernden, rastlos fortgesetzten und immer weiter ausgedehnten Thätigkeit für die Sache des Herrn und das Heil seiner Brüder wurden aber endlich seine sonst starken Körperkräfte verzehrt. Er fieng seit 1838 an Lungenkrankheiten zu leiden an, welche im J. 1843 zu einer Schwindsucht sich ausbildeten. Mit stiller Ergebung gieng er seinem Ende entgegen, sich freuend, bald bei dem zu seyn, nach welchem seine Seele sich sehnte. Keine Furcht des Todes war an ihm bemerkbar,

Nicht furchtbar ist das Grab;
Der Eingang ists zur Höhe,
Zu dir, Herr Jesu Christ,
Wo man in deiner Nähe
Der armen Welt vergißt —

so hatte er ja einst in dem schönen Liede: „Ich folge dir, mein Führer, nach" selbst auch gesungen. In der letzten Nacht, da er sein Stündlein nahe fühlte, war er voll der freudigsten Zuversicht und schlief dann unter stetem Gebete und ohne Schmerzen sanft ein am 17. Jan. 1844. Reichliche Garben aus dem Saamen, den er ausgestreuet, werden an dem großen Erntetage seine treue Arbeit im Ackerfelde des Herrn zeigen.

Döring gehört unter die fruchtbarsten und kirchlichsten Dichter der Neuzeit und in seinen Liedern spricht sich eine edle fromme Gesinnung und warme Liebe zum Erlöser, so wie Sprachgewandtheit und Fertigkeit im Gebrauch des Reims aus. Gewöhnlich hat er seine Morgenstunden zu dichterischen Arbeiten benützt. Aber er hat seine Lieder meist zu schnell gemacht und mit zu wenig Strenge gegen sich selbst die letzte Feile nicht an sie gelegt und auch zu viel produzirt. So sind manche derselben zu monoton und farblos geworden. Am meisten Aehnlichkeit hat er als Dichter in Bezug auf Geistesrichtung und Manier mit Lavater, nur daß er denselben an Stärke der Empfindung noch übertrifft. Außer der religiösen Gedichtsammlung, die er schon als zwanzigjähriger Jüngling in Halle erscheinen ließ (s. oben), gab er heraus: „Christliche Gesänge. Halle 1814." — „Christliches Hausgesangbuch. 1. Thl. 1821. (2. Aufl. 1825.) 2. Thl. 1830.", worinn größtentheils seine

eigenen Lieder, viele auch nach den holländischen Dichtern da Costa und van Alphen, enthalten sind. — „Christlicher Hausgarten. Poetischer Theil. Elberfeld 1831" — nur seine eigenen Gedichte und Lieder enthaltend, die er seit 30 Jahren gedichtet und zum Theil schon in den frühern Sammlungen mitgetheilt, nun aber vielfach verändert hatte. Neben Kirchenliedern finden sich hier eine Menge Denkverse, Elegien, Episteln, Oden und Sonette, zu welch letztern er ganz besonders Vorliebe und Geschick hatte. Vom J. 1830—1834 gab er auch, um Leuten von besserem Geschmack wider das viele schädliche Lesen etwas Gutes in die Hand zu geben, ein „christliches Taschenbuch" — gleichfalls mit Liedern geschmückt — heraus.

Unter seinen Kirchenliedern, auf welche er den Haupttheil seiner Dichterkräfte wandte, von welchen er aber aus Mangel an Zeit leider nicht mehr eine Auswahl der besten selbst liefern konnte, sind manche in die neuern Kirchengesangbücher, z. B. in das Hamburger (5), Elberfelder ꝛc., übergegangen. In den Rheinlanden ist seither wohl kaum ein christliches Fest gefeiert worden, wo man nicht ein Döring'sches Lied mitgesungen hätte. Folgende mögen hier außer den bereits genannten noch erwähnt werden:

„Ach! für wen hast du gezittert."
„Bedenk es, Herz, daß er dein Heil"
„Christen! zündet an im Herzen."
„Dein Tempel soll, mein Gott, ich werden."
„Deine Lieb' ist ohne Ende."
„Du bist so gut, du bist so nahe."
„Jauchze, Seele, dem entgegen."
„In sel'ger Sabbathstille."
„Kirche Christi, breite, breite."
„Seele, Seele, schwinge dich."
„Seele, willst du selig ruh'n."
„Sey getreu und weiche nicht."
„Taufe mich mit deiner Taufe."
„Wär' ich still doch immer."
„Wir fleh'n um deine Gnade."

(Quellen: Lebensgeschichte C. A. Dörings. Herausgegeben von der Traktatgesellschaft im Wupperthale. Barmen 1848. — Dörings Gedächtnißfeier. Elberfeld 1845.)

Eyth, Dr., Eduard, der schwäbische Sänger, wurde geb. 2. Juli 1809 zu Heilbronn, wo sein Vater, M. Gottlieb Friedrich Eyth, dessen einziges Kind er ist, als verdienter Lehrer der alten Sprachen am Obergymnasium jetzt noch angestellt ist. Von ihm bis zu seinem vierzehnten Jahre trefflich vorbereitet, trat er im Herbst 1823 in das niedere theologische

Seminar zu Maulbronn, wo er ſtets als der talentvollſte Schüler den erſten Platz behauptete. Vom Herbſt 1827—1831 ſtudierte er im theologiſchen Stift zu Tübingen ſo angeſtrengt, daß er ſich ein heftiges Augenleiden zuzog. Damals ſchon machte er ſich durch claſſiſch gehaltene griechiſche Gedichte bekannt, die unter dem Titel erſchienen: „Hilarolypos. Tübingen 1831.", wie er denn auch neuerdings eine ſehr gelungene, fließende und geſchmackvolle metriſche, ſtreng der alten Proſodie angepaßte Ueberſetzung von Sophokles „König Oedipus. Stuttg. 1851." geliefert hat. Nach einer Reiſe in die Schweiz und durch Norddeutſchland, wo er ſich im J. 1834 zu Berlin aufhielt, wurde er 1835 Oberpräzeptor in Kirchheim unter Teck, wo er mit A. Knapp, der damals dort als Diakonus ſtand, noch über ein Jahr zuſammen war und Bahnmaier (S. 304) zum Vorgeſetzten hatte. Auf dieſer Stelle trat er im J. 1837 voll Sachkenntniß und edler Freimüthigkeit als Kämpfer für die chriſtliche Bildung in den gelehrten Schulen und als entſchiedener Gegner gegen die übertriebene Bevorzugung der alten Claſſiker und ihres Heidenthums auf in der Schrift: „Claſſiker und Bibel in den niedern Gelehrtenſchulen. Reden an Lehrer und gebildete Väter. Bd. 1. 1838. Bd. 2. (Apologie des erſten.) 1840." Er verlangte darinn für die Wiedergeburt dieſer Schulen unter Anderem namentlich auch das, daß die Bibel mit mehr Zeitaufwand und größerer Anregung des noch ſo empfänglichen Gemüths, alſo auch mit Gebet, geleſen und eine Chreſtomathie von Stücken aus der Geſchichte des Reichs Gottes, in die claſſiſchen Sprachen übertragen, eingeführt werden ſolle. Zu gleicher Zeit mit dieſen Schulreden und in genauer Beziehung zu denſelben, um nämlich die vielfach verkannte Ehre der bibliſchen Poeſie gegenüber der allzuhoch geprieſenen claſſiſchen aus dem Griechen- und Römerthume zu vertheidigen, ließ er edle Früchte ſeiner Dichtergabe unter dem Titel erſcheinen. „Harfenklänge aus dem alten Bunde. Baſel 1838.", worinn er ein epiſches Stück von 42 Nummern — eine metriſche Bearbeitung der Jugend Davids —, eine freie poetiſche Ueberarbeitung von 50 Pſalmen und 100 gereimte bibliſche Gnomen nach Salomo und Sirach mittheilt. Er wollte empfängliche Herzen damit auf den Werth der h. Schrift aufmerkſam machen, damit ſie von der Nachbildung zum Vorbild, vom Buchſtaben zum lebendigen Geiſte und durch dieſen Geiſt zum Herrn gelangen. Bald nach ſeiner Anſtellung in Kirchheim hatte er ſich vermählt mit Julie Capoll, einer Tochter des verſtorbenen Oberzollverwalters in Heilbronn,

von welcher seit 1845 in jedem Jahrgang der Knapp'schen Christoterpe jene geistreichen, christlich feinen und christlich wahren Sentenzen unter dem Namen: „Bilder ohne Rahmen. Aus den Papieren einer Unbekannten. Mitgetheilt — nicht von ihr selbst." erschienen sind. Sie fanden so vielen Anklang allerwärts, daß sie nicht nur im J. 1852 als ein Ganzes zusammengedruckt und in einem besondern Band ausgegeben wurden, sondern auch bereits eine holländische Uebersetzung von dem Amsterdamer Prediger Lublink-Weddick und neuerdings sogar eine schwedische Uebersetzung davon erschienen ist. Nur wider den entschiedenen Willen beider Ehegatten, die im Geiste völlig Eins sind, ist das Geheimniß der Autorschaft durchbrochen; die Verfasserin tröstet sich darüber nur damit, daß ihre körperlichen Leiden sie in der tiefsten Einsamkeit zurückhalten, in welcher sie doch eigentlich ein Asyl gegen aller Welt Urtheil habe.

Eyth wurde nämlich im J. 1841 als Professor an das niedere theologische Seminar zu Schönthal, das einsam mit seinen Klostergebäuden im stillen Jaxtgrunde steht, berufen. Beim Geschichtsunterricht, den er an dieser Lehranstalt zu geben hat, wendet er das Reventlow'sche System mit gutem Erfolg an, wovon seine „mnenonischen Geschichtstafeln. 1844 und 1845." Zeugniß geben. Hier trat er nun, nachdem er außer jenen Harfenklängen auch einzelne Beiträge in die Christoterpe, Jugendblätter, schweizerische evangelische Kirchenzeitung und in den Theophilus geliefert hatte, in größerem Maaße als Dichter hervor durch Herausgabe seiner im Lauf der letztvorangegangenen sechzehn Jahre entstandenen „Gedichte von E. Eyth. Stuttg. 1843.", wovon im J. 1851 eine zweite vermehrte Auflage erschienen ist. Als ein Meister in der dichterischen Form führt er in diesen die Mitte zwischen christlichen und edleren profanen Gedichten haltenden Dichtungen wahrhaft dichterische Bilder in fließenden, reinen Reimen uns vor Augen. So vielfach darinn auch weltliche Gegenstände und Verhältnisse des äußern Lebens in körnigter, gemüthlicher, volksthümlicher und heiterer Weise besprochen sind, so geschieht doch das Alles im Geiste Christi und in dem Bestreben, daß des Herrn Name gepreiset werde in allen Landen und Gesellschaften, in allen Bestrebungen und Dingen. Verfechtung des christlichen Prinzips war ihm dabei ausgesprochenermaßen die Grundtendenz. Für das eigentliche Kirchenlied findet sich in diesen Poesien des geistreichen, vorherrschend dem Epischen zugewendeten Dichters nichts. Nicht ohne Bedeutung sind aber hiefür die lyrischen Gedichte, die er in freier

Ueberarbeitung von 50 Psalmen in den obengenannten „Harfenklängen" vom J. 1838 mittheilt. Zu dem 29. Psalmen, „die Stimme Gottes", hat sein Freund und Landsmann, der frühere Mitgenosse des theologischen Stifts zu Tübingen, Louis Hetsch, Musikdirektor in Mannheim, eine schöne Composition geliefert. Als Psalmlieder sind besonders namhaft zu machen:

„Der du auf lichten Thronen sitzest" — Ps. 139 — (von Knapp und Schneider mitgetheilt).
„Ich flehe gedrückt von der Sünde Fluch" — Ps. 51.
„Wir zieh'n den Lebensweg hinaus" — Ps. 126.

Feldhoff, Friedrich August, geb. 1800 zu Elberfeld, wo sein Vater Kaufmann war. Nachdem er in Heidelberg seine theologischen Studien vollendet hatte, wurde er 1825 lutherischer Prediger zu Nymwegen in Holland und 1830 Pastor in Wupperfeld im Wupperthale. Er war im innersten Herzensgrund ein Zeuge Jesu Christi und seine ganze Erscheinung eine überaus liebenswürdige. In seinen letzten Jahren hat er sich ganz in theosophische und apokalyptische Studien vertieft, so daß er von einer mächtigen Sehnsucht nach der Vollendung des Reichs Gottes und nach seiner eigenen Vollendung ergriffen ward, wie er einmal auch in sicherer Ahnung seines baldigen Heimgangs gesungen hat:

Hilf mir dieses Lebens Plagen — Bis dein Ruf (ich hoffe bald)
Glaubig, liebend, hoffend tragen, — Mir: „Nun komm!" entgegen schallt.

Und so geschah es. In der besten Kraft seines Lebens ward er im J. 1846 von seiner Wirkungsstätte in Wupperfeld in die ewige Heimath abberufen.

Recht innige, liebliche Lieder voll entschiedenen Christenglaubens finden sich unter seinen „christlichen Gedichten. Zwei Bändchen. Barmen 1840." Knapp hat eilf derselben in seinen Liederschatz aufgenommen. Die namhaftesten sind:

„Christus ist gekommen."
„Hinan, hinan! — ermüde nicht!"
„Oft mit heiligem Erglühen."

Fink, Dr., Gottfried Wilhelm, geb. 7. Merz 1783 in Stadt-Sulza an der Ilm unterhalb Jena, wo sein Vater Pfarrer war. Dieser starb, da er erst ein Knabe von sieben Jahren war, aus Gram über den in Folge vieler Unglücksfälle eingetretenen Verlust seines Vermögens, worauf ihn nebst der Mutter und zwei Brüdern die Großmutter zu sich nahm. Er machte auf der Stadtschule zu Naumburg unter dem Rektor Fürstenhaupt seine Vorstudien zur Universität. Damals schon fieng er

an, Lieder zu dichten und zu componiren, ja er setzte bereits Motetten und ganze Kirchenstücke, welche gute Aufnahme fanden. Der berühmte Cantor Greßler hatte den Grund zu seiner musikalischen Bildung gelegt. Wegen seiner ausgezeichneten Sopranstimme hatte er auch in seinem fünfzehnten Jahre eine Concertistenstelle im Chor der lateinischen Stadtschule erhalten. Von 1804—1809 studierte er sofort auf der Universität Leipzig Theologie, trieb aber daneben mit gleichem Eifer Musik und Dichtkunst. In diese Zeit fallen auch seine meisten Liedercompositionen, wozu er die Texte selbst gedichtet hat. Vom J. 1811—1816 predigte er dann für den erkrankten Pastor Petiscus als der erste Lutheraner, der Zollikofers Kanzel betrat, an der reformirten Kirche zu Leipzig. Er war bald der Liebling Aller. Eine lutherische Predigerstelle nahm er aber aus Gewissenhaftigkeit nicht an, obgleich ihm als beliebtem Prediger neunmal eine solche angetragen wurde. Er wollte nicht auf die symbolischen Bücher schwören. Mit allem Eifer widmete er sich vielmehr der Leitung einer von ihm 1814 gegründeten Erziehungsanstalt. Im J. 1827, zwei Jahre bevor er von der Leitung dieser Anstalt zurücktrat, übernahm er die Redaktion der Leipziger allgemeinen musikalischen Zeitung, deren Mitarbeiter er lange zuvor schon gewesen war, und beherrschte auf diese Art bis zum J. 1846, wo er die Redaktion niederlegte, den größten Theil der musikalischen Kritik, wie er denn auch neben einigen größern Werken über die Geschichte der Musik und ein System der musikalischen Harmonielehre (1842) alle musikalischen Artikel zur achten Ausgabe des Brockhausenschen Conversationslexikons und zu Ersch und Grubers Encyclopädie geschrieben hat. Er starb als Lehrer der Tonkunst an der Universität zu Leipzig nach einer Besuchsreise, die er kurz zuvor nach Halle gemacht hatte, am 27. August 1846. Er war mit zwei Schwestern Charlotte und Henriette Nicolai verheirathet. Die erste starb bald, nachdem er sich 1814 mit ihr vermählt hatte. Manche Ehren und Freuden, aber auch schwere Prüfungen waren ihm zu Theil geworden — ein Mann voll Anspruchslosigkeit und oft mißbrauchter Gefälligkeit.

Als geistlicher Dichter machte er sich vornämlich in seinen jüngern Jahren bemerklich durch die „himmlischen Andachten in christlichen mehrstimmigen Liedern", deren erstes Heft 1811, deren zweites und drittes aber 1814 erschien. Im letztern Jahre versuchte er auch, ein „Kindergesangbuch" zu dichten und zu componiren, wovon ein Heft mit zehn Liedern erschien, dem dann 1815 ein zweites mit eben so vielen Liedern

nachfolgte. Im J. 1834 und 1835 erſchienen noch von ihm „neue häusliche Andachten in drei- und vierſtimmigen Liedern und Geſängen.“ Knapp, der ihn einen „warmen, herzlichen Dichter“ nennt, nahm ſechs ſeiner Lieder in den Liederſchatz auf, mehrere giengen auch in das Schulgeſangbuch für Schulpforta von Profeſſor Lange und ſogar in das jüdiſche Geſangbuch für Hamburg über. Manchmal klingt aus denſelben der alte, körnigte, einfache Kirchenliederton entgegen. Wir nennen folgende:

„Ach! wohin ſollt ich mich wenden.“
„An Gottes Güte will ich denken.“
„Noch iſt es Nacht auf Erden.“
„So geh ich denn mit gutem Muth.“

(Quellen: Leipziger allgemeine muſikaliſche Zeitung. 1846. Nr. 38. S. 639—643 — mit ſeinem Bildniß.)

Franz, Luiſe Antoinette Eleonore Conſtanze Agnes, geb. 8. Merz 1794 zu Militſch in Schleſien, wo ihr Vater Regierungsrath war. Von ihrer edlen Mutter, die ſeit 1801 zur Wittwe geworden und nach Steinau gezogen war, empfieng ſie die religiöſe Grundlage, auf welcher ihr ganzes inneres Leben ruhte. Schon als Schülerin fieng ſie zu dichten an und wuchs in blühender Geſundheit heiter heran. Da erlitt ſie in ihrem dreizehnten Jahre durch den Umſturz eines Wagens einen ſchweren Fall, wodurch jahrelange körperliche Leiden ihr beſchieden waren. Als nun mitten unter dieſe Leiden hinein auch die heilig ernſte Zeit ihrer Confirmation kam, ſo wandte ſich ihr Geiſt der innern und höhern Welt zu. Sie ſagt es ſelbſt, wie Gott ihr damals für das zerſtörte äußere Lebensglück zuerſt den innern Born einer Glückſeligkeit erſchloſſen habe, der durch die ſpäter aus ihm entſprungenen Segnungen den Verluſt mancher Jugendfreuden weit überwogen habe. Mit Bezug darauf ſingt ſie in ihrem „Erwachen“ betitelten Liede: „Wer bin ich, daß mit Himmelsfrieden du mein erkranktes Herz umfängſt?“ alſo:

Der Seele und des Leibs Gebrechen,
Wie ſchrecken ſie den eig'nen Blick?
Und dennoch ſtrömt in Lebensbächen
Durch beide nie empfund'nes Glück.
Welch Kämpfen in des Herzens Tiefen!
Gerecht wär Trauer mir und Pein,
Doch iſt's, als wenn es Engel riefen:
„Frohlocke! Gott zieht bei dir ein.“

Als die Mutter, die mit ihr ſpäter auch in Schweidnitz und auf dem Rittergut Oberarnsdorf wohnte, von wo ſie ſeit 1815 mehrere größere Dichtungen ausgehen ließ, im J. 1822 geſtorben war, begab ſie ſich zu einer am Rhein mit dem Hauptmann v. Rekowski verheiratheten Schweſter,

bei der sie sich vier Jahre lang theils in Wesel, theils in Siegburg bei Bonn unter manchen schweren Prüfungen, aber zum Segen ihrer Umgebung aufhielt. In ersterem Orte war sie Vorsteherin eines Jungfrauenvereins und Gründerin einer Arbeitsschule für arme Mädchen. Dann zog sie 1826 mit der Schwester und deren krankem Gatten nach Brandenburg an der Havel, wo sie bis zum Herbst 1837 in inniger Geistesgemeinschaft mit dem glaubigen Prediger W. Neuenhoff (s. u.) und dem Domprediger Schulze ihr wohlthätiges Wirken, so wie ihre schriftstellerischen Arbeiten fortsetzte. Hierauf zog sie mit der zur Wittwe gewordenen Schwester nach Breslau, wo sie Vorsteherin der Armenschule wurde und sich der verlassenen und verwaisten Kinder aufs Eifrigste annahm. Als eine jüngere verwittwete Schwester mit Hinterlassung von vier Waisen im J. 1840 starb, übernahm sie mit der ihr eigenen Aufopferungsfähigkeit die Erziehung derselben. Dieß gieng aber über ihre schwachen Kräfte und eine brustbeklemmende Krankheit drohte je länger je mehr dem Leben der durch die reinste Herzensgüte und edelste Frömmigkeit ausgezeichneten Jungfrau ein Ende zu machen. So starb sie denn auch an einem Herzübel zu Breslau am 13. Mai 1843.

Ihre Dichtungen, selbst die weltlichen, sind voll sittlichen Ernstes und zeugen von dem Bestreben, Allem eine religiöse Seite abzugewinnen. Doch vermißt man in ihnen, so innig und gemüthvoll religiös sie sind, das tiefere Eindringen in die christlichen Grundwahrheiten, wie sie denn auch mit zu viel poetischer Ziererei geschmückt sind. Eine reiche Anzahl ihrer religiösen Dichtungen findet sich in ihren „Gedichten. 2 Thle. Hirschberg 1826. 2. Aufl. 1. Sammlung. Essen 1836. 2. Sammlung 1837." Von denselben erschien mit Weglassung der weltlichen Gedichte eine holländische Uebersetzung: „Godsdienstige Harptokkelingen — door A. van der Hoop. Rotterdam 1837." Von ihr erschienen auch: „Gebete für Kinder (Gedichte). Essen 1838." und ein „Andachtsbuch für die Jugend reiferen Alters. Enthaltend (poetische) Gebete für junge Christen vor der Zeit ihrer Einsegnung und nach derselben. Essen 1838." Zu ihren besten und verbreitetsten Liedern gehören:

„Es prangen Haus und Garten" (Pfingstlied).
„Ich suche dich von ganzem Herzen" (Gebet).
„Köstlich ists, dem Herrn vertrauen."
„Kommt, die ihr matt und müde" (Abendlied).

(Quellen: Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrg. 1843. 1. Thl. S. 426—431. — Lebensskizze von Agnes Franz mit ihrem Bildnisse.

Breslau 1846. — Ihr „literariſcher Nachlaß" wurde herausgegeben von Julie v. Groſſmann. Berlin 1844. 3 Bde.)

Freudentheil, Dr., Wilhelm Nikolaus, geb. 5. Juni 1771 zu Stade in Hannover, wo ſein Vater, Gottlieb Chriſtoph Freudentheil, als Kaufmann lebte. Beide Eltern — die Mutter war eine geborene Kuhnemund — gehörten der jüdiſchen Religion an. Sein jüngerer Bruder iſt der in den Hannoveriſchen Verfaſſungskämpfen ſich bemerklich machende Advokat in Stade. Er beſuchte ſeit Oſtern 1778 das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, von 1786 an das Johanneum in Hamburg und bezog dann an Oſtern 1789 die Univerſität Göttingen, um unter Plank, Eichhorn, Spittler, Heeren ꝛc. Philoſophie und Theologie zu ſtudieren. Von der Univerſität aus, wo er mehrere gelungene Preisſchriften geſchrieben hatte, kam er an Michaelis 1792 als Lehrer der alten Literatur und Geſchichte an die Wichmann'ſche Erziehungsanſtalt in Zelle. Dann folgte er 3. Okt. 1796 einem Ruf als Subrektor nach Stade, ward daſelbſt 1805 Conrektor und 1809 Rektor und Nachfolger ſeines frühern Lehrers Ruperti. Hier mußte er im Herbſt 1813 bei dem Bombardement der Küſten plötzlich ſeine Amtswohnung verlaſſen, weil ſie die Franzoſen mit der Einäſcherung bedrohten. Um Michaelis 1814 kam er dann, nachdem er zuletzt noch interimiſtiſcher Garniſonsprediger in Stade geweſen war, als Paſtor nach Mittelkirchen im alten Lande, wurde aber ſchon am 7. April 1816 als Diakonus an die St. Nikolaikirche nach Hamburg berufen. Dieſer Stadt, in der er ſeine Gymnaſialbildung erhalten hatte und die er deßhalb auch ſtets als ſeine zweite Vaterſtadt betrachtete und gewöhnlich nur ſeine „Pflegerin Hammonia" nannte, hatte er, gewohnt, auch in der Ferne Freude und Leid mit ihr zu theilen, im J. 1814 das Gedicht: „Hamburgs Nacht und Morgenröthe" zugeſungen. Das gewann ihm alle Herzen und trug hauptſächlich zu ſeiner Berufung als Prediger Hamburgs bei. Von da an iſt er nun in Hamburg bei jeder frohen und traurigen Begebenheit Gelegenheitsdichter im edelſten Sinne des Wortes geweſen und verwaltete daſelbſt in einer ununterbrochenen Reihe von 37 Jahren, ſelbſt noch als hochbetagter Greis, in großer geiſtiger und körperlicher Thätigkeit das Predigtamt. Er wurde ſpäter Archidiakonus an St. Nikolai und auch nach Eckermanns Tod am 21. Juni 1828 zum Paſtor am h. Geiſt erwählt. Am 21. Juni 1841 erhielt er als gründlicher Gelehrter von Göttingen das theologiſche Doktordiplom zur Feier ſeiner fünfundzwanzigjährigen Amtsthätigkeit in Ham-

burg, das Jahr darauf aber hatte er das jammervolle Unglück des großen Brandes in Hamburg zu erleben, wobei er nicht bloß seine Nikolaikirche, sondern auch seine Pfarrwohnung sammt Mobiliar und Bibliothek eine Beute der Flammen werden sah. Er hat das in einem rührenden, trefflichen Klaggedichte besungen. Am 3. Okt. 1846 feierte er mit seiner ihm noch rüstig an der Seite stehenden Frau, der Tochter des Hannoverischen Predigers und frühern Conrektors der Bremischen Domschule, Lülmann, nebst der goldenen Hochzeit sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum, wobei er selbst die nachher gedruckte Jubelpredigt hielt und großer Theilnahme sich erfreuen durfte, denn er war ein allgemein verehrter und geliebter Mann, der bei der Milde und dem Wohlwollen, die ihn auszeichneten, keinen Feind hatte — ein liebenswürdiger Greis von sokratischer Heiterkeit und classischer Bildung, den theologischen Parteiungen abgeneigt. Humanität in dem Sinne, in welchem Herder dieses Wort ausgeprägt hat, war der eigentliche Stempel seines Wesens. Am Morgen des 6. Merz 1853 hatte er noch als Seelsorger Worte der Ermahnung gesprochen, am Nachmittage sich noch seiner Enkelinnen gefreut — Professor Hinrichs ist sein Schwiegersohn —, als am Abend im Kreise der Seinen der Ruf des Todes an ihn ergieng, der nach wenig Stunden, am Morgen des 7. Merz 1853 ihn schmerzlos vom Glauben zum Schauen hinüberführte.

„Gedichte" weltlichen Inhalts erschienen von ihm zu Hannover im J. 1803 und in zweiter vermehrter Ausgabe zu Hamburg im J. 1831. Namentlich in Gelegenheitsgedichten, Festcantaten ꝛc. ist er ein wahrer Meister. Selbst in seinem hohen Alter hat ihn die Muse noch nicht verlassen. Erst im September 1851 dichtete er für den in Hamburg versammelten Gustav-Adolphs-Verein ein Lied, das am Festtage gesungen wurde — es war sein Schwanengesang. Seine geistlichen und kirchlichen Lieder erschienen zerstreut in „Evers Sammlung geistlicher Lieder. Hamb. 1817.", in Vaters „Jahrbuch für häusliche Andacht", in Böckels Predigeralmanach und, ihrer siebenzehn an der Zahl, im neuen Hamburger Gesangbuch vom J. 1843, für dessen Gestaltung er hauptsächlich als Mitglied der hiefür von 1832—1842 thätig gewesenen Gesangbuchscommission in charakterbildender Weise vom ästhetisch-religiösen Standpunkt aus thätig gewesen ist (s. u.). Von denselben sind erwähnenswerth:

„Auf, zu frommer Feier nach Gethsemane" (1842).
„Der Vater kennt dich, kenn auch ihn" (1829) — W. G. Nr. 43.

„Kämpfend soll ich leben, sterben" (1842).
„Meine Seele, bete, Gottes Heil ist nah" (1842).

(Quellen: Dr. Schröders Lexikon der Hamb. Schriftsteller. 1853. — Handschriftliche Nachrichten von Dr. Gessken.)

Gebauer, Dr., Christian August, geb. 28. August 1792 zu Knobelsdorf im Königreich Sachsen. Nach vollendeten Studien erhielt er eine Collaboratur an der Fürstenschule zu Meißen, deren Schüler er selbst auch gewesen war, kam dann als Institutslehrer nach Cöln und von da im J. 1828 als Professor nach Bonn, wo er jedoch nur kurze Zeit blieb, indem er als Erzieher des Prinzen von Wittgenstein berufen wurde. Hierauf zog er sich mit dem Titel eines russischen Hofraths als Privatgelehrter nach Mannheim und von da nach Tübingen zurück. Hier lebte er seit mehr denn zwanzig Jahren ganz still und zurückgezogen, nur mit literarischen Arbeiten beschäftigt — ein freundlicher, besonders gegen Kinder gar liebreicher Mann. Für dieselben hat er auch unter der Namensverwandlung „Rebau" manches lehrreiche Buch zugerichtet. Das J. 1848 brachte ihm schwere Nahrungssorgen, die er trotz seines wirklich rührenden Fleißes nicht mehr ganz zu heben im Stande war. Dazu kamen dann auch noch manche körperliche Leiden. Er trug aber diese mannigfachen Kümmernisse mit christlicher Geduld und sah mit Ruhe und Fassung seinem Tode entgegen, der ihn dann am 18. Nov. 1852 von noch größeren Nöthen, die ihm in nächster Zukunft drohten, und von allem Uebel erlöste.

Für die Hymnologie hat er Beiträge geleistet durch die Sammelwerke: „Dr. M. Luther und seine Zeitgenossen als Kirchenliederdichter. Leipz. 1827." — „Simon Dach und seine Freunde. Tüb. 1828." — „Erbauliches und Beschauliches, aus G. Tersteegen ausgewählt. Stuttg. 1845." — „Heilige Seelenlust. Geistliche Lieder und Sprüche von Spee, Angelus Silesius und Novalis. Stuttg. 1845." Als geistlicher Liederdichter hat er sich mehr in den Vorhallen des christlichen Lebens und Glaubens bewegt, und obgleich seine Lieder durch ihre fromme, gemüthliche Einfachheit sehr ansprechen, sind sie doch zu sehr in die moderne Sprache gekleidet. Schon im J. 1814 gab er „geistliche und weltliche Gedichte" heraus, von welchen 1821 die vierte Auflage erschien. Dann folgten seine „Blüthen religiösen Sinnes. Elberfeld 1819. 2. Aufl. 1828." und zuletzt: „christliche Gedichte. Mannheim 1843.", welche eigentlich die dritte vermehrte Auflage der „Blüthen" sind. Knapp nahm zwei recht schöne Lieder von ihm in den Liederschatz auf. Zu nennen sind:

„Da steh ich wieder stille."
„Du, liebster Vater, führtest mich" (Knapps Liederschatz).
„Erhalte, Herr, durch deinen Geist."
„Noch geht der Weg hienieden" (Knapps Liederschatz).

(Quellen: Handschriftliche Nachrichten.)

v. **Grüneisen, Dr.**, Carl, geb. 17. Jan. 1802 zu Stuttgart, wo sein Vater, der erste Herausgeber des Morgenblatts, Oberregierungsrath war († 1831). Männer wie Dannecker, Cotta, Haug, Joh. Gottfried Müller waren als die Freunde seines Vaters oft in seinem elterlichen Hause, und so ward frühe schon in ihm die Liebe zur bildenden Kunst und zur Poesie erweckt. Im J. 1819 trat er vom obern Gymnasium zu Stuttgart in das theologische Seminar zu Tübingen über und besuchte dann im J. 1823 Berlin, um Schleiermacher zu hören, mit dem er in genauen Geistesverkehr und persönlichen Umgang trat. Bald nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde er im J. 1825 als dreiundzwanzigjähriger Jüngling zum Hofkaplan und Feldprediger der Königl. Garden zu Stuttgart ernannt, zu welchem Amte ihm im J. 1831 auch die Inspektion der Stuttgarter Volksschulen übertragen wurde. Er vermählte sich mit einer Tochter des berühmten Mathematikers, M. Joh. G. Fr. Bohnenberger, Professors zu Tübingen, die er aber nach zwanzigjährigem, mit Fried und Freud gesegnetem Ehebund im Herbst des Jahrs 1845 zu Grab geleiten mußte. Nach d'Autels Tod wurde er im J. 1835 Hofprediger, Oberconsistorialrath und Feldprobst, und das Jahr darauf erwählte ihn die theologische Fakultät zu Leipzig zum Doktor der Theologie, nachdem er zuvor schon Mitglied der dortigen historisch-theologischen Gesellschaft geworden war. Im J. 1846 wurde er zum Oberhofprediger ernannt. Seine Wirksamkeit als Prediger hat er erprobt durch die von ihm herausgegebenen „Predigten, gehalten in der Hofkirche. Ein vollständiger Jahrgang ausgewählter Sonn- und Festtagspredigten. Stuttg. 1842." Besonders machte er sich auch auf dem Gebiete der Kunstästhetik durch mehrere treffliche Schriften und Abhandlungen, z. B.: „Ueber bildliche Darstellung der Gottheit. Ein Versuch. Stuttg. 1828." — „Ueber das Sittliche der bildenden Kunst bei den Griechen. Leipz. 1833.", bekannt, wofür ihn im J. 1845 die Akademie der Künste in Berlin zu ihrem Ehrenmitglied erwählte. Er hat durch solche Schriften das tiefere Verständniß der christlichen Kunst sehr wesentlich gefördert. Auf dem Gebiet der weltlichen Poesie steht er mit Schwab als ein edler Genosse der schwäbischen Dichterschule da. Eine Sammlung seiner jugendfrischen

Dichterblüthen gab er heraus unter dem Titel: „Lieder von C. Grüneisen. Stuttg., bei Cotta. 1824." Mit Recht wird an denselben „die leichte anmuthige Form, dichterische Phantasie und Tiefe des Gefühls" gerühmt. Einige Proben geistlicher Lieder finden sich im zweiten Jahrgang von Friederichs Selitha (1831), z. B. das schöne Jesuslied: „Du theures Wort, dem Kraft und Leben." Wie einst der Hofprediger Eberh. Ludw. Fischer (s. Bd. II. S. 206) zum Würt. Landesgesangbuch von 1741, so hat auch er zum neuesten Würt. Gesangbuch einige Beiträge, namentlich ein im kirchlichen Styl gehaltenes Lied auf das Geburtsfest des Königs, geliefert:

„Preis, Ehr und Lob sey dir" — W. G. Nr. 525 —

und ein Abendmahlslied:

„Jeder Tag hat seine Plage" — W. G. Nr. 259.

Er gab auch heraus: „Christliches Handbuch in Gebeten und Liedern. Stuttg. 1846. 3. Aufl. 1853.", welches für die sechste Woche von ihm verfaßte Gebete im Anschluß an das Vaterunser enthält.

Namentlich aber auch auf dem Gebiet der Hymnologie hat er große Thätigkeit entwickelt. Durch die im Seitherigen öfters erwähnte Schrift: „Ueber Gesangbuchsreform. Stuttg. 1838." (s. u.) hat er nicht nur eine richtigere Auffassung des Kirchenlieds überhaupt, sondern insbesondere das Zustandekommen des Würt. Gesangbuchs wesentlich gefördert. Als Mitglied des Consistoriums war er auf der im J. 1841 versammelten Gesangbuchssynode für Abfassung desselben mit Geist und Wort thätig, und seine in der genannten Schrift ausgesprochenen Grundsätze über Auswahl und Fassung der Lieder haben meist den Sieg davon getragen. Eben so großes Verdienst hat er auch als Kenner der edlen „Musika" um das Zustandekommen des 1844 erschienenen neuen Würt. Choralbuchs; er führte den Vorsitz in der hiefür niedergesetzten Commission und wußte trefflich die sich schroff gegenüberstehenden Ansichten zu einigen (s. u.).

Ein noch größerer Wirkungskreis auf die evangelische Gesammtkirche des deutschen Vaterlands hat sich ihm in der neuesten Zeit eröffnet, indem er nicht bloß im J. 1844 als Würt. Abgeordneter bei der wichtigen Versammlung des allgemeinen evangelischen Vereins für die Gustav-Adolphs-Stiftung in Göttingen erschien, sondern hauptsächlich ihm es vergönnt war, die Idee eines festern Zusammenschlusses der verschiedenen deutschen evangelischen Landeskirchen und die Förderung der wahren kirchlichen Interessen anzuregen und auszuführen: wie er denn auch in den ersten

Wochen des Jahrs 1846 als Vertreter der Würt. Landeskirche auf der hauptsächlich durch seine Anregung zu Stand gekommenen großen Berliner Synode thätig war. Dort half er unter Anderem den Beschluß bewirken, daß man eine Reform der Landesgesangbücher vornehmen und sich über eine bestimmte Anzahl Kernlieder einigen sollte, welche hinfort die Grundlage sämmtlicher deutschen evangelischen Landesgesangbücher hauptsächlich zu bilden hätten. Dieß half er denn vollends zu seinem Ziele führen bei der abermals durch seine Bemühungen zu Stand gekommenen und von ihm als Vorsitzenden durch einen Gebetsgottesdienst auf der Wartburg am 3. Juni 1852 eröffneten Kirchenconferenz zu Eisenach.

Harms, Claus, der berühmte „in Zungen redende gewaltige Prediger der Gerechtigkeit", wurde als der Sohn eines Müllers in Süddithmarschen in Holstein im J. 1778 geboren. Nur in der Dorfschule und gelegentlich vom Pfarrer des Orts in den Anfangsgründen der lateinischen und griechischen Sprache unterrichtet, stand er bis zu seinem neunzehnten Jahr seinem Vater und nach dessen Tod der Mutter im Müllerberufe bei. Da brachte er es endlich, von einem unabweisbaren Wissensdurst getrieben, dahin, daß er das Gymnasium zu Maldorf und darauf auch die Universität Kiel besuchen konnte. Er machte gute Fortschritte in seinen Studien und übernahm nach deren Vollendung eine Hauslehrerstelle, worauf er im J. 1806 Landpfarrer zu Lunden in Vorderdithmarschen wurde. Hier gab er die in der ganzen Predigtweise der evangelischen Prediger einen Umschwung begründende Winterpostille (1808) und Sommerpostille (1811) heraus, wovon nun im J. 1836 bereits die fünfte Auflage erschienen ist. Während seitdem nach Reinhards Muster der Ton der abhandelnden, gleichmäßig sich fortbewegenden und alles Bildliche und Körnigte vermeidenden Rede auf den Kanzeln vorgeherrscht hatte, fieng nun er als ein Mann des Volkes auf der Kanzel wieder volksgemäß zu reden an, indem er an Sprüchwörter und volksthümliche Liederverse anknüpfte und Bilder aus der Natur zur Unterlage für die zu verkündenden christlichen Wahrheiten machte. Mit Luther schaute er dabei dem Volk auf den Mund und lernte es ihm ab, wie man mit ihm reden müsse. So predigte er gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten und sein Vortrag hatte etwas Hinreißendes. Von der Kraft seines Gebets und seiner Rede wird unter Anderem Folgendes erzählt: Einst bat er zur Zeit einer anhaltenden Dürre auf der Kanzel um Regen. Keiner der Anwesenden hatte diesen beim Kirchgange erwartet und Alle, selbst Harms,

waren nicht wenig überraſcht, als die ſchweren Tropfen plötzlich an die hohen alten Kirchenfenſter klopften. Tief ergriffen und erblaßt ſchwieg er einige Sekunden, anſcheinend lauſchend, und rief dann mit gedämpftem, immer mehr anſchwellendem Tone: „Horch, liebe Gemeinde! der Herr hat dich erhört, der Herr geht über dir einher und ſeine Ferſen triefen von Segen.“ Ein andermal begann er eine Bußtagspredigt mit den gewaltigen, tief einſchneidenden Worten: „Nicht **cantate**, wie am vorigen Sonntag, nicht **jubilate**, wie am zukünftigen, ſondern **ejulate**, weinet und wehklaget! iſt dein heutiger Text, liebe Gemeinde.“ In Lunden hatten übrigens ſeine Predigten noch etwas Altteſtamentliches; ſtrenge Forderung getreuer Pflichterfüllung machte er vorherrſchend mit wahrhaft ſittlichem Ernſt geltend. Er iſt hier mehr noch der bloße Supranaturaliſt. In Kiel aber nun, wohin er im J. 1816 als Archidiakonus befördert wurde, drang er mehr und mehr in die Tiefe der chriſtlichen Erkenntniß ein und der poſitive Gehalt des Chriſtenthums wurde ſein innerſtes Lebenselement. Das geſchah ſo in Folge des gewaltigen Streits, in welchen er durch die zur Reformationsfeier herausgegebene Schrift verwickelt wurde: „Das ſind die 95 Theſes oder Streitſätze Dr. Luthers theuren Andenkens, zum beſondern Abdruck beſorgt und mit andern 95 Sätzen als mit einer Ueberſetzung aus 1517 in 1817 begleitet. Kiel 1817.“ In dieſen Sätzen, in welchen er den Rationalismus auf derbe Weiſe angriff, von einem Pabſtthum der Vernunft redete, von welchem die Kirche des neunzehnten Jahrhunderts eben ſo gut erlöst werden müſſe, als einſt die des ſechzehnten von der römiſchen Tyrannei, und viele Gebrechen im Kirchenweſen nicht bloß im Holſteiniſchen, ſondern in ganz Deutſchland und in der proteſtantiſchen Kirche überhaupt aufdeckte, verkündete er aufs Neue wieder den der kirchlichen Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben völlig entfremdeten Zeitgenoſſen die Lehre von der gänzlichen Verdorbenheit des Menſchen und dem allein ſeligmachenden Glauben und forderte Rückkehr zum alten lutheriſchen Glauben, zur alten frommen Sitte der Väter. Zunächſt im Holſteiniſchen entſtand dadurch ſo große Bewegung, daß der Zwiſt der Parteien ſich bis in die geſellſchaftlichen und häuslichen Verhältniſſe hinein erſtreckte. Die Straßenjungen in Kiel ſangen ſogar mit Anſpielung auf ſeinen Namen: „Roſen auf den Weg geſtreut, und — des Harms vergeſſen.“ In der ganzen evangeliſchen Kirche Deutſchlands aber auch ward dadurch der kirchliche und religiöſe Indifferentismus durchbrochen und eine regere Theilnahme am kirchlichen Leben trat in den

Volkskreisen nun wieder ein, neben dem, daß der Anstoß gegeben war zur Rückkehr zum Alten. Neben seinen „christologischen Predigten. 1821." — „Predigten über das h. Abendmahl. 1822." — „über die drei Artikel des christlichen Glaubens. 1830. 1833. 1834." — „Predigten über die h. Passion. 1838." — „über die Religionshandlungen der lutherischen Kirche. 1839." und andern hat er sich im weitern Verlauf seiner Wirksamkeit in Kiel, wo er zum Hauptpastor an St. Nikolai, Kirchenprobst und Generalsuperintendenten befördert wurde, namentlich auch noch durch folgendes Werk berühmt gemacht: „Der Prediger, wie ihn die Pastoraltheologie seyn und thun läßt. 1830. 2. Aufl. 1837." Einen Ruf nach Rußland als evangelischer Bischof und nach Berlin an Schleiermachers Stelle hat er ausgeschlagen und ist bis heute in Kiel verblieben. Unter den Schatten, die ihn jetzt bedecken, erfährt er gewiß täglich die Tröstungen des unerschaffenen Lichtes.

Auch auf dem Gebiet der Hymnologie und als geistlicher Dichter trat er auf, ohne jedoch hier an sich selbst die Rückkehr zum Alten durchgreifend zu bewähren. Nicht nur gelang es ihm nicht recht, bei seinen eigenen Liedern den alten Kirchenliederton zu treffen, er hat auch in seiner „Beleuchtung des vielseitigen Tadels, mit welchem das neue Berliner Gesangbuch angegriffen worden ist. Berlin 1830." sonderbaren Anstoß an P. Gerhards Meisterlied: „Nun ruhen alle Wälder" genommen. Von seinen Liedern hat er nicht wenige in seine Predigten verwoben und dann noch eine besondere Liedersammlung herausgegeben unter dem Titel: „Gesänge für die gemeinschaftliche und für die einsame Andacht, gesammelt von Archidiakonus Harms. 1828." Wir nennen sein von A. Knapp mitgetheiltes und mit zwei Versen vermehrtes Lied:

„Gott woll uns hoch beglücken."

(Quellen: Rheinwalds Repertorium für theol. Literatur. Jahrg. 1840. 30. Bd. S. 54 f. — eine Charakterschilderung von Assessor Theodor v. Kobbe in Oldenburg.)

Herwig, Marie Sophie, geb. 22. Okt. 1810 zu Eßlingen, wo ihr Vater, M. Friedrich August Herwig, vieljähriger, in großem Eifer für den Herrn wirkender Prediger und Dekan war und heute noch in gesegnetem Andenken steht († 2. Merz 1839). Sie war kaum zwei Jahre alt, als sie ihre treue Mutter, Magdalena Dorothea Sophia, eine Tochter des ehrwürdigen Stadtpfarrers M. Friedrich Köstlin zu Eßlingen, verlor; schon nach einem Jahre erhielt sie aber eine zweite Mutter, die nicht minder treu für sie sorgte — Johanne Luise Friederike, Tochter des

Pfarrers Gottfried Oſiander in Hauſen. Frühe ſchon zeigte ſie bei einem weichen, tiefen Gemüthe einen feſten Charakter und eine Klarheit des Geiſtes, der das einmal als wahr und recht Erkannte feſthielt. Die religiöſe Richtung, welche ihr kindliches Gemüth ſchon frühe nahm, hielt ihre lebhafte Phantaſie ſtets in den gehörigen Schranken und gab ihr zugleich auf die Zeit der Leiden, die bald über ſie hereinbrechen ſollten, die rechte Gottesſtärke zum Tragen und Dulden. Bei vieler äußerer Anmuth zeigten ſich in ihrem zwölften Jahr Spuren von einer Verkrümmung des Rückgrathes, die unerachtet aller Kuren immer bedeutender wurde, ſo daß ſie im vierzehnten Jahre ganz krumm und ausgewachſen war. So ſah ſie zwar ſchon in der Blüthe der Tage ihr äußeres Lebensglück ſchmerzlich geſtört, aber ſie trug dieſe ſchwere Schickung mit gottergebenem heiterem Sinn, und nur um ſo lieblicher fieng nun das innere Leben des Geiſtes bei ihr zu blühen an. Sie hielt ſich im Glauben an den feſt, der ihr dieſen Leidensweg vorzeichnete, und aus einer herzlichen Liebe zu Jeſu, dem ſie ihr Herz ganz zum Eigenthum gab und deſſen Sünderliebe anzuſchauen ihre höchſte Freude war, floß auch ein reicher Liebesſtrom, mit welchem ſie nicht nur die Ihrigen, ſondern auch ſolche, die ihr ferner ſtanden, auf die wohlthuendſte Weiſe erquickte. Die Liebe war ihr Element. Bei ſolchem Liebesſinn gieng ein glühendes Verlangen ihrer Seele dahin, daß auch die Heiden und das ihr immer beſonders theure und merkwürdige Volk Iſrael zu Jeſu gebracht würden. Man konnte ſie oft belauſchen, wie ſie in innigem Flehen für die Bekehrung des Heiden- und Judenvolks zum Herrn rief. Liebliches Zeugniß hievon giebt auch ihr Miſſionslied: „Waſſerſtröme will ich.“ Im J. 1826 fieng ſie ein Liederbuch an, in welches ſie nicht nur die ihr Herz am meiſten anſprechenden und erquickenden Lieder frommer Dichter, ſondern auch eigene dichteriſche Herzensergüſſe eintrug, welche ihre jedesmalige innere Erfahrung ausdrückten. Sonſt auch erfreute ſie die Ihrigen bei verſchiedenen Anläſſen und Familienereigniſſen mit lieblichen Früchten ihrer dem Herrn geweihten Dichtergaben.

Von Jahr zu Jahr mehrten ſich aber ihre körperlichen Beſchwerden, die ihr auch den öftern geſelligen Umgang ſehr erſchwerten. Ihr Tagebuch, das ſie in den ſpätern Jahren ihres Lebens zu führen angefangen, zeugt von den innern Kämpfen, die ſie unter denſelben zu kämpfen hatte, aber auch von ihrem innigen Feſthalten an dem kindlichen Glauben: „Gott iſt die Liebe“ (1 Joh. 4, 16.). Im J. 1835 führte ſie eine

Brustentzündung an den Rand des Grabes; sie genas aber wieder und nahm dieß mit dem kindlichsten Dank gegen den Herrn als ein neues Gnadengeschenk von seiner treuen Hand an, hatte jedoch von da an mehr zu leiden, als je zuvor. Sie sollte damit nach den Friedensgedanken des Herrn als eine reine Jungfrau Christo zugebracht werden und mehr und mehr sorgen lernen, was dem Herrn angehöret, daß sie heilig sey, beides am Leibe und auch am Geiste und einst unsträflich bestehe vor dem Stuhl Gottes (2 Cor. 11, 2. 1 Cor. 7, 34. Offenb. 14, 4. 5.). In solchem Schmelzofen der Leiden lernte sie dann auch dem Lamme nachfolgen, wo es hingehet, so daß sie bereit war, als es selbst zum Tode gieng. In den letzten Tagen des Jahrs 1835 wurde sie nämlich von einem heftigen Katarrhfieber befallen, das in den ersten Tagen des Jahrs 1836 eine tödtliche Wendung nahm. Sie sprach nun mit freudiger Hoffnung von ihrem nahen Heimgang, aber auch mit völliger Ergebung in den Willen Gottes, falls ihr noch ein längeres Leben ausersehen wäre. Als ihr der Arzt am 5. Jan. heftige Bangigkeiten, die sich bei ihr einstellten, als Vorboten ihrer nahen Vollendung kund gab, freute sie sich herzlich darüber. Der Tag wechselte mit Erstickungsanfällen und leichtern Augenblicken, in welchen ihr der Zuspruch und das Gebet des gottseligen greisen Vaters und die Anwesenheit von fünf Schwestern recht stärkend und erquickend war. Die Verheiratheten unter ihren Geschwistern ermahnte sie noch herzlich, „ihre Kinder doch fein gewiß dem Heilande zu erziehen." Nachts um zehn Uhr bat sie die Eltern, sich zu Bette zu legen, mit der Versicherung, man wolle sie rufen lassen, wenn ihr Ende näher rücke. Um zwölf Uhr ließ sie sich von den Schwestern aus dem Sessel in das Bett legen, dankte ihnen noch freundlich für diese Schwesterliebe, richtete sich dann schnell auf und rief: „Welch ein Chor!!" — und mit diesen Worten athmete sie zum letztenmal den 6. Jan. 1836, Nachts halb ein Uhr. Gestillt war nun das Himmelsheimweh, in dem sie zuvor gesungen:

„Hole bald mich, theure Liebe,
Hinauf zu dir, hier ist es trübe —
Mich tödtet diese Erdenluft!
Eil mit mir zum letzten Schritte,
Vollende mich! der schwachen Hütte
Hast du geweiht die Sterbegruft.

Dann flieg ich schnell empor,
Geh' ein durch's Perlenthor
Deines Tempels.
Da schau ich dann
Dich selig an,
Wie dich die Liebe schauen kann."

Manche ihrer noch ungedruckten schönen Lieder hat A. Knapp in der Christoterpe und in seinem Liederschatz mitgetheilt. Besonders schön und nennenswerth sind:

„Dir, Herr Jeſu, Heil der Erden."
„Gieb, daß ich ewig treu dir bleibe."
„Waſſerſtröme will ich gießen" — W. G. Nr. 223.

(Quellen: Handſchriftliche Nachrichten.)

Heſekiel, Dr., Chriſtian Friedrich, geb. 27. Okt. 1794 zu Rehſen im Deſſauiſchen, wo ſein Vater Pfarrer war. Er ſtudierte in Leipzig und trat von da aus, als der deutſche Freiheitskampf begann, im J. 1813 als Freiwilliger unter die Waffen, die er auch bis zum Friedensſchluß im J. 1815 für das Vaterland getragen hat. Nachdem er hierauf ſeine Studien in Halle wieder fortgeſetzt und vollendet hatte, wurde er 1818 zum Diakonat an der St. Moritzkirche in Halle berufen, mit welchem Amte noch verſchiedene Lehrämter am Pädagogium und in Privatanſtalten verbunden waren. Er machte ſich nun als gemüthlicher Jugendſchriftſteller und geiſtvoller Dichter bemerklich: Seit 1827 beſorgte er die Redaktion des „Halliſchen Wochenblatts" und zum Theil auch des „Halliſchen Journals für Prediger", ſo wie das Sekretariat der oſtindiſchen Miſſionsanſtalt. In ſeinen Predigten ſchloß er ſich an die Predigtweiſe Dräſecke's an und verkündete mit Glaubenswärme das Wort vom Kreuze. Im J. 1834 wurde er als Generalſuperintendent und Conſiſtorialrath nach Altenburg berufen, wo er ſich 1838 wegen eines durch ihn betriebenen Conſiſtorialreſcripts gegen die rationaliſtiſche Predigtweiſe der Altenburger Geiſtlichen in einen heftigen Kampf verwickelte. Leidenſchaftliche Gegner ſeiner Glaubensanſichten, namentlich Dr. Schuderoff in Ronneburg, verbitterten ihm ſeine Tage, ſo daß er frühe ſchon ſein Leben an einem Nervenfieber endete — den 14. April 1840. Kurz zuvor waren als ſein Schwanengeſang, als „die ſüße Segensfrucht oft bitterer Lebensſtunden, der Siegesfreude Dank nach ſchweren Kampfesſtunden", die lyriſch-didaktiſch gehaltenen „Lehrſprüche des Glaubens. Ein Weihgeſchenk für die Jugend am Confirmationstage. Hamb. 1840." von ihm herausgegeben worden. Die Schlußverſe des Ganzen klingen wie die Ahnung und Mahnung eines Sterbenden:

An Chriſtus ſchließ dich an mit ungefärbtem Glauben
Und laß dir von der Welt nicht deine Hoffnung rauben.
Des Himmels Krone ſuch im Lieben und im Leiden,
So wird auf ew'ger Au der gute Hirt dich weiden.

Geiſtliche Lieder hat er ſchon während ſeines Aufenthalts in Halle herausgegeben unter dem Titel: „Blüthen heiliger Dichtung. Erſter und zweiter Kranz. Halle 1827." Andere finden ſich auch in Dr. G. Friede-

richs Selitha, im Jahrbuch christlicher Andacht für religiös gebildete Frauen und Töchter. 1830. 1831. und in Vaters Jahrbuch der häuslichen Andacht. Sie streifen etwas an Niemeyers Manier (S. 104), zeugen aber von dichterischem Geiste und inniger Empfindung. Das bekannteste ist sein Gebetslied:

„Gott und Vater, zu dir wendet."

Hey, Wilhelm, geb. 27. Merz 1799 zu Leina bei Gotha, Sohn des dortigen Pfarrers. Nachdem er in Jena und Göttingen Theologie studiert hatte, wurde er Pfarrer in Töttelstädt, von wo er 1828 als Hofprediger nach Gotha kam. Hier gab er eine Auswahl seiner in der Hofkirche in den Jahren 1829 und 1831 gehaltenen Predigten im J. 1832 heraus. In demselben Jahr zog er, nachdem er über Ebr. 13, 8. seine Abschiedspredigt in Gotha gehalten, als Superintendent nach Ichtershausen bei Gotha. Er ist besonders bekannt als der anmuthige Fabeldichter für Kinder (50 Fabeln. Hamb. 1833. 50 neue Fabeln. Hamb. 1837.). In seinen im J. 1816 zu Berlin erschienenen Gedichten stehen 20 geistliche Lieder von ihm. Neuere legte er nieder in **Dr.** Johann Severin Vaters Jahrbüchern der häuslichen Andacht, in Plieningers Weihnachtsblüthen und besonders in A. Knapps Christoterpe, wo sie gruppenweise erschienen, z. B. Adventslieder, Lieder vom Gehorsam und 23 Lieder unter dem Titel: „Biblische Bilder" (Jahrg. 1835). Im J. 1838 gab er auch zu Hamburg heraus: „Erzählungen für die Jugend dichterisch bearbeitet." Kletke giebt folgendes Urtheil über ihn ab: „Als geistlicher Dichter zeigt er Gemüth, christliche Anschauung und Leichtigkeit der Versifikation; doch verleitet ihn diese häufig auch zu schwungloser Gedehntheit."

Recht schön sind folgende seiner kindlich frommen Lieder:

„Du Herz voll Liebe, meine Tage."
„Herr, mein Gott, wer ist dir gleich."
„Herr, nicht mein, sondern dein Wille geschehe" — 1825 — (in Bunsens allgemeinem evang. Gesang- und Gebetbuch 1833 mitgetheilt).
„Wenn du je wieder zagst, mein Herz, in Prüfungsstunden."
„Wenn auch vor deiner Thür einmal" oder:
„Christ, wenn die Armen manchesmal" — W. G. Nr. 431 und bairischer Gesangbuchsentwurf.
„Wenn ich es je vergesse."
„Wer steht vor meiner Thür."
„Wie muß ich bitter weinen."

Hopfensack, Dr., Johann Christian Wilhelm August, geb. 1. Okt. 1801 zu Schloß-Vippach im Großherzogthum Sachsen-Weimar.

Er besuchte das Gymnasium zu Erfurt und die lateinische Schule des Halleschen Waisenhauses, studierte vom J. 1817—1820 Theologie und Philologie in Leipzig und 1820—1821 in Bonn, um welche Zeit er zu Halle Doktor der Philosophie wurde. Im Herbst 1821 wurde er Oberlehrer am Gymnasium zu Duisburg und an Ostern 1830 Professor und erster Oberlehrer zu Cleve. Von da aus war er in den Jahren 1847 und 1849 als Mitglied auf der Rheinischen Provinzialsynode thätig.

Von seinen durch religiöse Innigkeit und Klarheit sich bemerklich machenden Liedern, bei welchen ernstes Studium des Kirchenlieds nachwenn auch nicht ganz durch-klingt, erschienen bis jetzt 103 gedruckt in der Düsseldthaler Zeitschrift: „Der Menschenfreund", Jahrg. 1839—1843, in Fr. W. Krummachers „Palmblättern" vom J. 1846 und in A. Knapps „Christoterpe", Jahrg. 1840 und 1843, so wie in den von ihm selbst herausgegebenen Schriften: „Vierzig alte und neue Lieder für Kirche, Schule und Haus. Düsseldorf 1832." und: „Erinnerungskranz aus Cleve. Cleve 1840." Davon giengen mehrere in das neue Leipziger Stadtgesangbuch über und A. Knapp nahm ihrer 19 in die zweite Ausgabe des Liederschatzes auf. Eine Gesammtausgabe seiner Lieder wird noch im J. 1853 zu Leipzig bei Gebhard erscheinen unter dem Titel: „Taschenbuch neuer geistlicher Lieder für alle Tage des christlichen Kirchenjahrs." Die Lieder für christliche Schulen sind davon ausgeschlossen, dagegen 406 Lieder über die sonn- und festtäglichen Evangelien, die Sonntagsabschnitte des Heidelberger Katechismus, das Leben des Herrn nach den Evangelien, besonders auch die einzelnen Züge der Passionsgeschichte, die biblischen Geschichten des A. Testaments ꝛc. aufgenommen. Ein Theil derselben ist nach den Melodien der in der niederländischen und französischen Kirche gebräuchlichen Psalmen gedichtet. Wir nennen von seinen Liedern:

„Gen Himmel fuhr mein Heiland auf."
„In deines Vaters Hände."
„Wie wirds im ew'gen Frühling seyn."

(Quellen: Handschriftliche Nachrichten.)

Josephson, Ludwig, wurde geboren 28. Jan. 1809 zu Unna in Westphalen, wo zweihundert Jahre zuvor Philipp Nicolai seine herrlichen Lieder im höhern Ton gedichtet hatte (s. Bd. I. S. 182). Sein Vater lebte daselbst als Kaufmann. Schon als Kind fieng er Lieder nach den Melodien der Kirchenlieder zu dichten an und sein erstes, das er auf solche Weise dichtete, war ein Gebet um Vergebung der Sünden. Der

fromme Candidat Bergmann, der erst vor 1½ Jahren als Prediger gestorben ist, so wie der noch lebende Pfarrer von Velsen waren die Lehrer seiner ersten Jugend und wiesen und führten ihn frühe zum Herrn. Gleichwohl kam er erst während seiner Studienzeit zu Bonn in den Jahren 1827—1830, wo er ein fleißiger Zuhörer von Nitzsch war und seine Bibelstudien vorzugsweise aus den Alten, für das Neue Testament besonders aus J. A. Bengel und J. Fr. Flatt schöpfte, zur vollen Erkenntniß der göttlichen Gnade in Christo. Dadurch ward ihm erst der rechte Liederquell im Herzen eröffnet und er fieng nun an, diese selige Erkenntniß und das Kreuz Jesu Christi mit seinem reichen Segen in vollen Liedertönen zu besingen.

Ich weiß, worüber ich mich freue,
Ich juble, weil ich Jesum fand:
Denn eine größ're Liebestreue
Hat Erd und Himmel nie gekannt!
Er hat mit ew'gen Heilsgedanken
Auch meiner liebend schon gedacht,
Hat aus der Knechtschaft harten Schranken
Zur Kinderfreiheit mich gebracht.

Mir ist ein Reichthum aufgegangen,
Den keine Menschenzahl beschreibt;
Ein Bildniß seh ich vor mir prangen,
Das stets in ew'ger Schöne bleibt!
Ich habe einen Quell gefunden,
Der sprudelt ewig hell und klar,
Der läßt mein krankes Herz gesunden,
Der labt den Müden wunderbar —

so schildert er die Freude, die ihm nun in seiner Seele aufgegangen war. An Ostern 1830 verließ er die Universität Bonn und trat als Hauslehrer in der Familie des Ministers v. Bodelschwingh ein. Nachdem er sofort zu Münster das erste theologische Examen mit ausgezeichnetem Erfolge bestanden hatte, ward ihm das zweite erlassen und er bereits im J. 1832 ins geistliche Amt berufen, indem er zum Pfarrer an der evangelischen Gemeinde Iserlohe in Westphalen ernannt wurde, wo seitdem der Vater des Oberconsistorialraths Dr. Strauß in Berlin als geistlicher Hirte gestanden war. Er ist der Union von Herzensgrund zugethan, steht aber in Bezug auf die Abendmahlslehre zum lutherischen Bekenntniß. Einen Ruf, den er schon nach zwei Jahren an das Lehrerseminar zu Neuwied erhalten hatte, schlug er aus und blieb so neunzehn Jahre lang an seiner Gemeinde, die er als lebendiger Zeuge des Herrn und gesalbter Prediger mächtig förderte im Werke Gottes. Viele seiner Predigten erschienen einzeln im Druck, wie er auch „die evangelischen Zeugnisse aus Mark und

Westphalen" — eine bis jetzt aus vierzehn Bänden bestehende Predigtsammlung zum Besten der Mission — herausgiebt. Rauschenbuschs Handbuch zur biblischen Geschichte für Lehrer hat er 1847 und 1849 ganz umgearbeitet und fast als ganz neue Arbeit herausgegeben; auch „die Brosamen" in den neueren Monatsheften der von seinem Freund **Dr.** Barth (s. S. 309) herausgegebenen „Jugendblätter" haben ihn zum Verfasser. Seit 4. Mai 1851 ist er Divisionsprediger zu Münster in Westphalen.

Er gab eine Auswahl seiner schwunghaften und gesalbten geistlichen Lieder und Gedichte unter dem Titel heraus: „Stimmen aus Zion. Iserlohe 1841." Obgleich dieselben eigentlich nicht im Buchhandel erschienen, sondern von ihm einem angehenden Buchdrucker, um demselben aufzuhelfen, in Verlag gegeben worden waren, verbreiteten sie sich doch in weitern Kreisen und giengen in manche Gesangbücher über. So hat z. B. Knapp zwölf derselben in seinen Liederschatz Ausg. 2. aufgenommen. Eine um das Doppelte vermehrte neue Auflage liegt zum Druck bereit. Er liebt es namentlich, Psalmen frei als Kirchenlieder zu bearbeiten und dabei die neutestamentliche Seite der alttestamentlichen Dichtung darzulegen. Unter den besten seiner nicht selten den ächten Kirchenliederton anschlagenden, aus einem tiefen und warmen christlichen Gefühl entsprungenen Lieder nennen wir:

„Herr Jesu Christ, du Gottessohn."
„Ich hebe meine Augen" — Ps. 121.
„Schmücke mich zum Hochzeitfeste."
„Wir geben uns in deine Hände."

(Quellen: Handschriftliche Nachrichten.)

Kern, M., Christian Gottlob, wurde geboren den 13. Jan. 1792 zu Söhnstetten auf der Alp bei Heidenheim, wo sein Vater Pfarrer war. Die Taufnamen erwählte für ihn sein Vater mit Beziehung auf den Mann, der damals die Stütze und Zierde der würtembergischen Kirche und Gottesgelehrtheit war, **Dr.** Christian Gottlob Storr (S. 166). Durch das väterliche Beispiel herzlicher Gottesfurcht und segensreicher Uebung des christlichen Berufs erhielt er frühe Eindrücke der Gottseligkeit und frühe Empfindung der Heiligkeit des christlichen Lehramts. Seine Kindheit fiel gerade in die schweren Zeiten der Kriegsdrangsale, unter welchen auch seine Eltern durch wiederholte Plünderung der Franzosen den empfindlichsten Verlust an Hab und Gut zu erleiden hatten. So begann die Schule der Leiden schon frühe für ihn. Im J. 1806 wurde er in das

Kloſter zu Denkendorf aufgenommen. In großem Wiſſensdurſt ſtudierte er hier oft ganze Nächte lang und legte dadurch den Grund zu der Gebrechlichkeit und höckerigten Verwachſung ſeines Körpers. Nachdem er ſodann auch noch im Kloſter zu Maulbronn geweſen, kam er im J. 1810 in das theologiſche Seminar zu Tübingen, wo er ſeinen ältern Bruder, den nachmaligen Doktor und Profeſſor der Theologie, Friedrich Heinrich Kern, mit dem er ſtets durch höhere Geiſtesbande aufs Innigſte verknüpft war, noch drei Jahre lang neben ſich hatte. Eifriges Studium der Werke von Storr und die anregende Wärme der Vorträge des Dr. Joh. Friedrich Flatt gaben ihm eine gründliche theologiſche Bildung. Nach vollendeten Studien kam er im J. 1815 auf zwei Jahre als Vikarius nach Plochingen a. N. und von da im J. 1817 als Repetent ins Seminar zu Tübingen. Der damals entbrannte Kampf zwiſchen Schriftglauben und Vernunftglauben bereitete ſeinem forſchenden Geiſte manche innere Kämpfe um die Wahrheit, aus denen ihn jedoch Gott durch mannigfaltige Züge der Gnade ſiegreich herausführte. Zu dieſen Gnadenzügen gehörten namentlich ſchwere und gefährliche Bruſtleiden, an denen er lange darniederlag; zu ganz beſonderem Segen wurden ihm aber die Predigten des ehrwürdigen Dann, der damals Pfarrer in Oeſchingen war. Er zog, wie ſo viele junge Theologen zu thun pflegten, oft zu ihm hinaus in ſeine Dorfkirche und er bekennt davon: „Durch ſeine Vorträge lernte ich nicht nur eine ſehr wirkſame Art zu predigen kennen, ſondern ſie trafen auch mein Innerſtes und ſtärkten mich mehr, als die gelehrte Predigtmanier, der ich, ſo wenig ich mich ſelbſt von ihr ganz losmachen konnte, überdrüſſig ward.“

Im J. 1820 wurde er Helfer in Beſigheim und vermählte ſich nun mit Henriette, Tochter des Oberfinanzraths Raſt, wodurch er ein Schwager des ehrwürdigen Studiendirektors, frühern Profeſſors der Theologie und Hofpredigers, Friedrich Gottlieb Süßkind, wurde. In ihr fand er das Glück ſeines Lebens und eine treue Pflegerin in ſeinen Leiden, welche auch in Beſigheim durch tödtliche Bruſtleiden bald über ihn hereinbrachen. Der Herr riß ihn aber wieder gnädig heraus. Nach vierjährigem geſegnetem Wirken in Beſigheim wurde er im J. 1824 als Prediger und Profeſſor an das niedere evangeliſch-theologiſche Seminar zu Schönthal berufen und erhielt auf dieſe Art denſelben Beruf und Wirkungskreis, den einſt A. Bengel als Kloſterpräzeptor zu Denkendorf hatte. Ihn nahm er ſich auch zum Vorbild in ſeinem Amte. Er genoß deßhalb auch unter ſeinen Schülern die allgemeinſte Verehrung

und Hochachtung. Doch unterbrachen schon nach fünfthalb Jahren neue Brustleiden und dazu kommende große Augenschwäche sein schönes Wirken, indem er sich dadurch genöthigt sah, seine Stelle niederzulegen. Nun wurde er im J. 1829 Pfarrer in Dürrmenz-Mühlacker an der Enz, zwischen Vaihingen und Pforzheim gelegen. Treulich richtete er das Amt eines evangelischen Predigers an dieser Gemeinde aus; sich selbst vergessend war er unermüdet als Lehrer und Seelsorger und in der Armen- und Krankenpflege. Bei seinen Predigten, von welchen im J. 1837 nach seinem Tod eine Sammlung erschienen ist, suchte er sorgfältig jeden Schatten eines wissenschaftlichen Tons zu vermeiden, was für den an wissenschaftliches Denken gewöhnten Mann keine geringe Selbstverleugnung war. Daher ist eine hohe Einfalt in der Form seiner Predigten; sie sind stille, milde, glaubenskräftige Zeugnisse von dem Einen, von dem gekreuzigten Christo, göttliche Kraft und göttliche Weisheit. Daneben wirkte er auch noch auf weitere Kreise durch sein schriftstellerisches Wuchern mit seinem Pfund und seiner Zeit. Auch hier galt Alles der evangelischen Wahrheit. So lieferte er gediegene Abhandlungen in die von Dr. Steudel und seinem Bruder herausgegebene Tübinger theologische Zeitschrift und liebliche, anziehende Aufsätze über die h. Geschichte und die Gleichnisse des Herrn in A. Knapps Christoterpe. Dabei trug auch sein reges Gefühl und Dichtungsvermögen schöne, dem Herrn geheiligte Blüthen und Früchte. Er war ein Schriftgelehrter zum Himmelreich; sein einiger Meister war Christus und das Wort der Wahrheit. Der hocherleuchtete J. A. Bengel, so wie dessen trefflicher Nachfolger in der Schriftforschung, Gottfried Menken, und der Hauptverfasser der evangelischen Schullehrerbibel, Pfarrer C. Aug. Oſtander in Maichingen, waren ihm die liebsten Freunde und Führer seines Geistes.

Leider wurde sein Wirken in Dürrmenz schon nach sechs Jahren durch eine wegen der Gebrechlichkeit und Verwachsung seines Körpers entstandene Brustwassersucht gehemmt. Jetzt ward durch Leiden und Schmerzen sein Inneres vollends durchläutert. Es war erhebend und erbauend, an seiner Schmerzensstätte zu stehen, denn sie war eine heilige Stätte der kindlichen Demuth, Ergebung und Glaubensfreudigkeit. Er sagte dabei öfters mit großem Nachdruck: „Wir müssen glauben und folgen." Das Leiden Christi ward ihm unter seinen Beängstigungen sehr groß. Manchmal, wenn die Brustbeklemmungen aufs Höchste stiegen, rief er zu seinem Heiland: „Ach! wie kurz hältst du mich? ach! ists nicht

allzukurz? O hilf mir, damit es nicht heiße: wo ist nun dein Gott?" Das tiefe Leiden machte ihn aber auch in seinen Augen so klein, daß er oftmals ausrief: „Ach! wie bin ich so gar nichts! Nun bin ich ganz ausgezogen!" Dann konnte er sich aber auch der Gerechtigkeit Christi und der in ihm geoffenbarten Gnade kindlich erfreuen, also daß sein Mund überströmte von dem Preis des herrlichen Glücks, aus Gnaden selig zu werden. Als das Leiden immer höher stieg, sagte er: „Leiden, ja in Wahrheit ein Geschäfte! Man muß eben dem Heiland in Allem stillhalten." Als er zuletzt alle die Seinen, an denen er mit großer Liebe hieng, weinend über sein Scheiden und tief betrübt über seine Leiden um sich stehen sah, rief er ihnen zu: „Wer sind die, von welchen Johannes saget, daß sie mit weißen Kleidern und mit Palmen in den Händen vor dem Throne stehen? Es sind die, die gekommen sind aus großer Trübsal und haben ihre Kleider helle gemacht im Blute des Lammes." Dann segnete er sie und ergoß sein Herz in die Worte: „Jesu, hilf siegen! O! „daß ich dich und den Glauben an dich durchbehaupte, — daß Niemand „dich mir entreiße! — O es ist etwas Großes, daß Jesus Bürgschaft „für uns geleistet hat! Auf Gnade sterbe ich, auf das Verdienst meines „Heilandes fahre ich dahin!" Dem Arzte, der zu ihm sagte: „Sie sind sehr schwach!" antwortete er: „Ja, aber wenn der Christ schwach ist, so „ist er stark, denn er hält sich an den ewigen Felsen und überwindet durch „ihn Grab und Tod. Der Glaube an unsern Herrn Jesum Christum „war bei mir nicht bloß ein Bekenntniß meines Berufs als Theologe, „sondern ich sterbe auch darauf. Alles, was ich gelernt habe, verschwindet „mir nun und liegt jetzt nutzlos vor mir; nur die Erkenntniß Jesu Christi „ist es, die mir nun zur Lebensquelle wird." Oft noch wiederholte er mit großem Nachdruck die Worte: „Heiland! Heiland!" und die Freunde, die ihm, als seine Augen dunkel worden waren, aus dem Wort Gottes vorlasen, bat er: „Nur wenig! ich kanns nur tropfenweise ertragen." Dann brach ihm sein treues Herz sanft und still am 5. August 1835. A. Knapp ehrte sein Gedächtniß mit einem schönen Liede, das also beginnt:

„Du süßer Kern in einer schwachen Schale
Von edlen Säften köstlich vollgedrängt"

(s. neueste Folge seiner Gedichte vom J. 1843).

Die köstlichen Blüthen seiner dem Herrn geweihten Dichtergabe hat Kern in A. Knapps Christoterpe niedergelegt, wo auch noch im Jahrgang

1837 seine nachgelassenen Gedichte, zehn an der Zahl, mitgetheilt sind. Im Liederschatz stehen die zwei:

„Preis dir, o Vater und o Sohn."
„Wie könnt ich Sein vergessen" — W. G. Nr. 262.

(Quellen: Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahrs von M. Chr. G. Kern. Nach seinem Tode herausgegeben von W. Hoffmann und L. Völter. Stuttgart, bei Metzler. 1837. Voran steht der Lebenslauf. — Neuer Nekrolog der Deutschen. 1835. S. 1196. — Allgemeines Repertorium für die theologische Literatur. 14. Jahrg. 1. Heft.)

Knak,* Gustav Friedrich Ludwig, geb. 12. Juli 1806 zu Berlin, wo sein Vater Justizcommissarius war. Nach des Vaters Tod wurde er von seinem Oheim, Pastor Straube zu Mittenwalde, dem Pfarrsitze P. Gerhards, erzogen und gebildet, bis er in das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin eintreten und von da zu den Universitätsstudien übergehen konnte. Nachdem er im J. 1830 seine theologischen Studien zu Berlin vollendet hatte, wurde er Lehrer in Wusterhausen, von wo er sich 1832 wieder nach Berlin begab. Gegenwärtig ist er Pastor zu Wusteritz in Pommern.

Er ist ein frommer Dichter, der aus einem tiefen Christengefühl heraus innige Lieder in durchgebildeter Form, nur oft in zu großer Dehnung dargeboten hat. Noch als Candidat gab er anonym seine Erstlinge heraus unter dem Titel: „Simon Johanna, hast du mich lieb? — Geistliche Lieder und Sonetten mit sechs Melodien von C. S. (Carl Straube)." Dieselben erschienen dann in vermehrter Auflage zu Berlin im J. 1840 unter dem Titel: „Geistliche Lieder und Sonette von Knak. Zum Besten der Missionssache herausgegeben von seinen Freunden." Zu nennen sind:

„Dir will ich danken bis zum Grabe."
„Ich will ein Opfer werden."
„Prüf', Herr Jesu, meinen Sinn."

Knapp, M., Albert, geb. 25. Juli 1798 in Tübingen, wo sein Vater, ein gemüthlicher Mann von geradlinigten Sitten und redlichem, kernhaftem Charakter nach ächt deutscher Art, in den Gesichtszügen eine oft bemerkte Aehnlichkeit mit Schiller tragend, damals noch als Hofgerichtsadvokat lebte. Die Voreltern hatten über 150 Jahre lang das

---

* Mit Knak ist auch sein Schwager zu nennen — Moritz Görke, geb. ums J. 1806, Pastor in Zarben bei Treptow an der Rega in Pommern, wo es ihm durch seine seelsorgerliche Wirksamkeit und herzeindringende Predigtweise gelungen ist, eine allgemeine Erweckung in seiner Gemeinde hervorzurufen. Er gab heraus: „Weihnachtslieder für Kinder." Einige seiner Lieder stehen auch in seines Schwagers „Reisepsalter."

Amt von Klosterhofmeistern in Einsiedel bei Tübingen bekleidet. Er war auch noch nicht ganz zwei Jahre alt, als der Vater im J. 1800 auf die Stelle eines Oberamtmanns in dem uralten Klosterorte Alpirsbach, einem großen Marktflecken, befördert wurde. Hier unter den großartigen Naturschönheiten dieser herrlichen, am Anfang des Kinzigthales gelegenen Schwarzwaldgegend, wo er von seinem zweiten bis zu seinem eilften Jahre die schönsten Kindheitstage verlebte, erhielt er die Grundanschauungen und maaßgebenden Eindrücke zur Poesie. Er spürte damals innere Regungen, Triebe und Ahnungen, die sowohl an Tiefe, als an Erhabenheit alle spätern Natureindrücke weit übertrafen und zu seinen heiligsten Erinnerungen gehören. Sein elterliches Wohnhaus war durch einen eigenen Gang mit dem Kloster, in welchem einst die Reformatoren Ambr. Blaurer (Bd. I. S. 142) und Phil. Melanchthon geweilt hatten und nun die Oberamtskanzlei sich befand, verbunden, so daß er in den ehrwürdigen Kloster- und Kirchenhallen ganz zu Hause war. „Meine ganze Anschauungsweise" — so sagt er selbst — „erhielt dadurch von Jugend auf eine ernstere, an Wehmuth gränzende Färbung. Solcherlei zunächst aus der Natur und den Denkmalen der Vorzeit herwehende Empfindungen bewahrten mich ungleich mehr vor dem Bösen, als ein gestrenges Menschenwort; denn das Beste im Menschen quillt doch eigentlich frei, durch Gottes heimliche Anregung, von innen heraus. Eines aber freilich, und zwar die Hauptsache, fehlte mir, nämlich das eigentliche Leben in Gott und Christo. Ich war wohl im Allgemeinen kein gottverlassenes, aber gewiß ein unerwecktes, unbekehrtes, christusloses Kind — kaum von einer Art alttestamentlichen Schimmers zu Zeiten angeleuchtet. Was Bekehrung, Wiedergeburt, seliger Umgang mit dem himmlischen Kinderfreunde heißt, davon habe ich in meiner Kindheit nie den entferntesten klaren Eindruck empfangen." Bei allem sittlichen Ernst fehlte es doch am rechten biblischen Boden und tieferen christlichen Element im elterlichen Hause. Einen gesegneten Eindruck auf sein Herz machte der damals als Präzeptor in Alpirsbach vom J. 1803—1807 angestellte M. Johann Georg Handel von Nürtingen, jetzt Pfarrer in Stammheim bei Calw. Die diesem Manne inwohnende Liebe Christi gewann ihm sein junges Herz ab, denn das, was er als das Heiligste damals nur in dunkler Ahnung gewahrte, athmete ihn aus Handels Person in schöner Wirklichkeit an.

Im Frühling des Jahrs 1809 kam er aus dem trauten Waldthal heraus in das fremde römisch-katholische Rottweil, wohin sein Vater

als Oberamtmann versetzt worden war, und von da schon im J. 1811, weil der Vater unter schweren bittern Erfahrungen von der Lügenhaftigkeit und Bosheit der Menschen unschuldig durch den rasch zufahrenden König Friedrich seines Amtes entsetzt worden war, nach Tübingen, wo der Vater nun im Privatstand lebte. Hier besuchte er zuerst die anatolische Schule bei dem Rektor Kaufmann und dann bis zu seinem sechzehnten Jahr einige philologische Collegien bei den Professoren Conz und Gaab neben einem Privatunterricht bei dem damaligen Repetenten Sigwart, dem nachmaligen Professor der Philosophie und Ephorus des Stifts. In diesen spätern Knabenjahren waren es namentlich Klopstocks Oden, die ihn mächtig anzogen, und vor allen die Ode an Fanny: „Wenn ich einst todt bin", welche ihn oft bis zu Thränen rührte. Er hat deßhalb auch später, im J. 1828, fünfzehn der schönsten Klopstockschen Oden ins Lateinische übersetzt. Im J. 1814 wurde er sofort in das Seminar zu Maulbronn aufgenommen und trat dann im J. 1816 in das theologische Stift zu Tübingen ein, wo er nun in seiner alten Geburtsstadt unter den Augen der Eltern (der Vater war unterdessen wieder als Oberjustizrath am Gerichtshof daselbst angestellt worden) den Studien oblag. Göthe und Shakespeare wurden jetzt seine Lieblingsdichter; zugleich wurde er auch von den in diesen Jahren die deutsche studierende Jugend erfassenden deutschthümlichen, burschenschaftlichen Bewegungen mächtig ergriffen und überließ sich, wie er jetzt bekennt, „allerlei Schwindeleien, die ihm zur lebenslänglichen Demüthigung gereichen."

Sein eigentliches besseres Leben begann erst mit dem Spätherbst 1820, als er von der Universität in den Dienst der Kirche übergetreten und am 7. Nov. Vikar in Feuerbach bei Stuttgart geworden war. Hier, wo er bis zum 20. Juli 1821 weilte, gieng ihm das neue Leben in Gott auf und er genoß selige Zeiten. Durch die Gnade Gottes und die brüderliche Liebe seines Compromotionalen, des durch seine erweckliche Predigten weit bekannten M. Ludwig Hofacker, dem er auch, nachdem derselbe im J. 1828 als Pfarrer zu Rielingshausen bei Marbach allzufrüh starb, durch das schöne Trauerlied: „Abrahams Geschlecht kann sterben" als seinem „geliebten Bruder Jonathan" die Schläfe mit einem lieblichen Siegeskranz umwunden und dessen Leben er so herrlich gezeichnet hat, wurde er hier nach schwerem innerem Kampfe zum Glauben an den Sohn Gottes erweckt. Nun wandte er seinen Sinn vom irdischen Vaterlande weg glühend dem himmlischen Vaterlande zu und lernte im

lautern Evangelium Jesu Christi Licht für seine Seele und Frieden für sein Herz finden. Da war es auch, daß eine seiner heiligen Ahnungen und Regungen, die er als Knabe im Alpirsbacher Thale oftmals zu spüren hatte, in selige Erfüllung gieng. Er berichtet darüber also: „Einsmals — vielleicht in meinem siebenten Jahre — sah ich Morgens einen goldenen Streif gleich einer Bahn durch den westlichen Himmel hingezogen und ein schöner, freundlicher Mann fuhr auf einem leuchtenden Wagen darauf in unabsehliche Fernen. Mit stiller Sehnsucht begleitete ihn mein Auge und ich kann ihn noch immer sehen, wie er aus dem wolkenlosen Blau herlächelte und mir winkte: ,,,,komm mit! komm mit!'''' Sofort wurde mirs innerlich zu einer festen Aufforderung: ,,,,Das darfst du nie vergessen.'''' Ich vergaß es auch nie; durch alle Jahre hin begleitete mich das lächelnde Himmelsbild; ich sündigte, träumte, schwärmte, verderbte so manches Jahr in Ungehorsam, Eitelkeit, unglaubiger Selbstüberschätzung und fühlte oft genug innerlich den Stachel der Sünde und des Todes, — aber jene sonnige Bahn mit dem emporfahrenden, winkenden Mann und seinen schneeweißen Locken konnte ich nicht vergessen. Von Jahr zu Jahr hieß es: ,,,,Denkst du meiner noch? gedenkst du des goldenen Himmelspfades?'''' Am 20. Juli 1821 kam er als Vikar oder Pfarrverweser an die dicht bei Stuttgart gelegenen, damals zusammengepfarrten, je mit einer besondern Kirche versehenen Weiler Gaisburg, Gablenberg und Berg, wo er unter großer Geschäftslast — wie er denn einmal in acht Wochen neben viel anderer Arbeit fünfzigmal zu predigen hatte — bis zum Neujahr 1825 das Hirtenamt führte. Von seinen damaligen innern Lebenserfahrungen berichtet er selbst: „Das schöne Sonnenjahr 1822 verlebte ich oft unter dem härtesten Druck des Gesetzes, so daß mir oft die heitersten Tage zu Tagen der äußersten Angst und Folter wurden, denn ich verstand die Gültigkeit des einmal für die Ewigkeit geschehenen Opfers Christi noch nicht, sondern machte meinen Antheil daran und die Versicherung desselben stets von dem Grad meines Wohlverhaltens und Gefühls abhängig. Wenn die Seele zuweilen himmelhoch gejauchzt hatte: ,,,,alle meine Gebeine müssen sagen: wer ist wie du?'''': so versank sie hernach wieder in furchtbare Noth und Bedrängniß, so daß mir oft Monate lang aller Trost auf ewig entwichen zu seyn schien. Dabei predigte ich mit großem Feuer evangelisch, konnte von Herzensgrund das Heil Christi Andern anbieten, konnte für sie glauben und hoffen, — und sank

„dann zu Hause mit weinenden Augen ohnmächtig vor meinem Erbarmer „dahin, weil ich nie so fromm, nie so zerknirscht, nie so ernstlich zu werden „vermochte, als ich seyn zu müssen dachte, wenn er mir den Friedenskuß „für die lange Ewigkeit geben sollte.“ Unter solchem schweren Gesetzesdruck wurde eines seiner Beichtkinder für ihn zum Prediger der Gerechtigkeit — der Fabrikaufseher Phil. Eberh. Wörner in Berg, einer jener Lichtsträger im Bürgerstande, wie der ihm befreundet gewesene Müller Joh. Georg Boley zu Berg und der Weingärtner Joh. Jak. Stöckle zu Stuttgart. Der schloß sich an den kaum dreiundzwanzigjährigen, kaum vor einem Jahr von der Gnade Christi ergriffenen Jüngling mit aller Innigkeit und Liebesfülle an und wurde sein Vormund und geistlicher Führer, der ihn aus dem gesetzlichen Drängen immer wieder zu der freien Gnade Gottes in Christo Jesu wies. Namentlich aber war es damals auch der stete Umgang mit L. Hofacker, der als Vikar bei seinem Vater, dem Stadtpfarrer an St. Leonhard zu Stuttgart, sich aufhielt, und mit andern Stuttgarter Freunden, wodurch er große Segnungen und Förderungen an seinem inwendigen Menschen empfieng.

Zu Anfang des Jahrs 1825 wurde er zum Helfer in Sulz am Neckar und Pfarrer in Holzhausen ernannt. Nachdem er hier über 2½ Jahre als lediger Mann verlebt hatte, kam er einsmals, weil sein Vater nach dem Tod der Mutter im J. 1827 den bestimmten Wunsch ausgesprochen hatte, er möchte sich nach einer Lebensgefährtin umsehen, zu seinem Freund Wörner nach Berg, ihm seine Rathlosigkeit und das Anliegen eröffnend, das er in sich trage, daß er doch möchte, abgesehen von allem äußerlichen Weltglück, nur nach dem Willen Gottes eine Wahl treffen können. Drauf kniete Wörner mit ihm in seinem obern Schlafzimmer vor dem Pfleger des himmlischen Heiligthums nieder und betete aus ganz besonderer Kraft und Inbrunst mit ihm und für ihn, daß der Herr ihn nicht möge verirren, sondern nur das rechte Herz nach seinem Herzen finden lassen. Darüber wurde sein Herz voll Friedens und göttlichen Trostes und wenige Tage nachher fand er wunderbar, völlig unverhofft, was sein Freund ihm erfleht hatte. Verschlossene, zuvor ganz ungesuchte, nie geahnte Thüren eröffneten sich, unbekannte Herzen schlugen ihm ganz ohne sein Verdienst entgegen und am 27. April 1828 konnte er Hochzeit feiern mit Christiane, einer Tochter des Generals v. Beulwitz, einer der edelsten Schülerinnen des ehrwürdigen Dann. Im selbigen Jahre starb der Vater, der seinen letzten Wunsch noch erfüllt sah. Drei Jahre später,

im J. 1831, kam Knapp auf den Wunsch der verwittweten Herzogin Henriette von Würtemberg, welche den christlichen Sänger und begabten Prediger hochschätzte, nach Kirchheim u. T. und arbeitete hier fünf Jahre lang mit dem ehrwürdigen Bahnmaier, mit welchem ihn die innigsten Freundschaftsbande zusammenschloßen, im Weinberg des Herrn. Auch hier hatte er unter den hohen Anschauungen der herrlichen Alpnatur Poesie gelernt; hier hatte er aber auch den Schmerz, seine inniggeliebte Gattin schon nach sieben Jahren am 11. April 1835 zu verlieren. Sie war ihm eine rechte geistliche Frau, an deren Stirne, wenn sie im Haus umhergieng, zu lesen war: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen." Er hat ihr ein schönes „Denkmal der Liebe" gesetzt in einem Büchlein, das im J. 1836 die dritte Auflage erlebte.* Ein Jahr nach diesem bittern Verlust wurde er auf den Wunsch und die Bitte vieler Stuttgarter Gemeindeglieder zum Diakonus an der Hospitalkirche zu Stuttgart ernannt, worauf er sich im J. 1836 zum zweitenmal vermählte mit der Wittwe des als Hauptmitarbeiter an der Brand'schen Schullehrerbibel bekannten Pfarrers C. August Osiander in Maichingen, Emilie, Tochter des Steuerraths Hoffmann, die ihm eilf Kinder gebar. Nach Danns Tod (19. Merz 1837) wurde er Oberhelfer an der Stiftskirche und fieng nun auch neben seinem Predigtamt (viele seiner gesalbten geistreichen Predigten stehen in den neuern Würt. Predigtsammlungen) und vielen schriftstellerischen, namentlich hymnologischen Arbeiten an, das edle Werk Danns, die Erbauungsstunden für die Frauen und Jungfrauen Stuttgarts, fortzusetzen. Nun steht er seit 10. Dez. 1845 nach Schwabs Beförderung zum Oberconsistorialrath als Stadtpfarrer an der St. Leonhardskirche, welche Stelle auch Dann vor seinem Ende bekleidet hatte. Er ist auch Danns und Bahnmaiers Nachfolger in dem Vorsitz bei der Predigerconferenz. Am 20. Sept. 1849 wurde ihm seine Gattin nach anscheinender Gesundheit ganz schnell innerhalb achtzehn Stunden durch den Tod entrissen, was ihn mehrere Monate lang tödtlich erschüttert hat. Ebenso kam er selbst im Oktober 1850 durch eine gefährliche Halsverengung an den Rand des Grabes. Am 14. Nov. 1850 war er aber durch Gottes Gnade wieder so gesund und kräftig, daß er an diesem Tag zum drittenmal den Ehebund schließen konnte mit einer edlen Herzensfreundin seiner jüngst vollendeten Gattin —

* Weiteres über ihr Ende s. II. Nr. 334.

Minette, Tochter des ehemaligen Rektors Joh. Ludwig Lerche zu Scheppenstadt im Herzogthum Braunschweig.

Knapp ist ein hochbegabter christlicher Lyriker, dessen Lieder durch ihre in den reinsten, schönsten Formen sich kundgebende Glaubensfülle und die Entschiedenheit des christlichen Bekenntnisses sich auszeichnen. Mag er auch in seinen Gedichten, in welchen er, von der Idee ausgehend, daß es eine christlich-poetische Anschauung aller Dinge gebe, mit sinniger, geistvoller Reflexion und tiefer Innigkeit der Naturanschauung, so wie in wallender Schönheit der Form die Erscheinungen der Natur und Thatsachen der Weltgeschichte mit dem Lichte des Christenglaubens beleuchtet, nicht immer in den Gränzen ungesuchter inniger Betrachtung sich halten und ihm dabei, wie ihm schon vorgeworfen worden ist, pastorale Ermahnung zu sehr zur Manier geworden seyn: in den eigentlichen Glaubensliedern kommt er, wie selten ein Dichter der Neuzeit, dem ächten Ton des Kirchenliedes nahe. Zuerst erschienen von ihm: „Christliche Gedichte von A. Knapp. Von seinen Freunden herausgegeben. 2 Bände mit 14 Musikbeilagen von Conr. Kocher, A. Sulger, Friedrich Stükelberg, Joh. Gambold. Basel 1829. — 2. Auflage vom Verfasser besorgt und verbessert. Basel 1834. — 3. Auflage. 1843." Eine Fortsetzung seiner Gedichte erschien als 3. und 4. Band auch unter dem Titel: „Neuere Gedichte. 1. und 2. Band. Basel 1834." Die neueste Fortsetzung, die allein wieder 300 neue Gedichte enthält, erschien als 5. Band mit dem Titel: „Gedichte von A. Knapp. Neueste Folge. Stuttgart, bei Cotta. 1843." Der Recensent dieser neuesten Gedichtfolge in Tholuks literarischem Anzeiger. 1845. Nr. 55, 56 spricht sich darüber folgendermaßen aus: „Auch nach diesem neuesten Geisteszeugniß können wir nicht umhin, in Knapp den reichbegabten christlichen Lyriker anzuerkennen. Was wir für seinen eigentlichen dichterischen Vorzug erachten, das ist der volle Strom der Empfindung, der tief und leicht auf geebnetem Bette daherschießt, und auch sein christlich dichterischer Vorzug besteht in der Tiefe der Empfindung, mit welcher namentlich die Grundwahrheiten des protestantischen Christenthums aufgefaßt sind. In den gelungenen Leistungen dieser Art findet sich zuweilen eine so herzige Innigkeit und Naivetät, die an Zinzendorf und an Spitta erinnert, immer aber, auch in den minder gelungenen Stücken, so viel Wahrheit und Unmittelbarkeit, daß seine Lieder aus dieser Gattung recht eigentlich poetische Confessionen des Dichters genannt werden können. Wenn Knapp

die Majestät seines Gotterlösers im Posaunentone zu singen anhebt, oder wenn er im melancholisch-süßen Flötenton von der Sehnsucht des menschlichen Herzens klagt, wenn er, von den Schauern der Ewigkeit durchbebt, die Paradiesesfreuden mit beschwingter Zither singt, dann setzen wir uns am liebsten zu seinen Füßen." In einem schönen Liedercyklus: „Hohenstaufen. Ein Cyklus von Liedern und Gedichten. Stuttg. 1843." besang er auch die großen geschichtlichen Charaktere und Scenen der Staufischen Geschichte und die Naturumgebungen, in denen diese Herrscherfamilie entstand und lebte. Auch als Uebersetzer fremder Lieder, namentlich durch sehr gelungene Uebertragungen neuerer englischer Dichter, hat er sich bewährt. Seine frischen Dichterblüthen legt er meist zuerst in dem von ihm seit 1833 herausgegebenen, in entschieden christlichem Geiste gehaltenen Taschenbuch „Christoterpe" nieder. Durch dasselbe wirkt er hauptsächlich für Verbreitung lebendigen Christenthums unter den gebildetern Ständen, wie er überhaupt der Träger und Repräsentant des Pietismus in seiner gebildetern Form ist. Ein schöner Kreis christlicher Dichter, die ihre dem Herrn geweihten Lieder in diesem Taschenbuch niederzulegen pflegen, schaart sich um ihn, z. B.: v. Meyer, Puchta, Theremin, Hey, Hopfensack, Dr. J. P. Lange, Major, Neuendorff, Meinhold, Banga, Dr. Carl Heinr. Sack, Professor der Theologie zu Bonn, der Verfasser der christlichen Apologetik, Graf Chr. Günther v. Bernstorff, dänischer und später preußischer Minister († zu Berlin 28. Merz 1835), Jul. Krais, Ed. Eyth, A. Zeller, Sophie Herwig, Christian Gottlob Kern ꝛc.

Knapp gehört zugleich zu den ersten Hymnologen Deutschlands und hat durch den von ihm im J. 1837 herausgegebenen und in 10,000 Exemplaren abgesetzten „evangelischen Liederschatz für Kirche und Haus. Stuttgart." mit 3590 Liedern, worunter 117 eigene und 18 Uebersetzungen aus dem Lateinischen und Englischen, den Sinn für die alte Liederherrlichkeit allermeist in Würtemberg wieder aufgeschlossen und damit die Bahn für ein neues Landesgesangbuch gebrochen (s. u.). Als Nachtrag ließ er demselben seine „Christenlieder. Eine Auswahl geistlicher Gesänge aus älterer und neuerer Zeit. Stuttg. 1841." mit 250 Liedern folgen, worunter 46 eigene, wie er auch, damit das neue Würt. Gesangbuch „ein der Classicität sich möglichst annäherndes Gesangbuch werde, das zugleich zum Vorbild für andere glaubensverwandte Länder diene", eine besondere Schrift herausgab unter dem Titel: „Ansichten

über den Gesangbuchsentwurf für die evangelische Kirche Würtembergs zur Ausgleichung verschiedenartiger Wünsche und Vorschläge. Stuttg. 1840." In neuerer Zeit wendet er seine hymnologische Thätigkeit auf sehr dankenswerthe Weise hauptsächlich einzelnen Hauptsängern der evangelischen Kirche zu; so schrieb er 1836 das Leben Hedingers, 1842 das Leben Ph. Fr. Hillers, 1850 das Leben J. J. Balde's mit Uebersetzungen seiner lateinischen Lieder und gab je mit einer Lebensskizze 1844 Gottfr. Arnolds, 1845 Graf Zinzendorfs geistliche Lieder heraus.

Im J. 1850 erschien die zweite Ausgabe seines Liederschatzes, worinn er 219 eigene Lieder mittheilt, unter denen sich Uebersetzungen altlateinischer Hymnen und englischer und französischer Originale, z. B. eines W. Cowper, Addison, Joh. Newton, Dr. Cäsar Malan, befinden. Seine festlicheren Lieder sind vorherrschend in dem Versmaaß von: „Wie schön leucht't uns" und: „Wachet auf! ruft uns" gedichtet. Zu den nennenswerthesten rechnen wir:

„Abend ist es, Herr, die Stunde."
„An dein Bluten und Erbleichen" — W. G. Nr. 192.
„An dem Sabbath steh'n die Kinder" oder:
„Vor dir, Todesüberwinder" — W. G. Nr. 244.
„Der du zum Heil erschienen" — 1822 — (Missionslied).
„Eines wünsch ich mir vor allem Andern."
„Einer ist's, an dem wir hangen" — 1822 — (Missionslied).
„Einst fahren wir vom Vaterland" (Missionslied).
„Ew'ges Leben willst du geben."
„Geist des Lebens, heil'ge Gabe" — W. G. Nr. 203.
„Gottes Winde wehen" (Missionslied).
„Gott Vater, aller Dinge Grund" — W. G. Nr. 279.
„Hallelujah, wie lieblich steh'n" — W. G. Nr. 188.
„Heil, Jesus Christus ist erstanden."
„Ich bin in dir und du in mir" — W. G. Nr. 242.
„Ich freue mich mit Beben."
„Jesum zu kennen und Jesum zu haben."
„Jesus, ew'ge Sonne."
„Jesus, habe Acht auf mich."
„Ihr Kinder, lernt von Anfang gern" — W. G. Nr. 509.
„Leben will ich, doch zuvor."
„Mein Herr und Gott! weß tröst ich mich."
„Mit tausend Gaben."
„O wer dich kennt, was bist du dem."
„Schöpfer meines Lebens."
„Süß ist's, für ein ew'ges Leben" — 1822 — (Missionslied).
„Thut euch auf, ihr Himmelspforten."
„Wenn ich einst entschlafen werde."
„Weß ist das Fest? zu wem empor" (Missionslied).
„Wie herrlich sitzest du dort oben."
„Zum andern Leben wall ich hin."

Außer den obengenannten Compoſitionen zu 14 Knapp'ſchen Liedern finden ſich ſolche auch in den 16 für eine und mehrere Singſtimmen mit Begleitung des Pianoforte geſetzten Arien von C. W. Fliegel zu Liedern von Knapp, Barth und Albertini, welche 1831 bei F. Schneider in Baſel erſchienen.

(Quellen: Chriſtoterpe. 1849. „Kindheitserinnerungen." S. 216 bis 288. — Chriſtoterpe. 1850. „Eberh. Wörners Lebensſkizze." S. 146, 154, 184—186. — Leben von L. Hofacker von A. Knapp. Heidelberg 1852. — Handſchriftliche Nachrichten.)

Köhler, M., Johann Gottlieb Friedrich, geb. 3. Juni 1788 zu Stuttgart, wo ſein Vater Präzeptor am Gymnaſium war. Nachdem er vom J. 1804—1809 im Stift zu Tübingen ſeine theologiſchen Studien gemacht hatte und daſelbſt auch vom J. 1812 an Repetent geweſen war, kam er 1815 als Helfer nach Vaihingen an der Enz und 1824 als Stadtpfarrer nach Lauffen am Neckar, wo er bereits bedeutend zu kränkeln anfieng. Im J. 1834 erhielt er die Pfarrei Degerloch, dicht oberhalb der Stuttgarter Weinſteige gelegen. Weil aber ſeine Körperkräfte nicht mehr zur Beſorgung ſeines Predigt- und Hirtenamtes ausreichten und er meiſtens krank war, nahm er im J. 1841 ſeine Entlaſſung und zog ſich in den Ruheſtand nach Stuttgart, ſeiner Vaterſtadt, zurück. Hier liegt er nun, von ſeinem einzigen aus einer glücklichen und ſegensvollen Ehe entſproſſenen Sohne Robert, welcher Doktor der Medicin und der geiſtreiche Dichter der Tragödie „Hermann, der Cherusker" iſt, ärztlich behandelt, an einem Krebsgeſchwür auf der Bruſt ſchon ſeit Jahren gleichſam „mit Nägeln und mit Spießen an das Kreuz geheftet" ſchwer krank darnieder — als ein Sterbender, und ſiehe, er lebet und ſein innerer Menſch wird von Tag zu Tag erneuert und zehret von der Hoffnung:

„Bald ruf ich aus Gethſemane, —
Bald folget auf Charfreitagsweh
Der ſchöne Oſtermorgen."

Bei allen ſeinen Schmerzen und vielen tödtlichen Anfällen hat er ſich eine ſeltene Friſche und Kraft des Geiſtes bewahrt und, wie ehedem Freylinghauſen, gerade in ſeinen bitterſten Leiden ſeine edelſten Lieder geſungen, die ihm zugleich zur Linderung ſeiner Schmerzen dienten und in denen dieſer Mann des Kreuzes ſeine tiefſten Gedanken und Empfindungen ausſpricht. Er iſt ein wahrhaftiger Sänger des Neuen Teſtaments, deſſen wohlgeſetzte, geiſtlich edle Lieder tief in geiſtlicher Erfahrung empfangen und, wie er ſelbſt, aus Geiſt und Kreuz geboren ſind. Einige derſelben

stehen seit 1843 im „Christenboten", andere in dem Almanach „Der Christbaum". Die meisten — es sind deren im Ganzen 800 bis 1000 — sind noch ungedruckt und werden erst nach seinem Heimgang von Knapp, dem er als seinem Beichtvater sie anvertraut hat, herausgegeben. Die besten in ächtem Bibelton gehaltenen — 52 an der Zahl — hat derselbe in seinem Liederschatz 1850 mitgetheilt, wovon wir nur einige nennen, z. B.:

„Auf deine Himmelfahrt allein."
„Ich bitte dich, o Jesu Christ."
„Wie hast du in der Oelbergsnacht."

(Quellen: Handschriftliche Nachrichten.)

Köthe, Dr., Friedrich August, geb. 30. Juli 1781 zu Lübben, der Kreisstadt der damals sächsischen, jetzt preußischen Niederlausitz. Seine Eltern waren der churfürstliche Geleitsmann des Lübbener Kreises Carl Christoph Köthe und Marie Sophie, geb. Lippark aus Vetschau. Frühe schon offenbarte sich in dem Knaben ein hoher sittlicher Ernst und eine fromme Richtung des Gemüths, wozu namentlich der beständige Umgang mit einem strenggesinnten, frommen Großvater, dessen Liebling er war, viel beitrug. Nachdem er bis zu seinem sechzehnten Jahr das Lyceum seiner Vaterstadt durchlaufen und der ehrwürdige dreiundachtzigjährige Großvater gestorben war, kam er 1797 auf drei Jahre in das Gymnasium zu Bautzen, wo er sich den genialen Fr. Gottlob Wetzel als Freund gewann. Mit diesem bezog er dann an Ostern 1800 die Universität Leipzig, wo Schubert, der nunmehrige Professor in München, der Dritte in ihrem Freundschaftsbunde wurde. Die frommen Eindrücke seiner Kindheit bewahrten ihn hier vor dem abschwächenden Einfluß des damals herrschend gewesenen Rationalismus, während er zugleich auch frühe in die praktische Theologie eingeleitet wurde, denn noch während seiner Studienzeit wurde er 1803 zum Nachmittagsprediger an der Universitätskirche aufgestellt. Der Einfluß seines Lehrers Carus hatte in ihm das Verlangen, als akademischer Lehrer zu wirken, geweckt. Deßhalb begab er sich, nachdem er an Ostern 1806 seine Studien vollendet hatte, zunächst nach Dresden, um dort auf der Bibliothek kirchengeschichtliche Studien zu machen. Drei Jahre später wurde er als außerordentlicher Professor der Theologie in Jena angestellt und las nun mit vielem Beifall Kirchengeschichte und praktische Theologie. Zu dieser Stelle hin erhielt er im J. 1813 noch die eines Diakonus und Garnisonspredigers, was er auch blieb, als er 1817 ordentlicher Professor und Doktor der

Theologie geworden war. Im J. 1814 hatte er sich vermählt mit Sylvie v. Ziegesar, einer Tochter des herzoglich gothaischen Ministers, die ihm vier Kinder gebar und 36 Jahre lang bis zu seinem Tod beglückend an der Seite stand. Er half — freilich nicht ohne großen Widerstand zu finden — einer neuen und glaubigern Richtung auf dem damals verwilderten Acker der Theologie Bahn brechen und arbeitete auf diesem Gebiete mit ungemeiner Liebe. Namentlich wagte er es, in seiner in den Jahren 1816—1818 in Verbindung mit Dr. Scheibel herausgegebenen „Zeitschrift für Christenthum und Gottesgelehrtheit" den ersten entschiedenen Widerspruch zu erheben gegen den damals durch Röhr in Weimar und Bretschneider in Gotha zu unbedingter Herrschaft gelangten Rationalismus. Als er sich jedoch über seiner Verkündigung Christi als Sohnes Gottes und seiner Anhänglichkeit an dem lutherischen Bekenntniß als Mystiker den leidenschaftlichsten Angriffen ausgesetzt sah, wandte er sich von den theologischen Parteikämpfen zu dem seiner vermittelnden Natur besser zusagenden Felde der erbaulichen Schriftstellerei, und als seine Gesundheit über den angestrengten Arbeiten in Jena zu leiden anfieng, nahm er den Ruf als Superintendent und Oberpfarrer nach Altstädt mit dem Titel eines Weimarischen Oberconsistorialraths an. Im Merz 1819 zog er in diese gar freundlich am Anfange der Thüringer goldenen Aue gelegenen Stadt, dem Mittelpunkt der vormaligen „Sächsischen Pfalz", um hier über 31 Jahre einem einfluß- und umfangreichen Berufe zu leben. Zwischen ihm und seiner Gemeinde bildete sich als köstliche Frucht eines treuverwalteten Bischofsamtes das innigste Verhältniß, die unter seiner Aufsicht stehenden Geistlichen und Lehrer waren ihm, als ihrem wohlwollenden Vorsteher, mit großem Vertrauen und inniger Verehrung zugethan und in seinem Familienkreise führte er in ländlicher Zurückgezogenheit und ächtem Lebensfrieden ein so glückliches Leben, daß ihn verschiedene ehrenvolle Rufe als Professor nach Dorpat und Bonn, so wie als Generalsuperintendent nach Königsberg und nach Altenburg nicht von seinem lieben Altstädt wegbringen konnten. Hier schrieb er denn auch so recht aus stiller friedlicher Beschauung heraus, gleichsam ein zweiter Nikolaus von der Flue, gar manche erbauliche Schrift, und namentlich viele geistliche Lieder, die ihm aus seiner gottliebenden Seele entflossen sind, haben hier ihre Geburtsstätte. Neben seiner Herausgabe der Werke Melanchthons (1829) und der symbolischen Bücher unter dem Namen „Concordia" (1830), so wie der pädagogischen Schrift „Die

christliche Volksbildung" (1831), schrieb er hier auch unter dem Namen „des Einsiedlers bei St. Johannes" zwei interessante, die christlichen Zeitfragen berührende Novellen („Die Wiederkehr. 1843." und „Die Woche. 1848."). Ohne als Theolog einer Partei im gewöhnlichen Sinne des Wortes anzugehören, suchte er im Sinne des Apostels, den er sich zum Vorbild genommen hatte, im Johanneischen Geiste der wahren christlichen Liebe die volle Herrschaft zu sichern.

In den letzten Jahren seines Lebens reifte er vollends unter der Gluth körperlicher Leiden in Kraft des lebendigen Christenglaubens, der ihn durchdrang, zu innerer Läuterung und Vollendung heran und sein ganzes Wesen erschien ungemein mild und liebevoll. Seine Gattin bezeugt von ihm: „Sein ganzes Wesen war Liebe — nie konnte er grollen; auch wenn er sich gekränkt und verletzt fühlte, kam keine Spur davon in sein Gemüth; vielmehr suchte er Alles zu entschuldigen. Gegen Andersgläubige war er stets mild — er eiferte nie, war meist schweigsam; aber wenn er unter gleichgesinnten Freunden war, dann gieng ihm oft Herz und Mund auf und er wußte so recht, ohne es selbst zu wissen und zu wollen, zu erbauen und die Herzen nach Oben zu führen. Die letzten Jahre seines Lebens war er oft — gefährlich krank und gerade da war sein Geist am heitersten, ruhigsten und thätigsten. In mancher bangen schlaflosen Nacht lag er ganz still und sah dabei so heiter aus und am Morgen nahm er mit schwacher Hand Bleistift und Papier und schrieb, was in der Nacht seine Seele beschäftigte, nieder." So dichtete er namentlich im J. 1849, als er am 7. Jan. an heftigen Blutstürzen viele Wochen in Todesgefahr lag, und hernach während seiner langsamen Genesung, die unten näher zu erwähnenden „Lieder eines Kranken". Nach Johannis 1850 konnte er die Kanzel wieder besteigen und fühlte sich nun ganz genesen. Allein am 16. Okt., als er gerade Beichte gehalten hatte, erkrankte er schnell an einer Unterleibsentzündung, an der er viel zu leiden hatte. Er lag jedoch immer still betend und heiter da. Den Tag vor seinem Tode diktirte er seiner Tochter sein letztes Lied: „Will die lange Nacht nicht enden", konnte es aber vor Schwachheit nicht vollenden. An seinem Todestage nun, 23. Okt. 1850, nur sechs Stunden vor seinem Tode, sprach er den letzten Vers zu diesem Liede, der allein noch fehlte, mit lauter Stimme, sank aber dann todesmatt in seinen Stuhl zurück. Dieser und der ihm zunächst vorangehende Vers seines Schwanengesangs lautet so:

Als ein Läuterungsfeu'r bereitest
Du mir Uebung der Geduld,
Wie du mild und streng mich leitest
Zur Erkenntniß meiner Schuld;
Und „dir ist vergeben!" spricht
Mir dein Wort voll Zuversicht.

Ist auch bang und schwer die Plage
Dieser leidensvollen Nacht,
Bin ich doch zum hellen Tage
Meines Glaubens stark erwacht;
Und du führst — ich zweifle nicht —
Mich aus dieser Nacht zum Licht.

Bei seiner Beerdigung, 27. Okt., wurde das von ihm zwischen dem 25. Mai und 7. Juni 1849 gedichtete Lied: „Mein Testament an meine Gemeinde Altstädt": — „Noch ist mir eine Frist gewährt auf Erden" vor der Gemeinde verlesen und ergriff die Zuhörer so mächtig, daß auf allgemeines Begehren ein besonderer Abdruck veranstaltet werden mußte.

Seine geistlichen Lieder, die er in reicher Anzahl gedichtet hat, wenn ihnen auch die gedrungene Kraft und Entschiedenheit der alten Glaubenslieder abgeht, da er selbst eine weiche, vermittelnde Natur war, zeichnen sich doch aus durch eine schöne Form, innige Gemüthlichkeit, christliche Glaubenstreue, wenn auch nicht Glaubenstiefe, durch Klarheit und Einfachheit. Die ersten derselben gab er heraus unter dem Titel: „Stimmen der Andacht. Eine Neujahrsgabe für Christen. Leipz. 1823." Dann erschienen viele in der „Theodulia. Jahrbuch für häusliche Erbauung, herausgegeben von C. B. Meißner, G. Schmidt, E. Hoffmann. Sieben Jahrgänge. Greiz 1827—1833." Später gab er heraus: „Die Psalmen in Kirchenmelodien übertragen. Leipz. 1845." Nach seinem Tode besorgte sein vertrauter Freund Dr. Conrad Benj. Meißner, K. Sächsischer Geheimer Kirchen- und Schulrath zu Dresden, nach seinem Willen eine Auswahl seiner noch ungedruckten Lieder unter dem Titel: „Geistliche Lieder von Dr. Fr. A. Köthe. Leipz. 1851." Sie beschränken sich der Zeit nach auf die Jahre 1823—1847. Die erste Hälfte — 62 an der Zahl — behandelt die heiligen Tage des Kirchenjahrs, die andere — 89 Nummern umfassend — enthält Lieder über Glauben und Leben des Christen. Zugleich gab Meißner auch die von Köthe selbst noch mit einer Vorrede vom 19. Sept. 1849 vollständig vor seinem Tode zum Druck vorbereiteten letzten Blüthen und Früchte seines Geistes, die 52 Lieder, die er während jener Krankheitstage im J. 1849 gedichtet hat, unter dem Titel heraus: „Lieder und Sprüche eines Kranken für Kranke und Gesunde. Leipz. 1851." Köthe sagt davon selbst in der Vorrede: „Ich lag in großer Schwachheit unter peinlicher Brustklemmung und empfindlicheren Herzkrämpfen, in beständiger Todesgefahr darnieder. Da erbarmte sich meiner die ewige Liebe und erzeigte mir die Gnade, daß, während der Leib in

großer Anfechtung ohnmächtig seufzte, der Geist frei und freudig seine Schwingen regte. Aus dem Schatze des göttlichen Wortes, das recht als ein helles Licht in meiner Leidensnacht, als eine Kraft in meiner Schwachheit sich bezeugte, strömten mir Gedanken und Empfindungen zu, welche mir die trübsten Stunden erheiterten und rhythmisch sich gestaltend leicht in die weiche Hülle des Reims sich kleideten."

Aus seinen „Stimmen der Andacht" findet sich im neuen Hamburger Gesangbuch das Morgenlied:

„Kommst du, süßes Morgenlicht"

und in Knapps Liederschatz das Begräbnißlied:

„Unsrer Wiege gleicht das Grab."

Sonst heben wir von seinen Liedern heraus:

„Aus dunklem Grabesschooße steigt" — 1823.
„Bleibe, bleibe, Herr, bei mir" — 1849.
„Du, der mir Trost und Frieden giebt" — 1832.
„Ich bin in meinem Gott vergnügt" — 1849.
„Nicht Abrahams Geschlecht allein" — 1827.
„O würd' ich treu vor ihm erfunden" — 1823.

(Quelle: Geistliche Lieder Dr. Köthe's. Nebst einer [von Dr. C. B. Meißner verfaßten] Biographie Köthe's. Leipz. 1851.)

Krais, Friedrich Julius, ein Sänger der schwäbischen Dichterschule, wurde geboren 29. Nov. 1807 zu Beilstein im Bottwarthale, wo sein Vater Stadtschreiber war. Er war ein Glied der merkwürdigen, durch ihre wissenschaftliche Strebsamkeit sich bemerklich machenden Promotion, welche unter der Leitung der sie auch nach Tübingen als Lehrer der Theologie begleitenden Professoren Ferd. Christian Baur und Friedrich Heinrich Kern (Bruder des S. 341 genannten; † 30. Jan. 1842) im niedern Seminar zu Blaubeuren vom Herbst 1821—1825 zum Studium der Theologie vorbereitet wurde und Zöglinge in sich faßte, wie Dr. David Fr. Strauß, Wilh. Zimmermann, Gustav Pfizer, Fr. Vischer, Christian Märklin, Gustav Binder ꝛc. Der erstgenannte bezeugt aus dieser Zeit von ihm:* „er wandelte mit reiner Seele in idealischen Dichterträumen, dabei er indeß schöne philologische Studien, besonders in den griechischen Tragikern, machte." Nachdem er dann vom Herbst 1825—1830 im theologischen Seminar zu Tübingen seine Studien gemacht und schon manches Lied gesungen hatte, wurde er nach kurzer Vikariatszeit durch den Fürsten von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg im J. 1833 auf die

* Vgl. Christian Märklin. Ein Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart von David Fr. Strauß. Mannheim 1851. S. 13—56.

Pfarrei Thalheim an der Schozach, nahe bei Heilbronn, berufen, wo er sich dann mit einer Tochter des verstorbenen Pfarrers Hopf von Winterlingen, der er schon seine Jugendliebe zugewendet hatte, verheirathete. Am 8. Sept. 1847 wurde er zum Stadtpfarrer in Güglingen im Zabergäu ernannt, wo er zu manchen häuslichen Sorgen hin das Unglück hatte, in den wilden Bewegungen des Jahrs 1849, die namentlich auch seine Gemeinde ergriffen, im Merz die halbe Stadt sammt Kirche, Rathhaus und Pfarrwohnung in einen Aschenhaufen verwandelt zu sehen. Aus seinem brennenden Haus wurden zwar noch — er selbst war auf einer Reise abwesend — seine Frau und seine fünf Kinder, aber fast gar nichts von seiner Habe gerettet. Als er nun trotz aller Liebesbemühungen in Ersammlung von Gaben für die verunglückten Gemeindegenossen nur Undank erntete und die Brandstifter abermals im J. 1850 in dem vom ersten Brand verschonten Stadttheil Feuer einlegten, damit wieder so reichliche Gaben fließen möchten, wie zuvor, und wirklich aufs Neue 36 Gebäude ein Opfer der Flammen wurden: so schüttelte er den Staub von seinen Füßen über solcher Stadt und zog im Juni 1850 als Pfarrer nach Sondelfingen auf der schwäbischen Alp.

Er trat zuerst im J. 1839 als Dichter vor die Oeffentlichkeit durch seine im genannten Jahr zu Heilbronn erschienenen, die verdiente Anerkennung findenden seelenvollen lyrischen „Gedichte" theils weltlichen, theils geistlichen Inhalts. Nachdem hievon im J. 1842 eine zweite vermehrte Auflage erschienen war und er auch schon einzelne in Knapps Christoterpe veröffentlicht hatte, ließ er anonym eine Sammlung edler geistlicher Gedichte, voll Geistes und in eine schöne, reine classische Form gegossen, unter dem Titel folgen: „Gesänge unter den Palmen. Heidelberg 1847." Hier finden sich unter vielen poetischen Geschichtsbildern aus dem Alten und Neuen Testament, der Kirchen- und Missionsgeschichte einige kirchliche Lieder und Hymnen. Neuerdings gab er mit seinem Namen als Sammelwerk heraus: „Biblische Geschichte in einer Auswahl poetischer Bilder. Stuttg. 1852." Neben Geschichtsliedern von A. Knapp, Pyrker, Eyth, Pfizer, Hey, Rückert, Schwab, J. P. Lange, Klopstock, Barth, K. Schöll finden sich hier 37 von ihm selbst gedichtete. In dem Vorwort, „das Bilderbuch" betitelt, spricht er sich also aus:

Ein Bilderbuch war einst mein Glück
In froher Kindheit stillen Tagen;
Noch denk ich gern daran zurück,
Noch seh ich's vor mir aufgeschlagen.

Doch völlig ward ich erſt als Mann
Die tiefe Kraft der Bilder inne,
Die ſich allein enthüllen kann
Durch Gottes Geiſt und reine Minne.

Krais bietet vorherrſchend nur lyriſche Gedichte dar, doch hat er auch das Gebiet des geiſtlichen Lieds mit einigen Gaben beſchenkt, z. B.:

„Wie biſt du, Heiland, mit der Dornenkrone" (1852).

Lindner, Dr., Wilhelm Bruno, Sohn des Profeſſors der Pädagogik und Doktors der Theologie Friedrich Wilhelm Lindner zu Leipzig, wo er auch geboren wurde 20. Merz 1814. Nachdem er wegen ſchwerer Fußleiden, die ihn bis zum vierzehnten Jahre vom Beſuche der öffentlichen Schulanſtalten abhielten, durch Privatlehrer unterrichtet worden war, zuletzt aber noch in der Nikolaiſchule die nöthige Vorbereitung erhalten hatte, ſtudierte er ſeit 1832 Theologie in Leipzig. Nachdem er 1836 ſeine Studien vollendet hatte, kam er drei Jahre lang als Lehrer an das Erziehungsinſtitut des Diakonus Dr. Hahn zu Bönnigheim im Würtembergiſchen Unterlande. Dann ließ er ſich 1839 als Privatdocent der Theologie, mit dem Recht, als Frühprediger an der Univerſitätskirche aufzutreten, in Leipzig nieder. Im J. 1846 wurde er außerordentlicher Profeſſor der Theologie, beſonders für das Fach der Kirchengeſchichte, für welche er auch ganz vom gläubigen Standpunkt aus ein Lehrbuch verfaßte. Neben dieſem Fach beſchäftigt er ſich vorzüglich noch mit der Exegeſe. 1850 ertheilte ihm die Fakultät zu Erlangen die theologiſche Doktorwürde.

Als einer der entſchiedenſten Kämpfer für die Ehre Chriſti und ſeine heilige Reichsſache im Sachſenlande gab er „als ein Zeugniß für den verkannten und leider oft verſpotteten Heiland der Welt" 18 auf den derzeitigen Kampf des evangeliſchen Chriſtenthums mit dem Unglauben bezügliche Gedichte heraus unter dem Titel: „Halte, was du haſt, daß Niemand deine Krone nehme. Ein Zuruf an alle evangeliſche Chriſten. Dresden 1841." In demſelben Jahr erſchien von ihm auch ein Kreis von Gedichten unter dem Titel: „Sachſens große Erinnerungen" und im J. 1839 hatte er 24 meiſt auf geſchichtliche Begebenheiten aus der Reformationszeit bezügliche Gedichte unter dem Namen: „Reformationslieder" als eine Feſtgabe zu der dreihundertjährigen Feier der Reformation in Leipzig am 19. Mai 1839 herausgegeben. Von eigentlichen Liedern dieſes durch Klarheit und Tiefe des chriſtlichen Gefühls und bilderreiche,

edle, gediegene Sprache sich bemerklich machenden Dichters finden sich nur wenige in einzelnen Zeitschriften zerstreut, z. B. das von A. Knapp in den Liederschatz. Ausg. 2. aufgenommene schöne Pfingstlied:

„Komm, Geist des Herrn, du ew'ge Kraft."

(Quelle: Handschriftliche Nachrichten.)

Major, Charles Forseyth, aus einer ostpreußischen Familie, geb. 1799 in England. Er stand zuerst am Missionshaus zu Basel und wurde dann Prediger in Straßburg, wo er am 14. Sept. 1834 die evangelische Kapelle mit einer Rede eröffnete und im selbigen Jahr auch „Reden aus der Wahrheit", so wie „Worte der Ermahnung an Kranke und Sterbende" herausgab. Darnach wurde er K. preußischer Gesandtschaftsprediger in Constantinopel und zog sich später als Privatgelehrter nach Bonn zurück, wo er 1852 gestorben ist. Nachdem in der Christoterpe vom J. 1838 und 1839 mehrere seiner geistlichen Dichtungen erschienen waren, gab er zwei Sammlungen derselben heraus: „Gedichte. Leipz. 1846." und: „Lebenserfahrungen eines Wanderers in Gedichten. Leipz. 1847." Nennenswerth sind die Lieder:

„Auf dich, mein Heiland, lehn ich mich."
„Der Hohepriester, der sein Leben" (Knapps Liederschatz).

Müller, Dr., Johann Friedrich, geb. 13. Nov. (nicht 16.) 1789 zu Erfurt, wo sein Vater, Johann Melchior Möller, damals Diakonus zu den Reglern und später Pfarrer an St. Michaelis war. Dessen Vater und Großvater schon hatten in derselben Stadt das geistliche Amt mit Treue geführt und zu ihrer Zeit für eifrige und wirksame Vertheidiger der evangelisch-lutherischen Lehre gegolten. Die Mutter, eine Tochter des in Saalfeld verstorbenen Generalsuperintendenten Bernhard war nicht ohne Einfluß auf die poetische Grundstimmung ihres Sohnes geblieben, dem es beschieden war, in einem Dorfe bei Erfurt, Stotternheim, wohin der Vater als Pfarrer berufen worden war und auch im J. 1824 starb, die ersten Jugendjahre zu verleben und die erste Vorbildung zum Gymnasium von der Sorgfalt des eigenen Vaters zu erhalten. Der Ortsschulmeister Grobe, ein alter ehrwürdiger Greis, bibelfest und in den alten Kirchenliedern nach Inhalt und Weise meisterhaft bewandert, war der Mitpfleger seiner Jugend und hat ihm zu Herzensanfassungen verholfen, welche sich ihm in seinem spätern amtlichen Leben auf allen Stufen kenntlich gemacht haben. Auf rührende Weise hat Möller auf dem zweiten Wittenberger Kirchentag, als am 11. Sept. 1849 auf demselben über die

Erhaltung der christlichen Schule verhandelt wurde, öffentlich von diesem Lehrer seiner frühesten Jugend, den er als Knabe nach vollbrachtem dreiundachtzigstem Lebensjahr zu Grab begleitet hat, das Zeugniß abgelegt: „Er erzählte biblische Geschichten so lebendig, daß ich, was am lebendigsten in meiner Seele haften geblieben, ihm verdanke. In ihm — nicht in seinem Gedächtnisse allein — lebten alle die alten geistlichen Lieder meines Jugendaufenthaltes, und er wußte, wohin mit jedem dieser Lieder zu treffen sey. Gewiß, ich habe so manchem Prediger vielen Dank zu sagen auf meinem Lebenswege; ob aber nicht jener alte Mann der erste seyn wird, der mir im Sterben vor allen andern vor meine Seele treten wird, das ist ein Anderes." Von Stotternheim kam Möller auf das Gymnasium zu Erfurt und dann auf die Universität Göttingen, wo er mit kindlicher Liebe zu Planks Füßen saß und dabei auch ein Mitglied des Heyne'schen philologischen Seminars war. Sein Körper war schwächlich, der Herr aber behütete ihm während seiner ganzen Studienzeit Leib und Seele mit göttlicher Treue. Seine erste öffentliche Amtsthätigkeit war die eines Lehrers der Katechetik und Methodik am Schullehrerseminar zu Erfurt. Bald, im J. 1815, wurde er dann zum Diakonus an der evangelischen Barfüßerkirche daselbst gewählt und verwaltete als solcher mehrere Jahre provisorisch das Direktorium des Schullehrerseminars und einige Zeit hindurch auch die Stelle eines städtischen Oberschulaufsehers. Im J. 1829 erhielt er an derselben Kirche das Amt eines Pastors, wozu ihm von 1831 an als Senior des evangelischen Ministeriums zugleich das Ephorat des Stadt- und Landkreises, demnächst auch bei der K. Regierung eine kirchenregimentliche Stellung als Consistorialrath übertragen wurde. Hier in der Hauptstadt Thüringens war die Zeit seines belebtesten Wirkens. Namentlich wirkte er als beliebter Prediger durch seine lebendige mit Bildern und Gleichnissen reich durchwebte Redeweise in großem Segen, wovon mehrere gedruckte Predigten Zeugniß geben. Im Frühjahr 1843 folgte er dem höhern Rufe nach Magdeburg, wo er an Dräsecke's Stelle als Generalsuperintendent der Provinz Sachsen, Direktor des Consistoriums und erster Domprediger einzutreten hatte. Hier hatte er bald unter den in der Provinz Sachsen ausbrechenden religiösen Wirren Gelegenheit, sich als einen guten Streiter Jesu Christi zu bewähren. Unter vielen Anfechtungen hatte er nämlich den Kampf zu kämpfen gegen die Lichtfreunde und freien Gemeinden, deren Häupter die Pastoren seines Sprengels, Uhlich und Wislicenus, waren. In

Magdeburg selbst trat der Prediger W. F. Sintenis* aufs Heftigste wider ihn auf. Der Herr aber schenkte ihm Stärke und Weisheit und steht ihm heute noch auf diesem bedeutungsvollen, wiewohl schwierigen Posten schützend und segnend zur Seite.

Seine meisten geistlichen Lieder hat er während der ersten Jahre seiner Predigtamtsführung zu Erfurt gedichtet, dessen neues Gesangbuch vom J. 1835 er auch besorgt hat. Zuerst trat er als Dichter hervor mit 24 Liedern, die unter dem Titel erschienen: „Christenglück und Christenwandel in religiösen Gesängen. Erfurt 1816." Die Theurung, welche die armen Handwerker seines Kirchspiels drückte, gab den Anlaß zu diesem Unternehmen und zu weiter Verbreitung dieser Lieder. In Frankfurt a. M. brachte ein einziges Lied daraus, das am Charfreitag daselbst gesungene Passionslied: „Du hasts vollbracht, da stehen wir", den Hülfbedürftigen eine Sendung von mehreren hundert Gulden zu Wege. Sechs Jahre später erschien die Hauptsammlung seiner Lieder — 222 an der Zahl — unter dem Titel: „Der christliche Glaube und das christliche Leben. Geistliche Lieder und Gesänge für Kirche, Schule und Haus. Erfurt 1822." Von diesen hat Harms in seine „Gesänge für die gemeinschaftliche und für die einsame Andacht" vom J. 1829 nicht weniger als 29 aufgenommen. Drei davon wurden in das neue W. G. und Hamburger G. aufgenommen, mit welchen noch einige hier mögen erwähnt werden:

„Du waltender Geist, Gott der Macht."
„Hilf, daß wir stark im Glauben werden."
„Ich glaube, daß mit Liebe" — 1822 — Hamb. G.
„O daß ich hätte mitempfunden" — 1822 — W. G. Nr. 175 und Hamb. G.
„Stärk, ewiger Hort, Gottes Geist."
„Wo regt sich noch ein guter Geist" — $18^{16}/_{17}$ — W. G. Nr. 214.

Eine edle und entschiedene Christensprache spricht aus den Möller'schen gemüthvollen Liedern, nur sind viele zu subjektiv und zu hoch gehalten, als daß sie sich zu Kirchenliedern eigneten. Neuerdings erschienen als poetische Nachlese die von ihm seit 1822 gedichteten, deren Entstehung fast durchgängig mit der Abfassung verwandter Predigten zusammenhängt, unter dem Titel: „Geistliche Dichtungen und Gesänge

* Vgl. dessen Denkschrift an das Cultusministerium: „J. Fr. Möllers Wirken im Consistorium und in der Generalsuperintendentur der Provinz Sachsen. Leipz. 1849."

auf Unterlagen der h. Schrift. Magdeburg 1852." Es sind deren 105 in drei Theilen — der Festkreis (39) — Geschichten und Zeugnisse des alten Bundes (33) — Zeugnisse und Denksprüche des neuen Bundes (33), so daß wir also nun 351 gedruckte Lieder von Möller haben. Von dieser neuesten Gabe sagt er in der Vorrede, er bringe jetzt, wie zum Abschied von der heiligen Kunst, noch eine Nachlese aus den spärlicher gewordenen Ernten der letzten 30 Jahre, gleich einem alten Gärtner, der, während die fortgeschrittene Kunst der Neuzeit ihn überflügelt, noch einmal seinen Ziergarten durchwandert und etliche Herbstblumen dort aufsammelt von ausdauernden Gewächsen, welche er einstmals aus dem Samen gezogen hat. Von dieser neuesten Sammlung sind besonders nennenswerth:

„Ich muß hier in der Fremde wallen" (1 Mos. 28, 18.).
„Mein Schutz auf schmalen Stegen" (Ebr. 10, 35. 36.).
„Nun triumphire nah und fern" (Ps. 47, 6.).
„Nun wohlan, wie du's beschieden" (Ebr. 12, 11.).
„O Hirt, auf deinen Auen" (Joh. 10, 14.).
„Wecke meine Seele" (Joh. 1, 32—39.).

(Quellen: Handschriftliche Nachrichten. — Theologisches Literaturblatt zur Kirchenzeitung. 1826. Nr. 104.)

Möwes, Heinrich, wurde geboren am 25. Febr. 1793 zu Magdeburg. Seine ersten Lebensjahre brachte er unter vielfacher Noth und Bedrängniß zu. Sein Vater starb früh und die Mutter verheirathete sich wieder. Da nahm sich des verlassenen Knaben ein Oheim an, der Prediger im Magdeburgischen war und ihn die dortige Domschule besuchen ließ. In Göttingen studierte er Theologie, aber als eine „todte Wissenschaft." Er erinnere sich nicht, sagt er selbst, auch nur im Geringsten christliche Eindrücke dabei empfangen zu haben. Dagegen wurde er bald tief ergriffen von der allgemeinen Begeisterung im J. 1813, für die Befreiung des deutschen Vaterlandes die Waffen zu ergreifen. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba im J. 1814 trat er mit seinem Busenfreund Carl Blum in ein westphälisches Jägercorps und kämpfte in der Schlacht bei Ligny, Belle-Alliance und vor Paris. Bei Ligny mußte er seinen verwundeten Freund, nachdem er ihn unter beständigem Kugelregen aus dem Feuer der Feinde zu tragen bemüht gewesen war, als todt liegen lassen. Sein Kriegsleben ist reich an köstlichen Zügen des Muths und der Selbstaufopferung und trägt überall das Gepräge eines edlen Charakters und zartfühlenden Herzens. Nach beendigtem Krieg bezog er noch eine Zeit lang die Universität Halle, nachdem er auf dem Heimmarsch

zu seiner größten Herzensfreude den todtgeglaubten Freund in Charleroi wieder lebend gefunden hatte. Er verließ die Universität, durch die großen Erfahrungen der letzten Zeit zwar entschiedener auf Gott und das Eine, was noth ist, hingewiesen, aber doch noch, wie er selbst oft gestand, unfähig, für den Herrn und sein Reich zu arbeiten, da er selbst diesem Herrn noch so ferne war.

Er wurde nun ein Jahr lang Lehrer an der Domschule zu Magdeburg. Hier verlobte er sich mit der Schwester seines Freundes Blum und wurde im J. 1818 vom Grafen von der Schulenburg-Angern zum Prediger in Angern und Wenddorf berufen. Zwar vom evangelischen Geist berührt, doch keineswegs glaubig, begann er nun gleichwohl mit außerordentlichem Eifer zu wirken; seine Thätigkeit erstreckte sich indessen vorzugsweise auf äußere Dinge; er that viel für das Schulwesen, steuerte den Unordnungen in den Gemeinden und bekämpfte siegreich alle Hindernisse; doch fühlte er bald das Bedürfniß, tiefer in die Schrift einzudringen und den Herrn zu suchen, den er predigen sollte. So fieng er an, eifrig in der Schrift zu forschen und fleißig zu beten, und kam ohne alle fremde Hülfe zum Glauben an Christum; der Herr hat ihn durch sein Wort selbst zu sich geführt; seine Bekehrung war keine plötzliche, gewaltsame, sondern eine ruhig sich entwickelnde Umwendung seines Lebens. Am liebsten hielt er sich an Dräsecke. Glaube und Muth waren die hervorstechendsten Züge seines Wesens; er hatte durch Natur und Gnade eine Furchtlosigkeit erlangt, die keine Macht der Welt scheute und in der er frisch und froh im seligen Gefühl der unendlichen Kraft, die dem Glauben an Christum inwohnt, mit der Welt rang. Nicht leicht konnte ein Geistlicher so ganz und völlig in seine Gemeinde sich hinein leben, als er. Auch besaß er eine besondere Gabe, die Seelen der Sünder gewaltig zu erschüttern und die bußfertigen, gebeugten Herzen freundlich aufzurichten. Sein Umgang hatte viel Erbauliches, sein ganzes Leben war eine fortgehende Predigt, seine Persönlichkeit so gewaltig, daß die, welche in seinen Kreis kamen, bald für den Glauben gewonnen wurden oder bei Zeiten aus seiner Nähe entfliehen mußten. In seinen Predigten, die er mit geistreicher und gewaltiger Beredtsamkeit vortrug, war jetzt Christus der Mittelpunkt, um den sich Alles bewegte, und die Quelle, woraus Alles floß.

Nach vier Jahren, im J. 1822, wurde er vom Grafen von der Schulenburg-Altenhausen zum Prediger nach Altenhausen und

Joeurode berufen. Sieben Jahre lang blieb hier sein Leben fast völlig ungetrübt; bei einem reichlichen Einkommen, in glücklicher Ehe, als Vater von vier lieblich heranwachsenden Kindern, allgemein geachtet in der Gemeinde, fehlte ihm nichts zu seinem Glücke. Er wußte kaum, was Kreuz sey, und es schien, als habe er bei seiner tiefern christlichen Entwicklung diese Erfahrung für sein Herz nicht nöthig. Doch auch er sollte durch die bitterste Kreuzschule gehen. Seine Leiden begannen mit dem Tode seines Freundes und Schwagers Blum im Frühjahr 1828; im Herbst desselben Jahrs fieng auch seine sonst so kräftige Gesundheit zu wanken an; es stellten sich Brustbeschwerden ein. Weil aber die liebliche Weihnachtszeit vorhanden war, ließ er sich nicht abhalten, dennoch zu predigen. Da trat denn große Erschlaffung ein und es erfolgten häufige Blutungen aus der Lunge, die sein Leben auflösen zu wollen schienen. Aber seine Seele war stets fröhlich in dem Herrn; er frohlockte im Schmerze, weil es ein Kreuz war vom Herrn. Obwohl er sich im Frühjahr 1829 wieder erholte, so blieb doch seine Brust stets angegriffen und die Blutungen dauerten fort. Dazu kam nun auch noch im Sommer 1829 der Verlust seiner Schwiegermutter, die ihm wie eine leibliche Mutter gewesen war. Als aber im Winter von 1829 auf 1830 neue heftigere Krankheitsstürme über ihn kamen, erkannte er immer deutlicher, wie es des Herrn Wille sey, seinem Predigtamt zu entsagen. Dieß war das größte Opfer, das er bringen mußte, denn sein Herz war aufs Innigste mit diesem Amte zusammengewachsen. Der Kampf war groß; fast wäre ihm das Herz darüber gebrochen.* Im Juni 1830 übergab er mit dem Worte: „Weide deine und meine Heerde“ feierlich sein Amt seinem Nachfolger. Der Abschied von so vielen Seelen, die aus der Gemeinde sich am Abreisetag noch zu ihm drängten, verursachte ihm den heftigsten Brustkrampf, so daß er acht Tage lang brauchte, bis er sich zur Abreise erholt hatte. Er zog nun nach Magdeburg und eine völlig ungewisse Zukunft stand vor ihm; sein Ruhegehalt reichte nicht hin, seine vier Kinder zu erziehen. Er aber hatte längst das Sorgen verlernt und pflegte zu sagen: „Der Herr sorgt für mich; der versteht's viel besser; warum sollte „ich es Ihm nicht überlassen?“ Er war noch nicht lange zu Magdeburg, so starb ihm ein Töchterlein, damit er auch von dieser Seite geprüft würde. Er ward immer ärmer, aber sein inneres Leben entfaltete sich

* Weiteres darüber s. II. Nr. 468.

immer reicher, er ward immer kränker, aber ſeine Seele blühte in immer friſcherer Geſundheit. Sobald er ſich einigermaßen beſſer fühlte, ſo wirkte er für das Reich Gottes, beſonders auch im Miſſionsweſen; bald aber hemmte wieder ein neuer Krankheitsſturm ſeine Thätigkeit und ſo gieng es abwechſelnd längere Zeit fort.

Als es ſich einmal auf länger mit ihm gebeſſert hatte, zog er am 24. Juli 1832 wieder nach ſeinem Altenhauſen, um in der Mitte ſeiner Pfarrkinder leben zu können, bis er vielleicht irgend eine Anſtellung finde. Er trieb hier allerlei wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen und wartete ſtill und froh, was der Herr nun weiter mit ihm thun werde. Er erholte ſich ſogar ſo weit, daß er wieder einigemal auf ſeiner lieben, alten Kanzel predigen konnte und ſich um das Dekanat- und Pfarramt Weferlingen bewarb. Doch war kein Tag für ihn ſchmerzensfrei. So trat er in das J. 1834. Da erfaßte ihn der letzte, aber auch heftigſte Krankheitsſturm. Er ſpürte wohl, daß dieß ſeine letzte Zeit ſey. „Das Sterben iſt ſchwer," konnte man ihn da öfters ſagen hören, „aber doch iſt der Tod ſchön." Er genoß noch mit den Seinigen das h. Abendmahl, wozu die Lehrer des Orts mit den Kindern kommen und das Lied: „Chriſtus der iſt mein Leben" ſingen mußten. Mehrere Tage lang hatte er noch mit dem Tode zu ringen, ſo daß er oft in herzzerreißenden Tönen ſich die Erlöſungsſtunde erſeufzte, indem er rief: „Lieber, lieber Herr! ſo komm doch! komm doch! willſt du denn noch nicht kommen?!" Da kam noch die Nachricht, daß ihn der König zum Superintendenten von Weferlingen befördern wolle, wenn er es nicht vorzöge, nach Bahrendorf zu gehen. Er aber ſprach gelaſſen: „Nach Bahrendorf alſo oder auf die Bahre." Dann ſchwieg er und erquickte ſich, wie öfters, am erſten Brief Petri. Nicht lange vor ſeinem Sterben ſprach er: „Bald werde ich vor Gottes Thron ſtehen; meine Seele möchte zagen, wenn ſie zurückſchaut auf ein Leben, worinn ſo wenig geſchehen iſt; aber dennoch zage ich nicht und ſterbe freudig und getroſt, denn mein Herr und Heiland vertritt mich im Gericht, und ließe meine Schwachheit es zu, ich gienge mit einem Triumphlied auf Gottes Barmherzigkeit hinüber."* Endlich kam der Herr; während ſeine Frau ihm das Lied: „Es iſt noch eine Ruh vorhanden" vorlas, wand ſich ſeine Seele los am 14. Okt. 1834. Nicht lange zuvor hatte er in einem ſchönen Lied von der Sterbensfreudigkeit geſungen:

---

* Weiteres ſ. II. Nr. 606.

„O Herr, o Herr, wie bist du treu!
Wie fest sind deine Worte,
Das sag' ich aller Bürden frei
Dicht an der Todespforte.
Da steh ich mit erhobnem Haupt,
Ja, selig ist, wer an dich glaubt."

Er hat mehrere recht schöne geistliche Lieder gedichtet, die im J. 1836 zu Berlin gesammelt erschienen und im Vergleich mit den unter dem Einfluß der romantischen Schule gedichteten mehr dogmatischen Gehalt haben und denen von Spitta, Garve und Döring ähnlich sind. Es sind zwar solche darunter, welche die Herrlichkeit Christi objektiv darstellen, die meisten aber sind aus innern Zuständen und persönlichen Verhältnissen hervorgegangen. Eine zweite Auflage erschien im J. 1838. Er dichtete auch weltliche Lieder und machte sich namentlich im J. 1831 nach dem Ausbruch der Julirevolution durch die „drei Lieder eines preußischen Landeskindes" bekannt.

Die evangelische Kirchenzeitung. 1836. S. 190 giebt folgendes Urtheil über Möwe's Lieder ab: „Sie sind in den Jahren 1829—1834 unter schweren körperlichen Schmerzen gedichtet worden und meistentheils in Momenten geboren, wo die Schmerzen am fürchterlichsten gewüthet und der kräftigste Glaubensgeist des vielgeprüften Dulders wieder den herrlichsten Sieg über das Fleisch davon getragen hatte. Sie tragen daher alle, wie verschieden sonst auch ihr Inhalt und Gegenstand seyn mag, den gleichen Grundcharakter eines allezeit fröhlichen Glaubens, einer unbedingten Ergebung in Gottes Willen und einer Sehnsucht nach dem Himmel an sich, die aber bei aller Lebhaftigkeit doch immer nüchtern und zufrieden bleibt, das Leben, ja selbst das Leiden lieb hat und nicht nur mit Theilnahme, sondern mit Begeisterung gleichmäßig alle großen Interessen des Lebens, Freundschaft, Liebe, König, Vaterland, Natur, Kirche und Missionswerk, bis zum letzten Athemzug umfaßt. Kirchlich sind sie weniger, weil überwiegend ein subjektiver Inhalt in ihnen zu Grund liegt, aber erbaulich, glaubensstärkend durchgängig."

Von diesen Liedern ist besonders zu erwähnen:

„Der Himmel hängt voll Wolken schwer" — W. G. Nr. 468.
„Mit allen meinen Sünden."
„O Herr, o Herr, wie bist du treu."

(Quellen: Dr. Heinrich Möwe's Leben und Gedichte [von Friedrich Arndt]. Magdeburg. 4. Aufl. 1843.)

Neuendorff, Johann Christoph Wilhelm, geb. 22. Okt. 1786 zu Brandenburg an der Havel. Er studierte von 1805—1808 in Halle und dann in Jena, wo er durch Wieland, dessen Bekanntschaft er in dem

nahegelegenen Weimar machte, aufgemuntert wurde, die Dichtkunst, die er schon in Halle gepflegt, noch weiter zu pflegen. Nach vollendeten Studien war er an verschiedenen Orten Hauslehrer, worauf er sich 1811 nach Berlin begab, um sich durch Stundengeben zu nähren. Hier arbeitete er nun an seiner eigenen wissenschaftlichen Fortbildung fleißig weiter und schloß sich namentlich an Schleiermacher als eifriger Schüler an. Er gehörte zu dessen auserwähltem Kreis, der nähern Zutritt zu ihm hatte. Im J. 1813 berief ihn der Graf von Schulenburg als Prediger nach Lenzerwischen bei Lenzen, worauf er sich mit Charlotte v. Oppen vermählte, die aber gleich wenige Monate darnach brustleidend wurde und vor seinen Augen langsam dahinwelkend am 8. Mai 1820 starb. Unter dieser langen und schweren Trübsal reiften als köstliche Leidensfrüchte viele schöne Lieder, die er zum Herrn sang, und es bereitete sich mehr und mehr jene Veränderung in seinem innersten Wesen vor, die ein Jahr nach dem Tode seiner Frau vollends zu einer ganz entschiedenen Richtung auf das Eine nothwendige und zu einer heißen, innigen Liebe zu Gott und Jesu wurde. In diesem Sinne wirkte er auch fortan in seinem Hirtenamte. Nach neunjähriger gesegneter Wirksamkeit an seiner aus acht an einander hängenden Dörfern bestehenden ländlichen Gemeinde wurde er 1. Jan. 1823 als Archidiakonus an die St. Catharinenkirche seiner Vaterstadt Brandenburg berufen, wo er dann zugleich auch zwei Landgemeinden zu besorgen, so wie die Aufsicht über das Gymnasium und sämmtliche Mädchenschulen der Neustadt zu führen hatte. Er verheirathete sich nun wieder im J. 1825 mit einer Stiefschwester seiner entschlafenen Gattin gleichen Namens. Allein nach vierzehn Monaten schon sollte er auch diese durch Frömmigkeit und Demuth, Bildung und Anmuth ausgezeichnete Frau durch den Tod verlieren. Obgleich er dadurch tief erschüttert und gebeugt ward, predigte er doch zwei Tage nach ihrem Begräbniß mit seltener Kraft und freudiger Begeisterung. Nur mit um so größerem Eifer wirkte er jetzt für die Erweckung eines lebendigen Christenthums in der Stadtgemeinde. Deßhalb trat er auch an die Spitze einer sich bildenden Bibelgesellschaft. Am 8. Juli 1837 raffte ihn, nachdem er sich noch zum drittenmal verheirathet hatte, eine Unterleibskrankheit dahin. Obgleich Christus der lebendige Mittelpunkt seines Glaubens geworden war, so hatte er sich doch stets fern gehalten vom strengen Eifer für kirchliche Rechtgläubigkeit. Die Innigkeit des religiösen Sinnes und dessen praktische Bewährung in Früchten der Liebe und Gerechtigkeit galten ihm als

die Hauptsache, so daß er es nicht verstehen konnte, wenn man auf jene allzugroßen Werth legte.

Dieß ist auch der religiöse Grundcharakter seiner gediegenen geistlichen Lieder, die fast lauter Gebete sind und nach seinem Tode unter dem Titel: „Auswahl aus W. Neuendorffs hinterlassenen Gedichten. Brandenb. 1839." erschienen. Gar schön ist sein Siegeslied im Sterben: „Hinauf, hinauf, die Flügel regen sich", worinn er den um seinen Heimgang Weinenden als ein Triumphirender im Geiste zuruft:

Beugt eure Knie und faltet eure Hand
Und stimmt das Siegeslied!
Es ist gesprengt der Seele hartes Band
Und der Gefang'ne flieht!

Wohl hab ich lang gerungen,
Wohl brach mir oft der Muth;
Nun endlich durchgedrungen,
Wie ist der Friede gut!

(Quelle: Das Vorwort zu der obengenannten Gedichtauswahl.)

Puchta, Christian Rudolph Heinrich, geb. 19. August 1808 zu Cadolzburg in Mittelfranken, wo sein Vater, der als erster Landrichter zu Erlangen im J. 1845 gestorbene Wolfgang Heinrich Puchta,* ein gottesfürchtiger Jurist, vom J. 1797—1812 als Justizrath angestellt war. Seine Mutter ist eine Tochter des Kammeramtmanns Heim zu Osternohe. Er widmete sich wie sein Großvater, Johann Christoph Puchta, welcher Pfarrer zu Möhrendorf im Baireuthischen war, der Theologie und erhielt die erste Grundlegung seiner christlichen Erkenntniß durch den ehrwürdigen Krafft, reformirten Pfarrer und Professor der Theologie zu Erlangen; die poetische Anregung verdankt er Platen und Rückert, seine philosophische Richtung bestimmten Schelling und Schleiermacher. Mit den genannten Männern war ihm persönliche Bekanntschaft eröffnet, indem er von Erlangen aus auch noch die Berliner Hochschule bezog, wohin ihn die von dort ausgehende neue gläubige Wissenschaft zog. Nach vollendeten Studien wurde er im J. 1832 Stadtvikar in München zugleich mit seinem ihm unvergeßlichen, frühverstorbenen Freund Wagner. Neben dem Einfluß, den die Kunstschätze und sonstige Bildungselemente dieser Hauptstadt auf ihn ausübten, wirkten hier besonders Männer wie Roth, Niethammer, Schubert ꝛc. entscheidend auf seine geistige Entwicklung ein. Nach fünf gewinnreichen Jahren wurde er 1837 theologischer Repetent an dem damaligen Ephorat zu Erlangen unter Höflings Leitung,

* Vgl. „Erinnerungen aus dem Leben und Wirken eines alten Beamten, vornämlich für Anfänger in der juridischen Praxis. Von W. H. Puchta. Nördl. 1842." Sein Lebenslauf steht auch im Christenboten. 1845. Nr. 32.

wo er in lebendige Berührung mit Harleß, Hofmann und später Thomasius kam. Von da kam er im J. 1839 als Professor der Philosophie und Religion an das neuerrichtete Lyceum zu Speyer, wo er unter Hofrath Jäger in Verbindung mit Halm, Zeus und Schwert seine Wirksamkeit begann. Anstrengende Arbeiten zogen ihm hier jedoch eine schwere Krankheit zu, wodurch seine Thätigkeit auf längere Zeit unterbrochen wurde, indem sein Geist vor Allem der Ruhe bedurfte. Im J. 1842 konnte er jedoch wieder einen bestimmten Beruf übernehmen und das Pfarramt zu Eyb bei Ansbach antreten, wo er jetzt noch für den Herrn und von ihm gestärkt und gesegnet wirkt und sich viel mit hymnologischen Arbeiten beschäftigt. Deßhalb wurde er auch 1845 in die bairische Gesangbuchscommission ernannt und war so ein eifriger Mitarbeiter an den beiden Gesangbuchsentwürfen vom J. 1848 und 1852.

Nachdem er da und dort, z. B. in A. Knapps Christoterpe. Jahrgang 1837 ff., einzelne geistliche Lieder und Gedichte hatte erscheinen lassen, gab er 1843 ein eigenes Liedwerk heraus unter dem Titel: „Morgen- und Abendandachten am christlichen Hausaltar in Gesängen. Erlangen 1843." Er wollte damit ein Seitenstück geben zu Joh. Heinrich Witschels,* Pfarrers zu Igensdorf, weitverbreiteten „Morgen- und Abendopfer in Gesängen. Nürnberg 1803." (11. Aufl. Sulzbach 1848.) Er bekennt selbst, er habe sich dieselben nach Form und Einrichtung zum Muster genommen, während aber Witschel die Glaubensansichten seiner Zeit, für welche Natur und Schöpfung, Vorsehung und Allmacht, Tugend und Unsterblichkeit die leitenden Gedanken waren, mit großer Wärme, recht aus Einem Gusse, ausgedrückt habe: so wolle er nun Offenbarung und Gnade, Sünde und Buße, Wiedergeburt und Erlösung voranstellen. Und diese bei Witschel allerdings sehr in den Hintergrund gestellten Hauptwahrheiten des Christenthums hat Puchta denn auch mit demselben Schwung, mit derselben Klarheit und Sauberkeit des Ausdrucks und fließenden Darstellung, wie wir all das an Witschel anerkennen müssen, in ihr gebührendes Recht wieder eingesetzt. Witschel wollte Gott in der Natur, Puchta aber Gott in Christo finden und verherrlichen.

---

* Geb. 9. Mai 1769 zu Hempfenfeld bei Hersbruck in Mittelfranken, 1794 Mittagsprediger an der Dominikanerkirche in Nürnberg, 1801 Pfarrer zu Igensdorf, 1815 Stadtpfarrer zu Gräfenberg in Oberfranken und 1819 Pfarrer und Dekan zu Kattenhochstadt in Mittelfranken, wo er 24. April 1847 starb. Er gab sonst noch heraus: „Dichtungen. 1798." — „Auswahl von Gesängen und Liedern zur häuslichen Erbauung. 1812."

Er ist jetzt damit beschäftigt, aus seinen Liedern, sowohl aus den früher einzeln erschienenen, als auch insbesondere aus denen des „Hausaltars", welche größtentheils ohne kirchlichen Rhythmus und Melodie sind, eine Anzahl zusammenzustellen und sie durch zweckmäßige Umarbeitung kirchlichen Versmaaßen anzupassen.

A. Knapp, der ihn mit Recht für einen der gediegensten und geistvollsten Dichter der Neuzeit erklärt, hat in die zweite Ausgabe seines Liederschatzes 36 seiner Lieder, darunter mehrere Ueberarbeitungen lateinischer Hymnen, aufgenommen und auch in der Christoterpe vom J. 1847 und 1851 wieder neue Gedichte Puchta's mitgetheilt. Die kirchlichsten und nennenswerthesten Lieder sind:

„Der Mittler stirbt; die Liebe wirbt."
„Ein neues Jahr ist angefangen."
„Erfüllt sind Stund und Zeiten."
„Gott der Gnaden, schwerbeladen."
„Gott, erleuchte meine Seele."
„Großer Gott, der du im Himmel."
„Herr des Himmels, Gott der Gnade."
„Himmlische Pforten, empfanget den König der Ehren."
„Laß alle meine Lebenskräfte."
„Nun ist der Tag erschienen."

(Quellen: Handschriftliche Nachrichten.)

Sachse, Dr., Christian Friedrich Heinrich, geb. 2. Juli 1785 zu Eisenberg im Herzogthum Sachsen-Altenburg, wo sein Vater Lehrer an der Stadtschule und Cantor war. Seinen ersten Unterricht empfieng er meist von zwei ältern, nun schon längst im Predigtamt verstorbenen Brüdern, während er zugleich das Lyceum in Eisenberg unter dem vortrefflichen Rektor Dr. Brendel besuchte. Nachdem er von Ostern 1804 bis 1807 seine Studien in Jena unter Griesbach, Gabler, Augusti, Luden ꝛc. vollendet hatte, war er einige Zeit Hauslehrer in der Familie eines Gutsbesitzers bei Merseburg, dann fand er seine erste Anstellung im J. 1812 als Diakonus in dem Seckendorf'schen Städtchen Meuselwitz bei Altenburg, wo seit 1692 die Gebeine des unsterblichen Veit Ludwig v. Seckendorf ruhen. Von da wurde er im J. 1823 auf die Hofpredigerstelle in Altenburg berufen, auf der er heute noch im Segen steht. Im J. 1831 wurde er zugleich Consistorialrath und 1841 erhielt er von Jena das theologische Doktordiplom.

Sein erstes Lied: „Komm, komm, du Licht in Gottespracht" war ein Morgenlied zur Begrüßung des Reformationsjubelfestes und erschien im Keyser'schen Reformationsalmanach vom J. 1817. Zu demselben Fest

ließ er auch mit seinem Freunde Archidiakonus Mörlin in Altenburg einige Lieder für den Festgebrauch in den Kirchen des Altenburger Landes drucken, welche dann in den von ihm herausgegebenen „evangelischen Jubelliedern auf die dritte Jubelfeier des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses im J. 1830" zum Theil wieder abgedruckt wurden. Auch in Tzschirners Magazin für Prediger hat er einige Lieder mitgetheilt. Namentlich aber gab er im J. 1822 einen Bogen „christliche Gesänge zum Gebrauch bei Beerdigungen und bei der Todtenfeier" — neun an der Zahl — heraus.

Manche seiner sehr ansprechenden Lieder fanden vielfache Aufnahme in öffentliche Gesangbücher, z. B. das Bautzener, Leipziger, Hamburger (6), den bairischen Gesangbuchsentwurf ꝛc. Besonders zu nennen sind:

„Ein neues Lied singt Gott dem Herrn" (1817).
„Komm, komm, du Licht in Gottespracht" (1817).
„Mein letztes Haus auf Erden" (1822).
„Wohlan, die Erde wartet dein" (1822).
„Wohlauf, wohlan zum letzten Gang" (1822) — W. G. Nr. 617.

(Quellen: Handschriftliche Nachrichten.)

Schnaase, Eduard, wurde als armer Eltern Kind zu Danzig geboren am 11. Juni 1805 und besuchte anfangs nur eine gewöhnliche Bürgerschule. Weil er gut lernte, so schlug ihn sein Lehrer einer Gesellschaft zur Unterstützung vor, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, arme Knaben auf ihre Kosten studieren zu lassen, und so war sein lang verborgen im Herzen getragener Wunsch, einmal ein Diener Christi in seiner Gemeinde zu werden, was ihm einst einer seiner Mitschüler als Geheimniß entlockt hatte, erfüllt. Eilf Jahre lang durfte er nun diese Unterstützung auf der Vor- und Hochschule genießen, hatte aber manchmal den Kelch, auf solche Weise unterhalten zu werden, so bitter zu schmecken, daß er schon einmal im Begriffe war, das Studium aufzugeben. Aber Gottes Wege waren nicht seine Wege. Im Herbst des Jahrs 1829 hatte er seine Universitätsstudien glücklich vollendet und wurde nun Candidat der Theologie in Danzig. Seine erste Anstellung fand er 1. Mai 1831 als erster Lehrer und Dirigent der St. Catharinenschule in der Vaterstadt, worauf er sich am 23. Juni desselben Jahrs verheirathete mit Johanne, geb. Büschke, mit der er in stillem Frieden eine zahlreiche Familie gründete. Im November 1832 trat er ins Predigtamt ein als Archidiakonus an St. Catharinen, auf welcher Stelle er nun seit mehr denn 20 Jahren in einem ausgedehnten Wirkungskreis für den Herrn und sein Reich thätig ist.

Er hatte im Stillen ſchon manches Lied gedichtet, weil er ſeine Gefühle und Empfindungen ſchnell und leicht in die gebundene Form eines Liedes gießen kann, aber Niemand davon etwas mitgetheilt. Da hatte er am 11. Sept. 1835 für ſeine damals ſehr kränkliche Frau, welche die Leiche ihres den Tag zuvor geſtorbenen Vaters zu ſehen ins elterliche Haus gegangen war, daheim ein kurzes Troſtgedicht gedichtet, womit er ſie dann bei ihrer Heimkunft kräftig zu tröſten im Stande war. Nun fieng er an, mit ſeinen Dichtungen hervorzutreten. Das erſte war „der Heidenbote“ — im Oktober 1836 zum Beſten eines ſehr bedrängten oſtindiſchen Miſſionärs veröffentlicht. Darnach gab er ein „Schulgeſangbuch zum Gebrauch beim Beginne und Schluſſe des Unterrichts in Volks- und Bürgerſchulen. Cöslin 1837.“ heraus. Den größten Theil der darinn enthaltenen kurzen Schullieder, namentlich ſämmtliche Lieder im zweiten Theil „für beſondere Zeiten“, hat er ſelbſt gedichtet. Sonſt gab er noch leicht hingeworfene, auf vielfaches Anſuchen von Schulkindern gedichtete „chriſtliche Geburtstagsgedichte für Kinder von 5—10 Jahren. Danzig 1838.“ heraus. Die Hauptſammlung aber ſind die im ſelbigen Jahr erſchienenen „chriſtlichen Stimmen aus der Oſtſee. Danzig 1838.“ Es iſt eine Auswahl von 44 Liedern aus einer großen Zahl Lieder im Manuſcript. Außer dieſen hat er nur noch einige Lieder in der „Siona. Jahrg. 1842.“ und in dem von ihm mit ſeinem damaligen Amtsbruder Dr. Kniewell 1846 und 1847 herausgegebenen „Danziger Kirchenboten“ veröffentlicht. Seit ungefähr 15 Jahren iſt er auch gewöhnt, ſein Predigtthema in einem gereimten Spruche darzulegen, wodurch ſich eine ganze Sammlung von „Sonntags- und Feſtſprüchen“ gebildet hat.

Schnaaſe's Lieder, zu allermeiſt die „chriſtlichen Stimmen“, ſind im Geiſte des alten Kirchenliedes, dem ſie auch nicht ſelten nahe kommen, mit treuem Glauben und ernſtem, frommem Sinne, ſo wie in anziehender Sprache, wenn gleich auch öfters, weil ſchnell gedichtet, in etwas mangelhafter Form. Den Sinn, in welchem er ſie gedichtet hat, ſpricht er in aller Demuth ſelber dahin aus: „Ich denke und fühle am liebſten nach der Weiſe: „„Ich habe Eine Paſſion, und die iſt Er, nur Er.““ So ſchrieb und ſchreibe ich Lieder; aber von dem, was man Dichtung nennt, weiß ich nichts; ich liebe meinen Jeſum, und weil Seine Gnade ſo überaus ſchön und köſtlich iſt, ſo hänge ich um das theure Bild Seiner Liebe zu mir den mangelhaften Lappen meiner armen Worte von Bitte und Dank.“ Rennenswerth ſind die Lieder:

„Berge fallen, Hügel weichen."
„Der Weg ist schwer und trübsalsvoll."
„Herr Jesu Christ, der Heiden Licht" (im Danziger Missionsbericht vom J. 1852).
„Tausend wandeln hier auf Erden."

(Quellen: Handschriftliche Nachrichten.)

Schwab, Dr., Gustav Benjamin, geb. 17. Juli 1792 zu Stuttgart als der jüngste Sohn des dortigen Geheimen Hofraths und Oberstudienraths Johann Christoph Schwab, der unter Herzog Carl Eugen längere Zeit Geheimer Sekretär und dann der vertraute Rath des Herzogs Ludwig Eugen gewesen war, auch sich als Philosoph und Mathematiker auszeichnete. Seine Mutter, Friederike, war die Tochter des Kaufmanns Rapp in Stuttgart, eine Schwester des kunstsinnigen, mit Schiller und Göthe befreundeten Kaufmanns Heinrich Rapp. Seine erste Bildung erhielt er theils durch seinen Vater, theils auf dem Stuttgarter Gymnasium, dessen Schüler er zwölf Jahre lang gewesen war. Neben der frommen, sorgsamen Leitung, die er von seinen trefflichen Eltern zu erfahren hatte, machte der Confirmandenunterricht, den er bei dem ehrwürdigen Dann (S. 180) genoß, auf ihn einen bleibenden und gesegneten Eindruck. Diesem gottgesalbten und feurigen Lehrer schrieb er selbst den entschiedensten Einfluß auf seine Geistesrichtung zu. Noch in reifern Jahren saß er oftmals im Stadtpfarrhause als Jünger zu den Füßen des Greisen, dessen Hingang im J. 1837 er auch in dem Gedicht: „Auf den Tod eines Seelsorgers" gefeiert hat. Trefflich ausgerüstet trat er als siebenzehnjähriger Jüngling im Herbst 1809 in das theologische Stift zu Tübingen ein, wo er fünf genuß- und gewinnreiche Jahre verlebte und sich besonders von dem geistreichen Conz, dem Lehrer der Dichtkunst und Rhetorik, angesprochen fühlte, auch von dem hochgebildeten Curator der Universität, dem nachmaligen Minister v. Wangenheim, hervorgezogen sah. Sein Privatstudium wandte sich damals besonders den Schriften Plato's und des ihm geistesverwandten Schellings zu, während eine begeisterte, ideale, romantische Stimmung ihn aufs Innigste mit einem schönen Kreis gleichgesinnter, gleichstrebender Freunde verband, in welchem die romantische Poesie mit Vorliebe gepflegt wurde. Schon in den Jahren 1809—1811 hatte er einige wohlgelungene lyrische Versuche gemacht, die hernach in Justinus Kerners „poetischem Almanach" für 1812 und in dem von Uhland, Justinus Kerner, Fouqué und Varnhagen herausgegebenen „Dichterwald" für 1813 gedruckt erschienen und ihm an dem

im J. 1811 aus Paris zurückgekehrten, fünf Jahre ältern Ludwig Uhland, dem großen schwäbischen Romantiker und Vater der durch Einfachheit, Naturtreue und ächt deutsche Gesinnung sich auszeichnenden schwäbischen Dichterschule, einen Freund fürs ganze Leben gewannen. Uhland, als dessen ältesten Schüler er sich immer dankbar und bescheiden bekannt hat, wurde ihm nun bei seinen Studien der ältern deutschen Poesie Vorbild und Wegweiser.

Nachdem er nach Vollendung der akademischen Laufbahn im Herbst 1814 Vikar bei Pfarrer Geyer in Bernhausen geworden war, trat er im Frühling 1815 eine Reise nach Norddeutschland an, auf welcher er überall freundlich aufgenommen wurde, da er sich durch seine Dichtungen bereits bekannt gemacht hatte. Namentlich in Berlin hielt er sich längere Zeit auf und trat hier in innigen Freundschaftsverkehr mit Chamisso, Franz Horn, in dessen Familie er wie das Kind vom Hause gehalten wurde, und Friedrich de la Motte Fouqué (S. 286), an dem er damals mit Begeisterung hieng. Auch L. Tieck wurde sein theilnehmender, anregender Freund. Nach seiner Rückkehr im Herbst desselben Jahrs wurde er Repetent am Stift zu Tübingen, von wo er im Dezember 1817 als Professor der alten Sprachen an das obere Gymnasium in Stuttgart berufen wurde. Auf dieser Stelle wirkte er 20 Jahre lang in einer ihm ganz angemessenen und die Jugend ungemein anregenden Weise. Hier durfte er auch noch drei Jahre lang mit seinem betagten Vater zusammenleben, bis derselbe am zweiundvierzigsten Jahrestage eines vielbeglückten Ehebundes, am 15. April 1821, den Seinen entrissen ward. Er selbst hatte sich bald nach seiner Anstellung im Frühjahr 1818 vermählt mit Sophie, Tochter des Obertribunalraths C. G. Gmelin in Tübingen, die ihn in einem fast ungetrübt glücklichen Hausstand mit fünf Kindern erfreute und ihm in ächter Weiblichkeit mit Milde und Sanftmuth an der Seite stand. Durch seine ausgedehnte literarische und poetische Thätigkeit — denn aus seinem frohen und warmen Herzen flossen jetzt neben größeren lyrisch-epischen Dichtungen viele innige Lieder und köstliche Romanzen — wurde sein Name nun bald durch ganz Deutschland bekannt, so daß bei seiner im schönsten Maaß sich enfaltenden Gemüthlichkeit und Gastlichkeit sein Haus zu einer Art Dichterherberge wurde. Nicht nur Deutsche aus allen Gauen, auch Schweden und Norweger, Griechen und Polen, Franzosen und Italiener, überhaupt die in Wissenschaft und Kunst ausgezeichnetsten Fremden, welche Stutt-

gart besuchten, sprachen bei ihm ein, während zu verschiedenen Zeiten als regelmäßige Hausfreunde dort zu treffen waren: Uhland, Wangenheim, Matthison, Therese Huber, Lenau ꝛc.

Weil er aber im Anfang der dreißiger Jahre seine ächt patriotische Gesinnung mannigfach verkannt und verdächtigt sah, noch mehr aber weil er nun den Kampf gegen die geschichtlichen Grundlagen und religiösen Grundanschauungen des Christenthums am heftigsten entbrannt sah, so erwachte in ihm, dessen Frömmigkeit, wie er selbst sagte, frühe schon zu einer innigen „persönlichen Liebe zu Christo" sich gestaltet hatte, der Gedanke, ein Diener und Verkündiger der so vielfach mit der größten Feindseligkeit angefochtenen Lehre zu werden und durch das offene Bekenntniß derselben sich um so fester darinn zu gründen. Dieser Gedanke gieng ihm in Erfüllung durch seine im J. 1837 erfolgte Anstellung als Pfarrer in Gomaringen, einem in einem reizenden Alpthal zwischen Tübingen und Reutlingen gelegenen Dorfe. Zuvor schon hatte er sich jedoch in den Kampf für die höchsten geistigen Güter der Menschheit gewagt, indem er mit reinem, gesundem, sittlich-religiösem Gefühl und treffendem Urtheil, selbst mit schlagendem Witz den Pantheismus und vor Allem die Strauß'sche Richtung in den von ihm in der deutschen Vierteljahrsschrift veröffentlichten Aufsätzen angriff. In Gomaringen, wo es ihm auch vorbehalten war, die neuerbaute, schöne Kirche einzuweihen, warf er sich mit voller Seele in seinen geistlichen Beruf. Auch hier sah er sein stilles Pfarrhaus von zahlreichen Besuchern aus der Nähe und weitesten Ferne heimgesucht. Als er aber im J. 1840 einen hoffnungsvollen zehnjährigen Sohn, der in Heidelberg bei Verwandten zurückgeblieben war, während er mit Uhland den Rhein hinabreiste, durch den Tod verloren hatte, was ihn bis ins Mark erschütterte: so erwachte bei ihm und seiner Frau durch diese schmerzliche Lücke im nächsten Kreise doppelt die Sehnsucht nach dem Verkehr mit den Verwandten und ältern Freunden im lieben Stuttgart. Er bewarb sich deßhalb im Sommer 1841 um die erledigte Stadtpfarrei an St. Leonhard in Stuttgart. Kurz vorher hatte er als Mitglied der Commission für Ausarbeitung des neuen Gesangbuchs für Würtemberg, für dessen Zustandekommen er Kräftiges und Warmes öffentlich geredet hatte, sich längere Zeit in Stuttgart verweilt. Und so durfte er dann, nachdem er zuvor noch eine Sommerreise nach Norddeutschland und Skandinavien gemacht hatte, im Herbst 1841 wieder nach Stuttgart ziehen und nun auf derselben Stelle wirken, die sein geistlicher Vater Dann

bekleidet hatte. Auch in diesem Wirkungskreis erwarb er sich das Vertrauen und die Liebe Aller, mit welchen er in Berührung kam, namentlich auch der Geistlichen der Stuttgarter Amtsdiöcese, deren Dekan er zugleich geworden war. Als Kanzelredner versammelte er um sich vorzugsweise solche Gemeindeglieder, die eine geschichtliche und verstandesmäßige Begründung, eine lehrhafte Rechtfertigung des christlichen Glaubens im Ganzen und nach seinen einzelnen Theilen suchten.

Weil ihm aber bei vielen Amtsstörungen das ohnedem sonst ungewohnte Memoriren der Predigten als fünfzigjährigem Manne schwer fiel, so war es ihm erwünscht, nach vier Jahren schon, im Okt. 1845, von dem Predigtamt zurück- und in das evangelische Consistorium und den Oberstudienrath eintreten zu können. Im selbigen Monat noch erwählte ihn die theologische Fakultät zu Tübingen bei der Einweihungsfeierlichkeit des neuen Universitätsgebäudes zum Doktor der Theologie als „**poëta inter Germanos celeberrimus, theologus cordatissimus.**“ Schon in den ersten Junitagen des Jahrs 1850 ward er plötzlich auf der Straße von einem Schlaganfall befallen, dabei er, wie er nachmals sagte, seine Seele allbereits Gott befohlen hatte. Durch schnell herbeigerufene ärztliche Hülfe aber wurde er wieder so weit hergestellt, daß er nach wie vor rüstig und heiter sein Tagewerk fortsetzen und seine Visitationsreisen, namentlich zuletzt noch zur Visitation des Heilbronner Gymnasiums, besorgen konnte. Mit scherzendem Munde, aber mit ernster Seele sprach er oftmals von dem Vorüberwandeln des Todesengels, der ihn schon damals nicht unvorbereitet traf. Noch einmal vor seinem Scheiden wurden ihm die schönsten Erdenfreuden zu Theil; er sah alle seine Kinder, die zum Theil aus weiter Ferne, aus Berlin und New-York, herbeigekommen waren, um sich versammelt. Der Abschied von ihnen fand ihn sehr ernst und bewegt, wie Einen, der sich stündlich gefaßt hält, seine Rechnung mit dem Leben abzuschließen. Auch der Genuß, mit den vielen Zeugen des Herrn aus allen Gauen des evangelischen Deutschlands, von welchen Ullmann, sein alter Freund, in seinem Haus verweilte, aus Anlaß des im September 1850 zu Stuttgart abgehaltenen Kirchentags in persönlichen Verkehr zu treten, ward ihm noch zu Theil. Am 2. Nov. hatte er noch in einer für das preisgegebene Schleswig-Holstein stattgehabten Musikaufführung den Prolog gesprochen und damit eine gewichtige Stimme für Deutschland erhoben, indem er es beklagte, wie das einst der Welt das Gesetz diktirende stolze Weib, die

kaiserliche Germania, jetzt in Trauerkleider gehüllt, als Bettlerin durch die Lande schreiten müsse, die Gaben in Empfang zu nehmen und sie auf den Altar des Vaterlandes im Tempel niederzulegen, in welchem der forschende Blick um Hülfe nach oben gerichtet ist. Am andern Tage, den er mit christlicher Erbauung im Kreis seiner Familie begonnen hatte, bat ihn Abends noch ein kleiner, bei ihm versammelter Kreis von Verwandten und Freunden, den Tag zuvor gesprochenen Prolog noch einmal vorzutragen, und einer der Anwesenden erinnerte ihn an ein früheres auf Neujahr 1826 verfaßtes Gedicht, worinn er im Blick auf den rasch hinter einander erfolgten Tod der Regenten von Baiern und Rußland vom Todesengel also geredet hatte:

Einem Fürstengreise — Unters Haupt, das leise
Schob er jüngst den Arm — Fortschläft ohne Harm.

Und sieben Stunden nachher sollte er selbst so da liegen, das Haupt geneigt zum Todesschlafe. In selbiger Nacht, um die dritte Stunde des 4. Novembers 1850, hauchte er, von einem Herzschlag getroffen und aus tiefem Schlaf plötzlich auffahrend, schmerzlos, ohne Todeskampf, unter dem Ausruf: „Jesus Christus!" die Seele aus und zog nun hin in die von ihm schon 40 Jahre zuvor besungene „stille Stadt, die den ewigen Frieden hat." Das gelesenste Blatt verkündete dem Lande seinen Tod mit den Worten: „Das Vaterland hat in schwerer Zeit einen treuen Bürger verloren."

Schwab steht in der schwäbischen Dichterschule durch die trefflichen Romanzen, in denen er seit 1815 mit ächt schwäbischer Volksthümlichkeit und patriotischer Innigkeit, so wie gediegener Einfachheit schwäbische Sagen und Geschichten besungen hat, dem Vater der Schule, L. Uhland, würdig zur Seite. Im J. 1819 erschienen von ihm z. B. „Romanzen aus dem Jugendleben des Herzogs Christoph." Eine reiche Zahl steht in seinen Gedichten, die in zwei Bänden zu Stuttgart 1828 und 1829 erschienen; eine neue Auswahl erschien zu Stuttgart bei Cotta im J. 1838 und in Miniaturgestalt als dritte Auflage im J. 1846. Mit Recht sagt ein Neuerer von ihm: „Er hat seinem Namen Ehre gemacht, indem er nicht nur durch seine Gedichte, sondern auch durch andere Schriften ein Wegweiser für die schwäbische Geschichte, für das schwäbische Volk (durch sein „Buch der schönsten Geschichten und Sagen, für Alt und Jung wiedererzählt. 1836." 3. Aufl. 1847. mit dem Titel: „Die deutschen Volksbücher.") und für das schwäbische Land (durch die mit manchem

Lied geschmückten Schriften: „Die Neckarseite der schwäbischen Alp. 1823." — „Der Bodensee. 1827.") geworden ist." Auch sonst hat er sich überhaupt um die deutsche Poesie vielfach verdient gemacht. Im J. 1820 gab er Flemmings Gedichte (Bd. I. S. 230), 1841 Schillers Leben, 1835 eine Mustersammlung deutscher Lieder und Gedichte in fünf Büchern heraus. Zu erwähnen sind ferner: „Die schönsten Sagen des classischen Alterthums. 3 Bde. 1838—1840."

Auch die geistliche Poesie verdankt ihm einige, wiewohl wenige Beiträge zu Friederichs Jahrbuch christlicher Andacht: „Selitha. Stuttg. 1830 und 1831." Aus dem zweiten Jahrgang ist das ursprünglich als Gedicht „am Morgen des Himmelfahrtsfestes" gedichtete, abgekürzte und zu einem Frühlingslied veränderte Lied in das neue W. G. übergegangen:

„Laß dich nicht den Frühling täuschen" — W. G. Nr. 537.

(Quellen: Nekrolog von Gustav Schwab im Schwäbischen Merkur. 15. und 16. Nov. 1850.)

Spitta, Carl Johann Philipp, des Buchhalters Lebrecht Wilhelm Gottfried Spitta und seiner Ehefrau Henriette Charlotte, geb. Fromme, dritter Sohn, wurde am 1. August 1801 in der Stadt Hannover geboren. Von seinem eilften Lebensjahr an entzogen ihn langwierige Krankheitsleiden den Spielen der Kindheit. Nach seiner Confirmation kam er als ein vierzehnjähriger, immer noch leidender Knabe bei einem Uhrmacher seines Geburtsortes in die Lehre. Vier Jahre lernte er da mit Lust und Liebe die Uhrmacherkunst, las in seinen Freistunden die Bibel, übte ohne Unterlaß das tägliche Gebet als ein gottesfürchtiger Jüngling und machte die ersten Versuche, seine jugendlichen Anschauungen in Versen auszudrücken. Allmählich erfolgte seine körperliche Genesung und mit ihr erwachte zugleich mehr und mehr ein geistiges Streben über den Kreis des erwählten Kunsthandwerks hinaus, wodurch er unter dem Zusammentreffen besonderer Fügungen des fürsorglichen Gottes zu dem Entschlusse kam, das Studium der Theologie zu ergreifen. Mit einem durch Gebet gestärkten Muthe machte er die nöthigen Vorstudien und bezog dann, „Gott befohlen",* im Frühjahr 1821 auf drei Jahre die Universität Göttingen. Seitdem er im J. 1824 die Hochschule verlassen hatte, wurde ihm der Glaube an den Herrn Jesum Christum je länger je mehr eine seinen ganzen Sinn und Wandel gestaltende Macht. Er fand zuerst unter

* Siehe das Lied der ersten Sammlung: „Lob sey dir, mein Gott, gesungen."

sehr freundlichen Verhältnissen ein Unterkommen als Hauslehrer zu Lüne bei Lüneburg, und in dieser Zeit entstand ein großer Theil seiner später herausgegebenen Lieder. Gegen das Ende des Jahrs 1828 trat er sodann als Pfarrcolaborator zu Sudwalde, einem einsam gelegenen Kirchdorfe in der Grafschaft Hoya, in das Predigtamt ein, wurde aber schon im J. 1830 aus seiner ihm sehr lieb gewordenen ländlichen Einsamkeit in ein neues Arbeitsfeld berufen als Prediger bei der Garnisonsgemeinde in Hameln an der Weser, wo er zugleich auch die Geschäfte eines Seelsorgers an der Strafanstalt zu besorgen hatte. Die Verhältnisse waren schwierig. Der junge glaubenseifrige Prediger mußte durch böse und gute Gerüchte gehen. Sein Sinn dabei war aber der: „Ich glaube, darum rede ich." Er wurde sogar beim Consistorium wegen übertriebener Orthodoxie verklagt, worauf wohl seine Worte deuten:

„Ich kämpfe freudig manche Schlacht
Trotz Feindes Macht und List;
Denn der mich stark und muthig macht,
Der heißet Jesus Christ."*

Während seines Aufenthalts in Hameln bestimmte ihn ein Freund zur Herausgabe seiner ersten „Sammlung geistlicher Lieder", welche im J. 1833 unter dem aus Psalm 57, 9.: „wache auf, meine Ehre, wache auf, Psalter und Harfe: frühe will ich aufwachen" entlehnten Titel: „Psalter und Harfe" im Druck erschienen und alsbald seinen Ruf als geistlicher Liederdichter begründeten. In dem lieblichen Weserthale, in welchem er seinem Gott und Herrn trotz mannigfacher Anfechtung mit großer Glaubensfreudigkeit diente, hatte er auch eine treue Lebensgefährtin gefunden in Johanne Marie Magdalene, einer Tochter des damaligen Oberförsters Johann Ludwig Hotzen in Grohnde. Das ist „der gute Fund", den er in dem Liede dieses Namens preiset, der gute Fund, gefunden zu haben —

„Ein frommes Herz, zu Gott gekehrt,
Von seinem Geist getrieben;
Ein liebend Herz, von Gott gelehrt,
Unwandelbar zu lieben."

Mit einem solchen Herzen im Bunde gründete er denn auch ein solches Haus, wie er es in den zwei schönen Hausstandsliedern besungen hat: „O selig Haus" und: „Ich und mein Haus." Zuletzt wurde er nach siebenjähriger Wirksamkeit, zu der sich der Herr nicht unbezeugt gelassen

* Siehe das Lied der ersten Sammlung: „Ich glaube, darum rede ich."

hat, auf Veranlaſſung der Militärbehörde von Hameln verſetzt und zog nun voll Freude und Hoffnung nach Wechold in der Grafſchaft Hoya als Prediger einer großen Landgemeinde, die von Anfang an das Wort ganz willig lich und mit Freuden annahm und auch Frucht brachte zu rechter Zeit. Ein eben ſo geſegnetes Amts- als Familienleben gab ihm der Herr nun in Wechold und dazu ein Herz, das ſich der göttlichen Güte täglich freuen konnte. Hier gab er im J. 1843 eine zweite Sammlung geiſtlicher Lieder heraus. Hier gedachte er auch ſein zeitliches Leben zu beſchließen, ſelbſt das Plätzchen zum Grabe unter der Linde des Kirchhofes ſah er als das ſeine an. Allein abermals kam Gottes Ruf zum Weiterziehen an ihn. Wiederholt war er an eine Gemeinde außerhalb ſeines Hannoveriſchen Vaterlandes gerufen worden, hatte aber dieſen Ruf jedesmal abgelehnt, weil er ihn in ungewohnte und ſein Gewiſſen beſchwerende kirchliche Zuſtände zu verſetzen ſchien. Da berief ihn ſeine kirchliche Oberbehörde in das Amt eines Superintendenten und Paſtors zu Wittingen im Fürſtenthum Lüneburg. Seine Gefühle dabei ſpricht er in dem Liede: „Mein Gott, was ich gewünſcht" aus. Gottvertrauend zog er auf ſeinen neuen Poſten.

Ich gehe hin, wohin
Dein Ruf mich auch entſende,
Ich lege mein Geſchick
Getroſt in deine Hände.
Ich weiß, ich werd es dir
Noch danken tief gerührt,
Daß du mich wunderlich,
Doch weislich haſt geführt.

Eins bitt ich nur, o Herr,
Das mußt du mir gewähren,
Dieß Eine kann ich hier
Und dort und nie entbehren:
Geh mit mir, wo ich geh,
Ach leit und führe mich,
Und ſey und bleib mein Gott
Hier und dort ewiglich.

Das war ſein Sinn bei dieſem bedeutungsvollen Amtswechſel, auf welchen ſich auch ein von ihm unter dem Titel: „Die letzten Predigten in der Gemeine" herausgegebenes Predigtheft (2. Aufl. 1849.) bezieht. An ſeinem Geburtstag, am 1. Auguſt 1847, wurde er in ſein neues Amt eingeführt, wobei es ihm auch zu beſonderer Freude gereichte, nun der Generalinſpektion anzugehören, welcher einſt Johann Arndt, der geſegnete Verfaſſer des „wahren Chriſtenthums", vorgeſtanden hatte. Seitdem lebt Spitta ganz für ſein kirchliches Amt, wie er denn je länger, deſto deutlicher nicht ſowohl in literariſcher, als in paſtoraler Wirkſamkeit die ihm durch Gnade und Gabe Gottes geſtellte Lebensaufgabe erkannt und ſich immer entſchiedener auf den Boden des lutheriſchen Bekenntniſſes und deſſen ewiges Fundament, das Wort Gottes, geſtellt hat.

Spitta, in deſſen Liedern ſich ein für die Sache des Herrn völlig

entschiedenes und tief von der Wahrheit in Christo durchdrungenes Gemüth in inniger und sinniger Weise kund giebt, ist nächst Knapp der gefeiertste geistliche Dichter der Neuzeit. Während in des Letztern Dichtungen mehr feurige Kraft und dichterischer Schwung, mehr Ergreifendes sich zeigt, tragen Spitta's Dichtungen mehr das Gepräge ruhiger Glaubensfestigkeit, öfters sogar der besonnenen, erbauenden Ueberzeugung; während Knapps Sprache reicher und mehr eine Sprache im höhern Ton ist, wozu auch die Wahl seiner Rhythmen stimmt, redet Spitta mehr in klarer, faßlicher, einfach herzlicher Sprache; während Knapp mehr ein Dichter für die kirchliche Feier ist, ist es Spitta mehr für die Privaterbauung. Von den beiden bereits genannten, unter dem Namen „Psalter und Harfe" in ganz Deutschland bekannten und als poetisches Hausandachtsbuch in gebildetern Familien vielfach und mit Liebe gebrauchten „Sammlungen geistlicher Lieder" erschien die erste im J. 1833 bei A. R. Friese in Pirna, später in Leipzig und hat mit 66 Liedern bis zum J. 1851 die sechzehnte Anflage erlebt, die zweite aber im J. 1843, wovon nun mit 40 Liedern die siebente Auflage erschienen ist.

Auch ihre Sänger haben diese lieblichen, wahrhaft christlichen, obwohl schon nach dem Titel mehr für die häusliche und persönliche, als für die allgemein kirchliche Erbauung sich eignenden Lieder in reicher Zahl gefunden. Vornämlich hat C. F. Becker, Organist an der St. Nikolaikirche in Leipzig, für jedes derselben eine dem innern Charakter genau entsprechende Melodie aus dem deutschen Choralschatz aufzustellen und, wo er keine solche finden konnte, eine neue in classischer Form zu entwerfen versucht in dem Liederwerk mit dem Titel: „Sechsundsechzig vierstimmige Choralmelodien zu Spitta zusammengestellt und componirt. Leipz. 1841." Mit Arien haben mehrere Componisten Spitta's Lieder zu schmücken versucht, z. B. August Mühling — „Psalter und Harfe von Spitta. In Musik gesetzt für eine Singstimme und Begleitung des Pianoforte. Magdeb. 1839. Vier Hefte mit je zehn Liedern."; Ferdinand v. Roda — fünfzehn Lieder in verschiedenen zu Hamburg 1844 und 1846 erschienenen Musikheften; Carl Eduard Hering — „Zehn Lieder aus Spitta's Psalter, einstimmig mit Pianoforte oder für Sopran, Alt, Tenor und Baß. Leipz. 1844."; Conrad Kocher in Stuttgart — in seiner „christlichen Hausmusik. Stuttg. 1846." (dreizehn Lieder.) Namentlich das Lied von der Geduld: „Es zieht ein stiller Engel" ist mit vielen Einzelcompositionen geziert worden.

Von den 106 Liedern Spitta's hat Knapp 53, somit gerade die Hälfte, in seinen Liederschatz aufgenommen. Die nennenswerthesten sind:

„Am Grabe steh'n wir stille" (1).
„Bei dir, Jesu, will ich bleiben" (1) — W. G. Nr. 383.
„Bleibt bei dem, der euretwillen" (1) — W. G. Nr. 382.
„Du, deß Zukunft einst erflehten" (2).
„Geist des Glaubens, Geist der Stärke" (1) — Bairischer Entwurf.
„Ich höre deine Stimme" (1).
„Ich steh in meines Herren Hand" (1).
„Ich und mein Haus, wir sind bereit" (1) — W. G. Nr. 502.
„Ich weiß, ich werde selig werden" (1).
„Kehre wieder, kehre wieder" (1) — W. G. Nr. 286.
„O Jesu, meine Sonne" (1).
„O selig Haus, wo man dich aufgenommen" — (1) W. G. Nr. 500.
„O wie freu'n wir uns der Stunde" (2).
„Stimm an das Lied vom Sterben" (1).
„Wandle, leuchtender und schöner" (1) — W. G. Nr. 172.
„Zieh deine Hand von mir nicht ab" (2).

(Quellen: Handschriftliche Nachrichten.)

Stier, Dr., Ewald Rudolph, geb. 17. Merz 1800 zu Frauſtadt im Großherzogthum Posen, der Geburts- und Berufsstätte Valerius Herbergers (Bd. I., 185). Schon in seinem sechzehnten Lebensjahre, im J. 1815, bezog er die Universität Berlin, um die Rechte zu studieren, trat dann aber nach einem Jahr zur Theologie über, die er sofort bis zum J. 1821 abwechselnd in Berlin und Halle und dann wieder in Berlin studierte. Hierauf kam er als Candidat in das Predigerseminar zu Wittenberg und erhielt dann von da seine erste Anstellung auf einer obern Lehrstelle an dem Schullehrerseminar zu Karalene in Litthauen. Hier schon begann seine theologische Schriftstellerthätigkeit, indem er bei der zweiten Ausgabe von der berichtigten Bibel Dr. v. Meyers thätig war und 1824 die ersten Sammlungen seiner „Andeutungen für gläubiges Schriftverständniß" herausgab, wodurch er einer entschieden gläubigen Schrifterklärung Bahn brach. Dieß war zunächst die Veranlassung, daß er als theologischer Lehrer an das Missionshaus zu Basel berufen wurde. Hier gab er, zuvor schon gewohnt, dem Herrn aus frommem jugendlichem Herzen ein feines Lied zu dichten, im J. 1825 „christliche Gedichte" heraus, wie er denn auch hier namentlich die meisten seiner wohlgelungenen „Missionslieder" gedichtet hat. Zugleich setzte er seine gründlichen Schriftforschungen fort und arbeitete die dritte und vierte Sammlung seiner „Andeutungen für gläubiges Schriftverständniß" — „die Reden der Apostel" aus, welche dann im J. 1829 und 1830 im Druck erschienen. Auch erschien

damals von ihm die wichtige Schrift: „Altes und Neues in deutſcher Bibel oder Vergleichung der Bibelverdeutſchung Luthers mit ihrer Berichtigung von J. F. v. Meyer. Baſel 1828.“ Unter allerlei Krankheitsleiden gedieh ſein Glaubensleben in Baſel zu immer größerer Reife und ſolche Anfechtung trieb ihn tiefer und immer tiefer ins Wort Gottes hinein, von dem er ſpäter einmal bekannt hat: „Ich leſe das canoniſche Bibelwort als ein durch den h. Geiſt geſchriebenes, aber ich leſe es nicht ſo, weil ich mir zuvor das Inſpirationsdogma gemacht habe, ſondern weil ſich das Wort meiner — nicht gefunden, aber eben durch dieſe Arznei ſtets mehr geneſenden Vernunft fortwährend gewaltiger als inſpirirt erweiſet, weil dieß lebendige Wort tauſendfach mein Inneres mit all ſeinem Wiſſen, Denken und Wollen gerichtet hat und immerdar richtet, daß ich ihm unterworfen bin mit der Freiheit meines ganzen Lebens.“ Sein leidender Zuſtand nöthigte ihn, ſeinen Wirkungskreis in Baſel zu verlaſſen. Bei ſeinem Abgang aus dem Miſſionshaus gegen Ende des Jahrs 1828 riefen ihm ſeine Miſſionszöglinge in einem von Chr. G. Barth (S. 309) verfaßten Liede voll Dank und Liebe nach:

Nicht fruchtlos biſt du hier geweſen,
Nicht ohne Segen kehrſt du heim:
Im Leiden fandeſt du Geneſen
Und in der Myrrhe Honigſeim.

Der Meiſter hielt mit Liebesblicken
Dich in des Kreuzes enger Haft,
Um deinem Herzen aufzudrücken
Das Siegel ſeiner Jüngerſchaft.

Wegen eines Fußübels mußte er nun in Wittenberg Ruhezeit halten, kam aber dann im J. 1829 als Pfarrer nach Frankleben bei Merſeburg in der preußiſchen Provinz Sachſen. Hier fuhr er — nur noch in ausgedehnterer Weiſe — fort, durch ſeine Schrifterklärungen (1834 und 1836 erſchienen zu Halle ſeine „Siebzig ausgewählte Pſalmen“), durch ſeinen „Katechismus Luthers als Grundlage des Confirmandenunterrichts, im Zuſammenhang erklärt. Berlin 1832.“, durch ſeine bibelkräftigen, körnigten „Epiſtelpredigten für das chriſtliche Volk. Halle 1837.“, denen jetzt auch „Evangelienpredigten“ nachfolgen, ſo wie durch ſeine „Keryktik oder Anweiſung, durch das Wort Gottes ſich zur Predigtkunſt zu bilden,“ in weiten Kreiſen chriſtliche Erkenntniß zu erwecken und zu befeſtigen. Insbeſondere aber trat er nun auch auf dem Gebiet der Hymnologie und des Geſangbuchsweſens als entſchieden chriſtlicher Reformer auf, wegſchaffend durch ſeine „Geſangbuchsnoth“ den in der Aufklärungsperiode im Heiligthum aufgeſtellten Greuel der modernen Geſangbücher und bauend durch ſein „evangeliſches Geſangbuch“, wovon unten des Weitern die Rede ſeyn wird. Auch nahm er ſich im J. 1836 in dem zu Halle er-

ſchienenen Büchlein: „Darf Luthers deutſche Bibel unberichtigt bleiben?“ ſeines Herzensfreundes Dr. v. Meyer in Frankfurt (S. 292) an, der ihm dann dafür in einer beſondern durch Tholuks literariſchen Anzeiger (1836. Nr. 21—23.) veröffentlichten Erklärung gedankt und dieſe ſeinen ganzen Beifall habende Schrift als ſeine eigene Meinung empfohlen hat.

Im J. 1840 wurde er ſofort auf die Pfarrei Wichlinghauſen in Barmen in der Rheinprovinz berufen, wo er ſich dann vollends ſeinen Ruf als Schriftforſcher begründet hat durch die in ſechs Theilen von 1843—1848 erſchienenen „Reden des Herrn Jeſu“, ſo wie durch ſeinen Brief an die Ebräer (Halle 1842), Brief Jakobi (Barmen 1845) und die ſpäter nachfolgenden Erklärungen des Epheſerbriefs (Berlin 1848 f.), des Briefs Judä (Berlin 1850) und des Jeſajas (Barmen 1850). Der eigentliche Verfaſſer der ganzen h. Schrift iſt ihm der h. Geiſt und darnach hat er dieſelbe auch ausgelegt, nach Art der ältern Halleſchen Schule großes Gewicht legend auf ihren Reichſinn und Vielſinn. „Er iſt“ — dieſes Urtheil über ſeine theologiſche Thätigkeit iſt zutreffend — „er iſt nicht ein kirchlicher Theologe, ſondern ein bibliſch-gläubiger, bei dem auch hie und da die Grundlage einer ſpekulativen Anlage, wie ſie bei den Myſtikern ſich findet, durchblickt; indeß gehört er nicht zu den Gefühlstheologen, vielmehr findet ſich bei ihm trotz der myſtiſchen Streiflichter eine ſehr nüchterne Verſtändigkeit.“ An Oſtern 1847 legte er aus beſondern Urſachen, wieder ſehr leidend, ſein Pfarramt freiwillig nieder und zog ſich, nachdem er zu gleicher Zeit von Bonn das theologiſche Doktordiplom erhalten hatte, als Privatgelehrter nach Wittenberg zurück, wo er neben den bereits genannten Arbeiten in Verbindung mit Profeſſor Theile auch die noch nicht vollendete zu Bielefeld erſcheinende Polyglottenbibel herauszugeben anfieng. Seit 1850 aber iſt er wieder in öffentlichem Amte als Superintendent und Oberpfarrer zu Schkeuditz.

Auch als Dichter hält Stier ſich vorherrſchend an das Wort der Schrift, es ſinnreich und kräftig deutend und entfaltend, während er weniger mittelſt freier Poeſie zu ſchaffen pflegt. Seine Poeſien, reich an edlen Gedanken und ebenſo anerkennungswerth nach Form und Sprache, ſind volle Ergüſſe eines durch und durch bibelglaubigen, geiſterfüllten Gemüthes. Die jugendlichen Erzeugniſſe erſchienen unter dem Titel: „Chriſtliche Gedichte. Baſel 1825.“ In neuer Auflage und vermehrt durch die reifern, in mancher Leidenshitze und ernſten Erfahrungen gezeitigten Früchte erſchienen ſie unter dem Titel: „Chriſtliche und bibliſche Gedichte.

Neue Sammlung und Bearbeitung. Barmen 1845." Während der zweite Abschnitt biblische Gedichte insbesondere enthält, umfaßt der erste christliche Lieder und Gedichte überhaupt und darunter „Vorhofsklänge" — „innere Stimmungen, Uebergänge und Zeugnisse" — „Kirchenlieder" und „Vereins- und Missionslieder." Von den letztern hat Fr. W. Krummacher bereits 1827 sechs in seine „Gottesharfe" aufgenommen. A. Knapp theilt sechzehn mit in der zweiten Ausgabe seines Liederschatzes. Die bedeutendsten sind:

„Herr Jesu Christe, Gottessohn."
„Licht, das in die Welt gekommen."
„So zeuch denn ein."
„Wir sind vereint, Herr Jesu Christ" — W. G. Nr. 219.

Strauß, Viktor Friedrich, wurde als der Sohn wohlhabender Eltern aus dem Bürgerstande zu Bückeburg, der Residenzstadt des Schaumburg-Lippeschen Fürstenthums, am 18. Sept. 1809 geboren. Durch den frühen Tod seiner Eltern kam er bald von Bückeburg weg auf verschiedene fremde Lehranstalten, zuletzt in das Pädagogium zu Halle, wo er dann auch später als Theologiestudierender die Universität besuchte. Hier aber, wo damals der Rationalismus auf dem Lehrstuhl saß, fand er sich durch die theologischen Vorträge eines Wegscheider, Gesenius ꝛc. so gar nicht befriedigt und angesprochen, daß er viele lyrische Gedichte zu dichten anfieng, um die Leere in seinem Gemüthe auszufüllen. Zuletzt wurde er ganz im Glauben irre und trat deßhalb zum Studium der Rechtswissenschaft über, die er auf den Universitäten Erlangen, Bonn und Göttingen studierte. Nach vollendeten Studien trat er im J. 1832 in den Schaumburg-Lippeschen Staatsdienst ein und fand eine theure Lebensgefährtin. Nach einigen Jahren sollte er die herzgewinnende, umwandelnde Kraft des Evangeliums auf ganz besondere Weise an seinem Geiste und Herzen erfahren dürfen. Glaubensirre, wie er war, zog ihn schon die Namensverwandtschaft zu Dr. David Fr. Strauß und dessen im J. 1835 erschienenen „Leben Jesu" hin. Dadurch aber eben ward er zu den wahren Urkunden des Lebens geführt. Er fieng zunächst vor den nun nackt hingelegten Consequenzen des Rationalismus zu erschrecken an; die Erinnerungen an seine fromme Mutter, die er innig geliebt, eine schwere Krankheit, bei der ein Arzt ihm den Genesungstrank reichte, der als Freund dann fördernd und anregend auf das weiter eingieng, was ihn innerlich bewegte, dessen baldiger Tod — all das wirkte zusammen, ihn dem Glauben wieder zuzuwenden. Er faßte nun zunächst den Entschluß, sich des ganzen Stoffes

der Theologie zu bemächtigen, und die Frucht seiner eifrigen Forschungen und Studien war die unüberwindliche Ueberzeugung von der göttlichen Wahrheit des Evangeliums und Richtigkeit des kirchlichen Lehrbegriffs, weßhalb er sich denn jetzt auch einem ganz entschiedenen Christenthum zuwandte. Diese seine Erweckung und Umkehr aus falschen Jugendträumen — obgleich die Welt sein Thun nicht habe schelten können — schildert er in einem seiner Gedichte unter dem Bilde eines Knaben, dem Folgendes begegnet:

Und ein himmlischer Jüngling naht ihm,
Erglänzend wie Morgenroth,
Eine Fackel erhellt den Pfad ihm,
Er reichet ihm Wein und Brod.
„Nun iß, du Armer, und trinke,
Und komm aus der Wüste heraus!“ —
So spricht er mit freundlichem Winke —
„Ich führ dich ins Vaterhaus.“

Du seliger Bote von oben,
Du hast ihn gespeist und getränkt,
Aus Schrecken und Nacht ihn gehoben,
Zum rechten Pfad ihn gelenkt,
Und treulich führst du ihn weiter, —
Erlöser, drum preis ich dich;
Denn du bist ja der Geleiter
Und jener Knabe bin ich!

So trat denn Strauß, der bald darnach (1840) Archivrath in Bückeburg wurde, mit dieser neu gewonnenen Glaubensfreudigkeit zum erstenmal hervor in dem Roman: „Theobald. 3 Bde. Bielefeld 1839.“ Er schildert darinn unter der Hauptfigur, von welcher der Roman seinen Namen hat, sich selbst. Theobald stellt zuerst die idealistische Richtung der Zeit dar, läßt aber dann die abstrakten Ideen und falschen Ideale fallen und gewinnt statt dessen in dem Erlöser das einzig wahre Ideal und in seinem Worte die allein wahre Idee. Nun fieng in ihm auch der Lebensborn aller wahren Poesie zu quellen und reiche Ströme geistlicher Lieder zu ergießen an. Es war dieß im J. 1841 und 1843. Zugleich nahm er lebhaften und thätigen Antheil an den mehr und mehr eintretenden Entwicklungskämpfen der Kirche. Er wurde unter den Laien einer ihrer tüchtigsten Vorkämpfer. Namentlich trat er gegen die Lichtfreunde in die Schranken und schrieb deßhalb: „Schrift oder Geist? Eine positive Entgegnung auf des Pfarrers Wislicenus „„Verantwortung gegen seine Ankläger““. Bielefeld 1845.“ In gleicher Absicht schrieb er dann später auch die Schrift: „Das kirchliche Bekenntniß und die lehramtliche

Verpflichtung. Halle 1847." Als dann im J. 1848 die Revolutionsstürme losbrachen, war er im Cabinet seines Fürsten, und ihre Bekämpfung kehrte ihn nun auch der Politik zu. Im Mai 1850 war er als Bevollmächtigter bei der Plenarversammlung und darnach als Bundestagsgesandter in Frankfurt. Hier schrieb er Worte christlicher Mahnung unter dem Titel: „Gottes Wort in Zeitereignissen. Bielefeld 1850." Hierauf ernannte ihn sein Fürst zum Geheimen Cabinetsrath und sandte ihn als solchen zu der Ministerialconferenz nach Dresden. Im Januar 1853 hat er die Stimmführung der sechzehnten Stimme, welche für die nächste Zeit an Schaumburg-Lippe übergieng, beim Bundestage übernommen — in unserer Zeit ein seltenes Beispiel eines entschieden gläubigen Diplomaten und Staatsmanns.

In den „Gedichten. Bielefeld 1841." hat er neben vielen weltlichen Gedichten, Balladen, Romanzen, Elegien, Epigrammen aus seiner frühern Periode, worinn er ein reiches Gemüth, einen durchgebildeten Geist und ächt dichterische Begabung bekundet (— er gab auch 1842 eine Uebersetzung von Sophokles Antigone heraus —), geistliche Gedichte und Lieder mitgetheilt, die meist aus seinen eigensten Stimmungen und Erfahrungen hervorgegangen sind und seinen innern Entwicklungsgang veranschaulichen. Als eigentlicher Kirchenliederdichter trat er aber erst hervor mit der Schrift: „Lieder aus der Gemeine für das christliche Kirchenjahr. Hamb. 1843.", worinn er den Gang des christlichen Kirchenjahrs unter stetem Anschluß an den Inhalt der Evangelien mit seinen Harfenklängen begleitet. Er wurde dazu durch die Idee des Kirchenjahrs begeistert, wie sie von Bunsen in seinen „Andeutungen über das christliche Kirchenjahr" entwickelt wurde. Diese Lieder — wie alle seine Poesien von reiner Form und schöner, einfacher Ausdrucksweise — giengen aus einem tiefen Gefühl für Gemeinschaft und kirchlichen Gottesdienst hervor und nähern sich den Forderungen an ein Kirchenlied: „objektiver Charakter, biblische Einfalt und Volksmäßigkeit", wie wenige der Neuzeit. Ein Recensent derselben sagt: „Wenn auch öfters die historische Reflexion zu stark hervortritt, oder es an der volksthümlichen Freiheit, Frische, Unbefangenheit und herzlichen Zutraulichkeit des alten Kirchentons mangelt: so treten hier doch manche neue lebendige Fortbildungen des ächten evangelischen Kirchengesangs hervor, die sich durch biblische Einfalt und Würde und volksthümliche Kraft auszeichnen und zur kirchlichen Aufnahme berechtigt sind." Nirgends ist etwas Ge-

künſteltes, überall redet die reine Sprache der Schrift, ſtets begegnet man einer gehaltenen und dabei klaren und leichten Diktion, die ſich von ſubjektiver Ueberſchwänglichkeit oder von Empfindeleien ferne hält. Und wenn ſchon getadelt worden iſt, daß Strauß kein neues Lied ſinge, ſondern ſich nur in den in der Schrift oder ältern Kirchenliedern bereits vorliegenden Bilder- und Gedankenkreiſen bewege und eine eigenthümliche Erfaſſung und Anwendung des Textes und individuelle Wendung des Gedankens, mit Einem Wort alſo Originalität zu vermiſſen ſey: ſo iſt dieß ſicherlich mehr auf Rechnung der Selbſtverleugnung zu ſchreiben, damit möglichſt objektiv das Schriftwort durch das für den Gebrauch der kirchlichen Gemeinſchaft beſtimmte Lied durchklinge. Wo Strauß in den „Gedichten" ſeine eigenen Stimmungen beſingt, weiß er ſehr warm und ergreifend zu reden. Aber auch für die häusliche Erbauung hat Strauß gedichtet in dem als Zugabe zu ſeinen „Liedern aus der Gemeine" anzuſehenden Werke: „Das Kirchenjahr im Hauſe. Religiöſe Betrachtungen in gebundener Rede mit zu Grund gelegten Bibelſtellen. 2 Bde. Heidelb. 1845." Er iſt wirklich ein Dichter, der mit vollem Berufe und ächter Begabung die Zionsharfe ergriffen hat. Was Knapp unter den Süddeutſchen, iſt er unter den Norddeutſchen. Von ſeinen gediegenen kirchlichen Liedern, deren Knapp ſechzehn in ſeinen Liederſchatz aufgenommen hat, heben wir heraus:

„Auf, meine Seel', auf, auf, mein Herz."
„Dankt Gott für ſeine liebe Gnad."
„Herr, der du Gott biſt hoch und hehr"
„Nun giengſt auch du zur Sabbathsruh."
„O Liebe, die die blut'gen Hände."
„O mein Herz, gieb dich zufrieden."
„Wenn Jeſus Chriſt erwachet."

Auch für die Hymnologie hat Strauß ſeine Beiträge gegeben durch „das Leben des Paulus Gerhard. Bielefeld 1844." und durch eine Denkſchrift „über die Geſangbuchsſache in preußiſchen Landen. Bielefeld 1846."

Sturm, Julius Carl Reinhold, geb. 21. Juli 1816 zu Köſtritz im Fürſtenthum Reuß. Sein Vater war als Candidat der Theologie Erzieher des Fürſten Heinrich **LXIV.** von Reuß und trat dann ſpäter, nachdem er während ſeines Aufenthalts mit dem Prinzen auf der Univerſität die Cameralwiſſenſchaft ſtudiert hatte, als Rath in die Dienſte des Fürſten. In Verbindung mit der liebereichen Mutter, der Tochter eines Schullehrers Schottin aus Thüringen, übte dieſer gediegene und kirchlich geſinnte Mann, der über ſeinem Arbeitstiſch ein Blatt mit dem Spruch hängen hatte:

„Was du nicht hast, o Mensch, das wünschest du,
Und was du hast, verlierst du drüber, — Ruh",

den heilsamsten Einfluß auf den Sohn, der im elterlichen Hause eine seltene glückliche Kindheit verlebte. Im J. 1829, als er dreizehn Jahre alt geworden war, kam er auf das Gymnasium zu Gera und blieb dort bis zum J. 1837. Während dieser Zeit starb sein Vater getrost in dem Herrn, und die Großmuth des Fürsten trat nun ins Mittel, daß er — wie seine andern vier Brüder — die Universität beziehen konnte. Er studierte von 1837—1841 in Jena Theologie, kam dann als Hauslehrer auf zwei Jahre nach Heilbronn in das Heinrich'sche Haus und von da auf ein Jahr zu einem Herrn v. Metzsch in Friesen im Königreich Sachsen, worauf er — wie einst sein Vater — zum Erzieher des Erbprinzen Heinrich XIV. ernannt wurde. Diesen begleitete er dann, nachdem er ihn drei Jahre bis zur Confirmation unterrichtet hatte, mit dem Titel eines Professors noch drei Jahre auf das Gymnasium zu Meiningen und verlebte so während der sechs Jahre, in denen er der Erzieher des Prinzen war, die angenehmste Zeit seines Lebens. Auch an seinem inwendigen Menschen sollte sie gesegnet seyn. Während er von der Universität innerlich arm fortgegangen und dem Streben hingegeben war, sich über Alles klar zu werden durch den Verstand, ward er schon in Heilbronn durch religiöse Eindrücke tiefer angefaßt, lernte aber nun in Meiningen, besonders unter der Einwirkung des Oberhofpredigers Dr. Ackermann daselbst, mitten im Treiben und Wogen der Welt sein Herz immer enger dem anschließen, der nun sein Ein und Alles worden ist, seinem Herrn und Heiland. Namentlich erkannte er jetzt auch immer mehr, daß die Lehre der evangelischen Kirche ganz auf das Wort der göttlichen Offenbarung gegründet ist. Nun fieng er an, in Meiningen neben vielen weltlichen Gedichten auch geistliche Lieder zu dichten, die er dann mit einander im J. 1850 unter dem Titel: „Gedichte von Julius Sturm" herausgab. In einem derselben frohlockt er:

„Ich habe den gefunden,
Der nun mein Alles ist,
Das ist mit seinen Wunden
Mein Heiland Jesus Christ.

Ihm hab ich mich ergeben,
Er kam und sprach zu mir:
„„Und giebst du mir dein Leben,
Geb ich das meine dir.""

Erst seit ich ihn gewonnen,
Weiß ich, was leben heißt;
Denn als lebend'ger Bronnen
Durchströmet mich sein Geist."

Nachdem er dann noch den Sommer 1850 über in Thallwitz, einem Gute

der fürstlichen Famlie, und zuletzt in Köstritz gewohnt hatte, sehnte er sich nach einem geistlichen Amte und eigenen Heerde und wurde im November selbigen Jahrs zum Pfarrer zu Göschitz bei Schleiz ernannt. Wenige Tage, nachdem er am 21. Jan. 1851 mit Auguste, der ältesten Tochter seines Oheims, des Kirchenraths Dr. Schottin,* in Köstritz am Traualtar gestanden war, trat er nun in seinem entlegenen Walddorfe sein Hirtenamt an. Das ganze Jahr über durfte er den reichsten Segen des Herrn im Amt und Haus genießen, weßhalb er auch manches frohe Lied gesungen hat, und das folgende Jahr 1852 schien ihm sein Glück noch erhöhen zu wollen. Seine Frau gebar ihm in der Mitte Januars einen gesunden Sohn. Sie selbst auch fühlte sich wohl und munter. So kam der 21. Januar — ihr Hochzeittag — heran, in dessen Abendstunden noch seine Frau, auf das Kind deutend, zu ihm sagte: „Wir stehen nun wohl auf der Höhe des Glücks; was kann uns dieses Leben an irdischen Freuden noch Schöneres bieten?" Da wurde sie plötzlich in der Nacht unwohl, und bis der herbeigerufene Arzt kam, fand er eine Sterbende. Die Morgensonne des nächsten Tags beleuchtete in seltsamem Contraste die Trümmer des schönen ehelichen Glücks. Des Gatten Herz war gebrochen. Da flüchtete er sich zu dem, der da spricht: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken." Und der hat ihn auch reichlich erquickt in seinem unsäglichen Schmerz. Er trank sich Kraft aus dem geistlichen Felsen Christus, und nun gestaltete sich Alles in ihm zu Liedern, er sang sich damit das Herz zur Ruhe und wurde stille zu Gott. Rührend ist es, sein Klaglied: „Gott, mein Gott, du bist die Liebe! ruf ich aus im tiefstem Schmerz" zu vernehmen, worinn er zuerst sein Glück schildert und dann fortfährt:

„Als am höchsten stieg die Wonne,
Ist das tiefste Leid erwacht,
Wie im Süden folgt der Sonne
Ohne Dämm'rung tiefste Nacht.

Schwer hat mich die Hand getroffen,
Die verklärte mein Geschick,
Und im Schmerz erstarb mein Hoffen
Und dahin ist all mein Glück.

All mein Glück, doch nicht mein Frieden,
Einsam steh ich und allein;
Doch ich weiß, was Gott beschieden,
Muß zu meinem Frommen seyn."

---

* Joh. Dav. Fr. Schottin, geb. 4. Jan. 1789 zu Heygendorf im Weimarischen, hat sich als begabter geistlicher Dichter kund gegeben durch poetische Gaben, die er in Vaters Jahrbuch häuslicher Andacht und in Löschs Ostergabe veröffentlicht hat. Er besorgte das Geraische Gesangbuch vom J. 1822 und gab 1844 ein Andachtsbuch mit kurzen geistlichen Gedichten unter dem Titel: „Das Reich Gottes" heraus.

Auf diese Weise entstanden die meisten der Lieder, die unter dem Titel erschienen sind: „Fromme Lieder von Julius Sturm. Leipz. 1852.“ Die Wahrheit hat sie geboren und aus einem Herzen voll inniger Gottergebenheit sind sie geflossen. Drum ist auch liebliche Gottinnigkeit ihr Hauptmerkmal. Die Kraft, die Sturm selbst über solchem Liedersang das Herz durchströmte, hielt ihn auch das ganze Jahr 1852 über aufrecht unter den schwersten Prüfungen, die unausgesetzt, Schlag auf Schlag, noch über ihn kamen. Nach dem Tod seiner Frau lag sein Bruder am Tode, dann erkrankte sein Kind und dann überfiel ihn ein böses Leberleiden, bald darauf erkrankte seine Tante, die treue Pflegerin des Kindes, auf den Tod; als diese kaum genesen war, brachte die nun zur Pflege und Hülfe herbeigeeilte Schwiegermutter eine Lungenentzündung dem Tode nah, während zu gleicher Zeit der Schwiegervater in Köstritz am Tode lag, und endlich erkrankte Sturm selbst auch noch einmal. Doch über alle Wogen der Trübsal, die in diesem Kummer- und Angstjahre über ihm zusammenschlugen, hielt ihn die Hand des Herrn empor und er sang seinen frommen Sang: „Ich halte still“, darinn die schönen Glaubensklänge sich vernehmen lassen:

„Er hält mein Herz in seinen Händen,
Er schlägt es, daß die Funken sprüh'n,
Er eilt, es hin und her zu wenden,
Und läßts erkalten und erglüh'n.
Ich aber spreche: „„Wie Gott will!““
Und halte seinen Händen still.

Er schürt ja nur zu meinem Frommen
Der Schmerzen wilden Feuerband,
Und die gewicht'gen Schläge kommen
Von einer sichern Meisterhand.
Drum sprech ich betend: „„Wie Gott will!““
Und hoff auf ihn und dulde still.“

Von jenen frommen Liedern, unter welche er auch einige der geistlichen Lieder, die mit den „Gedichten“ im J. 1850 erschienen waren, eingereiht hat, sind 26 nach bekannten Kirchenmelodien gedichtet — freilich mit vorherrschend subjektiver Färbung. Wir heben davon nur folgende zu allgemeinerem Gebrauch sich eignende Lieder heraus:

„Gott ist der Herr, sonst keiner mehr.“
„Herr, ich lasse nicht von dir.“
„Lieber Vater, ich befehle.“
„Mein Gott, ich bitte nicht.“
„Ob all mein Glück zusammenbricht.“
„Rede, Herr, mit deinen Knechten.“
„Sey mir willkommen, Tag der Ruhe.“

(Quelle: Handschriftliche Nachrichten.)

Walter, M., August Hermann, theologischer Katechet in Leipzig. Er wurde zu Leipzig den 7. Merz 1817 als das zehnte und letzte Kind unbemittelter Eltern geboren. Von Geburt an war er schwächlich und kränklich und hatte namentlich viel an den Augen zu leiden, so daß er erst im achten Jahr, nachdem sich das Augenleiden verloren hatte, eine Lehranstalt besuchen konnte. Ein Jahr später wurde er bis zu seiner Confirmation in die Rathsfreischule aufgenommen, von wo er 1831, weil er seinen frühe schon gefaßten Entschluß, ein Pastor zu werden, ausführen wollte, in die Thomasschule übergieng. Während dieser Zeit und während seiner theologischen Studien auf der Universität seiner Vaterstadt vom J. 1837—1840 sorgte der himmlische Erzieher durch ein Gehörleiden, das sich seit seinem dreizehnten Jahr in immer größerem Maaß bei ihm ausgebildet hat, dafür, ihn von den Ausschweifungen der Jugend ferne zu halten. Er war in seinen gesunden Jahren wild und unlenksam, als aber dieses Uebel kam und immer mehr wuchs, da ward er stiller und ernster, sein Umgang und Verkehr wurde immer beschränkter, er war nun am liebsten allein und mied besonders größere Gesellschaften, so daß ihm viele Versuchungen ferne blieben, denen die Jugend sonst so leicht unterliegt. Doch hatte er seine Universitätsstudien beendet, ohne noch zum Erkenntniß des Heils in Christo gelangt zu seyn und von dem Heiland der Sünder aus Erfahrung etwas zu wissen. Ein Mittelding zwischen Glauben und Unglauben genügte ihm. Da ward er im J. 1843, nachdem er sich — unbemittelt und übelhörig, wie er war — als Correktor ein mühevolles Brod hatte suchen müssen, als Katechet und Nachmittagsprediger zu St. Petri in Leipzig angestellt. Hier in dem Collegium der acht Katecheten, auf welchem noch der fromme glaubige Geist des durch seine Predigten bekannten Oberkatecheten und Frühpredigers **Dr. Fr. A. Wolf** ruhte, nahmen sich seiner die ältern im Christenthum geförderten Collegen freundlich und hülfreich an zur Förderung in christlicher Erkenntniß, während er selbst auch bei der großen Ehrfurcht vor dem göttlichen Worte, die ihm von Haus aus eingepflanzt war, über dem Predigen dieses Wortes, das ihm nun oblag, je länger je mehr gewahr wurde, wie ungenügend das sey, was ihm seither genügt habe. So drang er unter der Gnadenhand des Herrn, die ihn mit dem immer mehr überhandnehmenden, namentlich seit einer 1845 überstandenen Krankheit fast an die Gränze der Taubheit führenden Gehörleiden züchtigte, zum völligen Glauben an Christum durch. Dem hat er denn auch, wie er sich als Knabe schon gern

in Versen versucht hat, mit Lust und Liebe manch liebliches Lied gesungen, um ihn der Jugend, an deren Herzen er zu wirken hat, lieb und werth zu machen. So entstanden seine Gebetslieder für die christliche Jugend, die er unter dem Titel: „Opfer und Gelübde. Leipz. 1849." herausgegeben hat. A. Knapp theilt eilf derselben in seinem Liederschatze mit, von wo auch bereits eines (das erste der unten angegebenen) in den neuesten Entwurf des Bairischen Gesangbuchs vom J. 1852 übergieng. Wir heben davon besonders heraus:

„Als ein heiliges Vermächtniß."
„Es legt der Söldner Rotte."
„Komm, heil'ger Geist, und weihe."
„Vor Hochmuth und vor Uebermuth."
„Wohin sollt ich, Herr, denn gehen."

(Quelle: Handschriftliche Nachrichten.)

Würkert, M., Friedrich Ludwig, geb. 16. Dez. 1800 zu Leißnig in Sachsen, wurde am 26. Sept. 1824 Diakonus und später Archidiakonus zu Mittweyda, 1843 Pfarrer zu Zschoppau und 1844 Superintendent zu Waldenburg in Sachsen. Folgende religiöse Dichtungen sind von ihm erschienen: „Morgenklänge. Blätter aus dem Gotteshause. Zwei Hefte. Berlin 1830." — „Nordlichter. 1831." — „Der Tempel zur Erbauung für alle Christen. Zwei Jahrgänge. Dresden 1834. 1835." — „Leitstern für das Familienleben. Leipz. 1839." — „Jesus Christus oder das Leben des Herrn für das evangelische Christenvolk. Mit einem Anhang: Die biblischen Geschichten Alten und Neuen Testaments in poetischer Bearbeitung. Meißen 1843." Von seinen zahlreichen mittelguten Liedern gieng eines in das neue Würt. Gesangbuch über:

„Gott richtet immerdar auf Erden" — W. G. Nr. 50.

Zeller, Christian Heinrich, geb. 29. Merz 1779 auf Hohentringen bei Tübingen. Sein Vater, Christian David Zeller, war Hofrath und hielt sich in seinen letzten Jahren in Ludwigsburg auf. Er studierte gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts zu Tübingen die Rechtswissenschaft; ein innerer Zug des Herzens trieb ihn aber zum Beruf eines Erziehers, und so wurde er zuerst Hofmeister in Augsburg, dann Erzieher von zwölf Kaufmannssöhnen in St. Gallen und hierauf Direktor der sämmtlichen Stadtschulen in Zofingen im Kanton Aargau. Im J. 1820 stiftete er mit Andern die Armenkinder- und Armenschullehreranstalt in Beuggen am Rhein, oberhalb Basel, als deren Inspektor er nun seit 26 Jahren in großem Segen für Pflanzung eines lebendigen

Bibelchristenthums wirkt. Die christlichen Grundsätze, nach denen er hier wirkt, legte er in einer Schrift dar unter dem Titel: „Bericht über die gegenwärtige Einrichtung und Verfassung der freiwilligen Armenschullehreranstalt in Beuggen. 3 Bde. Basel 1833." Bekannt ist auf dem Gebiet der Pädagogik seine Schrift: „Lehren der Erfahrung für Armenschullehrer. 3 Bde. Basel 1827." Eine seiner Töchter heirathete den frühern Missionär, jetzigen Bischof zu Jerusalem, Dr. Gobat, eine andere den Inspektor der Lichtensterner Kinderrettungs- und Armenschullehreranstalt und Herausgeber des süddeutschen Schulboten, Louis Völter.

In dem trefflichen „Monatsblatt von Beuggen", das er seit 1827 herausgiebt, finden sich manche liebliche geistliche Dichtergaben von ihm. Neun derselben theilt A. Knapp in der zweiten Ausgabe seines Liederschatzes mit. Besonders zu erwähnen sind:

„Freuet euch, ihr Menschenkinder!"
„Gott bei mir an jedem Orte."
„Treuer Heiland! wir sind hier" — W. G. Nr. 235.

Zeller, Dr., Ernst Albert, wurde geboren 6. Nov. 1804 zu Heilbronn, wo sein Vater, Johann Friedrich Zeller, der als Oberamtsrichter und Justizrath zu Stuttgart starb, in der ersten Zeit der Besitznahme dieser alten Reichsstadt durch Würtemberg Oberamtmann war. Seine Mutter war Johanne Regine, geb. Andrä. Er studierte in Tübingen von 1822—1826 die Arzneikunde und wurde dann nach einem längern Aufenthalt in Berlin im J. 1829 praktischer Arzt in Stuttgart, wo er sich im selbigen Jahre noch mit einer Tochter des Buchhändlers Reimer in Berlin verheirathete. Schleiermacher, der Hausfreund des Reimer'schen Hauses, hat in Berlin die Trauung vollzogen und das ihm besonders theure Paar bald darnach auf seiner Reise nach Süddeutschland auf einige Tage in Stuttgart besucht. Was Zeller an dieser Gattin hatte, spricht er am schönsten in dem Liede aus: „Ein Wunder hat dich mir gegeben, in fernen Landen aufgeblüht." Da bekennt ers frei:

„Gott selber hat für uns gewählt,
Aus Tausenden die Einzig eine
Mir für die Ewigkeit vermählt."

Im J. 1832 wurde er mit dem Titel eines Hofraths Direktor der neuerrichteten Irrenheilanstalt in Winnenthal, dem zunächst bei der Stadt Winnenden gelegenen alten Stammschloß der jetzigen Würtembergischen Regentenfamilie (Bd. II., 314), wo er nun seit mehr denn 20 Jahren

in wahrhaft christlichem Geiste als ein ausgezeichneter Irrenarzt in großem Segen wirkt. Am 12. April 1847 legte ihm der Herr die schwere Prüfung auf, seine edle, zuvor schon kränkelnde Gattin verlieren zu müssen. Sie hinterließ ihm sieben Knaben und eine Tochter. Unter dieser großen Trübsalshitze zeitigten aber als köstliche Leidensfrüchte 24 „Lieder des Leids", die er zuerst mit der Widmung: „Meinen Freunden. Den 12. Sept. 1847." für einen vertrauten Kreis hatte erscheinen und dann auch in Knapps Christoterpe Jahrgang 1849 — 15 an der Zahl — ohne Nennung seines Namens hatte übergehen lassen. Diesen folgten im Jahrgang 1850 unter der Ueberschrift: „Gedichte eines Ungenannten" 24 weitere Lieder und in demselben Jahr auch ein bei W. Winter in Heidelberg erschienenes Büchlein: „Sprüche und Lieder. Von ††." Unter seinem Namen erschienen dann, mit weitern noch vermehrt, diese schmerzerfüllten und gottinnigen Lieder in einer besondern Sammlung mit dem Titel: „Lieder des Leides. Berlin 1851." Neue Lieder brachten bereits wieder die zwei neuesten Jahrgänge der Christoterpe — 1852 und 1853. Seinen Christensinn unter dem Leide, der der Brunnquell ist, aus welchem seine Lieder strömen, spricht er am deutlichsten und erhebendsten aus in dem Liede vom J. 1847: „Es ist der alte treue Gott", wo er in den drei letzten Versen also singt:

Ich geh einher in seiner Kraft,
In seiner Lieb und Wehre,
Früh tret ich in die Zeugenschaft
Von seiner heil'gen Lehre;
Bin ich um Lieb' und Lust gebracht,
Es soll mich nimmer hindern,
Zu preisen seine Wundermacht
Der Welt und meinen Kindern.

Wer ist ihm gleich in aller Welt,
Dem Höchsten und dem Einen,
Er will in seinem Bundeszelt
Mir stets aufs Neu erscheinen.
Als ihm in höchster Pein und Noth
Laut meine Seufzer riefen,
Holt' er zum Leben mich vom Tod
Selbst aus der Erde Tiefen.

Ich danke ihm mit Psalterspiel
Für alle seine Treue,
Ich singe zu der Harfe viel
Und sing ihm stets aufs Neue.
Es jauchzet ihm mein Herz und Mund,
Von ihm erlöst, erhalten,
Und dichtet ihm zu jeder Stund
Und preist sein heil'ges Walten.

Von seinen Liedern, deren A. Knapp fünf in die zweite Ausgabe seines Liederschatzes aufgenommen hat, erwähnen wir als zu allgemeinerem Gebrauch geeignet:

„Dem großen Gott stirbt Keiner."
„Du hast mein sterbliches Gebein."

„Geh, vertrau nur Gott, dem Herrn."
„Klag deine Noth dem lieben Gott."
„Mein Herz, ſey friſch und wohlgemuth."

Zille, Moritz Alexander, geb. 31. Merz 1814 zu Oberullersdorf bei Zittau, wo ſein Vater Oekonomieverwalter war. Vorbereitet von 1823—1825 in der Bürgerſchule zu Bernſtadt, beſuchte er 1825—1833 das Gymnaſium zu Zittau und ſtudierte dann zu Leipzig 1833—1836 Philologie, Philoſophie und Theologie. Im J. 1838 wurde er Nachmittagsprediger an der Univerſitätskirche zu Leipzig und als ſolcher im J. 1845 ordinirt. Seit 1850 bekleidet er neben dieſer Stelle auch noch die eines Lehrers am Geſammtgymnaſium, nachdem er bis dahin ſeit 1846 die Redaktion der „allgemeinen Zeitung für Chriſtenthum und Kirche" geleitet hatte.

Von ihm erſchienen zuerſt: „Geſichte. Chriſtlich-prophetiſche Geſänge. Leipz. 1840.", an welchen Tiefe des Gedankens, Energie und Innigkeit des Gefühls, verbunden mit großer Gewandtheit in Form und Sprache, gerühmt, Breite und Mangel an Klarheit in Betreff der Ordnung und Ausführung aber getadelt wird. Dann gab er nach der Art von Johann Höfels „hiſtoriſchem Geſangbuch. 1681." (Bd. I., 237) Gedichte über Lebenszüge der Apoſtel, Märtyrer, Kirchenväter ꝛc. unter dem Titel heraus: „Geſchichten der chriſtlichen Kirche. Dichtungen. Leipz. 1841." Neuerdings erſchien von ihm auch: „Das Reich Gottes. Gleichniſſe. Leipz. 1850." Auf dem Gebiet der eigentlichen Liederdichtung machte er ſich durch eine Pſalmenüberſetzung bemerklich: „Die ſämmtlichen Pſalmen der h. Schrift. Lieder der Andacht, des Troſtes und der Erhebung. Nach den Urtexten, meiſt nach kirchlichen Singweiſen metriſch überſetzt. Leipz. 1844." Mehrere geiſtliche Lieder, die er frei gedichtet hat, finden ſich neben fremden in den beiden von ihm herausgegebenen Liederſammlungen: „Harfenklänge. Geiſtliche Lieder als Mitgabe für Confirmanden. Leipz. 1844." und: „Palmenzweige. Eine Sammlung geiſtlicher Lieder und Dichtungen für die häusliche Andacht. Leipz. 1844.", ſo wie in den „Blättern für chriſtliche Erbauung. Jahrgang 1848 und 1849."

(Quelle: Handſchriftliche Nachrichten.)

An dieſe Dichter der lutheriſchen Kirche reihen ſich auch noch einige hervorragende Dichter der als Augsburgiſche Confeſſionsverwandte förmlich anerkannten

Herrnhutischen Brüdergemeinde.*

v. Albertini, Johann Baptist, geb. 17. Febr. 1769 in Neuwied, wohin seine Eltern, Jakob Ulrich v. Albertini und Margaretha, geb. v. Planta, kurz vorher aus Graubündten zur Brüdergemeine gezogen waren. In den dortigen Kinderanstalten wurde er bis in sein vierzehntes Jahr gebildet; dann kam er im J. 1782 in das Pädagogium nach Niesky. Anfangs war er hier im Studium etwas nachlässig, später aber ward er von einem solchen wahrhaft bewunderungswürdigen Lerneifer erfaßt, daß er in allen Fächern die größten Fortschritte machte und ungewöhnlich früh, schon in der Mitte seines siebenzehnten Jahrs, im August 1785 ins Seminarium nach Barby versetzt wurde. In dem Lebenslauf, den er, wie jeder der studierenden Jünglinge aus der Gemeinde, vor seinem Eintritt ins Seminar abzufassen hatte, dankt er dem Heiland für das Glück, in einer mit seinem Blute erkauften Gemeinde geboren zu seyn, und schloß mit den Worten: „wie kann ich seine Wohlthaten erzählen? wie kann ich ihm dafür danken? es soll sein Tod und Leiden, bis Leib und Seele scheiden, mir stets in meinem Herzen ruh'n!"

Nach vollendeten Studien erhielt er, noch nicht ganz 20 Jahre alt, im J. 1788 seine erste Anstellung als Lehrer an der Kinderanstalt zu Niesky und zog dann im folgenden Jahr mit dem Pädagogium nach Barby. Hier beschäftigte er sich viel mit den alten, besonders den orientalischen Sprachen, auch mit Mathematik und Botanik, und lebte überhaupt so sehr in den Wissenschaften, in welchen er es zu einem seltenen Grad von Einsicht und Tiefe brachte, daß er das, was in der folgenden Zeit sein Ein und Alles wurde, noch wenig beachtet oder nur mit Zweifel betrachtet zu haben scheint. Auch seine ersten Predigten, die er in den letzten Jahren seiner Anstellung in Barby zu halten hatte, zeugten noch nicht von der besondern Gottesgabe, die sich später in ihm für den Predigerberuf entwickelte. Sein Herz war noch nicht entzündet von der Liebe Jesu Christi. Im Frühjahr 1796 wurde er nun wieder nach Niesky berufen, um als Lehrer am dortigen Seminarium zu wirken,

* Hier ist auch zu erwähnen — Wullschlägel, H. R., Vorsteher der Brüdergemeine in Neudietendorf bei Gotha und seit 1845 Inspektor der Brüdermission auf Antigua. Er hat mehrere Missionsschriften verfaßt, z. B. „Lebensbilder aus der Geschichte der Brüdermission. 1843." Von ihm ist das schöne Missionslied:

„Wie lieblich ist der Boten Schild."

worauf er ſich auch verheirathete mit der Schweſter Luiſe Friederike Wilhelmine, geb. v. Rohwedel in Gnadenfrei. Die theologiſchen Vorleſungen, die er hier zu übernehmen hatte, wurden ihm eine nähere Veranlaſſung zu gründlichem Bibelforſchen, wodurch er den Herrn und die ſeligmachende Gotteskraft und Wahrheit ſeines Wortes erkennen lernte und ganz umgewandelt ward zu einem feurigen Liebhaber und Zeugen Jeſu Chriſti. Als er in einer ſeiner theologiſchen Vorleſungen vom Leiden Jeſu in Gethſemane handelte, äußerte er, daß, wenn irgend etwas im Stande ſey, einen am Chriſtenthum irre Gewordenen von ſeinen Zweifeln zurückzubringen, es dieſe Erzählung ſey, „und" — ſetzte er hinzu — „das iſt meine Erfahrung." Ebenſo erklärte er ein andermal bei der Auslegung der Stelle Joh. 13, 34. 35.: „ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet ꝛc.", daß auch er, nachdem er lange die Religion Jeſu mit Gleichgültigkeit betrachtet habe, durch dieſes Gebot von ihrer Wahrheit überzeugt worden ſey. Was damals in ſeinem Innern vorgegangen und ſeinem Leben eine ganz andere Wendung gegeben hatte, das ſchildert er ſelbſt in mehreren ſeiner Lieder, wenn er z. B. einmal ſingt:

Unglaub, aus Durſt nach vollem Glauben quellend,
Bewohnte mich, bis blutig's Licht, mein Herz erhellend,
Verjagte Finſterniß und Tod —
Mein Herr und Gott!

oder ein andermal:

Auch mich, Herr, haſt du übermocht
Und deinem Willen unterjocht.
Du warſt zu ſtark, du haſt gewonnen:
Es huldigt dir mein freier Sinn.
Kein Tröpflein Bluts iſt dir entronnen:
Mein Alles legt vor dir ſich hin.
Komm, Hand, der ich mich ſonſt entzog,
Und leg mir auf dein ſanftes Joch.
Statt dir, wie vormals, zuzurufen:
„Was macheſt du, o Gott, in mir?"
Komm ich vor deines Thrones Stufen
Und ſchwör auf ewig Treue dir.
Mach Alles, was du willſt, mit mir;
Vor Allem mach mich dir zur Zier.

Nun hatte er es entſchieden als den Hauptberuf ſeines Lebens erkannt, dem Heiland und der Gemeinde zu dienen. Deßhalb trat er auch vom Lehramt, das er 22 Jahre lang mit Gründlichkeit, Willigkeit und Geduld auch gegen die Schwächſten ſegensreich geführt, zurück und übernahm im J. 1804 das Predigtamt in der Gemeinde zu Niesky. Dem Prediger-

beruf, der von da an seine ganze Seele füllte, weihte er jetzt alle seine Gemüthskräfte. Man kann in dieser Hinsicht von ihm das sagen, was Paulus von sich sagt: „Da es Gott wohl gefiel, daß er seinen Sohn offenbarte in mir, daß ich ihn durchs Evangelium verkündigen sollte: alsobald fuhr ich zu und besprach mich nicht darüber mit Fleisch und Blut." (Gal. 1, 15. 16.) Aus diesem Abschnitt seines Lebens sind die „dreißig Predigten für Mitglieder und Freunde der Brüdergemeine. 1805. 3. Aufl. 1829.", so wie die Sammlung der „geistlichen Lieder", in welchen er seines Herzens innerste Gefühle aussprach. Durch beide, durch jene Predigten sowohl als durch die Lieder, verbreitete er seine segensreiche Wirksamkeit weit über die Gränzen der Brüdergemeine hinaus, während er dieser selbst ganz absonderlich mit seiner Gabe zu festlichen Psalmen zu dienen beflissen war.

Nachdem er in Niesky seit 1810 zum Predigtamt auch noch das eines Gemeinhelfers und Pflegers des Chechors übernommen und besonders in dem Kriegsjahre 1813 manche schwere Erfahrungen zu machen gehabt hatte: kam er im Februar 1814 zu gleichen Aemtern nach Gnadenberg, wo er die zerstreute Mädchenanstalt wieder sammelte und zu schöner Blüthe brachte, durch seine Predigten als ein Licht auch auf die Nachbarschaft wirkte und eine herzliche Verbindung zwischen der Gnadenberger Gemeine und dem Waisenhaus zu Bunzlau (Bd. II., 121) anknüpfte, wie er dann auch zum Präses der Bunzlauer Bibelgesellschaft erwählt wurde. Als er von Gnadenberg aus einen Besuch in Herrnhut machte, wurde er am 24. August 1814, nachdem er schon 1810 zum Presbyter der Brüderkirche ordinirt worden war, mit drei andern Brüdern durch Johann Gottfried Cunow zu einem Bischof der Brüderkirche geweiht und kam dann, nachdem er im J. 1818 als Bischof dem Synodus in Herrnhut angewohnt hatte, als Prediger nach Gnadenfrei. Die große, aus den Nachbardörfern zu seinen öffentlichen Predigten daselbst zusammenströmende Menge heilsbegieriger Zuhörer war für ihn, wie er oft bezeugte, mächtig anregend und ermunternd, und sein dort vor Tausenden abgelegtes Zeugniß von Christo war mit reicher Frucht begleitet.

Noch nicht ganz drei Jahre, während welcher übrigens die Gemeinde sich bereits mit der herzlichsten, vertrautesten Liebe an ihn angeschlossen hatte, war er hier in der Arbeit des Herrn gestanden, als er nun zur Leitung der Brüderkirche in die Unitätsältestenconferenz berufen wurde. Das geschah im J. 1821, wo ihm zunächst das Helfer- und Erziehungs-

departement anvertraut wurde. Mit welchem Sinne er in die Kirchenleitung der Brüdergemeine eintrat, das drückte er ſelbſt vor dem Herrn in dem Gebetslied aus:

Selbſtvergeſſ'ne Liebe,
Führe mich der Liebe Bahn!
Deines Herzens Triebe
Zieh'n die meinen himmelan!
Lehr mich muthig kämpfen,
Wirken, dulden, fleh'n,
Feige Selbſtſucht dämpfen,
Stark für And're ſteh'n.

Eigenen Genüſſen
Gieb mir zu entſagen Muth!
Eig'nen Vortheil miſſen,
Andern weihen Gut und Blut,
Streng mich ſelber richten,
Mild für And're ſeyn —
Dieſem Jünger-Tichten
Wollſt du Kraft verleih'n!

Mich haſt du verbunden:
Lehr mich Andern hülfreich ſeyn
Und in fremde Wunden
Liebend gießen Oel und Wein!
Mir haſt du vergeben:
Herr, ſo ſey es nun
Meines Herzens Leben,
Andern Gleiches thun!

Auf ein ſolches Gebet krönte ihn der Herr auch mit einem ganz ausgezeichneten Maaß von Gaben für ſeinen Unitätsdienſt, den er auch beinahe eilf Jahre lang, und ſeit 1824 als Vorſitzender der Conferenz, in großer Liebe und Sanftmuth, mit klarer Umſicht und ruhiger Beſonnenheit, bei durchgängiger Achtung, Liebe und Vertrauen als ein rechter Knecht Gottes verſehen hat. Er beſuchte der Reihe nach und öfters die meiſten deutſchen Gemeinen und hielt Vorträge vor ihnen, den Glauben der Brüder zu ſtärken. 1832 erſchienen: „Sechsunddreißig Reden an die Gemeinde in Herrnhut in den Jahren 1818 bis 1824. Gnadau." Dieſer ausgezeichnete, geſegnete Mann voll Geiſtes und Lebens, reich an Geiſt und Wiſſenſchaft, der ſo heilbringend wirkte und die oberſte Stelle unter den Brüdern inne hatte, hatte doch zugleich die köſtliche Gabe einer anſpruchsloſen Demuth und Einfalt, ſo daß er ſich ſo vieler Vorzüge nicht überhob, ja ſich ihrer nicht einmal bewußt zu ſeyn ſchien und ſich nur als armen Sünder kannte, der von dem Herzenskündiger bezeugte:

Frag ich mich: wie hab ich dich?
Wie lieb ich dich, du Lieber?
O ſo geh'n vor Kümmerniß
Mir die Augen über.

Sonſt immer noch ſtark und kräftig und meiſt geſund, erkrankte er zu Anfang Novembers 1831, worauf ſich eine Bruſtwaſſerſucht bei ihm ausbildete. Die Ergebenheit, die er dabei in die Wege des Heilandes zeigte, die Freudigkeit, womit er ſeinem Heimgang entgegenſah, der Friede Gottes, der ihn umgab, die Liebe, die er Jedermann fühlen ließ, und

seine Dankbarkeit für die empfangene Liebe waren Allen, die ihn an seinem Krankenbett besuchten, zu großer Erbauung. Am 5. Dez., nachdem auf eine ihn dem Tode nahe bringende Brustbeklemmung wieder einige Ruhe eingetreten war, sprach er mit Innigkeit seinen Dank gegen den Heiland dafür aus, daß es ihm geschenkt worden war, „in der herzlichsten Freundschaft und Harmonie mit seinen Collegen das Werk des Herrn treiben zu können." Als die Texte dieses Tages, überaus passend und vielbesagend in Bezug sowohl auf das, wovon er in seinem ganzen Leben durch Wort und Wandel gezeugt hatte, als auch auf seine augenblicklichen Umstände, ihm waren vorgelesen worden: „Liebet Wahrheit und Friede! (Zach. 8, 19.) — damit die Freundschaft mag besteh'n, zu der wir uns berufen seh'n" und: „Was willst du, daß ich dir thun soll? (Luc. 18, 41.) — gieb mir deinen Frieden, o Jesu, o Jesu!" sprach er mit dem innigsten Herzgefühl: „Den hat Er mir gegeben, den fühle ich." Als dann von seinem Lebenslauf die Rede war, äußerte er, daß Alles, was er von sich zu sagen wisse, in den Versen zusammengefaßt sey:

Das ist mir sonnenklar,
Daß ich des Heilands war
Von meiner ersten Wiegen;
Ich weiß es an den Zügen,
Die sich seit so viel Jahren
An mir veroffenbaren.

Und das ist auch gewiß,
Daß ich durch keinen Riß
Auf dieser Seiner Erde
Von ihm getrennet werde,
Durch Ehre nicht, durch Schande,
Noch durch geheime Bande.

Hatte ers doch bei jener völligen Seelenwendung im Seminar zu Niesky dem Herrn vorgetragen:

Herz, in dessen Athmosphäre
Mein's gern ganz zu Hause wäre,

Jeden fremden Zug zerstöre,
Bis ich dir allein gehöre.

Nachdem ihm dann noch die Brüder unter vielen Thränen und mit einem unaussprechlich wehmüthigen, aber herzerhebenden Gefühl den Segen des Herrn zu seiner Heimfahrt ertheilt und Abschiedsverse gesungen hatten, durfte er am 6. Dez. 1831 Abends acht Uhr in einem Alter von 62 Jahren zu Berthelsdorf sanft entschlafen. Er hinterließ seine Gattin als kinderlose Wittwe.

Seine Gedichte, welche 100 Lieder auf kirchliche Melodien enthalten, erschienen gesammelt unter dem Titel: „Geistliche Lieder für Mitglieder und Freunde der Brüdergemeine. Bunzlau 1821." 2. Aufl. 1827. 3. Aufl. 1835. Der Zeit nach war er nach Novalis der bedeutendste Dichter, der in die Harfe griff und neue Klänge frommer Liebesinnigkeit zum Herrn vor den Ohren seiner dem religiösen Leben lange entfremdet gewesenen, nun aber durch den Ernst der jüngsten Ver-

gangenheit erweckten Zeitgenoſſen vernehmen ließ. Er war es, der als Dichter von der Romantik eines Novalis und Anderer zum ernſteren Schriftſtyl hinüberleitete. Kletke giebt folgendes Urtheil über ſeinen Dichterwerth ab: „Wahrhafte Glaubensinnigkeit, Demuth und Hingebung bezeichnen ſeine Lieder, die ebenſo aus einer kindlichen Frömmigkeit, wie aus der tieferen chriſtlichen Erkenntniß eines hochgebildeten dichteriſchen Geiſtes hervorgegangen ſind. Sprachliche Härten ſind nicht immer vermieden, zuweilen aber auch die Form künſtleriſch vollendet. Manches Befremdliche der bildlichen Ausdrucksweiſe gehört mehr der Gemeine, als dem Dichter an und wird durch den lebendigen Hauch des Geiſtes annehmlicher.“ A. Knapp, welcher zehn ſeiner Lieder in der zweiten Ausgabe des Liederſchatzes mittheilt, ſagt, es paare ſich in ihnen Genialität mit lebendiger Frömmigkeit. Schleiermacher, der Jugendfreund des Dichters, welcher mit ihm in dem Pädagogium zu Niesky und in dem Seminar zu Barby ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung erhielt, ließ ſich auf ſeinem Sterbebette noch einige derſelben vorleſen. Die ſchönſten ſind:

„Geh' und ſäe Thränenſaat.“
„Mit deiner Gluth entzünde mich.“
„O Liebe du! für mich.“

(Quellen: Nachrichten aus der Brüdergemeine. 1832. 2. Heft.)

Garve, Carl Bernhard, geb. 4. Jan. 1763 in dem Kirchdorf Jeinſen, zwei Meilen von Hannover, wo ſein gottesfürchtiger und mit der Brüdergemeine eng verbundener Vater Pachter eines dem hannoveriſchen Miniſter v. Münchhauſen zugehörigen Gutes war. Seine Eltern waren bemüht, ihn ſchon in zarter Kindheit mit ſeinem Schöpfer und Erlöſer bekannt zu machen, und übergaben ihn als fünfjähriges Kind der Knabenerziehungsanſtalt zu Zeyſt. In ſeiner früheſten Jugend empfand er bereits die Züge des h. Geiſtes, beſonders bei Betrachtung des Leidens Jeſu, ſo daß ihm der Charfreitag als Gedächtnißtag des Todes Jeſu von Kind auf ſein ganzes Leben lang ein Tag der innigſten Andacht war. Nachdem er dann in die Anſtalt nach Neuwied verſetzt worden war und je länger je mehr eine tiefere Geiſtesrichtung und ausgezeichnete wiſſenſchaftliche Anlagen gezeigt hatte, wurde er zum Studieren beſtimmt und deßhalb ins Pädagogium zu Niesky und 1780 ins Seminarium zu Barby aufgenommen. Nach vollendeten Studien wurde er dann als Lehrer an dieſe Lehranſtalten berufen und hatte namentlich an dem unterdeſſen nach Niesky verſetzten Seminar von 1789—1797 als Lehrer der philoſophi-

schen und historischen Wissenschaften seine vielseitigen und fortwährend durch eigenes Studieren erweiterten Kenntnisse im Jugendunterrichte nützlich anzuwenden, was er denn auch treulich that. Sein Hang zu tieferem Forschen, verbunden mit der ganzen damaligen Richtung des wissenschaftlichen und religiösen Zeitgeistes blieb aber nicht ohne merklichen Einfluß auf seinen Lehrvortrag und erregte allmählich die Besorgniß, daß manches jugendliche Gemüth dadurch in Bezug auf die Herzenseinfalt und den kindlichen Glauben leiden möchte. Deßhalb wurde ihm im J. 1797 ein anderer Wirkungskreis angewiesen und zwar zunächst die Aufsicht und Besorgung des Unitätsarchivs in Zeyst, wo er Gelegenheit hatte, sich aus den Quellen gründlich mit der Brüdergeschichte bekannt zu machen. Zwei Jahre darnach wurde er aber, nachdem er vorher als Diakonus der Brüderkirche ordinirt worden war, als Arbeiter und Prediger an die Gemeinde zu Amsterdam berufen. Seine Predigten zeichneten sich je länger je mehr durch tiefe und gründliche Schriftforschung, durch das Aussprechen eigener Herzenserfahrungen und eine stete Richtung auf praktische Anwendung der vorgetragenen Lehre im christlichen Leben aus, erforderten aber aufmerksame und tiefer nachdenkende Zuhörer. In Amsterdam hatte er den Schmerz, seine treue und liebevolle Lebensgefährtin, mit der er sich in Niesky vor fünf Jahren erst verbunden hatte, im J. 1799 durch den Tod sich entrissen zu sehen. Nachdem er im Sommer 1800 von Amsterdam an verschiedene Orte zu anderweitiger Verwendung abberufen worden war, erhielt er 1801 von dem Fürsten Heinrich LI. von Reuß einen Ruf als Prediger und Anstaltsinspektor nach Ebersdorf, worauf er im Merz 1802 zum zweitenmal in den Ehestand trat mit Marie Johanne, geb. Lindemann. Der wurde ihm aber durch die fortgesetzte Kränklichkeit zu einer ganz besondern Erziehungsschule fürs Himmelreich, wobei seine Glaubenskraft und Ergebung hart und lang geprüft wurden. Dazu kamen noch die Schrecken und Gefahren des Kriegs beim Durchzug des großen französischen Heeres im J. 1806. Bei alle dem aber zählte er dennoch die siebenjährige Dienstzeit zu Ebersdorf zu der vergnügtesten Zeit seines Lebens, denn der Herr hatte ihm eine schöne Thüre des Glaubens aufgethan in seiner sichtlich gedeihenden Erziehungsanstalt nicht bloß, sondern auch und vornämlich in der Gemeinde. Sein durch den Herrn gekrönter Sinn in jenen trüben Stunden war nämlich, wie er in dem Liede: „Was klagst du, trübe Seele" ausgesprochen ist:

Wer nur in jedem Grade
Der anvertrauten Gnade
Für Ihn zu wuchern sucht,
Dem häuft sich Gab auf Gabe,
Daß er die Fülle habe —
Dem reift der wahren Freude Frucht.

Weg mit den trüben Augen,
Die nur zum Fehlseh'n taugen!
Schau auf zu jenem Licht,
Das längst dir aufgegangen!
Sieh dort die Krone prangen —
Schau auf zum Herrn und klage nicht!

Nach bloß einjähriger Verwendung in der Gemeine zu Norden, wohin er im Sommer 1809 abberufen wurde und wo er manches Opfer zu bringen und schwere Erfahrungen zu machen hatte, doch aber eine für Geist und Herz besonders gesegnete Zeit verlebte, wurde er in einen umfassendern Wirkungskreis versetzt durch seine im J. 1810 erfolgte Berufung als Arbeiter der Brüdergemeine und Brüdersocietät in Berlin. Dort hat er ein dankbares Andenken hinterlassen, denn er half nicht nur dem gesunkenen Gemeinhaushalt wieder auf, sondern entwickelte auch während des Befreiungskrieges eine ausgedehnte hülfreiche Thätigkeit in Berathung und Unterstützung der durch Kriegsnoth oder Krankheit Bedrängten. Im Mai 1816 kam er dann als Gemeinhelfer und Prediger nach Neusalz an der Oder. Hier war ihm seine letzte und längste Arbeitszeit beschieden, 20 Jahre lang diente er hier der Brüdergemeine und durfte da auch am 31. Merz 1834 das Gedächtniß seiner fünfzigjährigen Geschäftigkeit im Dienst der Brüderunität feiern. Doch traf ihn hier auch der erneuerte Schmerz, abermals die Gattin zu verlieren. Es war dieß am 13. April 1826, worauf er sich im folgenden Jahr abermals vermählte mit der verwittweten Schwester Zäslein, geb. Liliendahl, die ihm in seinem Alter eine treue Pflegerin wurde und ihn überlebt hat. Eine besondere Erquickung für sein allmählich heranrückendes Alter war auch das, daß er zwei seiner Söhne im Dienst der Gemeine angestellt sehen durfte.

Oefters wiederkehrende körperliche Beschwerden veranlaßten ihn endlich auf dem Synodus 1836, dem er noch, wie denen im J. 1818 und 1825, mit reger Theilnahme beigewohnt hatte, sein Amt niederzulegen und sich in Herrnhut zur Ruhe zu setzen. Fünf Jahre verlebte er da noch in stiller Zurückgezogenheit, aber in ununterbrochener Geistesthätigkeit, für Alles die lebendigste Theilnahme zeigend, was im Reich Gottes, in

Kirche und Staat und auf dem Gebiete der Wissenschaft vorgieng. In seinen letzten Zeiten kam über ihn, der stets gering von sich dachte, noch schwere Anfechtung, da ihm der Blick in die freie Gnade Gottes getrübt war und ihn Bedenken über sein Loos in der Ewigkeit anwandelten. Als aber der Herr seinen alten Knecht hinlänglich gedemüthigt hatte, daß er das Wort Jesu, Luc. 17, 10.: „wenn ihr Alles gethan habt, was euch befohlen ist, so sprechet: wir sind unnütze Knechte ꝛc." von Herzen erfüllen konnte, so ließ er ihm, wie seine Worte und Blicke vor seiner Heimfahrt bezeugten, das helle Glaubenslicht und die Freudigkeit zum Eingang in das Heilige nicht fehlen. Am 1. Mai 1841 befiel ihn in Folge einer Erkältung auf einem Spaziergang ein heftiges Brustfieber, das endlich seine Kräfte aufrieb. Er war auf seinem Krankenlager besonders liebhabend und für alle ihm erwiesenen Dienste sehr dankbar. An seinem letzten Morgen, als er wenig Vernehmliches mehr reden konnte, sprach er noch seine Sehnsucht nach Vollendung und die schon ganz himmelwärts gekehrte Richtung seines Geistes in einzelnen Aeußerungen deutlich aus. Wie er es in seinem Liede: „Geduld, Geduld, obs stürmisch weht" vordem ausgesprochen, so wars ihm auch jetzt ums Herz:

Geduld, mein Herz, bis er dir winkt,
Zu ihm ins Freudenreich zu treten!
Und wenn auch Alles bricht und sinkt,
Geduld im Leiden, Wachen, Beten.
Nicht lange mehr, dann ist das Dulden aus,
Mit jedem Nu gehts näher hin nach Haus.

Nach einem kurzen Todeskampf kam in der zwölften Vormittagsstunde des 22. Juni 1841 das Todesnu, da sein erlöster Geist zu seines Herrn Freude eingehen durfte. 78 Jahre war die Zeit seiner Wallfahrt.

Was Christian Gregor in der vorigen Periode (S. 154), das war in vielfacher Beziehung Garve in der Neuzeit für den Brüdergemeingesang. Bei seiner vorzüglichen Gabe für die geistliche Dichtkunst widmete er nicht nur der Gemeine viele Festtags- und Gelegenheitspsalmen, sondern war auch der hauptsächlichste Mitarbeiter an der im J. 1823 neu erschienenen Ausgabe der „liturgischen Gesänge der Brüdergemeine", wozu er manche Ueberarbeitungen älterer und viele neue Gesänge geliefert hat, wie denn auch das bereits im Synodalverlaß des Jahrs 1818 das Liturgicum abhandelnde dritte Kapitel aus seiner Feder geflossen war. Er hinterließ auch der Brüdergemeine zu künftiger beliebiger Benützung handschriftlich eine vollständige Bearbeitung des

Brüdergesangbuchs, woran er mit großer Liebe und treuester Sorgfalt thätig gewesen war. Für sich selbst gab er als Dichter heraus: „Christliche Gesänge. Görlitz 1825." mit 303 meist von ihm gedichteten Liedern, und: „Brüdergesänge, der evangelischen Brüdergemeine gewidmet. Gnadau 1827." mit 65 Liedern. Es sind darunter viele gute Lieder, wie er überhaupt ein Dichter war, in welchem Kraft und Innigkeit mit einander gepaart sind. Er war ein durch und durch wissenschaftlich und vielseitig gebildeter Mann, und so ist auch in seinen Liedern der besondere Herrnhuter Typus weniger sichtbar, als bei sonst einem Dichter dieser Gemeinde, wie er überhaupt auch im Gebrauch der bildlichen Sprache sehr gemäßigt und nüchtern ist. A. Knapp, der 51 seiner Lieder im Liederschatz Ausg. 2. mittheilt, bezeugt von ihm: „Er ist einer der edelsten, reichsten Kirchendichter im bekannten Style der Brüdergemeine, der universalste und kirchlichste, zuweilen an die pathetische, steifere Form eines Klopstock und Lavater anstreifend, welche sein Geist übrigens durch die kindliche Liebe zu Christo meist verwindet." Die namhaftesten seiner vielfach in neuere Kirchengesangbücher und andere Sammlungen übergegangenen Lieder sind:

„Ach sey mit deiner Gnade bei uns" — W. G. Nr. 278.
„Amen deines Grabes Frieden" — W. G. Nr. 163.
„Dein Wort, o Herr, ist milder Thau."
„Der Herr, der uns berufen hat."
„Droben ist das Vaterland."
„Du Geist der Gnad und Wahrheit." (Bairischer Entwurf.)
„Gott der Macht, in deinem Ruhme" — W. G. Nr. 69.
„Held Gottes, ach um unsertwillen."
„Herr, führe mich auf eb'ner Bahn."
„Hört das Wort voll Ernst und Liebe" — W. G. Nr. 384.
„Jeder Schritt der Zeit" — W. G. Nr. 530.
„Komm herein, Haupt der Deinen."
„O Tag des Heils, o neues Leben."
„Zur Arbeit winkt mir mein Beruf" — W. G. Nr. 515.

(Quellen: Ein durch Herrn Prediger Curie von der Unitätsdirektion mir mitgetheiltes Manuscript.)

2. Die Dichter der reformirten Kirche.*

Engstfeld, Peter Friedrich, Elementarlehrer und Organist an der Salvatorkirche zu Duisburg am Rhein. Jeder, der sein Orgelspiel

* Aus der reformirten Kirche verdienen weiter noch folgende Dichter erwähnt zu werden:

Matthias Joriſſen, Prediger zu Soest in Westphalen, Herausgeber einer gelungenen „Uebersetzung der Psalmen in Liedern", wovon schon

hörte, wurde davon erbaut, ja oft hingerissen. Er hatte das Instrument ganz in seiner Gewalt und begleitete jeden Choral, den er stets nach seiner wahren Bedeutung auffaßte, auf höchst geistvolle Weise. Längere Zeit war er entschiedener Rationalist, aber durch schwere Leiden wurde er zum Herrn gezogen, daß er sich in kindlichem Glauben lauterlich an die in Christo Jesu geoffenbarte Gnade halten lernte. Zuerst kehrten Krankheiten bei ihm ein und fesselten ihn Monate lang ans Siechbett. Kaum hergestellt, fieng er dann mit neuem Muthe wieder für seine schnell anwachsende Familie zu arbeiten an. Allein, wenn es mit der Arbeit eben am besten gelang, wurde er immer wieder aufs Krankenlager geworfen, und das währte sieben Jahre. Schon damals hätte der Ruin des Hauses erfolgen müssen, wenn er nicht eine gar umsichtige und sorgsame Hausfrau gehabt hätte. Aber als sie das neunte Kind geboren hatte, brach auch diese Stütze zusammen. Ein Nervenübel setzte sich bei ihr fest und übte über ihre Verstandeskräfte und ihr Gemüth den herzzerreißendsten Einfluß. Neun Jahre dauerte ihre Gemüthskrankheit, wobei er viele

---

Fr. W. Krummacher mehrere in seine „Zionsharfe" vom J. 1827 aufgenommen hat, z. B.: „Auf, Erbarmer, sammle wieder Zions ganz zerstreute Glieder" (Ps. 102.).

Leonhard Meißer, ein Schweizerischer Pfarrer, gab heraus: „Geistliche Harfenklänge. Eine Sammlung christlicher Lieder. Chur 1847." Hier findet sich das ausgezeichnet schöne Pfingstlied: „Daß es auf der armen Erde."

Rudolph Straub, ein Schweizerischer Pfarrer im Canton Zürich, ließ erscheinen: „Religiöse Gedichte. Zürich 1828.", von welchen das Passionslied: „Laß mich, Herr, dein Leiden recht bedenken" zu nennen ist.

Wilhelm Eduard Immanuel v. Biarowsky, geb. 8. Okt. 1814 in München — einer der vom Radikalismus verdrängten Waadtländer Prediger, nun seit 1846 Pfarrer zu Waitzenbach in Unterfranken. Zu erwähnen ist sein Lied: „Mein Herr, vergiß mein nicht." Der Jahrgang 1852 der Christoterpe enthält neue poetische Beiträge von ihm.

Johann Jakob Banga, ein frommer Predigtamtscandidat aus Basel. Er starb nach langen Leiden im J. 1834 zu Rom, nachdem er seine letzten Lebensjahre in Frascati, dem alten Tusculum Cicero's, zugebracht und daselbst vergeblich Herstellung seiner tief angegriffenen Gesundheit zu finden gehofft hatte. Unter allen Leidensstürmen ruhte seine Seele in Gott und sein letztes Wort war: „Lernet in Ihm euch lieben und vertragen!" In der Christoterpe vom J. 1835, wo ihm Knapp einen poetischen Nachruf geweiht, findet sich sein Schwanenlied: „Noch ist der heiße Kampf nicht ausgekämpft", das er noch aus seinem tief in Gott eingedrungenen Herzen gesungen hat. Die Jahrgänge 1833 und 1834 theilten mehrere seiner geistlichen Dichtungen mit. Zuvor schon hatte er zwei Sammlungen seiner geistlichen Poesien herausgegeben unter dem Titel: „Gedichte religiösen Inhalts. Basel 1828." und: „Gedichte von J. J. Banga. Zweites Buch. Straßb. 1831." Ein eigentliches geistliches Lied findet sich nicht darunter.

Schreckensnächte zu durchwachen und zu durchweinen hatte. Nun kamen bittere Nahrungsſorgen, neben eilf lebendigen Kindern und der gemüthskranken Frau hatte er noch einen alten ſiebenzigjährigen Vater zu verſorgen. Er mußte Schulden auf Schulden machen und kam immer tiefer in die Laſt. Dabei mußte er allen ſeinen Kummer, der ihn faſt verzehrte, vor ſeiner Frau möglichſt verbergen und heiter und froh erſcheinen, damit ihr Inneres nicht ganz zerriſſen würde. Da wandte er ſich in ſolcher Noth und Drangſal an Gott. Allein ſein natürliches Vertrauen, in welchem er dieß that, war nicht ſtark genug, um im Sturm nicht gebeugt zu werden. Obgleich er an Gebetserhörungen glaubte, ſo war doch dieſer Glaube ohne die erforderliche gewiſſe Zuverſicht und Alles um ihn herum beſtäckte ſeine Zweifel. Er las zwar fleißig in der h. Schrift, allein eine Decke hieng vor ſeinen Augen und die Verheißungen konnte er ſich nicht zueignen. So zerarbeitete er ſich in einem innern furchtbaren Auf- und Niederwogen neun Monate lang. Nicht ſein Forſchen, nicht ſeine Kraft, nicht ſeine Vernunft konnten ihn aus dieſem Gewirre innerer Zerwürfniſſe erlöſen, — das konnte nur die Gnade. Und ſie that es auch über ſein Bitten und Verſtehen. Verſchwunden waren in Einem Augenblick alle Zweifel; die zentnerſchweren Sorgen waren ihm plötzlich völlig abgenommen und er richtete, wie neugeboren, ſein Haupt fröhlich empor. Es geſchah das, während er in ſeiner Kirche am Altar ein ſtilles Gebet verrichten wollte. Nun fieng er an, in die Harfe zu greifen und mit ſeinen erſten Liedern dieſe große Gnadenſtunde zu beſingen, in welcher er vom Geiſt Zeugniß und Siegel empfieng, daß Gott ihn zu ſeinem Kinde erkoren und ihm Gnade geſchworen habe. Allein der Glaube blieb nicht immer ſo groß und ſtark voll Freudigkeit und Zuverſicht. Er mußte in die Gluthprobe und ins Läuterungsfeuer. Oefters mußten Vater und Mutter mit vier oder fünf Kindern das Krankenzimmer hüten, die Gemüthskrankheit der Frau ſtieg immer höher bis an die Gränzen der völligen Geiſteszerrüttung, wobei Engſtfeld bei Tag und Nacht — die Kranke litt an faſt gänzlicher Schlafloſigkeit — ſie über ihre folternden Beängſtigungen zu beruhigen hatte, während zugleich alle Sorgen des Hausweſens und der Kindererziehung, ſo wie die Geſchäfte ſeines Lehrerberufs, die immer neue Geiſtesfriſche forderten, auf ihm lagen und ſeine Vermögensverhältniſſe ganz zerrüttet wurden. Gleichwohl ließ er vor den Leuten nie ſeine Noth und Angſt blicken. Die Gnade ſchenkte ihm einen felſenfeſten Glaubensmuth, daß er unter allen Schreckniſſen und Stürmen

den Sieg davon trug. Sein Paſtor, Emil Krummacher, hat einmal durch eine Sammlung bei ſeinen Freunden in ganz Deutſchland eine namhafte Unterſtützung für ihn aufgebracht, wodurch endlich ein Theil ſeiner drückenden Schulden gedeckt werden konnte. So hat er dann aus ſeinem innern Friedensgefühl heraus das Lied: „Ich wandle durchs Dunkel im freundlichſten Licht" ſingen und in demſelben bezeugen können:

Ich leb' ohne Sorgen
Bei Kummer und Noth;
Ich weiß, jeder Morgen
Bringt Lind'rung und Brod.

Er wandelte, unvergleichlich treu in ſeinem Beruf, in Kraft ſeines welt-überwindenden Glaubens, dabei er Lieder ſang, wie: „Geſegnet ſey das Kreuz" oder: „Nur tiefer hinein!" fort bis zum Ziel ſeiner Reiſe und ſtarb, etwa 54 Jahre alt, am 4. Okt. 1848 als ein ſeliger Ueberwinder, der die gewiſſe und lebendige Hoffnung des ewigen Lebens geraume Zeit zuvor ſchon in ſich trug:

Ich durft' den Namen ſehen
Im Buch des Lebens ſtehen;
Mein iſt der Himmel, mein!
Das Zeugniß iſt mir worden:
„Du ſtehſt im Kindesorden!"
Das Kind muß auch ein Erbe ſeyn.

Die Lieder, die dieſem „Kreuzesritter" von jener Gnadenſtunde an aus ſeiner begnadigten und durch viele Prüfungen vollbereiteten Seele floßen, ſind die treuen Abbilder ſeiner innern Erlebniſſe und Stimmungen. Seit er damals in ſeiner Harfe die erſten Grundakkorde griff, ertönten bei ihm fort und fort bis ans Ende die Saiten von Nachklängen dieſer ewigen Grundharmonie. Er gab ſie mit 90 Nummern anonym heraus unter dem Titel: „Zeugniſſe aus dem verborgenen Leben oder Lebens- und Glaubenserfahrungen eines Ungenannten in Geſängen", wovon dann, ſolchen Anklang fanden ſie, bald eine zweite verbeſſerte und mit 22 Nummern vermehrte Auflage zu Eſſen im J. 1846 erſcheinen konnte. „Wie herbe Leiden" — ſagt er ſelbſt — „mit Stunden der Erquickung wechſelten, wie in äußerer und innerer Drangſal der geſchenkte Glaube von jetzt an ihn aufrecht erhielt, wie Erkenntniß und Einſicht wuchſen, und in welcher Stufenfolge ſie bei dem Verfaſſer zum Bewußtſeyn und ins Leben traten, — das geht aus den ziemlich chronologiſch geordneten Geſängen hervor." Unter dieſen vorherrſchend ſubjektiven, wiewohl tiefgedachten Geſängen finden ſich achtzehn auf bekannte Kirchenmelodien gedichtete und ſonſt noch zehn bis zwölf ſchöne geiſtliche Lieder. Paſtor Emil Krummacher in Duisburg hat nach Engſtfelds Tod

einen zweiten Band seiner Gedichte auf den Wunsch seiner Freunde mit einem Vorwort begleitet. Knapp nahm fünf Lieder in den Liederschatz auf. Wir heben besonders hervor:

„Auf, empor mit Adlersflügeln" (die Versiegelung — sein erstes Lied).
„Jeder Odemzug ein Seufzer."
„Komm, Sündentilger, komm herein."
„Nur du allein, nur du, mein Jesus, sollst mein Alles seyn."
„Pfand der Kindschaft, heil'ger Glaube."
„Wir wandeln hier auf Erden."

(Quellen: Vorwort zur ersten Auflage der „Zeugnisse." — Handschriftliche Nachrichten.)

Fröhlich, Abraham Emmanuel, der hervorragendste Schweizerische Dichter der Neuzeit, wurde geboren zu Brugg im Aargau 1. Febr. 1796. Vom J. 1817 an war er zehn Jahre lang Pfarrer in Mönthal und zugleich Lehrer an der Brugger Bezirksschule. Im J. 1827 wurde er dann als Professor der deutschen Sprache und Literatur an die Aargauische Cantonsschule berufen und hatte zugleich den Religions- und Geographieunterricht an dem damals in Aargau befindlichen Schullehrerseminar zu ertheilen. Bei der im J. 1835 eingetretenen Reorganisation wurde er vom Regierungsrath nicht wieder in seine Stelle an der Cantonsschule eingesetzt, bald darauf aber von den Behörden der Stadt als Rektor an die Aargauer Bezirksschule berufen und dazu noch im J. 1836 als Diakon in Aargau ernannt, welches Amt er seitdem neben seinem Rektoramt bekleidet.

Neben seinen von seinem Bruder Friedrich Theodor Fröhlich mit vierstimmigen Compositionen versehenen „Schweizerliedern" (1827 und 1828) und neben seinen 170 Fabeln (1825 und 1829), durch die er sich besonders berühmt machte, so wie neben seinen größern lyrisch-epischen Poesien, unter welchen besonders die Epopöen: „Ulrich Zwingli. 21 Gesänge. Zürich 1840." und: „Ulrich von Hutten. 17 Gesänge. Zürich 1845." hervorragen, hat er auch manch schönes geistliches Lied gesungen. Sie erschienen in den beiden Werken: „Das Evangelium Sct. Johannis in Liedern. Leipzig 1830." und: „Trostlieder. Zürich 1852." Zugleich hat er herausgegeben: „Auserlesene Psalmen und geistliche Lieder für die evangelisch-reformirte Kirche des Cantons Aargau. Aarau 1844. 2. Aufl. 1845." So führte er dann, nachdem er die Sache durch die Schrift: „Ueber den Kirchengesang der Protestanten. 1846." eingeleitet hatte, in Schule und Kirche des Aargauischen Cantons neue Kirchengesangbücher ein.

Hagenbach, Dr., Carl Rudolph, Sohn des Professors der Medicin Carl Friedrich Hagenbach, wurde zu Basel geboren am 4. Merz 1801. Nachdem er in Bonn und Berlin seine theologischen Studien gemacht und in letzterem Ort besonders an Schleiermacher sich angeschlossen hatte, ließ er sich 1823 als Privatdocent an der Universität seiner Vaterstadt nieder und wurde dann als einer der gediegensten Vertreter der Schleiermacher'schen Richtung bald außerordentlicher und 1828 ordentlicher Professor der Theologie — rühmlich bekannt durch seine Werke über „Wesen und Geschichte der Reformation in Deutschland und der Schweiz" (1834—1843), über die „Dogmengeschichte" (1849) und über die „Kirchengeschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts", worinn er neben Lange zuerst auch die evangelischen Kirchenliederdichter einer Charakteristik würdigt. Neben idyllischen, gnomischen und historischen Poesien hat er auch feingedachte und feingefeilte geistliche Lieder dargeboten. Sie finden sich in seinen „Gedichten. Zwei Bändchen. Basel 1846." gesammelt, einzelne erschienen auch in der Christoterpe Jahrgang 1846. Zu nennen sind:

„Die Welt vergeht mit ihrer Lust."
„Immer ernster wird das Leben."
„Preist den Herrn, der unvergänglich."
„Stille halten deinem Walten."

Heußer-Schweizer, Meta, eine nahe Freundin von Anna Schlatter in St. Gallen (s. S. 421), wurde 6. April 1797 geboren zu Hirzel, einem einsamen Bergdorfe bei Zürich, wo ihr Vater, der fromme Pfarrer Schweizer, viele Jahre lang das Hirtenamt führte. Durch ihre Verheirathung mit dem dortigen noch lebenden Arzte Heußer behielt sie ihren Geburtsort fürs ganze Leben auch zur Heimath. Sie ist Mutter von sechs Kindern — ein siebentes gieng frühe heim — und eine stille Dulderin, von ihrem Herrn und Gott darauf angewiesen, auf dunkeln Wegen dem Licht der Ewigkeit zuzuwandern. Ihr Leben führt sie verborgen mit Christo in Gott; darum veröffentlichte sie auch, ihren Namen in die tiefste Verborgenheit hüllend, ihre zartgehauchten und tiefgedachten Lieder in A. Knapps Christoterpe Jahrgang 1835 und 1836 als „Lieder einer Verborgenen". Diesen folgten noch weitere in den Jahrgängen 1841 bis 1846. Sie ist entschieden die begabteste und edelste Sängerin der evangelischen Kirche, wie auch Knapp, welcher zehn ihrer Lieder, theilweise zum erstenmal, in seinem Liederschatz von 1850 mittheilt, sie als eine „vortreffliche Dichterin" rühmt, deren „zarte, ächt geistliche Dich-

tungen alle übrigen von Frauen weit übertreffen." Besonders nennenswerth sind die Lieder:

„Der du trägst die Schmerzen Aller" (Passionslied).
„Es liegt die Macht in meinen Händen" (Missionslied).
„Lamm, das gelitten, und Löwe, der blutig gestritten" — W. G. Nr. 189.

Krummacher, Dr., Friedrich Wilhelm, der Eliasprediger, Sohn des Friedrich Adolph Krummacher (S. 221), wurde geboren am 28. Jan. 1796 zu Meurs am Rhein, besuchte von 1812—1815 das Gymnasium zu Bernburg, wo der Vater Generalsuperintendent geworden war, gieng im J. 1815 auf die Universität Halle und 1817 auf die zu Jena und wurde sofort nach vollendeten Studien Hülfsprediger bei der reformirten Gemeinde zu Frankfurt a. M. Hier wurde er im Winter von 1821—1822, nachdem er von der Universität her bis dahin der Friesisch-Dewette'schen Philosophie angehangen, während sein gerade von der Universität Tübingen als gläubiger Theolog zurückgekehrter jüngerer Bruder, Emil, bei ihm auf Besuch war, durch Gottes Gnade zum lebendigen Glaubensleben erweckt, das sich in ihm auch bald so kräftig entfaltete, daß er als ein gewaltiger Prediger voll Feuereifer, ganz entschieden im Boden des kirchlichen Glaubens, besonders der reformirten Kirche, wurzelnd und voll Kampfeslust gegen alles Antievangelische hervortrat — ein auserwähltes Rüstzeug Gottes, des Herrn Namen zu tragen vor einer ungläubigen Welt. Die erste Anstellung fand er als Pastor zu Ruhrort, wo er 10. Juni 1823 eintrat und sich mit Charlotte Pilgeram von Frankfurt verehelichte. Nach kurzer Wirksamkeit daselbst kam er 13. April 1825 als Pastor nach Gemarke im Wupperthal und im Januar 1835 nach Elberfeld. Von da kam er, nachdem er kurz zuvor in Bremen durch eine für seinen Vater, den Hauptpastor an St. Ansgarii, gehaltene Gastpredigt über das Thema: „Paulus, kein Mann nach dem Geschmack unserer Zeit" eine gewaltige Bewegung der Geister hervorgerufen und den Handel mit dem rationalistischen Dr. Paniel abzumachen gehabt hatte, im J. 1847 an Marheinecke's Stelle als Pastor an die Dreifaltigkeitskirche zu Berlin, auf deren Kanzel auch Schleiermacher gestanden war. Nun ist er mit dem Anfang dieses Jahrs 1853 als K. Hof- und Garnisonsprediger nach Potsdam abgegangen, nachdem er am 2. Jan. seine große Sensation erregende Abschiedspredigt gehalten und darinn die neuesten französischen Zustände mit der Fackel des Gotteswords beleuchtet hatte. Er sagt einmal in den berühmt gewordenen Predigten: „Elias,

der Thisbiter" von sich selbst: „Mein Geschmack ist das biblisch Massive. Je handgreiflicher und substanzieller die Dinge aus der andern Welt mir entgegentreten, desto freudiger heiße ich sie willkommen. Ich liebe die Hoffnungen, die sich auch bei Lichte besehen lassen und in Historien wurzeln." Und ein andermal: „O hinweg mit der Verflüchtigungstheorie der Neuern! Wir haltens mit dem biblischen Realismus. Wer den uns nimmt, der nimmt unserem Herzen Alles. Die Sachen, Sachen will es haben das menschliche Herz; je handgreiflicher, substanzieller, desto besser. Ein menschgewordener Gott, erreichbar meinen Begriffen, wie meiner Liebe, ein waltender Wille, der auch das Haar, das von meinem Haupte fällt, mit in seine Pläne verrechnet, ein Bürge, der an meiner Statt im buchstäblichen Sinne des Wortes sich richten und strafen läßt, ein räumlicher Himmel, mit sichtbaren Gestalten bevölkert, ein bewußtes, ein persönliches Fortbestehen nach dem Tode und eine Wiedervereinigung meiner Seele mit ihrem alten irdischen Gefährten, dem Leibe: — sehet! das sind so etliche jener Realien, wie mein Bedürfniß sie erheischt, wie sie allein mein Herz zufrieden stellen. Denn zu real ist das Elend, das mich hienieden drückt, und die Sünde, die auf mir lastet, und der Tod, der meiner harret, als daß mir dawider etwas Anderes frommen könnte, als mindestens eben so viel Gegensätze. Was hilft mir wider den Pfeil, der auf mich zuschwirrt, ein papierner Schild? Ich muß einen ehernen haben. Was soll einem Hungernden ein gemalter Apfel, der nur das Auge ergötzt? Essen, essen will ich, daß ich nicht sterbe, nicht spielen!"

Wie als Prediger, so ist er auch als Dichter mit Feuer und Geist getauft. Er gab schon im J. 1827 eine Liedersammlung für Bibel-, Missions- und andere christliche Vereine, so wie für häusliche Feierstunden unter dem Titel: „Zionsharfe" heraus, worinn sich mehrere seiner dichterischen Geistesfrüchte befinden. Auch in den „Palmblättern. Organ für christliche Mittheilungen", die er 1844 herauszugeben anfieng, theilt er solche mit. Wir heben besonders heraus:

„Du Stern in allen Nächten" — 1827.
„Mein Siegeskranz ist längst geflochten."

Auch sein obengenannter jüngerer Bruder, Emil Krummacher, Pfarrer zu Duisburg am Rhein (geb. 7. Mai 1798, Pfarrer zu Baerl 1823 und zu Langenberg 1825), ist hier zu nennen als Herausgeber des größern schätzbaren Werks: „Evangelischer Hausschatz, ein Andachts-

buch auf alle Tage des Jahrs. 2 Bde. 1852." Jede Tagesbetrachtung ſchließt mit einem geiſtlichen Liede.

Lange, Dr., Johann Peter, der hervorragendſte unter den reformirten geiſtlichen Liederdichtern, wurde geboren 10. April 1802 zu Sonnborn auf der Birs bei Elberfeld. Er war urſprünglich Landwirth und widmete ſich erſt ſpäter dem Studium der Theologie. Zuerſt wurde er dann nach vollendeten Studien Pfarrer in Langenberg, hierauf im J. 1832 Pfarrer in Duisburg am Rhein. Hier machte er ſich durch Schriften, die auf dem Grunde chriſtlicher Erkenntniß ein reiches Vermögen naturphiloſophiſcher Anſchauung bekundeten und nun meiſt in dem erſten Band ſeiner vermiſchten Schriften: „Naturwiſſenſchaftliches und Geſchichtliches unter dem Standpunkte der chriſtlichen Wahrheit. Meurs 1841." geſammelt ſind, weithin bekannt, ſo daß er 1840 einen Ruf an die Univerſität zu Zürich als Profeſſor der Kirchengeſchichte erhielt, worauf ihm dann 1841 die Bonner Fakultät die theologiſche Doktorwürde ertheilte. In dieſer Stellung hat er ſich namentlich auch verdient gemacht durch Geltendmachung der theologiſch-akademiſchen Berechtigung der Hymnologie und deren Betreibung als eines beſondern Lehrfaches auf Univerſitäten. Im Sommer 1842 fieng er nämlich an, zu Zürich Vorleſungen über die Geſchichte des Kirchenlieds und die Theorie des Kirchengeſangs zu halten. Die ſo entſtandenen hymnologiſchen Werke — ſ. unten.

Als Dichter trat er ſchon in Langenberg und Duisburg hervor. Als ſolcher weiß er auf die ſinnigſte Weiſe Naturbetrachtung und ächte Poeſie in den Dienſt des Glaubens zu ziehen und reiche Gedankenfülle aus der Tiefe eines gottbegeiſterten Gemüths in einer blühenden und bilderreichen Sprache zu Tage treten zu laſſen. Doch redet A. Knapp mit Recht von ihm als einem „Mann voll Geiſtes und blühender Phantaſie, nur hin und wieder ſich zu übergeiſtiger Manier hinneigend, ohne welche ſeine Muſe noch viel Größeres leiſten würde." Und auch Kletke hat nicht Unrecht, wenn er ſagt: „Lange hat Schätzbares als lyriſcher und didaktiſcher Dichter geleiſtet, doch ſteht der Dichter hinter dem Denker zurück." Meiſt iſt auch der äſthetiſche und naturphiloſophiſche Standpunkt zu vorherrſchend bei ihm, als daß bei ſeinen Liedern der ächte Kirchenliederton durchſchlagen könnte. Neben einzelnen Dichtungen, die er in Dörings „chriſtlichem Taſchenbuch. 1830—1834." und in Knapps „Chriſtoterpe. 1833 ff." erſcheinen ließ, haben wir folgende Sammlungen ſeiner Dichtungen von ihm:

„Biblische Dichtungen. Elberfeld. Erstes Bändchen. 1832.“ (Mit 50 Gedichten über Alt- und Neutestamentliche Geschichten, worinn er die ganze biblische Geschichte durchgeht und vom Paradies bis auf Golgatha seine Blumen pflückt; das letzte Gedicht ist „Paulus“.) „Zweites Bändchen. 1834.“ (Mit Liedern und Sonetten von minderem Schwung und Feier.)

„Die Welt des Herrn in didaktischen Gesängen. Essen 1835.“ (Hier wird die Schöpfung und die Erde im Lichte des christlichen Glaubens besungen. In den drei ersten Gedichten finden sich allgemeine Blicke in die Schöpfung, Größe und Reichthum der Welt; in den sieben letzten werden in aufsteigender Linie die Pflanzen, die Thierwelt, Standpunkt des Menschen, die Natur als Erzieherin des Menschen, der Mensch als Bildner und Herr der Erde, die Erde im Licht des Menschenlebens und die Erde, durch den Menschengeist verkettet mit dem Himmel, betrachtet und besungen.)

„Gedichte und Sprüche aus dem Gebiete der christlichen Naturbetrachtung. Duisburg 1835.“

„Kleine polemische Gedichte. Duisburg 1835.“

„Die Verfinsterung der Welt, dargestellt in einem Cyklus von Lehrgedichten und Liedern. Berlin 1835.“ (37 Gedichte in den verschiedensten Versformen.)

„Gedichte. Essen 1843.“ (Hier finden sich neben biblischen Betrachtungen, Reiseliedern, Gelegenheitsgedichten ꝛc. 25 „evangelische Glaubenslieder“, welche den Knapp'schen an die Seite zu stellen sind.)

Neuerdings hat er seine besten geistlichen Lieder, wovon manche als gelungene Kirchenlieder freudig zu begrüßen sind, in einer besondern Auswahl erscheinen lassen mit dem Titel: „Vom Oelberge. Alte und neue geistliche Lieder (durchaus eigene). Von J. P. Lange. Frankfurt 1852.“ Es sind dieß 81 schöne, innige und theilweise erhabene Lieder. „Zwar ist,“ sagt ein neuerer Beurtheiler derselben, „der Schwung und die Gewalt des Gefühls, wie die Majestät der Sprache in denselben geringer, als bei Knapp, dafür findet sich aber größeres Ebenmaaß, größere Haltung und Durcharbeitung.“ Wir heben von seinen geistlichen Liedern besonders heraus:

„Du ew'ge Treu, du meines Gottes Treu“ — Knapps Liederschatz.
„Du wie Missethäter an das Kreuz Erhöhter“ — Knapps Liederschatz.
„Ewig Reicher, zu dem ärmsten Armen“ (die sieben letzten Worte).
„Hört ein Wort vom Himmel schauen“ (Evangelium).
„Ich steh vor deinem Angesichte“ — Ps. 103, 1—4. — (die Gnadenkrone).
„Wie strahlt im Feierkleid die Braut“ (die Christengemeine).

Preiswerk, Samuel, wurde geboren den 19. Sept. 1799 zu Rümlingen im Canton Basel, wo sein Vater Pfarrer war. Nachdem er seine theologischen Studien in Basel gemacht, wurde er 1824 Prediger am Waisenhause daselbst und trat 1828 als theologischer Lehrer in das Missionshaus. Zwei Jahre darnach wurde er zum Pfarrer in Muttenz, einem baselländschaftlichen Orte, der Wirkungsstätte des Hieronymus

d'Annoni (S. 215), gewählt, aber gleichfalls nach zwei Jahren schon durch die 1832 ausgebrochene Revolution von da vertrieben. Hierauf trat er 1834 für das Fach der Alttestamentlichen Exegese und der morgenländischen Sprachen als theologischer Lehrer in die **Ecole de Théologie** der evangelischen Gesellschaft zu Genf. Nach drei Jahren kehrte er wieder nach Basel zurück und wurde nun 1840 zuerst Diakonus und dann 1845 Pastor zu St. Leonhard daselbst, wo er als gesalbter Prediger im Segen wirkt. Zugleich wurde ihm auch an der Universität ein Lehramt in den Alttestamentlichen Fächern übertragen und neuerdings der Grad eines Licentiaten der Theologie ertheilt.

Seine Poesien, deren er nicht wenige schon geschaffen hat, hält er in seiner Demuth im Verborgenen zurück. Nur eine Anzahl kleinerer geistlicher Lieder, meist christliche Gemeinschaftslieder, die er für Vorträge, bei welchen nicht aus dem öffentlichen Gesangbuch gesungen wurde, gelegentlich nach Bedürfniß niedergeschrieben hatte, um sie, weil ihn die vorhandenen Lieder für diesen Zweck nicht befriedigten, vorzusprechen, erschienen von ihm gedruckt in dem von zwei seiner Freunde im J. 1844 bei Bahnmaier in Basel herausgegebenen „evangelischen Liederkranz". Aus diesem theilten Schneider und Knapp, der mit Recht seine Poesien als „fein und körnigt" rühmt, in ihrer Sammlung einige ächt christliche, kraftgedrungene Lieder mit. Davon sind besonders hervorzuheben:

„Herr, du trugest uns're Last."
„Jesu, gleich dem Morgensterne."
„Wenn ich auch im Schattenthale."
„Wohlan, wir schlagen Hand in Hand."

(Nach handschriftlichen Nachrichten.)

Rothen, Johannes, geboren im J. 1805 zu Basel als armer Leute Kind. Einen Blick in seine Knabenzeit läßt er uns in folgenden Worten thun: „Als ich auf den Berner Alpen weit und breit mutterseel allein war und in später Herbstzeit des Viehes pflegen mußte, da hab ich an den stillen Abenden in geräuschloser Nacht aus einem alten zerrissenen Buche mir die köstlichsten Kernsprüche herausgeschrieben und mich in die Sache auf heilsame Art so vertieft, daß es mir gewöhnlich unvermerkt 10—12 Uhr wurde bei meiner Arbeit. Und wenn ich noch weiter in die Tage meiner Kindheit blicke — was werde ich da gewahr? Große Dinge! Ohne Schule, in entfernter Wildniß, in Hütten aus Erde, wo Schlafgemach, Wohnstube, Küche und Stall zu einer Zeit Eins waren, lernte ich lesen, ohne zu wissen, wie dieß zugieng. Welch einen unaussprech-

lichen Eindruck machte da das erste Lesen der Geschichte Jesu auf mein Gemüth! O hätte ichs verstanden, dem unbeschreiblichen Wonnegefühl recht nachzuspüren — wie selig hätten meine Tage seyn können! Aber in ungedeihlichem Erziehungselement aufgekeimt konnte sich die edle Pflanze des Himmelreichs nicht recht entwickeln — sie verkümmerte gar sehr. Bei mir wurde das Sprüchwort recht wahr: „„Wo Gott eine Kirche baut, da setzt der Teufel eine Kapelle daneben.““ Später aber kam er in die Armenkinder- und Armenschullehreranstalt zu Beuggen bei Basel, wo der würdige Vorsteher derselben, Chr. Heinr. Zeller (S. 396), sich seiner Seele herzlich annahm, daß er sich gründlich zum Herrn bekehren konnte. Freudig dankt er dem Herrn dafür in dem Vorlied zu seiner zweiten Gedichtsammlung:

„Du aber, o Heiland, du konntest's nicht sehen,
Daß solchergestalt ich verloren sollt gehen.
Du sprachst mir so freundlich und ernst ins Gemüthe
Und ließest mich schmecken unendliche Güte.
Da quoll denn auch wieder dein Lob aus dem Herzen,
Wiewohl noch vermischet mit mancherlei Schmerzen."

Später mußte er wegen Kränklichkeit aus der Anstalt austreten und lebt nun seitdem als Arbeiter zu Basel ein stilles verborgenes Leben mit Christo in Gott.

Wir haben von ihm zwei Gedichtsammlungen; die erste unter dem Titel: „Kleine Pilgerharfe eines Wanderers nach Zion. Enthält hundert ganz neue christliche Gedichte und Lieder über allerlei Gegenstände. Drei Bändchen. Basel 1833."; die zweite unter dem Titel: „Ein unter dem Kreuze nach alphabetischer Ordnung gewundener Liederkranz von den eigentlichen, uneigentlichen und bildlichen Namen und Benennungen Jehovas, des dreieinigen Bundesgottes, sowohl aus, als nach der Schrift. Basel 1845." Diese enthält 430 Lieder über eben so viele schriftmäßige Namen des Herrn und ist eine Frucht seiner freien Zeit an Sonntagen und in frühen Morgenstunden. Er begann diese Arbeit im J. 1840 fröhlich, ward aber darüber todtkrank; kaum geheilt, begann er sie aufs Neue, indem er preisen durfte: „Ich bin stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke." Seinen Sinn dabei spricht er in der Vorrede vom 1. Merz 1845 also aus: „Unerachtet meiner Schwachheit und Niedrigkeit singe ich von großen und herrlichen Dingen. Ich töne, juble, klinge und lasse meinen Sang hoch und froh erschallen in die gerichtsschwangere Zeit hinein. — Nur für Eines bin ich hauptsächlich bei meiner gegen-

wärtigen Arbeit besorgt, daß ich im Geiste der geoffenbarten Wahrheit Gottes stehe und mit dieser Kraft aus der Höhe angethan da unter den Sängern am Reigen mich befinde, wo das Lob des Ewigen besungen wird, und daß mein Klang die herabgestimmten Saiten der Menschheit nach Kräften höher stimmen helfe." A. Knapp, der in der zweiten Ausgabe seines Liederschatzes zehn seiner Lieder mittheilt, nennt ihn einen „theuren frommen Mann, dessen Form aber noch gefeilt werden muß." Wir erwähnen von seinen Liedern:

„Es muß hindurchgedrungen seyn."
„Jesu, denke der Gemeine."
„Komm, du heil'ge Himmelsflamme."
„Menschenkind, bekehre dich." (Bairischer Entwurf.)
„Nicht Opfer und nicht Gaben" — W. G. Nr. 423.

Schlatter, Anna, geb. Bernet, verheirathet mit dem biedern, ehrwürdigen Kaufmann Heinrich Schlatter in St. Gallen, dem sie eine zahlreiche Kinderschaar gebar und in wahrer Gottesfurcht auferziehen half, — ein Muster einer christlich verständigen und treuen Hausmutter. Als sie im J. 1826 starb, hat ihr Gatte ihr das schöne Zeugniß gegeben: „Sie leistete viel, ungewöhnlich viel auf Erden, aber das Alles gieng im Innern, im Häuslichen still und geräuschlos vor sich, ihre große Kraft concentrirte sich auf ihre Umgebung; ihr Leben war das stille Schaffen einer guten Mutter. Mütter thun mehr als mancher Held, König, Fürst, Gelehrter; ihr Thun ist kein lautes Brausen." Ein ausgedehnter Briefwechsel mit den hervorragendsten Zeugen verschiedener Religionen und Confessionen, z. B. mit Lavater, Stilling, Sailer, Hillmar, Martin Boos ꝛc., verschaffte ihr aber auch einen Einfluß weit über den Familienheerd und die vaterländischen Gränzen hinaus, ohne daß sie je der Presse sich bedient hätte. Sie war eine der Geehrtesten unter den Stillen im Lande. Nach ihrem Tode veröffentlichte ihr Schwiegersohn, der Seminardirektor Franz Ludwig Zahn in Meurs am Rhein, ihren Nachlaß unter dem Titel: „Anna Schlatters schriftlicher Nachlaß für ihre Angehörigen und Freunde. Zwei Bändchen. Meurs 1835. 1836." Das zweite enthält in prosaischen Aufsätzen ihre Mutterworte an Kinderherzen — schöne Zeugnisse ihrer weisen mütterlichen Sorgfalt; das erste hingegen mit dem besondern Titel: „Gedichte von Anna Schlatter-Bernet aus St. Gallen. Meurs 1835." enthält manche werthvolle geistliche Lieder, geflossen aus einem in Wohl und Wehe vielgeprüften Herzen, jedoch meist nur durch Familienverhältnisse veranlaßt oder als Ausdruck der besonder-

ſten inneren Erfahrungen gedichtet. Wir nennen unter denen von allgemeinerer Bedeutung:

„Erwach am neuen Morgen."
„In deinem Namen, Jeſus Chriſt."
„Herr, deines Namens Süßigkeit."

Schneider, Johann Jakob, geb. 8. Febr. 1797 in Baſel, wo ſein Vater, der bekannte Buchdrucker und Buchhändler Felix Schneider, deſſen chriſtliche Firma jetzt noch eine der geachtetſten iſt, lebte. Er ſtudierte auf der Univerſität ſeiner Vaterſtadt, wurde 1815 Candidat der Theologie und fand dann alsbald ſeinen Wirkungskreis als Vikarius in Altenheim bei Kehl, worauf er Stadtvikar in Baſel wurde. Später trat er in die badiſche unirte Kirche über und wurde 1819 Pfarrverweſer in Grenzach bei Lörrach, 1820 Pfarrer in Weiler bei Königsfeld auf dem badiſchen Schwarzwald, 1824 in Obereggenen bei Müllheim, 1832 in Tullingen bei Lörrach und 1840 in Feldberg bei Müllheim.

Seine erſten Dichtungen veröffentlichte er in der 1823 zu Stuttgart erſchienenen Wochenſchrift: „Der chriſtliche Menſcheufreund" und in den verſchiedenen Jahrgängen des von ſeiner Schweſter zu Baſel herausgegebenen „chriſtlichen Taſchenkalenders". Dann gab er ſelbſt heraus: „Paſſiflora. Blätter für Leidende und für Freunde der Leidenden. Vier Hefte. Baſel 1838—1841." Hier finden ſich neben erbaulichen Aufſätzen mehrere eigene Lieder und Gedichte; 24 hat er in ſeine oben ſchon (S. 301) erwähnte, für häusliche Erbauung beſtimmte Anthologie: „Die chriſtlichen Sänger des neunzehnten Jahrhunderts. Baſel 1847." aufgenommen. Hierauf ließ er „Zeitgedichte. Baſel 1847." — „Zeitgedichte für Baden. Baſel 1849." und neuerdings Lieder und Geſänge unter dem Titel: „Die Zukunft des Herrn! Baſel 1852." erſcheinen. Während in ſeinen frühern Dichtungen nicht ſelten der Lavater'ſche Ton etwas durchklingt, ſingt er in der zuletzt genannten Sammlung ein neu Lied in höherem Ton. Seine Seele iſt ſichtlich gehoben von der Erwartung der nahen Zukunft des Herrn. In der Vorrede vom September 1851 zu dieſen 163 Liedern und Geſängen, die er vor und während und nach der badiſchen Revolution in unbewegbarer Gewißheit vom baldigen Kommen des Herrn gedichtet und auf die er nach Form und Inhalt ſichtlichen Fleiß verwendet hat, ſagt er: „Die ernſten, maſſenweiſe ſich drängenden Zeichen der Zeit rechtfertigen die Herausgabe dieſer Lieder ꝛc. genugſam und machen ſie dem Verfaſſer zur unabweisbaren Pflicht. Es ſchmerzt ihn, daß dieſes Thema — die Zukunft des Herrn — in Schrift und

Wort, in Gesängen und Predigten — umgangen wird. Es schmerzt ihn, daß auch die neuerwachte christliche Thätigkeit auf dem Gebiete der innern und äußern Mission dieses große Thema nicht zur Centralsonne hat. Es schmerzt ihn, daß immer noch so Wenige sind der muthigen Zeugen, die sich treiben lassen vom h. Geiste, in Geist und Kraft eines Elias dem Herrn den Weg zu bereiten und kräftig zu rufen in die schlafende Christenheit: „begürtet eure Lenden, haltet brennend eure Lampen und eure Kleider bereit, denn die Zukunft des Herrn ist nahe!" Wir heben daraus namentlich folgende sehr schöne Lieder hervor:

„Ich sorge nicht, dieweil ich Christum kenne."
„Jesu, stärke deine Kinder."
„Wort aus unsres Königs Munde."

Von seinen frühern Liedern sind namentlich aus den Vaterunserliedern in den Morgenklängen des dritten Hefts der Passiflora vom J. 1840 und sonst zu nennen:

„Mein erst Gebet an diesem Morgen" (erste Bitte).
„Vater, Vater, laß dich finden" (fünfte Bitte).
„Wenn die Sonne steiget."

(Quellen: Handschriftliche Nachrichten.)

Steiger, Carl, Kirchenrath und Pfarrer zu Brunnadern in der Schweiz. Er machte sich zuerst bekannt durch die seiner Gemeinde und seinem Freunde Johann Jakob Bernet, V. D. M. in St. Gallen, dem Herausgeber der Predigten für das Christenthum an Agrippiner unter den Christen (1834), gewidmeten „kleinen Wochenpredigten über des Christen Stimmung und der Welt Ton. St. Gallen 1836." Im J. 1841 gab er als Dichter ein christliches Taschenbuch unter dem Namen: „Agape" und neu aufgelegt die „geistliche Seelenkur von Joh. Jak. Meier. 1717." unter dem Titel: „Krankenbuch für Tröstende und Leidende" heraus, wo sich ein Anhang verschiedener Lieder findet. Im J. 1846 erschien von ihm eine Auswahl vieler vortrefflicher Lieder aus alter und neuer Zeit unter dem Titel: „Gebetbuch in Liedern. St. Gallen." und eine Sammlung eigener Dichtungen unter dem Titel: „Dem Herrn ein neues Lied. Religiöse Gedichte. St. Gallen." Die letzten Früchte seiner geistlichen Dichtergabe, achtzehn an der Zahl, fast lauter Gedichte, theilte er in Knapps Christoterpe 1849 und 1850 mit. Darnach starb er zu Brunnadern im J. 1850. Von seinen Liedern nennen wir:

„Die Nacht ist hin, wach auf, o Christ."
„Hosianna in der Höh."
„Was braucht ein Kind zu sorgen."

Theremin, Dr., Ludwig Friedrich Franz, geb. 19. Merz 1783 zu Granzow in der Ukermark, wo sein Vater Prediger der französischen reformirten Coloniegemeinde war. Nachdem er seine erste Bildung im elterlichen Hause durch den Vater und sodann die Vorbildung auf die Universität auf dem französischen Gymnasium in Berlin erhalten hatte, studierte er zuerst in Halle und dann in Genf, wo er 1805 zum Predigtamt ordinirt wurde. Im J. 1810 wurde er an die Stelle des zum Erzieher des Kronprinzen von Preußen berufenen Ancillon zum Prediger an der französischen Kirche auf dem Werder in Berlin gewählt. Hierauf berief ihn 1815 der König als Prediger an die Hof- und Domkirche, wo er sich namentlich durch die Herausgabe seiner „Predigten vom Kreuz Christi" einen großen Ruf erwarb. Der Grundton seiner Predigten ist der apologetisch-moralische, und Ziel und Zweck derselben ist weniger die Bekehrung und Erweckung, wie bei den Pietisten, sondern mehr das allgemein Sittliche, obgleich in genauster Verbindung mit dem christlichen Glauben. Palmer sagt von ihm als Prediger: „Er ist als Kanzelredner die personificirte Correktheit, begabt mit der Kunst, Alles in richtigem, classischem Ebenmaaße, fein säuberlich gewaschen und gescheuert, den Blicken zu bieten." Im J. 1824 wurde er Oberconsistorialrath und Mitglied in der Unterrichtsabtheilung des geistlichen Ministeriums. In dieser Eigenschaft war er mit Schleiermacher die Seele der Gesangbuchscommission, welche das im J. 1829 erschienene neue Berliner Gesangbuch zu bearbeiten hatte (s. u.) und den ersten Anstoß zur praktischen Durchführung der Gesangbuchsreform gab, wenn gleich die Lieder darinn — nach Knapps Ausdruck — „wie Taxusbäume zurechtgeschnitten" sind. Im J. 1840 wurde Theremin Professor der Theologie an der Universität zu Berlin und starb als solcher nach einer bloß achttägigen Krankheit am 26. Sept. 1846.

Die aus ächt christlichem Gefühl und reicher Phantasie geflossenen Dichtungen dieses der Form sehr mächtigen und im Geiste tieffühlenden Mannes finden sich in seinen „Abendstunden. 3 Bde. Berlin 1833. 1836. 1837. Zweite vermehrte Auflage in Einem Band. 1841." Sie entstanden zuerst durch den Verlust seiner innig geliebten Gattin, wodurch er aus den Tiefen des Schmerzes in die Tiefen des Herzens Gottes geführt wurde — ähnlich wie Ernst Albert Zeller (S. 397). Es sind Dichtungen vom schönsten Wohllaut und meisterhafter Form. Namentlich die unter dem Titel: „Der Kirchhof" gruppirten im ersten Bande gehören

zu den herrlichſten Erzeugniſſen der neuern Poeſie. Anonym waren von ihm im J. 1833 religiöſe Gedichte unter dem Titel: „Freundesgräber" erſchienen als Fortſetzung der von ſeinem Freund, dem däniſchen und ſpäter preußiſchen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen v. Bernſtorff (geb. 1769, † 1835), im J. 1828 herausgegebenen „Stimmen aus Gräbern". Einzelne ſeiner Dichtungen erſchienen auch in der Theodulia (1828) und in Knapps Chriſtoterpe. Zu allererſt trat er als metriſcher Ueberſetzer auf in dem Werk: „Ebräiſche Gedichte. Aus dem Engliſchen des Lord Byron. Mit beigedrucktem engliſchem Text. Berlin 1820.", wozu C. Löwe im J. 1827 Compoſitionen geliefert hat. Anſchauungs- und Ausdrucksweiſe iſt bei Theremin zu modern und er hat auch zu ſehr bloß die modernen Liedformen, namentlich die des Sonetts, für ſeine Dichtungen gewählt, als daß er auch nur entfernt zu den Kirchenliederdichtern gerechnet werden könnte. Doch hat A. Knapp mit Recht in ſeinen Liederſchatz das mit Weglaſſung der erſten drei Strophen als geiſtliches Lied ſich recht wohl eignende, beſonders auszuzeichnende Reiſelied aufgenommen:

„Alles ungeduld'ge Regen" (Original: „Weithin durch des Feldes Bäume.")

3. Die Dichter der katholiſchen Kirche.

Das neue Leben, das in der katholiſchen Kirche ſich regt, giebt ſich naturgemäß auch auf dem Gebiet des geiſtlichen Liedes kund. Während dieſe Kirche in der vorigen Periode, gleichfalls angeſteckt vom herrſchenden Zeitgeiſt der nüchternen Verſtandesmäßigkeit und rationellen Reflexion, nur wenige geiſtliche Sänger aufzuweiſen hatte und dieſe wenigen meiſt nur matte Liederklänge ohne dogmatiſchen Kern, in allgemeinen Religionswahrheiten verklingend oder bloß den proſaiſchen, trockenen Boden der Moral anſtreifend, vernehmen ließen, ſo daß man ſogar lieber zu Liedern aus der ungünſtigſten, dürrſten Liederperiode der evangeliſchen Kirche ſeine Zuflucht nahm und mit dieſen vorherrſchend die eigenen katholiſchen Geſangbücher ausfüllte: ſo fängt das nun an, anders zu werden. Es giebt ſich jetzt in mannigfaltigen Liedern wieder ein kräftigerer kirchlicher Geiſt kund, welcher das katholiſche Prinzip reiner und klarer ausſpricht. Freilich Lieder, die aus dem kräftigen Bibelgrund erwachſen wären und die tiefern Heilswahrheiten des Evangeliums beſängen, ſucht man hier immer noch vergeblich. Es iſt eben hauptſächlich der Mariencultus, der nun

mehr und mehr wieder in die katholiſche Poeſie übergeht; es entſtehen eine Menge Marienlieder, wie dieſe poetiſche Verherrlichung der h. Jungfrau gerade auch in der Blüthezeit der katholiſchen Kirche im Mittelalter am meiſten hervortrat. So beſingt z. B. Jean Baptiſt Berger, Pfarrer zu Boppard am Rhein, in einer ganzen Abtheilung ſeiner zu Coblenz 1846 erſchienen „Gedichte" in einer langen Reihe von Stanzen, Hymnen und Liedern die Herrlichkeiten Maria's. Unter ſeinen Marienliedern verdient beſondere Erwähnung: „Gegrüßt ſeyſt du, Maria, gegrüßt mit Herz und Mund" — „Maria, Königin, erhab'ne Herrſcherin." So hat ferner Dr. Johann Baptiſt Rouſſeau* eine ganze Sammlung von Ueberſetzungen lateiniſcher, italieniſcher, ſpaniſcher und portugieſiſcher Marienlieder, ſo wie aller möglichen ältern und neuern deutſchen Lieder, Legenden, und Sonetten über Maria von Katholiken und Proteſtanten — im Ganzen 205 Nummern — herausgegeben unter dem Titel: „Marienbüchlein. Geſänge aller Zeiten und Völker zu Ehren der allerheiligſten Jungfrau. Frankf. 1836." und dem hinzugefügt: „Madonna in Liedern, Legenden und Sagen. Berlin 1843."

Auf der andern Seite iſt es aber auch unverkennbar, wie noch viele katholiſche Dichter der Neuzeit bloß auf dem namentlich von Friedrich v. Schlegel** gelegten Boden der Romantik ſtehen, welche im zweiten Jahrzehnd dieſes Jahrhunderts als Reaktion gegen die nüchterne Verſtandesmäßigkeit unter der Herrſchaft des Rationalismus hervorgetreten war, oder mehr nur ein äſthetiſches Katholiſiren bekunden und mit ihrem Gefühl zu ſehr nur für alles Schöne der natürlichen Offenbarung glühen, wobei ſie öfters an jene falſche Sentimentalität hinüberſtreifen, die in der modernen, naturvergötternden Poeſie die Hauptrolle ſpielt. Es iſt bei den meiſten die Sprache noch viel zu modern und blühend oder ſchwülſtig, die Auffaſſung noch zu ſehr nach Art der weltlichen Lyrik, der Inhalt noch viel zu ſubjektiv-gefühlvoll, ſtatt in kirchlichem Charakter von eigent-

* Geb. 31. Dez. 1802 zu Bonn, wohin ſein Großvater, ein Franzoſe, als Hofmaler berufen worden war. Nachdem er in Bonn Philoſophie und Geſchichte ſtudiert hatte, widmete er ſich 1830 dem Erzieherberuf und übernahm dann die Herausgabe der Frankfurter Oberpoſtamtszeitung und ſeit 1833 die der Münchener politiſchen Zeitung. Er hat ſich als begabter lyriſcher Dichter durch Herausgabe ſeiner „Gedichte. Krefeld 1823." zuerſt bekannt gemacht.

** Er führte nach ſeinem Uebertritt zum Katholicismus im J. 1808 viele angehende katholiſche Dichter und Dichterlinge mit einer Vorrede in die Welt ein († 11. Jan. 1829).

lichen Dogmen getragen und in ächt volksthümlicher oder kirchlich-gemessener, würdiger Weise vorgetragen zu seyn. Auch bestehen die poetischen Erzeugnisse der Meisten vorherrschend in Gedichten, Romanzen ꝛc. und bei weitem weniger in eigentlichen Liedern, am wenigsten in solchen, die sich zum kirchlichen Gebrauch eignen, oder beschränken sie sich auf Uebersetzungen und Bearbeitungen älterer Lieder fremder Zungen. Selbstständiges Schaffen auf deutschem Bibelgrund ist immerhin noch eine Seltenheit.

Schildern wir nun einzelne der neuern katholischen Liederdichter in kurzen Lebensumrissen:

Silbert, Johann Peter, geb. 29. Merz 1772 zu Colmar im Elsaß, Professor der französischen Sprache und Literatur am polytechnischen Institute in Wien, wo er im J. 1844 gestorben ist, gab heraus: „Mannathau in der Wüste des Lebens, religiöse Gedichte. Pforzheim 1842." Er hat seit 1819 nachhaltig auf die poetische Ausbildung des Katholicismus in der Neuzeit gewirkt, namentlich auch durch seine vielen poetischen Uebersetzungen lateinischer Hymnen und sonstiger geistlicher Lieder in fremde Sprachen (s. unten: „Gesangbuchsreform").

Passy, Paul Anton, geb. 31. Merz 1788 in Wien, wo sein Vater Kaufmann war. Seit 1821 war er Priester an der Versammlung des h. Erlösers daselbst und gab als Redemtorist heraus eine „vollständige Sammlung der geistlichen Lieder des H. A. v. Liguori, übersetzt und mit Noten. Wien 1829." 2. Ausg. 1842. Unter heißer Leidenshitze bei steter Kränklichkeit reiften seine geistlichen Dichtungen, deren folgende erschienen: „Glaube, Hoffnung, Liebe. Eingeleitet von Fr. v. Schlegel. Wien 1821." 3. Aufl. 1842. — „Orgeltöne. Sammlung neuer geistlicher Lieder. (componirt von mehreren Tonmeistern.) Wien 1830." 2. Aufl. 1843. — „Der Orgel Wiederhall, geistliche Gedichte. Bonn 1832." 2. Aufl. 1846. (Eine Fortsetzung der „Orgeltöne".) Nach einer schmerzlichen Operation des Unterkiefers starb er am 11. Merz 1847. Sein Nekrolog findet sich im Nekrolog der Deutschen. 1847. S. 198 ff.

Smets, Ph. Carl Jos. Ant. Joh. Wilhelm, Doktor der Philosophie, ein Sohn der berühmten Sophie Schröder, die sein Vater, der zuerst Criminalrichter in Bonn gewesen, dann unter dem angenommenen Namen Stollmers zum Theater übergetreten und Vorsteher der deutschen Bühne in Reval geworden war, im J. 1795 in ihrem vierzehnten Jahr

geheirathet hatte. Er wurde geboren zu Reval im Esthlande 15. Sept. 1796. In seinem sechsten Jahr kam er nach Aachen, wo sein Vater, der schon 1802 von seiner Gattin geschieden worden war und die Bühne verlassen hatte, als praktischer Rechtsgelehrter sich niederließ. Nach des Vaters Tod im J. 1812 verließ er die Laufbahn eines Malers, zu der er bestimmt war, und studierte zu Bonn, trat aber dann, nachdem er 1814 Hauslehrer in der Nähe Cölns geworden war, von Vaterlandsliebe getrieben 1815 in die freiwillige Jägerschaar des Niederrheins, wo er bald in Gneisenau's Hauptquartier Anstellung fand und zum Lieutenant vorrückte. Als er nach geendigtem Feldzug einen adelichen Zögling nach Wien zu begleiten hatte, erkannte er in der gefeierten Hofschauspielerin seine Mutter, von der er nicht einmal gewußt hatte, ob sie noch lebe. Durch sie ließ er sich bewegen, eine Zeit lang auf mehreren Bühnen Wiens als Schauspieler aufzutreten. Dessen ward er aber bald überdrüssig und wurde nun in Coblenz Lehrer der deutschen und französischen Sprache und Literatur an der Kriegsschule und später am Gymnasium. Von innerer Ueberzeugung getrieben, wandte er sich dann dem geistlichen Stande zu und studierte von 1819 an unter Georg Hermes Theologie in Münster, trat 1822 zu Cöln ins Priesterseminar und erhielt bald darauf die Aemter eines ersten Religionslehrers und Pensionatinspektors am Gymnasium zu Cöln und nachher auch eines Domkaplans. Im J. 1828 aber übernahm er, um sich von körperlichen Leiden zu erholen, die Pfarrei Jersel bei Bonn, wurde dann Oberpfarrer in Münstereifel und nach drei Jahren schon Pfarrer zu Nideggen. Gesundheitsrücksichten nöthigten ihn jedoch, vom J. 1837 an sich in den Privatstand nach Cöln zurückzuziehen. Nachdem er im J. 1841 eine Reise zum Pabst nach Rom gemacht hatte, wurde er 1842 Canonicus des Collegiatstiftes zu Aachen, wo er dann auch am 14. Okt. 1848 starb.

In der von ihm herausgegebenen „katholischen Monatsschrift zur Belehrung, Erbauung und Unterhaltung. Cöln 1826. 1827." hat er geistliche Lieder, theilweise von ältern Dichtern, mitgetheilt. In neuerer Zeit hat er die Hymnologie bereichert, indem er noch kurz vor seinem Tod herausgab: „Fromme Lieder von Fr. Spee, der heutigen Sprachweise angeeignet, mit einer biographischen und literar-geschichtlichen Einleitung. Bonn 1849." Seine Meisterschaft hat er besonders im christlichen Epos bewährt, doch hat er auch mehrere geistliche Lieder gedichtet, an welchen „der ungeheuchelte Ausdruck und der edle Geist religiöser Duldung"

gerühmt wird. Sie finden sich in seinen „Gedichten. Aachen 1824." und „neuen Dichtungen. Bonn 1831." Eine Gesammtausgabe seiner Dichtungen erschien bei Cotta zu Stuttgart im J. 1840. Verbreitet hat sich sein geistliches Lied: „Ich glaub an dich, o Jesu Christ", und A. Knapp hat in seinen Liederschatz die Ueberarbeitung eines lateinischen Hymnus: „Herr Christ' aus Gott gezeuget" aufgenommen.

Hungari, A., Priester zu Rödelheim bei Frankfurt im Großherzogthum Hessen, der Herausgeber der Musterpredigten der katholischen Kanzelberedtsamkeit Deutschlands und der „Gottesblumen aus dem deutschen Dichtergarten. Eine Festgabe religiöser Lieder und Betrachtungen. Frankf. 1850. 2 Bde."* Er gab seine neueren geistlichen Lieder unter dem Titel heraus: „Christodora. Ein Festgeschenk für katholische Christen. Frankf. 1840." Zu nennen sind von denselben: „Bei deinem Kreuz, o Heiland" — „Ich liebe dich! nur dich allein" — „Herr! Abend will es werden" — „In allen Lebenszeiten". So erfreulich des Dichters Wort in der Vorrede ist: „der Inhalt soll die Gedanken zu dem am Kreuz hinlenken, der unser einiges und rechtes Heil ist" und so sehr die Liederklänge aus einem sinnigen, demüthigen, in Gott versunkenen Gemüth hervorklingen: so ist doch die Sprache allzumodern und duftig.

v. Diepenbrock, Melchior, Dr., geb. 6. Jan. 1798 zu Bocholt im Münsterlande, wo seine Familie zu den ältesten und mächtigsten Geschlechtern im Bergischen und Clevischen Gebiete gehört. Viele seiner Vorfahren standen im Kriegs-, Staats- und Kirchendienst in hohen Ehren. Sein Vater war fürstlich Salm-Salm'scher Hofkammerdirektor und errichtete im J. 1814 nach dem Abzug der Franzosen ein Landwehrbataillon, in das der sechzehnjährige Jüngling, der sich gerade in der Militärschule zu Bonn befand, als Offizier aufgenommen wurde. So machte er den Feldzug nach Frankreich mit. Er soll während des Waffendienstes ein ausgezeichneter Reiteroffizier gewesen seyn. Nach dem Friedensschluß begab er sich nach Landshut, wo Joh. Michael Sailer (S. 136), ein Freund seines Vaters, Professor der Theologie war, um die Cameralwissenschaft zu studieren, wandte sich aber dann unter dem Geisteseinfluß Sailers dem geistlichen Stande zu und fieng an, Theologie zu studieren. Nachdem nun Sailer im J. 1821 in das Domkapitel zu Regensburg eingetreten

* Darinn sind nun aber freilich unter Anderem die beiden letzten Verse des allbekannten Gerhard'schen Liedes: „O Haupt voll Blut" als ein besonderes Lied mit dem Beisatz: „Ungenannter Verfasser" aufgeführt.

war, folgte er ihm auch dorthin und ward von ihm am Johannisfeiertag, 27. Dez. 1823 zum Priester geweiht. Da stand er denn nun eilf Jahre hindurch in ununterbrochenem täglichem Verkehr mit ihm, die letzten acht Jahre als sein nächster Haus- und Tischgenosse, denn als Sailer Coadjutor und bald Weihbischof von Regensburg geworden war, nahm er ihn als bischöflichen Sekretär in sein Haus, welches Amt er dann auch noch nach seiner Ernennung zum Domkapitular beibehielt und wobei er dem ehrwürdigen Greis, zumal nachdem er 1829 Bischof geworden war, in der Verwaltung der Diöceſe die wichtigſten Dienſte leiſtete. Nicht ganz drei Jahre nach Sailers Tod wurde er am 31. Jan. 1835 Domdekan in Regensburg, was er aber auf alle mögliche Weiſe abzuwenden geſucht hatte, um nicht ältern Domkapitularen vorgezogen zu werden. Sailers Nachfolger, der Biſchof Franz Xaver Schwäbl, ernannte ihn hierauf zum Generalvikar, welchem beſchwerlichen Amte er, von Allen hochgeachtet, mit Kraft und Würde vorſtand. Er hatte von Sailer die Weihe des Geiſtes empfangen. Als er dann 1845 zum Fürſtbiſchof von Breslau erwählt worden war, weigerte er ſich der Annahme dieſer Würde, ſelbſt als die Abgeordneten des dortigen Domkapitels in grimmiger Kälte den hundert Stunden weiten Weg zu ihm gemacht hatten. Erſt dem entſchieden ausgeſprochenen Willen des Pabſts Gregor XIV. unterwarf er ſich und trat dann, nachdem er 8. Juni 1845 durch den Cardinalerzbiſchof v. Schwarzenberg zu Salzburg die biſchöfliche Weihe erhalten hatte, die Reiſe nach Breslau an mit den Worten Pauli im Munde: „Siehe, ich, im Geiſt gebunden, fahre hin gen Jeruſalem, weiß nicht, was mir daſelbſt begegnen wird.“ (Apoſtelgeſch. 20, 22.) Am 16. Juli 1845 wurde er dort feierlich empfangen. Bedeutungsvoll und mit aller Energie ſeines Glaubens wirkte er in dieſem hohen Berufe unter ſchwierigen Umſtänden. Der Pabſt Pius IX. ernannte ihn 30. Sept. 1850 zum Cardinal. Da ſang er dann an dem Tage, da er vor 28 Jahren von Sailer zum Prieſter geweiht worden war, demſelben in demüthigem Danke nach:

Mir wards für dich, wie ſehr ichs auch gemieden!
Dem Jünger wollt' des Meiſters Lohn man zollen,
Trug auf ihn über Meiſters „Haben — Sollen“:
Was du verdient, ward mir umſonſt beſchieden.
Des Hermelins, des Purpurs Ehrenzeichen
Trägt für den Hohenprieſter der Levite,
Trägt ſie dir nach als deines Saumes Schleppe.

Schon im J. 1851 brachten ihn mehrere Krankheitsanfälle an den Rand des Grabes. Er erholte ſich jedoch wieder. Nun aber iſt er dennoch, nach-

dem ihn ein schweres Leiden längere Zeit ans Krankenlager gefesselt, er aber gleichwohl noch die Jesuitenmissionen nach Schlesien gerufen und so den Kampf mit der evangelischen Kirche, als deren Vertreter ihm der Generalsuperintendent von Schlesien, Dr. Hahn, entgegentrat, entzündet hatte, auf dem Schlosse Johannisberg in Oestreichisch Schlesien am 19. Jan. 1853 heimgegangen. Alle Gemeinden seiner Diöcese hatten seit Monaten täglich für seine Erhaltung gebeten.

Sein Hauptverdienst als Dichter ist die gelungene, fein und geschmackvoll ausgeführte Uebersetzung und Ueberarbeitung der schönsten religiösen Dichtungen fremder Zungen. Die Niederlage davon ist sein „geistlicher Blumenstrauß aus christlichen Dichtergärten. Sulzb. 1829.", wovon er erst noch im J. 1852 eine um 41 Nummern vermehrte zweite Auflage besorgte. Es sind hier in deutscher Bearbeitung meist Romanzen und Sonette mitgetheilt nach spanischen, italienischen, portugiesischen Dichtern, z. B. Jacopone, Manzori, Alvaro de Hinojosa, Johannes vom Kreuz, Paravicino, Salas, Lope de Vega, Luis de Leon, Felipe Mey, Luis de Gongora, Calderon, Torres de Naharro, Jose de Valdevivielso, Miguel Sanchez, des Fürsten Esquilache, Vicekönigs von Peru ꝛc. Unter allen diesen sind höchstens nur zwei für öffentliche Andachten oder kirchliche Zwecke brauchbar: „Heiliges unschuld'ges Lamm" — nach Sanchez und „In jener letzten der Nächte" — nach dem italienischen Passionslied, wie es die Pifferari in Rom während der Fastenzeit rührend singen. Sonst sind in genannter Hinsicht bloß die drei einzigen Uebersetzungen lateinischer Hymnen und Sequenzen brauchbar: „Des Königs Fahnen zieh'n einher" (**vexilla regis prodeunt**) — „Komm, o heil'ger Geist, und wehe" (**veni sancte spiritus**) — „An der Krippe stand die hohe Mutter, die so selig frohe" — nach einer bis jetzt noch unbekannt gewesenen, in dem von A. F. Ozanam 1852 in Paris erschienenen Buch: „**les poëtes franciscains en Italie au trezième Siècle**" zuerst mitgetheilten lateinischen Sequenz des Jacopone: „**Stabat mater speciosa juxta foenum gaudiosa**" — ein freudiges Gegenstück zu dem schmerzlichen „**Stabat mater dolorosa**". Sonst hat Diepenbrock noch die kleinen Schriften des frommen vlämischen Dichters Hendrik Conscience übersetzt und „das Leben und die Schriften Heinrich Suso's, genannt Amandus. Regensb. 1829." herausgegeben.

v. Droste-Dülshoff, Annette Elisabeth, Freiin, wurde am 12. Jan. 1798 auf dem väterlichen Stammschloß Hülshoff bei Münster

in Weſtphalen geboren. Sie war von ihrer Geburt an, die eine zu frühzeitige geweſen, ein ſchwächliches Kind und die Aerzte vermutheten lange Zeit bei ihr eine völlige Nervenſchwindſucht. Doch beſſerte ſich ihre Geſundheit in ſpätern Jahren bedeutend, obwohl ſie ſtets ſchwankend blieb. Ihr Geiſt glich einer frühreifen Frucht; ſchon in ihrem achten Jahre machte ſie ein Gedicht und beſang zur Beluſtigung ihrer Geſchwiſter den Gegenſtand ihrer kindiſchen Spiele, ein verkrüppeltes Hähnchen, das ſie beſonders liebte und beſchützte. Kaum vierzehnjährig ſchrieb ſie ein größeres Gedicht in drei Geſängen als Feſtgabe zum Geburtstag ihrer Mutter. Ihre Erziehung wurde ſorgfältig und ſtreng geleitet. Sie erhielt auch in der lateiniſchen Sprache Unterricht, die Erzeugniſſe der berühmteſten Dichter durfte ſie nur in ausgewählten Bruchſtücken leſen; bis zum ſiebenundzwanzigſten Jahr hat ſie nie eine größere oder öffentliche Geſellſchaft beſucht. So verlebte ſie ihre ganze Jugendzeit in der Zurückgezogenheit des ſtillſten Landlebens, meiſt nur im Verkehr mit Friedrich Leopold Stolbergs Familie. Im J. 1825 kam ſie zum erſtenmal in ſtädtiſche Kreiſe, nämlich nach Cöln zu ihrem Oheim mütterlicher Seits, Graf Werner Harthauſen. Nach dem Tod des Vaters bezog ſie mit ihrer Mutter den Wittwenſitz derſelben, Rüſchhaus, ein Landgut bei Münſter, mitten in den Heideblumen, den grünen Hecken und Büſchen Weſtphalens liegend. Ihre letzteren Jahre verbrachte ſie 1841—1844 in der Schweiz bei ihrem Schwager, Freiherrn v. Laßberg auf Schloß Eppishauſen im Thurgau, und 1844 auf dem alten Schloß zu Meersburg am Bodenſee. Dann kamen aber Krankheitsſtürme über ſie. Sie wußte, obgleich ſie wieder geneſen war, mit Sicherheit voraus, daß ſie in Kurzem ſterben werde, was denn auch plötzlich geſchah im Frühjahr 1849.

Neben weltlichen „Gedichten. Münſter 1838. — Stuttg. und Tüb. 1844.", welche als genial geprieſen werden und ein außerordentlich inniges Verſtändniß der Natur bekunden, ſchrieb ſie, nachdem ſie von einer ſchweren Krankheit erſtanden war, über die ſonn- und feſttäglichen Evangelien der erſten Hälfte des Kirchenjahrs bis Oſtermontag poetiſche, an den Liedton oftmals nahe anſtreifende Betrachtungen; bis zum J. 1847 hatte ſie auch die zweite Hälfte in ähnlicher Weiſe bearbeitet, worauf dann nach ihrem Tod Dr. C. B. Schleiter und Dr. W. Junkmann alle 71 Betrachtungen herausgaben unter dem Titel: „Das geiſtliche Jahr. Nebſt einem Anhang religiöſer Gedichte. (Gedichte aus ihrer Jugendzeit.) Stuttg. 1851." Brauchbar zu allgemeiner Andacht und Erbauung ſind

hievon z. B.: „Wenn deine Hand den Sarg berührt" (auf den siebenzehnten Sonntag nach Pfingsten) — „Herr, eröffne mir die Schrift" (Ostermontag) — „Das ist mein Trost in allen Leiden" (Liebe) — „O Welt, wie soll ich dich ergründen" (Glaube) — „Laß das Leben wanken" (Hoffnung). Es ist übrigens in diesen Liedern und Gedichten Alles zu modern und subjektiv gefühlvoll.

(Quellen: Deutschlands Balladen- und Romanzendichter. Von Ignaz Hub. 2. Aufl. Carlsruhe 1849.)

Elshoff, Hermann Joseph, Priester zu Münster. Er wurde geboren 17. Dez. 1795 zu Gronau bei Münster und war früher katholischer Religionslehrer am Gymnasium zu Bonn. Von ihm erschienen: „Drei Bücher Hochgesänge, Lieder und Gedichte. Cöln 1823.", woraus besonders abgedruckt wurden: „Gesänge auf das Leiden des Erlösers. Bonn 1823." Neben einem metrischen Erbauungsbuch: „Die Feier der Menschenerlösung. 2. Ausg. 1840." schrieb er auch ein Oratorium: „Die Auferstehung Jesu", worinn sich drei Osterlieder befinden.

Bone, Heinrich, Pfarrer zu Bedburg in Rheinpreußen, ein begabter Dichter, Herausgeber des katholischen Gesangbuchs: „Cantate! Mainz 1847." (s. u.) Hier finden sich die besonders auszuzeichnenden Lieder: „In diesen dunklen Tagen" — „Herr, gieb Frieden dieser Seele" — „Auch jenseits wohnen Brüder."

Auch das katholische Würtemberg stellt seinen Repräsentanten unter den Dichtern der neu aufstrebenden katholischen Kirche:

Vogt, Eduard Franz Anselm, geb. 20. April 1814 zu Ehingen an der Donau, wo sein Vater Stadtschuldheiß war. Er besuchte das Untergymnasium in seiner Vaterstadt, das Obergymnasium im Convikt zu Rottweil und wurde, nachdem er im Wilhelmsstift zu Tübingen und im Priesterseminar zu Rottenburg seine theologische Ausbildung erhalten hatte, im J. 1837 zum Priester geweiht, war dann Hülfspriester in Biberach, darnach Repetent im Wilhelmsstift zu Tübingen und fand seine erste Anstellung im J. 1839 als Kaplan und Präzeptor in Scheer bei Saulgau in Oberschwaben. Von da wurde er im Mai 1844 als Stadtpfarrer und Garnisonsprediger nach Ludwigsburg berufen, wo er derzeit noch als beliebter Prediger und Seelsorger wirkt.

Schon unter seinen während der Studienzeit in Tübingen entstandenen und 1839 zu Stuttgart im Druck erschienenen „Gedichten" finden sich zwei schöne, brauchbare geistliche Lieder, ein Morgenlied: „Ich

danke für den Schlummer" und ein Sylveſterabendlied: „Hoch über meinem Haupte". Zuvor erſchien von ihm: „Meßgeſang. Für Sopran, Alt, Tenor und Baß in Choralſtyl geſetzt von Conrad Kocher. Stuttg. 1837."; hier werden acht deutſche Meßgeſänge geboten, unter welchen beſonders zu nennen iſt der für die Communion: „Herr! ich hung're." Als Redakteur der zwei erſten Jahrgänge des „kirchlichen Wochenblatts aus der Diöceſe Rottenburg", 1848 und 1849, war er bemüht, katholiſche alte Kernlieder der Jetztzeit mundgerecht zu machen, und theilte deßhalb unter Anderem auch eigene gelungene poetiſche Ueberſetzungen lateiniſcher Kirchenhymnen mit (1848. S. 149—152), wie er zuvor ſchon, von ihm im Rottenburger Prieſterſeminar bearbeitet, das Leben des „h. Franziskus von Aſſiſi mit ſeinen ins Deutſche übertragenen italieniſchen Liedern. Tüb. 1840." in Druck gegeben hatte. In dem Jahrgang 1848 des genannten Wochenblatts theilt er auch vier Advents- und vier Weihnachtslieder mit, von welchen folgende zwei beſonders hervorzuheben ſind: „Ein Kindlein iſt geboren" und „Laſſet nach Bethlehem." Vogt bekundet in ſeinen Liedern religiöſe Innigkeit und kirchlichen Takt, wie auch ſeine Sprache ruhig, klar und edel iſt, fern von jener Ueberſchwänglichkeit und dem modernen Schwulſt vieler Dichter unter ſeinen Glaubensverwandten. Ueber ſeine anerkennungswerthen Beſtrebungen für eine Geſangbuchsreform in der katholiſchen Kirche ſ. unten.*

---

* Weitere Dichter der katholiſchen Kirche konnten oben ſonſt nicht aufgeführt werden, ſofern ſie bloß religiöſe Dichtungen, Sonette, Elegien, Romanzen (Legenden), rein lyriſche Ergüſſe mit einiger geiſtlicher Färbung oder das eine und andere größere chriſtliche Epos geliefert haben, wie z. B.: Friedrich Ludwig Zacharias Werner, der 1811 zur katholiſchen Kirche übertrat und als Redemtoriſt zu Wien 18. Jan. 1823 geſtorben iſt; Dr. Johann Ladislav Pyrker von Felsö-Eör, der ungariſche Patriarcherzbiſchof von Erlau († 2. Dez. 1847), mit den andern öſtreichiſchen Dichtern: Niklas Vogl, Beda Weber, Sebaſtian Brender; Dr. jur. Max Baldamus, ein im J. 1825 zur katholiſchen Kirche übergetretener belletriſtiſcher Schriftſteller mit ſeinen „Klängen nach Oben, ein chriſtlicher Liederkranz. Wien 1829."; Wilhelm Unſchuld, Pfarrer und Schulinſpektor mit ſeinem Sonettenkranz über „die h. ſonn- und feſttäglichen Evangelien des Kirchenjahrs. Coblenz 1840."; Clemens Brentano, der Romantiker († 28. Juli 1842 in Aſchaffenburg); Fr. Albrecht Siegmund mit ſeinen „religiöſen Dichtungen. Breslau 1845."; Graf Franz v. Pocci mit ſeinen „Dichtungen. Schaffhauſen 1842." und ſeinem „Feſtkalender von geiſtlichen und weltlichen Bildern und Liedern"; Profeſſor Aloys Schreiber in Freiburg; Pfarrer W. Tangermann mit ſeinen „religiöſen Gedichten. Neuß bei Cöln 1847."; Domherr Genelli („Lyriſches. Neiſſe 1840."); Prieſter Heinrich Rußwurm mit ſeinen „Blüthen der Andacht, geiſtliche Poeſien. Nürnb. 1833."; der Benedik-

Ueberblicken wir nun das Kirchenlied auf diesen verschiedenen Entwicklungsstufen, durch welche wir es begleitet haben,* so treten uns die

---

tiner P. Thaddäus Loë mit seinen „religiösen Harmonien. Augsb. 1844.“; Fr. Supp, Pfarrer in Kappel, würtembergischen Oberamts Ravensburg, mit seinen „Stunden h. Weihe in christlichen Gedichten. Rottenb. 1844.“; Kaplan Albert Werfer in Unteressendorf, würtembergischen Oberamts Waldsee, ein Neffe Christoph Schmids, mit seinen „Gedichten. Tüb. 1851.“; Guido Görres mit seinen „geistlichen Liedern. Coblenz 1845.“, und der 1841 verstorbene bairische Minister Eduard v. Schenk, der Dichter des Belisar, mit seinen in seinem Taschenbuch „Charitas. Festgabe in Poesie und Prosa“ von 1834—1841 und in Diepenbrocks „geistlichem Blumenstrauß. 2. Aufl. 1852.“ mitgetheilten geistlichen Gedichten. Anerkennende freudige Erwähnung verdient auch des Nik. Niembsch von Strehlenau größeres Epos: „Savonarola. Gedicht von Nik. Lenau. Stuttg. 1837.“ 2. Aufl. 1844., sofern sich darinn herrliche christliche Anklänge finden und mit begeisterter Lobpreisung das in Christo enthüllte Geheimniß der Erlösung geschildert ist.

* Dr. Grüneisen hebt in seiner Schrift: „Ueber Gesangbuchsreform. 1838.“ folgende vier Entwicklungsstufen hervor: Die Reformationszeit — die Zeit der kräftigen, die Zeit vor, unter und nach dem dreißigjährigen Krieg — die Zeit der innigen, die Zeit des Spenerisch-Franke'schen Einflusses — die Zeit der beschaulichen, die Zeit in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts — die Zeit der verständigen Frömmigkeit.

Dr. J. P. Lange, Professor in Zürich, in seiner Schrift: „Die kirchliche Hymnologie oder die Lehre vom Kirchengesang. Theoretische Abtheilung im Grundriß. Zürich 1843.“ hat folgende Periodeneintheilung:

I. Der urevangelische Hymnus.
II. Das dogmatische Bekenntnißlied.
III. Das liturgische Kirchenlied.
  1. Die Zeit des Ambrosius.
  2. Die Zeit des Gregor M.
  3. Die Zeit der Entstehung des ausgebildeten Kirchenlieds.
IV. Das altprotestantische Kirchenlied (nämlich bei den Sekten vor der Reformation — Waldensern, böhmischen Brüdern ꝛc.).
V. Das evangelische Glaubenslied mit dem Charakter der vorwaltenden objektiven Kirchlichkeit. Von Luther bis Gerhard.
VI. Das evangelische Glaubenslied mit dem Charakter der vorherrschenden individuellen Subjektivität. Von Gerhard bis Gellert.
  1. Norddeutsche reformirte Liederdichter.
  2. Die Hallischen Pietisten.
  3. Die Würtemberger.
  4. Die Mystiker.
  5. Kirchliche Dichter.
  6. Herrnhuter.
VII. Die Lieder des allgemeinen christlichen Lebens. Von Gellert bis auf unsere Zeit.
  1. Das Stadium der subjektiven Reflexion des allgemeinen Christenlieds. Repräsentant — Gellert.
    a. Die Gellert'sche;
    b. Die Klopstock'sche;
    c. Die Herder'sche;
    d. Die fromme Richtung.

Namen von nahezu dritthalbhundert und, wenn wir Alle, die gesungen haben, rechnen, von mehr denn fünfhundert christlichen Sängern aus den verschiedensten Jahrhunderten und den verschiedensten Ständen und Bildungsstufen entgegen, welche zusammen in schöner, sich gegenseitig ergänzender Mannigfaltigkeit und doch geeiniget durch das Band der Liebe zum Herrn, welche da ist das Band der Vollkommenheit, Einen Chor zum Preise Gottes und dessen, den er zu unserem Heile gesandt hat, bilden,

---

2. Das allgemeine Christenlied im Stadium der mystischen Ahnung. Repräsentant — Novalis.

A. Jak. Rambach, Prediger bei St. Jakob in Hamburg, hat in seiner „Anthologie christlicher Gesänge. 1817—1822." folgende Perioden:

I. Vorlutherische Zeit — lateinische Hymnen und Sequenzen.
II. Von Luther bis auf Ringwaldt. 1524—1588. Periode des Knabenalters.
III. Von Ringwaldt bis P. Gerhard. 1588—1650. Periode des Jünglingsalters.
IV. Von Gerhard bis Joh. Caspar Schade. 1650—1692. Periode des männlichen Alters.
V. Von Caspar Schade bis Chr. F. Gellert. 1692—1754. Periode des Greisenalters.
VI. Von Gellert bis zur neuesten Zeit. 1754—1840. Periode der Wiedergeburt.

In Betreff der immerhin unpassend erscheinenden Charakterisirung der verschiedenen Perioden nach den Menschenaltern bemerkt er, sie sey bloß in Ansehung des Ausdrucks und der poetischen Darstellung, nicht in Ansehung des Geistes und Inhalts gemacht.

Dr. Weis (s. S. 448) hat in seinem „Versuch einer Theorie und geschichtlichen Uebersicht des Kirchenlieds. Breslau 1842." mit Weglassung der Charakterisirung nach den Menschenaltern dieselbe Periodeneintheilung beibehalten.

Der Recensent von Dr. Lange's kirchlicher Hymnologie in Rheinwalds allgemeinem Repertorium. Jahrg. 1844. Novemberheft. theilt so ein:

I. Periode: Von Luther bis Opitz. Zeitalter der Pflanzung mit vorherrschendem symbolisch kirchlichem Charakter, vom Reformationszeitalter bis zum dreißigjährigen Krieg.
II. Periode: Von Opitz bis Klopstock und Gellert. Zeitalter der Blüthe und Ueberwucherung:
   a. Das volksthümlich glaubige (Gerhard);
   b. Das mystisch beschauliche (A. Silesius);
   c. Das praktisch erbauliche (Hallische Schule);
   d. Uebergang in das mystische Spiel und die didaktische Prosa.
III. Periode: Von Klopstock und Gellert bis Moritz Arndt. Zeitalter der Aufklärung und Gesangbuchsrevolution.
   a. Die verständige Reflexion (Gellert);
   b. Das sentimentale Pathos (Klopstock);
   c. Uebergang in die beiden Extreme;
   d. Prophezeihung der neuen Zeit (Novalis).
IV. Periode: Die Anfänge der Wiedergeburt und Gesangbuchsreform. Von den deutschen Befreiungskriegen bis auf die jetzige Zeit.

einen Chor, der — wie A. Knapp in der Vorrede zur ersten Ausgabe seines Liederschatzes S. XXX sich treffend ausdrückt — „jenen Chor aus 288 Sängern in Salomo's Tempel weit übertrifft und im neutestamentlichen Geiste noch Größeres verkündigt, als jener alte Kreis in der Morgendämmerung des alten Bundes." Der durch diese Dichterschaar auf den Altar des Herrn niedergelegte Liederreichthum ist nicht bloß einer der schönsten Beweise für die Gotteskraft des Evangeliums, sondern auch zugleich das lieblichste Zeugniß für die religiöse Nationalität des deutschen Volkes und seine durch das Christenthum verklärte dichterische Naturanlage, ganz besonders aber für die dem deutschen Protestantismus inwohnende Kraft eines innigen, lebendigen Glaubens. Denn während man, abgesehen von den katholischen Ländern Deutschlands, in welchen nach dem hierarchischen Grundsatz, daß der Klerus die Kirche sey, der allgemeine Kirchengesang nie recht gedeihen kann, in den protestantischen Kirchen anderer Länder mit Uebersetzungen und Ueberarbeitungen einiger Psalmen sich begnügte, hat die deutsche protestantische Kirche in nahezu 80,000 geistlichen Liedern ihr geistiges Leben und glaubiges Gefühl in freiem Ergusse ausgesprochen, wobei vor Allem das siebenzehnte Jahrhundert als eine wahrhaft classische Zeit für das Kirchenlied zu betrachten ist.

Unsere Zeit nun hat neben dem, daß wieder Dichter von neubelebter Frömmigkeit und Glaubensinnigkeit in ihr aufgetreten sind, hauptsächlich die Gnade von Gott erhalten, daß man anfieng, den herrlichen Liederschatz, der im Schooß der protestantischen Kirche Deutschlands niedergelegt ist und so lange verborgen und mit Schutt zugedeckt war, endlich wieder zu erkennen und den Schaden zu heilen, welcher durch das unglückselige Verbesserungs- oder vielmehr Verwässerungs- und Verschlimmerungsgeschäft einer kaltverständigen, glaubensarmen Zeit dem Kirchenliede zugefügt worden ist. Nicht nur fieng man an, den selbst für die meisten Diener der Kirche und Pfleger des Gottesdienstes vergrabenen Schatz der alten Liederherrlichkeit wieder zu Tage zu schaffen und in reichhaltigen Sammlungen der Welt zu ihrem Staunen vor Augen zu legen, sondern man war auch bemüht, die ältern Lieder von ihrem entstellenden Flickwerk, das sie in sämmtlichen neuern Landesgesangbüchern erhalten hatten, zu befreien. Immer allgemeiner sprach sich das Bedürfniß der Rückkehr zum Alten aus, und man erkannte immer mehr das Recht, welches das Volk auf seine alten Liederkleinodien, als ein theures Eigenthum, an-

ſprach. Denn es iſt nur zu wahr, was Dr. Caſpar Löſcher in der Vorrede zum Wittenberger Geſangbuch ausgeſprochen hat: „Geſangbücher ſind ein Anhang von ſymboliſchen Büchern, welche der ganzen evangeliſchen Kirche Lehre und Bekenntniß darthun und alſo billig rein und unverfälſcht erhalten werden müſſen" oder nachmals auch Dr. Joh. Ad. Schlegel in der Vorrede zu ſeiner Sammlung geiſtlicher Geſänge ſagte: „Die gottesdienſtlichen Lieder ſind der Katechismus des gemeinen Manns." Die alten Kernlieder ſollten ihm daher möglichſt wieder in unverkümmerter und unentſtellter Geſtalt zurückgegeben werden. Für beſſere Würdigung der alten Liederſprache, an der man in der Aufklärungsperiode ſo vielen Anſtoß genommen, hatte bereits auch ſchon das neuerwachte tiefere und gründlichere Studium der deutſchen Sprache und der altdeutſchen Poeſie wohlthätig gewirkt, welches Männer wie die beiden Grimm, Gervinus, L. Uhland ꝛc. anregten.

Die im J. 1817 zu Berlin verſammelte Synode erhob die erſte Stimme gegen die in der Aufklärungsperiode den Gemeinden aufgedrungenen Landesgeſangbücher und gab die Loſung zur **Geſangbuchsreform**, indem ſie die Herausgabe eines neuen beſſern Landesgeſangbuchs beſchloß. Gleich im folgenden Jahr 1818 erſchienen zwei Sammlungen auserleſener älterer Lieder. Die eine beſorgte der frommgeſinnte Profeſſor der orientaliſchen Literatur in Erlangen, Joh. Arnold Kanne,* unter dem Titel: „Auserleſene chriſtliche Lieder von verſchiedenen Verfaſſern. Nebſt Luthers Liedern. 2 Thle." Die andere beſorgte Pfarrer H. F. Wilhelmi im Badiſchen unter dem Titel: „Liederkrone. Eine Auswahl der vorzüglichſten ältern und erwecklichen Lieder. Heidelberg." 2. Ausg. 1824. mit 185 Nummern. Bereits hatte auch A. J. Rambach,**

---

* Geb. im Mai 1773 zu Detmold. Er trat, nachdem er Theologie ſtudiert, in Militärdienſte, wurde dann 1809 Profeſſor in Nürnberg und hierauf 1818 Profeſſor in Erlangen, wo er 17. Dez. 1824 ſtarb.

** Geb. 28. Mai 1777 in Quedlinburg, ſeit 1802 Diakonus an St. Jakob und ſeit 1819 Hauptpaſtor an der Michaeliskirche und Scholarch zu Hamburg. 1834 wurde er Senior des geiſtlichen Miniſteriums zu Hamburg. Für den erſten Theil des obengenannten Werks fertigte er 115 poetiſche Ueberſetzungen und Bearbeitungen lateiniſcher Hymnen und Sequenzen. Von dieſen wurden fünf in das neue Hamburger Geſangbuch aufgenommen, das unter ſeiner Leitung im J. 1842 zu Stand kam: „Du Quell des Lichts, in dem das Licht wir ſehen" (Alcuins hymnus vespertinus: „Luminis fons") — „Geiſt, geſandt vom Himmelsthrone" (Prosa de sp. sancto: „Qui procedis ab utroque") — „Laßt uns, Chriſten, hocherfreuet" (Prosa de nativitate Domini: „Nato nobis salvatore") — „Dulde, Chriſt, des Lebens Leiden" (des Thomas v. Kempen Canticum

Prediger zu Hamburg, ein Enkel des Halleschen Dichters J. J. Rambach (Bd. II. S. 99), mit dem J. 1817 sein verdienstliches Werk: „Anthologie christlicher Gesänge aus allen Jahrhunderten der Kirche, nach der Zeitfolge geordnet und mit geschichtlichen Bemerkungen begleitet" eröffnet, wovon das Erscheinen des zweiten, dritten und vierten Bandes, welche die Lieder von Luther bis Gerhard, von Gerhard bis Casp. Schade und von Schade bis Gellert umfassen, in die Jahre 1817, 1819 und 1822 fiel. Hierauf erhob E. M. Arndt (s. S. 281) im J. 1819 seine Stimme für die Herrlichkeit des alten Kirchenlieds und für Abfassung eines allgemeinen Gesangbuchs mit den alten, guten, unveränderten Liedern in der vortrefflichen Schrift: „Von dem Worte und dem Kirchenliede. Nebst einigen geistlichen Liedern. Bonn 1819." Ihm folgte der bereits genannte Wilhelmi mit der anonym erscheinenden Abhandlung: „Von dem geistlichen Liede, besonders den ältern Kirchenliedern. Von dem Verfasser von Wahl und Führung. Heidelberg, bei Oßwald. 1824." Nun folgten weitere Bestrebungen, der Neuzeit den herrlichen Liederreichthum der älteren Zeit vor Augen zu legen, von Wilh. Müller zu Dessau, dem rühmlich bekannten Griechensänger, durch die „Bibliothek deutscher Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts. Leipzig 1822. Fortgesetzt von Carl Förster. 1828—1838. 14 Bändchen."; sodann ferner von dem durch seine geographischen Schriften wohl bekannten Professor Carl v. Raumer in Erlangen durch seine mit einer Vorrede vom Mai 1830 zu Basel im J. 1831 als Probegesangbuch herausgegebenen „Sammlung geistlicher Lieder", wovon mit einer größern Anzahl von Liedern (564) zu Stuttgart im J. 1846 eine zweite Ausgabe erschien. In der evangelischen Kirchenzeitung. Jahrg. 1829. S. 321 hatte er eine — nun in seinen „Kreuzzügen. Stuttg. 1840." wieder abgedruckte Abhandlung mit dem Titel: „Gesangbücher. Choralbücher." vorangehen lassen. Auch der Stadtpfarrer Chr. A. Dann zu Stuttgart veranstaltete in zwei Sammlungen eine „Auswahl meist älterer geistlicher Lieder zum Gebrauch bei Singübungen und zur Beförderung eines sanften einstimmigen Kirchengesangs. Stuttgart, bei Steinkopf. 1829. 1832.", zusammengedruckt unter dem Titel: „Kern des alten Würtembergischen Gesangbuchs", wodurch er wenigstens in Würtemberg, und besonders in dessen

---

de patientia servanda: „Adversa mundi tolera") — „Komm zu deiner Gläub'gen Schaar" (veni redemtor gentium). Er starb zu Hamburg im September 1851.

Hauptstadt, den Sinn für den alten Liederschatz und seine Kraft und Herrlichkeit wieder aufschloß und pflegte. Er erklärte dabei in der Vorrede, welch tiefer Beherzigung werth die Bitte in dem alten Betstundengebet sey: „Nimm nicht weg die theure Beilage der evangelischen Wahrheit, ob wir solches wohl mit unserem Undank und Kaltsinnigkeit verschuldet hätten, sondern erhalte uns dein Wort, daß auch unsere Nachkommen deinen Bund erben und die Wohnung deines Namens bei uns bleibe für und für!"

Es waren dieß jedoch bloß die Vorläufer der immer mehr als dringend nöthig erkannten Gesangbuchsreform. Eigentliche Epoche hierinn machte erst das im J. 1833 von dem bekannten Ritter v. Bunsen* besorgte Werk: „Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuchs zum Kirchen- und Hausgebrauch", mit 934 Liedern. Er arbeitete es im Verein mit gleichgesinnten Freunden, wie Schneider, Rothe, v. Tippelskirch und besonders Dr. Tholuk in Halle, aus, und stellte zugleich treffliche Canones oder Regeln für eine richtige Gesangbuchs- und Liederreform auf, welche für alle Zukunft die Grundlage bilden werden. Mit Recht wurde dieses Werk gleich bei seinem Erscheinen „ein Gesangbuch der unsichtbaren Kirche, die nicht hier oder dort ist, sondern Gott allein bewußt," genannt.

Die eigentliche Veranlassung zu diesem Werk war das im J. 1817 beschlossene, im J. 1829 erschienene und durch Dr. Schleiermacher, Theremin, Neander, Ritschl, Wilmsen, Brescius, Küster, Marot und Spilleke bearbeitete Berliner „Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauch für evangelische Gemeinden. Berlin, bei G. Reimer." Darüber entspann sich nämlich im J. 1830 ein Streit, bei welchem man sich einerseits gegen die Aufnahme und Geltendmachung zu vieler alter Lieder (wie sich z. B. sogar Claus Harms zu Kiel in der Schrift: „Beleuchtung des vielseitigen Tadels, mit welchem das neue Berliner Gesangbuch angegriffen worden ist. Berlin 1830." sonderbarerweise gegen die Aufnahme des trefflichen Gerhard'schen Liedes: „Nun ruhen alle Wälder" aus abgeschmackten Gründen erklärte), andererseits gegen die immer noch viel zu moderne Ueberarbeitung der ältern Lieder aussprach. Das Bunsen'sche Werk stellte nun in seinen ursprünglich in der evangelischen

* Geb. 25. August 1791 zu Korbach im Waldeckschen. Im J. 1839 kam er von Rom, wo er zuerst Niebuhrs Sekretär und dann an dessen Stelle preußischer Ministerresident war, in gleicher Eigenschaft in die Schweiz und von da im J. 1841 nach London. Am 18. Febr. 1853 erhielt er von der Göttinger Fakultät die theologische Doktorwürde.

Kirchenzeitung vom J. 1830 veröffentlichten Canones strenge, entschiedene Grundsätze über den Begriff des wahren Kirchenlieds auf und brachte sie für möglichste Bewahrung des alten Textes in Anwendung. Von denselben ist er jedoch wieder etwas zurückgegangen in seinem „allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuch. Hamb. 1846."

Angeregt durch dieses Bunsen'sche Werk folgte nun bis auf die neueste Zeit eine Reihe geistlicher Liedersammlungen, die jedoch von verschiedenen Standpunkten aus bearbeitet sind.

1) Vom ästhetisch-religiösen Standpunkt aus, mit dem Grundsatz, die Lieder nach den Bedürfnissen und dem Bildungsstand der jetzigen Zeit bearbeitet zu geben, erschienen, unter sich wieder verschieden durch die mehr oder weniger freien Aenderungsregeln in Betreff der Textbearbeitung der ältern Lieder und durch die mehr oder weniger entschiedene Rücksicht auf das kirchlich Geltende, folgende fünf Sammlungen:

Der sogenannte Berliner Liederschatz mit 2020 Liedern und Nachrichten über die Verfasser unter dem Titel: „Geistlicher Liederschatz, eine Sammlung der vorzüglichsten geistlichen Lieder für Kirche, Schule und Haus und alle Lebensverhältnisse. Berlin, bei Elsner. 1832. 2. Aufl. 1840.", an welchem hauptsächlich der hymnologische Hofstaatssekretär Emmanuel Christian Gottlieb Langbecker* zu Berlin in Verbindung mit Elsner gearbeitet hat.

„Gesangbuch für die evangelisch-reformirte Gemeinde zu Lübeck. Lübeck 1832." — ein Werk christlichen Glaubens und gebildeten reinen Geschmacks von Dr. Pauli, Aeltestem der Lübecker Gemeinde, mit 369 Liedern.

„Evangelisches Gesangbuch oder neu bearbeitete Sammlung alten und neuer Lieder zum kirchlichen Gebrauch von Rudolph Stier, Pfarrer in Frankenleben. Halle 1835." mit 915 Liedern.

---

* Langbecker ist geboren 31. August 1792 zu Berlin. In diesem Liederschatz befinden sich viele seiner aus der Tiefe eines christlichen Gemüths geflossenen geistlichen Lieder, welche er bereits in zwei Sammlungen unter dem Titel: „Gedichte. Berlin 1824 und 1829." veröffentlicht hatte, z. B.: „Ich lieg und schlafe ganz mit Frieden" — „Wenn ich, Herr, dein Wort nicht hätte" — „Wie wird mir seyn, wenn ich dich, Jesu, sehe." Außer seinen bereits Bd. I., 271 und II., 447 genannten und dem später noch zu nennenden „deutsch-evangelischen Kirchenlied" sind auch die von ihm herausgegebenen „Gesangblätter aus dem sechzehnten Jahrhundert mit einer kurzen Nachricht vom ersten Anfang des evangelischen Kirchenlieds ꝛc. Berlin 1838." zu erwähnen.

„Evangelischer Liederschatz für Kirche und Haus. Eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christlichen Jahrhunderten, gesammelt und nach den Bedürfnissen unserer Zeit bearbeitet von **M.** Albert Knapp, Diakonus an der Hospitalkirche zu Stuttgart (s. S. 345). Stuttgart und Tübingen. 1837. 2 Bde." mit 3590 Liedern. Hiezu gab er einen Nachtrag mit 250 weitern Nummern unter dem Titel: „Christenlieder. Stuttg. 1841."

„Deutsches Kirchenliederbuch, oder die Lehre vom Kirchengesang. Die praktische Abtheilung mit 909 Liedern von **Dr.** J. P. Lange, Professor der Theologie in Zürich. Ein Beitrag zur Förderung der wissenschaftlichen und kirchlichen Pflege des Kirchenlieds, so wie der häuslichen Erbauung. 1843." Die theoretische Abtheilung erschien dann im J. 1844 unter dem Titel: „Kirchliche Hymnologie."

Der Berliner Liederschatz und Stier beschränkten sich bei der Auswahl der Lieder mehr auf das kirchlich Geltende, am meisten ließ Lange das bloß Aesthetische und die Berücksichtigung modern-subjektiver Lieder vorwalten. Pauli suchte noch am meisten den alten Text zu bewahren und hielt sich ganz an Bunsens Canones. Die freiesten Aenderungsregeln erlaubte sich gegen den Liedertext namentlich **Dr.** Lange, der hierinn selbst die neuesten Dichter nicht verschont und ganz auf dem Standpunkt der modernen Subjektivität steht, wornach er grundlos ändert und nach dem Maaßstab des lyrischen Schwungs, der lyrischen Feier, Lieder aufnimmt.* Stier dagegen gebührt das Lob vorsichtigerer, Knapp das Lob poetischerer Behandlung des alten Textes. Letzterer beruft sich (Vorrede S. **XIII—XXI**) für die Anwendung schonender Veränderungen auf die Geschichte des deutschen Kirchenlieds, auf die Aenderung der alten Kirchengesänge durch Luther, auf die würdigen Bearbeiter des

* Lange hat sich hintennach selbst gerichtet und sein Urtheil gesprochen, wenn er in der später erscheinenden „theoretischen Abtheilung der Lehre vom Kirchengesang. Zürich 1843." S 81 sagt: „Die Lieder sollen nicht wesentlich verändert werden. Man soll sie nicht so verbessern, daß ihr dogmatischer, temporeller und individueller Charakter dadurch wesentlich ein anderer wird; die Verbesserung soll nur eine Entfaltung und Befreiung ihres innern Wesens, eine Förderung desselben zu seiner reinsten Erscheinung seyn. In dieser Beziehung hat eine unendliche Willkühr stattgefunden. Es giebt Gesangbücher, durch welche ein stehendes Wetterleuchten hineingetragener Deklamationen sich hinzieht; über andere breitet sich eine feine graue Wolke der Verwischung des Originellen aus; wieder andere erscheinen gar wie ein Schlachtfeld, welches mit Erschlagenen, Verstümmelten und Leichtverwundeten bedeckt ist." Bei Lange ist demnach die Theorie besser, als die Praxis.

Hannoverischen Gesangbuchs vom J. 1647, Gesenius und Denike, auf die Herausgeber des großen Leipziger Gesangbuchs vom J. 1698, die in vielen ältern Kernliedern die verkommenen Ausdrücke mit faßlicheren vertauscht haben. Er spricht seine Aenderungsgrundsätze dahin aus: „Man stelle das Bedürfniß der Kirche in den Vordergrund und verändere die Lieder, wo sie fleckigt sind, nach den billigen Forderungen des neuern Geschmacks also, daß der Geist des Liedes aus Pietät gegen den Verfasser, wie gegen die heilige Sache des Evangeliums selbst, unverändert bleibe, die Form aber im Blick auf die Fortbildung unserer neuern Kirche mit keuscher, schonender Hand verbessert werde." So will er den alten Rost an jenen Schwertern des Geistes wegthun, da eine mehr als hundertjährige Erfahrung dafür gezeugt habe, daß bei Vielen dadurch bloß ein Anlaß zum Spott und bei Schwächern häufig ein Anstoß gegeben werde.

Anerkannt muß allerdings der Hauptgrundsatz werden, daß mancher Liedertext, wenn er für unsere Zeit dem praktischen Gebrauch soll übergeben werden, Aenderung nöthig hat. Daß übrigens Knapp, wiewohl er einen Mittelweg gieng, in den Aenderungen doch zu weit gegangen ist, wozu, wer selbst Dichter ist, die allermeiste Versuchung hat, das hat er nun selbst zugestanden mit der Veranstaltung einer zweiten ganz umgearbeiteten Ausgabe seines „evangelischen Liederschatzes für Kirche, Schule und Haus. Stuttgart und Tübingen. 1850.", worinn er zwar wenigere (im Ganzen 3067), aber um so gediegenere, zum Theil seither ganz unbekannte Lieder von ungefähr 600 verschiedenen Liederdichtern, namentlich auch aus der Neuzeit, darreicht. In der vom 5. Juli 1850 datirten Vorrede zu dieser in allen Rubriken gesichteten, vertieften und nicht allein geistlicher, sondern auch dichterischer ausgestatteten Ausgabe bekennt er: „Im tiefen Bewußtseyn, mit jenem erstmaligen, unter vielen Störungen und auch mit geringerer Erfahrung gefertigten Buche vielfach, obwohl in guter Absicht — dem Consistorium nämlich die Lieder mundgerecht zu machen und durch eine der damaligen kirchlichen Sprachweise sich annähernde Form zu empfehlen, damit das Volk seine Kernlieder doch wenigstens dem innern Wesen und Gehalte nach wieder zurückempfangen möchte, — irre gegangen zu seyn, habe ich das Ganze noch einmal von Grund aus umgearbeitet. Daß ich bei jenem Buche vielfach zu subjektiv, oft in heller Freudigkeit, zu Werke gegangen bin und hundertmal über die Schnur gehauen habe, bekenne ich gerne und mit herzlicher Beschämung; ebenso, daß ich in Manchem pedantisch war und sowohl in

der Form, als in der Auswahl der Lieder selbst theils allzupuristisch, theils mit allzuängstlicher Rücksicht auf die kirchlichen Versmaaße (mit grammatikalisch-prosodischen Ansichten verwachsen) zu Werke gieng. Ich hoffe nun, hierinn etwas gelernt und manche andere frühere Ansichten in den Tod gelegt zu haben. Bei sehr vielen ältern und namentlich den gangbarsten Liedern ist der Originaltext weit genauer restituirt. Uebrigens bin ich mir auch von früher her vor Gott bewußt, die evangelische Wahrheit nie mit Willen angetastet, ihr vielmehr in manchen schwächern Liedern nur nachgeholfen zu haben."*

2) Vom historisch-antiquarischen oder literar-historischen Standpunkt aus, mit dem Grundsatz einer von allem Bedürfniß absehenden Behandlung des Liedertextes und strengen Festhaltung an der originalmäßigen, ursprünglichen Fassung der Lieder, erschien:

„Das deutsche Kirchenlied von M. Luther bis auf N. Hermann und A. Blaurer von Dr. Philipp Wackernagel. Stuttg. 1841."

Wackernagel, ein geborener Berliner, Lehrer zu Stetten im würtembergischen Remsthal, nachher Professor in Wiesbaden und seit 1849 Direktor der Realschule in Elberfeld, äußert sich in der Vorrede zu seinem Werk also: „Die unberufene Abhülfe der Gesangbuchsnoth fordert zu „einer freien, von allem Bedürfniß absehenden Behandlung des Gegen„standes auf. Gewiß wird nur die Geschichte des Kirchenlieds, besonders „aber die Feststellung der ursprünglichen Liedertexte, uns vor den Er„findungen (Bearbeitungen) und Bethörungen jener eitlen Eiferer, beson„ders der Dichter unter ihnen, und vor ihrem Einfluß auf die Gesang„bücher sicher stellen."

Allerdings ist es ein unschätzbares Verdienst, die alten Lieder wieder in ihrem reinen Original ans Licht zu stellen und unter Anwendung aller Mittel der Kritik einen kritisch hergestellten Text der Kirchenlieder zu geben, damit sie endlich wieder in ihrer ursprünglichen Gestalt erkannt und beur-

* Die massiv-groben Angriffe, die er trotz dieser redlichen und edlen Erklärung von G. Chr. P. Stip im zweiten Heft der hymnologischen Reisebriefe an einen Freund des protestantischen Kirchenlieds. 1852. S. 116 ff. in dem Abschnitt: „Mephisto und das Lied der Protestanten in Deutschland" zu erfahren hatte, fallen auf ihren Urheber selbst zurück. Auch Dr. Ph. Wackernagel ist in seinem Referat über die Abfassung eines allgemeinen deutsch-evangelischen Gesangbuchs beim Kirchentag zu Bremen im J. 1852 (vgl. die gedruckten Verhandlungen. Erstes Heft. S. 143—145) in seinen Angriffen gegen Knapp, dem er sogar jegliche Ahndung von kirchlichem Geschmack abspricht, offenbar viel zu weit gegangen.

theilt werden können. In dieſer Richtung hat ſich auch G. Chr. P. Stip, Prediger der lutheriſchen Gemeinde in Potsdam, in ſeiner „Beleuchtung der Geſangbuchsbeſſerung. Hamb. 1842." ausgeſprochen und nun auch eine Liederſammlung im Verlag des evangeliſchen Büchervereins zu Berlin im J. 1851 unter dem Titel ausgehen laſſen: „Unverfälſchter Liederſegen. Geſangbuch für Kirchen, Schulen und Häuſer." (876 Lieder), worinn aber freilich eben manche Lieder auch nicht mit unverfälſchter Originalfaſſung gegeben und hie und da ganze Verſe ausgelaſſen werden. Von demſelben Standpunkt aus mit Wiederherſtellung des urſprünglichen Textes hat Krekeler am Seminar in Petershagen ſein „evangeliſches Geſangbuch für Kirche, Schule und Haus. Bielefeld 1852." mit 560 Liedern abgefaßt. Allein dieß iſt bloß die gelehrte und hiſtoriſche Seite; die praktiſchen Bedürfniſſe der Kirche fordern ſtatt der Ueberſchätzung der ältern Zeit gebieteriſch umſichtige Rückſicht auf den Bildungsſtand der Zeit, in der die Kirche ſich befindet, und auf die vielſeitigſte Erbauung.

3) Vom kirchlich-praktiſchen Standpunkt aus erſchien: „Evangeliſches Kirchengeſangbuch, oder Sammlung der vorzüglichſten Kirchenlieder, theils in altkirchlicher Geſtalt mit den Varianten von Bunſen, Stier, Knapp, Berliner Liederſchatz, Halliſchem Stadtgeſangbuch und dem Würtembergiſchen Geſangbuchsentwurf, theils in abgekürzter und überarbeiteter Form. Mit einleitender Abhandlung und einem biographiſchen Regiſter der Liederverfaſſer (nach umfaſſendem Quellenſtudium verfaßt von Diakonus Dryander in Halle). Halle 1842." von Dr. Hermann Adalbert Daniel, Inſpektoratsadjunkt am Pädagogium in Halle.

Es iſt dieß ein mittlerer Standpunkt, auf welchem Daniel theils gegen den antiquariſch-hiſtoriſchen Standpunkt als zu unpraktiſch ſich erklärt, indem bei demſelben die Gelehrtheit, das philologiſch-literarhiſtoriſche Intereſſe zu vorwiegend und das Erbauliche zu wenig berückſichtigt ſey, theils an dem äſthetiſch-religiöſen es tadelt, daß er nicht entſchieden genug rein das kirchliche Bedürfniß ins Auge faſſe und daß in den Liederſammlungen dieſer Art noch zu viele bloß ſubjektive Kirchenlieder aufgenommen ſeyen, — und doch vertrete das Kirchenlied zuſammen mit der Liturgie die objektive Seite im Cultus, die Anbetung und andächtige Anſchauung, die ſubjektive Seite aber, die Reflexion oder das Lehrhaftige, ſey durch die Predigt vertreten, weßhalb zergliedernde Reflexion

und das Element des Lehrhaftigen im Kirchenliede gar keinen Platz finden und kein Lied von solch subjektivem Charakter aufgenommen werden sollte. Er bezeichnet daher seinen Stundpunkt als den kirchlich-praktischen, wobei das kirchliche Interesse dadurch geachtet ist, daß er in seine Sammlung bloß die objektiven Kirchenlieder, und zwar die vorzüglichsten derselben, aufgenommen hat, und alle Lieder von subjektivem Charakter der Privatandacht zuweist, weßhalb er auch eine consequente Scheidung des Kirchen- und Hausgesangbuchs beantragt; das praktische Interesse aber dadurch, daß er die Lieder nicht durchaus in altkirchlicher Gestalt, sondern je nach Bedürfniß in abgekürzter oder überarbeiteter Form giebt. Wo er sie in altkirchlicher Gestalt aufführt, sind in besondern Noten die Varianten oder verschiedenen Textveränderungen von Bunsen, Stier, Knapp, dem Berliner Liederschatz, dem Hallischen Stadtgesangbuch und dem Würtembergischen Gesangbuchsentwurf aufgeführt, wodurch sein Buch ein unentbehrliches „kritisches hymnologisches Hand- und Hülfsbüchlein" geworden ist.

Dabei erwarb sich Daniel, der sich zuerst durch eine Monographie über Tatian und dann durch sein Hülfsbuch für Andachtsübungen auf Gymnasien bekannt machte, um das lateinische Kirchenlied dieselben Verdienste, welche Wackernagel um das deutsche Kirchenlied sich erworben hat. Von größtem Interesse nämlich für das literar-historische Studium und die gelehrte Hymnologie ist sein in drei Bänden erschienener „**Thesaurus hymnologicus. Halis 1841. Lips. 1844. 1846.**" Voran gieng eine Auswahl unter dem Titel: „Hymnologischer Blüthenstrauß altlateinischer Kirchenpoesie, gesammelt von **Dr.** Daniel. Halle 1840."

4) Vom musikalisch-hymnologischen Standpunkt aus erschien: „Kern des deutschen Kirchenlieds von **Dr.** Friedrich Layritz (jetzt evangelischem Pfarrer zu Schwaningen bei Ansbach). 2 Thle. Nördlingen, bei Beck. 1844."

Mit Recht wird hier von dem gründlichen Kenner des evangelischen Chorals, der zu gleicher Zeit eine Sammlung von 200 alten Chorälen herausgegeben hat (s. u.), das musikalische Element bei der Liederauswahl in die Wagschale gelegt. Gar oft ist dasselbe aus Unkenntniß der Liedersammler mit der Musik und dem Choralschatz der evangelischen Kirche allzuwenig berücksichtigt worden. Layritz dringt mit vollem Recht darauf, daß die Liederauswahl so zu geschehen habe, daß möglichst alle gediegenen und singbaren Choräle durch Lieder, welche auf ihre Melodie

gedichtet sind, vertreten seyen und daß bei Liedern von gleich gediegenem Text dasjenige den Vorrang bei der Auswahl erhalten soll, welches eine singbarere oder gediegenere Choralmelodie hat, die nebenbei vielleicht auch sonst gar nicht in den Kirchengebrauch käme, sofern kein Lied für sie sich vorfände. Es wird dadurch der Kirche ein größerer Reichthum schöner Melodien wiedergegeben, als sie bisher im Gebrauch hatte, und ein nach solchen Grundsätzen abgefaßtes Gesangbuch wird sangbarer. Dabei hat sich Layritz an den Standpunkt Nr. 2 angeschlossen, indem er die ursprünglichen Lese- und Schreibarten noch sorgfältiger beibehielt, als es in den seitherigen Sammlungen geschehen ist, wenn er gleich nicht auf alle und jede Veränderung und Auslassung verzichtet hat, und an den Standpunkt Nr. 3, indem er alle Lieder, welche nicht zum gemeinsamen Kirchengesang, sondern bloß zur häuslichen Erbauung dienen, deßgleichen auch alle Lieder nach Gellerts Zeit, als zu lehrhaft und subjektiv weggelassen wissen will.

Waren nun durch diese Werke der Liedersammler und Hymnologen unserer Zeit der christlichen Gemeinde die schönen und gediegenen Liederschätze der evangelischen Kirche in einer geeigneten Auswahl des Besten, theils in der alten Kraftfülle und Kerngestalt, theils in gefeilter und gereinigter Form dargelegt, so konnte es, da hiedurch das Magere und Dürftige der noch im Gebrauch stehenden Landesgesangbücher im Vergleich mit jenen köstlichen Schätzen von selbst sich aufdrang, nicht fehlen, daß nun auch geradezu offene Angriffe gegen die modernen Landesgesangbücher gemacht und die Mängel und Gebrechen derselben freimüthig aufgedeckt und gebührend gegeißelt wurden. Dieß that zuerst Rudolph Stier (S. 385) in seinem wahrhaft classischen, die seitherigen schlechten Gesangbücher kritisch zersetzenden Werk: „Die Gesangbuchsnoth, eine Kritik unserer modernen Gesangbücher, mit besonderer Rücksicht auf die preußische Provinz Sachsen. Leipz. 1838." Stier hat in dieser Schrift, die mit vollem Recht als „die Stimme eines berufenen Wächters Zions an das schlafende Jerusalem" bezeichnet worden ist, die Noth so ergreifend geschildert, daß sich Viele ihrer schlechten Gesangbücher schämen lernten; man sah nun ein, daß man seither an dürrem Holz oder Leder nagen mußte, während kräftiges Brod und gesunde Nahrung in Fülle zu haben war, und daß das christliche Volk hungern und dürsten mußte mitten in einem Ueberfluß, der vor ihm verborgen und zugeschlossen ward.

Stier hatte in seiner Schrift zunächst die schlechten sächsischen Gesangbücher, 21 an der Zahl, gegeißelt und war darinn von dem Pastor K. J. M. Wimmer an der St. Othmarskirche zu Naumburg, deren schlechtes Gesangbuch er vornämlich angegriffen hatte, wider allerlei ihm deßhalb im Naumburger Kreisblatt gemachten gehässigen Entgegnungen durch eine Schrift unter dem Titel: „Die Schädlichkeit der modernen Gesangbücher für das kirchlich-religiöse Leben, dargestellt an dem Naumburger Gesangbuch. Naumburg 1839." in Schutz genommen worden. Nun gab, wie später Dr. Gottlieb Wenzeslaus Weis für Schlesien in der das Breslauer und Jauer'sche Gesangbuch kritisirenden Schrift: „Versuch einer Theorie und geschichtlichen Uebersicht des Kirchenlieds. Breslau 1842." es that, jetzt auch Repetent Kraz am theologischen Seminar zu Tübingen (später Diakonus in Backnang und nun Professor am obern Gymnasium in Stuttgart) auf eine freimüthige Weise eine Uebersetzung der Stier'schen Schrift ins Würtembergische unter dem Titel: „Die Gesangbuchsnoth in Würtemberg. Stuttgart 1838." Kurz zuvor hatte sich Consistorialrath und Hofprediger Dr. Grüneisen zu Stuttgart in der deutschen Vierteljahrsschrift vom J. 1838, April bis Juni, anonym, in dem im J. 1839 erfolgten besondern Abdruck dieser Abhandlung aber unter seinem Namen, auf eine mildere Weise umsichtig über „Gesangbuchsreform" ausgesprochen, nachdem die Gemüther in Würtemberg durch das Erscheinen des Knapp'schen Liederschatzes bereits vorbereitet waren und nach etwas Besserem sich zu sehnen angefangen hatten. Bereits hatte auch auf Danns Anregung im Dezember 1836 die Stuttgarter Stadtgeistlichkeit in einer von A. Knapp verfaßten Eingabe an die evangelische Synode unter Darlegung des Nothstands die Bitte gestellt um eine zweckmäßige Veränderung des eingeführten evangelischen Landesgesangbuchs, und der König hatte auf eine deßhalb von der Synode eingereichte Darstellung der Beschaffenheit des seit 1791 bestehenden Landesgesangbuchs nach glücklich überwundenen Hindernissen, die das Ministerium Schlayer in den Weg legte, im September 1837 die Aufstellung einer Commission genehmigt, welche einen Anhang von 150—200 der besten evangelischen Gesänge zum Landesgesangbuch ausarbeiten sollte.

Mit Recht hat sich Kraz in seiner Schrift gegen einen solchen bloßen Anhang ausgesprochen als gegen einen „neuen Lappen auf einem unbrauchbaren Kleide, wodurch der Riß nur um so ärger werde," und auf

die vermehrten Kosten und finanziellen Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, indem ein solcher Anhang bald ein ganz neues Gesangbuch nach sich ziehen müsse; klar hat er ausgesprochen, „es müsse ein ganz neues Gesangbuch aus dem alten werden, wenn gründlich geholfen werden soll." Damit verband er zugleich den Wunsch, den schon Bunsen ausgesprochen hatte, es möchte das Gesangbuch, ehe es ins Leben eingeführt wird, zuvor öffentlich, gleichsam als eine Anfrage an das Volk, vorgelegt werden. Alle diese von Kraz vorgebrachten Punkte, für die sich auch bald die öffentliche Stimme entschieden aussprach, erhielten ihre Gewährung. Eine aus den sieben Männern, Dr. Bahnmaier, Dr. Grüneisen, A. Knapp, Dr. Schwab (vgl. oben S. 304, 330, 345, 376), Pfarrer Bührer in Neckarrems, später in Birkach, welcher die biographischen Notizen über die Dichter und die Bibelstellen besorgte und nun als Sekretär der evangelischen Gesellschaft in Stuttgart wirkt, Dekan Gleißberg in Blaufelden, jetzt in Cannstatt, und Oberconsistorial- und Studienrath, Prälat Dr. Klaiber († 8. Nov. 1850), bestehende Commission arbeitete nicht bloß einen Anhang, sondern ein ganz neues Gesangbuch mit 618 Liedern aus, und diese Commissionsarbeit wurde mit königlicher Genehmigung dd. 19. Juni 1839 vor aller weitern Berathung als Entwurf in Druck gegeben, damit über dessen Werth auch die öffentliche Stimme vernommen werden möge.

Kraz ist bei diesem Entwurf mit seinen für die Liederauswahl gesteckten engern Gränzen, welche ihm einerseits die Bibelsprache, andererseits der biblische Gedanke und dessen Ausleger, der Kirchenglaube, so wie der einem Liede nothwendige objektive Geist der Kirche sind, leider nicht durchgedrungen und von den Bearbeitern des Entwurfs weniger berücksichtigt worden. Dagegen verfuhr die Commission, wie sie es auch in der Vorrede zum Entwurf (S. 17) ausspricht, im Wesentlichen nach den von Dr. Grüneisen in seiner Abhandlung über Gesangbuchsreform entwickelten mildern Grundsätzen unter Festsetzung möglichst weiter Gränzen, innerhalb welcher keine Ansicht und Schule ausschließlich Raum finden sollte. Ebenso hatte auch Schleiermacher aus Veranlassung der Abfassung des Berliner Gesangbuchs von 1829 für die, welche durch Vorrichtung eines Gesangbuchs die Gemeinschaft befördern wollen, den milden Grundsatz ausgesprochen, welcher allein vor Zertrennung bewahre und gegen welchen die besonnenen Freunde des Friedens, wie der Wahrheit unter allen Parteien nichts einwenden werden, — „es müsse Sorge „getragen werden, daß Jeder, der in dem Erlöser die höchste Gabe und

„herrlichſte Offenbarung Gottes anerkennt, wie er auch in den einzelnen „näheren Bezügen dieſes Glaubens denken und meinen möge, in dem „Buch Erbauung und Stärkung finde, es ſey im Weſentlichen das poſi„tive Element des Chriſtenthums feſtzuhalten, aber in einer Faſſung, „womit ſowohl derjenige, welcher die chriſtlichen Ideen mehr durch Nach„denken fortbildet und anwendet, wie der Andere, der ſich ſtrenger an „Bild und Buchſtabe der Schriftlehre hängt, ohne Anſtoß und Störung „ſich vereinigen möge." In dieſem Sinne hatten ſich die Bearbeiter des Berliner Geſangbuchs in der Vorrede S. IV ausgeſprochen, indem ſie bekennen, „es ſey ihnen obgelegen, von den verſchiedenen Auffaſſungsweiſen der chriſtlichen Glaubenslehre keine ausſchließlich zu begünſtigen, aber auch keiner ihre Stelle zu verweigern, die als Aeußerung des frommen Gefühls ſich mit der evangeliſchen Wahrheit und mit dem Weſen eines kirchlichen Buchs in Einklang bringen läßt."

In der Feſtſtellung des Textes, in der Textbehandlung galt als Grundſatz, die einzelnen Lieder ſo viel möglich in ihrer urſprünglichen Geſtalt wieder zu geben, da aber, wo veraltete, jetzt unverſtändliche Ausdrücke, wo ein für die jetzige Empfindungsweiſe abſtoßendes Bild oder ein mit geläuterten Begriffen nicht im Einklang ſtehender Gedanke ein ſonſt treffliches Lied unerbaulich machen, eine möglichſt im Tone der Urſchrift und ihrer Zeit ſich haltende Herſtellung unter Verſetzung in die Stimmung und Abſicht des Verfaſſers zu verſuchen. Doch wurde auch dieſer Grundſatz weniger conſequent vom bibliſch-kirchlichen Standpunkt aus durchgeführt, als Bunſen und Kraz es beantragt hatten.

Nach ſolchen Grundſätzen, welche die Mitte halten zwiſchen den von Bunſen und Kraz ausgeſprochenen ſtreng kirchlichen und den von A. Knapp das Alterthümliche oft zu wenig beachtenden und zu viel Aenderungen zulaſſenden Grundſätzen, wurde der Entwurf der öffentlichen Prüfung der Geſammtgemeinde übergeben, was ein nicht genug zu ſchätzender Schritt der oberſten Kirchenleitung war. Es bildete ſich nämlich nun ein reges, hymnologiſches Intereſſe unter den Geiſtlichen des Landes, und die öffentliche Stimme, beſonders der geiſtlichen Diöceſanvereine, konnte ſich ſattſam ausſprechen, wofür ein eigenes Blatt von Pfarrer Hartmann in Hochberg, jetzt in Steinenberg, unter dem Titel: „Kirchenblatt" gegründet wurde und wovon eine „ſummariſche Zuſammenſtellung durch M. C. G. Römer, Diakonus in Langenau. Beſigheim 1840." erſchien. Ohne Kampf, namentlich mit dem einſeitig rationellen Element und der eingewohnten bloßen Ver-

standesrichtung gieng es nicht ab, so daß selbst Einer dieser Richtung klagen mochte, es werde in dem Entwurf das Lichtvolle dem Affektvollen nachgesetzt. Gerade aber Männer der entschiedensten frommen Richtung und die Urtheilsfähigen im Volke nahmen den Entwurf im Ganzen sehr günstig auf. G. Schwab insbesondere hat in einem Beiblatt zum Schwäbischen Merkur im Dezember 1839 den Entwurf auf eine eben so geist- als gemüthvolle Weise gegen die Anfechtungen des Rationalismus und Halbglaubens in Schutz genommen. So ward derselbe nun endlich, nachdem die Commission ihn nach den laut gewordenen Wünschen und Ansichten, unter welchen namentlich A. Knapps „Ansichten über den Gesangbuchsentwurf. Stuttg. 1840." und des damaligen Marbacher Diakonus, jetzigen Professors der Theologie in Tübingen, Christian Palmer, „Revision des neuen Gesangbuchsentwurfs" in den Stirm'schen Studien der Würtemb. Geistlichkeit. 1840. XII. 1—42 die hervorragendste und einflußreichste Stelle einnehmen, noch einmal überarbeitet hatte, der durch dreißig Geistliche aus den verschiedenen Theilen des Landes verstärkten Landessynode im Sommer 1841 zum endlichen Abschluß vorgelegt und von dieser unter wesentlichem Festhalten an den obigen Grundsätzen, jedoch mit noch etwas mehr Rücksicht auf das gediegene Alte, ausgearbeitet und im J. 1842 als Landesgesangbuch hinausgegeben, vom Volk mit Freudigkeit begrüßt, zum Theil unter nicht geringen Opfern begierig angeschafft und mitten in einer theuren Zeit mit Leichtigkeit eingeführt. So wurden allein in meiner frühern aus 1500 Seelen bestehenden Dorfgemeinde zu Großaspach auf die erste Ankündigung im Lauf einer einzigen Woche 700 Exemplare bestellt und das Gesangbuch war in acht Tagen eingeführt. Es war ein wahres Wunder der göttlichen Gnade, daß dieses Buch, dem als Kindlein so Viele nach dem Leben standen, das Eigenthum der Würtembergischen Landeskirche geworden ist.

So hat dieselbe nun durch die besonderste Huld des Herrn und als eine Frucht vieler Gebete vor allen deutschen Ländern das erste Landesgesangbuch erhalten, in welchem die alten Kirchenlieder mit ihrem ursprünglichen Text wieder zu Ehren gekommen sind und das wahrhaft kirchliche Bedürfniß wieder geachtet worden ist, während erst noch im J. 1836 die evangelische Kirche Badens ein Gesangbuch erhalten hatte, in welchem mit den alten Liedern sehr frei und zum Theil rücksichtslos modernisirend verfahren wurde. Als ein schöner Anfang auf der Bahn der Gesangbuchsreform und wegen seiner trefflichen, alten Kernlieder,

deren es bei 300 mit möglichster Schonung der ursprünglichen Fassung dem Volke wieder zu freiem Gebrauch in die Hände giebt, ist dieses W. Gesangbuch mit Dank und Freude zu begrüßen. Zu bedauern ist jedoch, daß es immer noch viel zu wenig Lieder von objektiv-kirchlichem Geist und aus der Blüthezeit des Kirchenlieds, aus dem siebenzehnten Jahrhundert, dagegen noch viel zu viel Lieder aus der dürresten Zeit des Kirchenlieds, aus der Gellert-Klopstock'schen Periode, in sich schließt, und auch bei der Behandlung des Textes die bibelkräftigen Formen und Ausdrucksarten nicht immer gleichmäßig genug geachtet und geschont worden sind. So klebt dem Ganzen, welchem man es wohl ansieht, daß es nicht aus Einem Gusse ist, noch eine Halbheit an. Dieselbe rührt daher, daß die von den Verhältnissen gebotene Rücksicht auf Andersdenkende, somit auf den äußern Kirchenfrieden beim Uebergang vom Alten zum Neuen, bei Abfassung desselben zu überwiegend war und man deßhalb noch Concessionen an die Freunde des 1791er Gesangbuchs machen zu müssen glaubte, mit welchen dieselben aber doch nicht zufrieden waren, während die Gemeinde dadurch um 100—150 ächte Kernlieder ärmer ist, denen durch die vielen der Idee eines Kirchenlieds durchaus nicht entsprechenden Lieder der Platz versperrt ist. Das Ganze ist schon mit einem Gantvergleich verglichen worden, wobei man statt der vollen Schuldsumme nur ungefähr 60—70 Procent erhielt. Dr. Daniel äußert sich daher auch in der Einleitung zu seinem evangelischen Kirchengesangbuch über das Würtemb. Gesangbuch so, daß es ihm ein Beweis ist, wie wenig man sich noch entschließen kann, streng und consequent zu seyn. „Welch eine „Fülle subjektiver Liederpoesie," so ruft er über dasselbe aus, „welch eine „Menge von Gesängen, die man nicht als Gemeindegesänge anerkennen „mag, wie viele, welche nicht die edle Einfachheit des Kirchenstyls an „sich tragen!"

Diesem übrigens bis jetzt besten Gesangbuch einer größern evangelischen Landeskirche,* das für Würtemberg zum größten Segen und zur

* Schon im J. 1835 erschien das nach den Reformgrundsätzen bearbeitete Elberfelder Gesangbuch — nach den Beschlüssen der Synoden von Jülich, Cleve und Berg und der Grafschaft Mark. Im J. 1841 trat unter Berücksichtigung des Würtemb. Gesangbuchsentwurfs von einer Commission bearbeitet und mit 614 Liedern ausgestattet als ein völlig neues Gesangbuch zu Danzig die vierte Ausgabe des „Gesangbuchs für den evangelischen Gottesdienst in Danzig" ans Licht, wodurch alle ältern Ausgaben außer Gebrauch gesetzt werden sollten. Es sind darinn zwar viele spezielle Morallieder abgethan und an ihre Stelle gute neue und

Weckung und Belebung eines kirchlicheren Geistes dient und bereits auch im Fürstenthum Birkenfeld und in manchen Gemeinden Nordamerika's

bewährte ältere Glaubenslieder gesetzt; dennoch ist das ächte Prinzip der Gesangbuchsreform nicht durchgreifend genug angewandt und namentlich der Text der Lieder viel zu oft und unnöthig geändert. Dasselbe ist der Fall bei dem neuen Hamburger Gesangbuch vom J. 1843* und dem neuen „Nassauischen Landesgesangbuch. Siegen 1845." Im J. 1844 erschien ein „Gesangbuch zum gottesdienstlichen Gebrauch in den Stadtkirchen zu Leipzig", bei welchem jedoch gegenüber von dem alten kein bedeutenderer Fortschritt wahrzunehmen, vielmehr erst wieder eine neue Gesangbuchsnoth bereitet ist. Die 675 Nummern dieses Gesangbuchs enthalten nämlich eine Menge moderner, moralisirender und rhetorisirender Lieder aus der Gellert-Klopstock'schen Periode mit den willkührlichsten Textveränderungen. Eine günstigere Aussicht für das Zustandekommen eines gediegenen ächt kirchlichen Landesgesangbuchs eröffnet sich im protestantischen Baiern. Hier haben schon im J. 1844 die beiden Generalsynoden den gemeinsamen Antrag auf Herstellung eines neuen Gesangbuchs gestellt, weil das seit 1817 eingeführte eine große Zahl von Liedern enthält, die mit dem Bekenntniß der lutherischen Kirche nicht übereinstimmen und überhaupt nicht werth sind, in einem evangelischen Liederbuch zu stehen, wie denn auch die deutsch-katholische Gemeinde zu Nürnberg dasselbe für ihren Gebrauch ohne Bedenken angenommen hat. Eine im Mai 1845 aus Dekan Stöber von Pappenheim, Pfarrer Dr. Bähr zu München und Pfarrer Puchta zu Eyb zusammengesetzte Commission hatte nun den „Entwurf eines Gesangbuchs für die protestantische Kirche diesseits des Rheins" mit 540 Liedern ausgearbeitet, welcher 1848 zu Sulzbach gedruckt erschien. Derselbe hat aber offenbar zu einseitig und fast ausschließlich die ältern Lieder und unter diesen nicht einmal die Kernlieder, sondern viele sehr unbedeutende und ganz obscuren Dichtern angehörende Lieder berücksichtigt, während außer Liedern von Gellert, Münter und Cramer keinerlei neuere, z. B. nicht einmal das weitverbreitete „Himmelan, nur himmelan" des Nürnberger Dichters Schöner, irgend welche Berücksichtigung fanden. Mit Recht hat deßhalb die Generalsynode des Jahrs 1849 diesen Entwurf verworfen und die mit drei neuen Mitgliedern verstärkte Commission zur Ausarbeitung eines neuen Entwurfs veranlaßt, der denn auch in befriedigenderer Gestalt mit 573 Liedern, worunter 93 des ersten Entwurfs weggelassen und 126 neu aufgenommen sind, im J. 1852 zu Nürnberg bei Sebald erschien. Das Grundprinzip dabei war möglichst treue, unverfälschte Erhaltung der Originaltexte und vollständige Repräsentation aller Perioden unserer kirchlichen Poesie bis auf die neuesten Erzeugnisse herab. Als Privatarbeit hatte dazwischenhinein Pfarrer Dr. Wiener in Kurzenaltheim bei Gunzenhausen den Entwurf eines Landesgesangbuchs mit 564 guten Kernliedern erscheinen lassen unter dem Titel: „Geistliches Gesangbuch mit Dr. Martin Luthers und andern auserlesenen Liedern, nebst deren Singweisen. Nürnb. 1848." Auch im Großherzogthum Hessen ist nun wenig-

* Unter der Leitung des bekannten Hymnologen A. J. Rambach, Seniors des Hamburger geistlichen Ministeriums, arbeitete daran zehn Jahre lang seit 1832 eine besondere aus den Predigern Dr. Strauch, Pastor zu St. Nikolai, Archidiakonus Evers zu Jakobi († 21. Merz 1837). Archidiakonus Freudentheil zu St. Nikolai (s. oben S. 327), Diakonus John zu St. Petri und Diakonus Dr. Geffken zu St. Michaelis, nunmehrigem Mitglied der Commission für Ausarbeitung des allgemein deutschen Gesangbuchs, zusammengesetzt gewesene Commission. Am 24. Sept. 1842 wurde die Einführung dieses Gesangbuchs vom Hamburger Senat genehmigt.

eingeführt ist, werden sicherlich mit der Zeit noch bessere in Deutschland nachfolgen. Die Bahn ist nun einmal wenigstens in einem deutschen Lande für eine ächte Gesangbuchsreform gebrochen und der wahre Begriff eines Kirchenlieds, in dem vor Allem der objektive Geist der Kirche in der edlen Einfalt und Kraft der Allen gemeinschaftlichen und verständlichen Bibelsprache sich kund geben muß, wird immer mehr erkannt werden und in der öffentlichen Meinung sich geltend machen. Vielleicht daß Würtemberg, wie es einer der ersten deutschen Staaten war, der im Zoll- und Handelswesen unter den deutschen Stämmen brüderliche Eintracht und Einigung anbahnte, auch durch sein Gesangbuch nun geistliche Liedereintracht in Deutschland anzubahnen berufen ist, also daß in allen deutschen evangelischen Landen, wenn auch kein gemeinsames deutsches Gesangbuch zu Stande kommen sollte, weil doch in jeder Gegend oder Provinz die seit lange einheimischen oder von heimischen Dichtern stammenden Lieder ein besonderes Anrecht haben und neben der kirchlichen Einheit doch auch die Freiheit der Gemeinden und Prediger zu achten ist, wenigstens einige Hundert ältere Kernlieder in gleicher Fassung wieder als symbolische und liturgisch feststehende Hauptlieder das Gemeingut aller evangelischen Gemeinden Deutschlands werden und die Zersplitterung aufhört, bei der es fast eben so viele Varianten von einem Lied giebt, als Länder oder Hauptstädte in Deutschland sind, oder, wie es Daniel Schubart in seiner naiven Weise beklagte, „ein Handwerkspürschlein aus Aalen mit seinen Zunftgenossen aus Göttingen, Bremen, Hamburg oder Berlin kein geistlich Lied mehr in brüderlicher Eintracht singen kann.“ Das Gesangbuch ist nächst der Bibel das wichtigste und verbreitetste Volksbuch. Nächst Luthers Bibel wäre daher auch nichts so geeignet, die Einheit des Glaubens und des Geistes im deutschen Volke zu fördern, als ein gemeinsames deutsches Gesangbuch. Daß dieser Wunsch seine Gewährung finde, dafür hat zunächst die große, zum Beginn des Jahrs 1846 zu Berlin abgehaltene evangelische Synode gewirkt, indem sie beschlossen hat, eine Einigung über 300 allen evangelischen Landesgesangbüchern einzuverleibende Kernlieder herbeizuführen. Diesen

---

stens eine Stimme laut geworden, die laut und eindringlich die hessische Gesangbuchsnoth schildert und Abhülfe begehrt. Es ist dieß eine Schrift des evangelischen Pfarrvikars Wilh. Baur zu Arheiligen: „Das Kirchenlied in seiner Geschichte und Bedeutung. Zur Beleuchtung der Gesangbuchsnoth in Hessen. Frankf. 1852.“ Das für die reformirte Gemeinde in Lübeck 1839 bearbeitete Gesangbuch ist schon oben S. 441 erwähnt.

Gedanken faßte nach den inzwischen eingetretenen Sturmjahren der im J. 1851 zu Elberfeld versammelt gewesene evangelische Kirchentag wieder auf und beschloß „die Aufstellung eines Canons altreformatorischer, allen „Evangelischen gemeinsamer Lieder nach einem gleichen Texte, um welchen „als Kern sich die jeder Landeskirche eigenthümlichen Lieder anschließen „könnten, so daß die Mannigfaltigkeit mit der historischen Einheit in „diesem Theil des kirchlichen Cultus erhalten oder wiederhergestellt werde." Die schon auf dem zu Stuttgart im J. 1851 gehaltenen Kirchentage angebahnte, am 3. Juni 1852 unter dem Vorsitz des Oberhofpredigers Dr. Grüneisen zum erstenmal zu Eisenach versammelte Kirchenconferenz von Vertretern verschiedener evangelischer Kirchenregimente beschloß sofort am 4. Juni die Niedersetzung einer aus Dr. Vilmar, Consistorialrath in Cassel, Ministerialrath Dr. Bähr in Carlsruhe, Wackernagel in Elberfeld, Dr. Daniel in Halle, Pastor Geffken in Hamburg und für die musikalischen Partien aus Freiherrn v. Tucher in Neuburg und Dr. Faißt in Stuttgart bestehenden Commission, welche einen für alle evangelischen Landesgesangbücher gemeinsamen Grundstock von 150 objektiv kirchlichen, für den Gemeindegottesdienst mit Rücksicht auf das Kirchenjahr auszuwählenden und wo möglich in ursprünglicher Gestalt wieder zu gebenden Kernliedern schaffen solle.

Zu erwähnen ist hier gelegentlich noch die erfreuliche Erscheinung, daß man seit mehr als einem Jahrzehnd nun auch auf Universitäten angefangen hat, die Hymnologie als eine theologische akademische Fachwissenschaft zu betreiben und die heranzubildenden Prediger mit der Gesangbuchssache und dem Liederschatz der evangelischen Kirche, so wie mit der Geschichte des Kirchenlieds vertraut zu machen. Professor Marks in Halle machte hierinn 1839 den Anfang; ihm folgte, — ohne von seinem Vorgang zu wissen, Dr. Joh. Peter Lange, Professor der Kirchengeschichte in Zürich, im Sommer 1842. Rücksicht darauf nahm auch Dr. C. R. Hagenbach zu Basel in seinen Vorlesungen über die Kirchengeschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, welche erstmals 1842 und 1843 und nun bereits in zweiter Auflage 1848 und 1849 im Druck erschienen. Als eine Frucht der Bemühungen Lange's und zugleich als eine tüchtige Grundlegung zum wissenschaftlichen Anbau der Hymnologie ist zu begrüßen: „Die kirchliche Hymnologie oder die Lehre vom Kirchengesang. Theoretische Abtheilung im Grundriß. Zürich 1843." Möchten solche Vorgänge bald allerwärts

auf den deutschen Universitäten und in theologischen Seminarien Nachahmung finden!*

Auch in der katholischen Kirche wird in der Neuzeit eine ähnliche Gesangbuchsreform wie in der evangelischen Kirche anzustreben versucht. Hat man sich gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts in dieser Kirche, wie einer ihrer Stimmführer es beklagt, „vor den Augen der Protestanten", die allerwärts mit ihren modernen Gesangbüchern prangten, der alterthümlichen deutschen Lieder, wie sie an den hohen Festen, Marien- und Heiligentagen, Bittgängen, Wall- und Kirchfahrten gebräuchlich waren, „zu schämen angefangen", sie beseitigt und dafür sogar protestantische moderne Lieder eingeführt, wie z. B. auch noch in dem v. Wessenberg'schen Gesangbuch für das Bisthum Constanz vom J. 1828: so ist man nun durch den Vorgang der Protestanten, die alte Liederherrlichkeit ihrer Kirche wieder zu Ehren zu bringen und die vergrabenen Liederschätze wieder zu Tage zu fördern und der Gemeinde zum Gebrauch in die Hände zu geben, in gutem Sinne zur Nachahmung gereizt worden und hat angefangen, sich auch wieder nach den verlorenen Gütern der eigenen Kirche zu sehnen, die deutschen katholischen Gesänge aus ältern Zeiten wieder aufzusuchen und vom kirchlichen Standpunkt des Dogma's und Symbols aus die deutschen Gesangbücher zu reformiren sowohl in Betreff der Rückkehr zu den ältern, als auch in Betreff der Aufnahme neuerer Lieder.

Die erste Regung in dieser Hinsicht zeigt sich in dem Erscheinen der „Anthologie deutscher katholischer Gesänge aus älterer Zeit. Landshut 1831." Es ist darinn auf das Leisentritt'sche und Corner'sche Gesangbuch als die Quellen des altkatholischen deutschen Kirchengesangs zurückgegangen und aus diesen, so wie aus fliegenden, von der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts sich herschreibenden Blättern, mit Ausschluß aller Uebersetzungen lateinischer Hymnen ꝛc., eine Auswahl von deutschen Fest-, Marien- und Heiligenliedern, so wie von 24 Liedern verschiedenen Inhalts, zusammen von 100 Liedern, unter welche aber auch Lieder protestantischen Ursprungs eingeschlichen sind, dargeboten. Eine Reformabsicht in Bezug auf die kirchliche Gegenwart tritt hier noch nicht zu Tage, es ist vielmehr bloß das literarische Interesse dabei ins Auge gefaßt, wenn die Vorrede sich dahin äußert: „Die deutschen katholischen Gesänge aus älterer Zeit sind größtentheils nicht nur aus unsern Tem-

---

* Von Dr. Palmer wird dieß nun auch in Tübingen geschehen.

peln verschwunden, sondern auch aus den Bibliotheken. Obwohl es nun eine vergebliche Mühe wäre, diese Lieder, wie sie in ihrer Zeit gelebt und gewirkt, zusammt wieder zu erwecken und einzuführen zu christlicher Erbauung, so mag es doch als eine nicht unverdienstliche Arbeit gelten, wenn man sie wenigstens für die Literatur zu erhalten sucht, theils schon aus Achtung und Dankbarkeit für die edlen Bestrebungen unserer religiösen Vorfahren, theils auch, um sie für die künstlerische Beschauung und Nachahmung vor Augen zu stellen."

Von anderer Seite zeigt sich ein Zurückgehen auf die alten Kirchengesänge fremder Sprachen, um dieselben durch deutsche Uebersetzungen und Bearbeitungen zum Gemeingut zu machen. Namentlich ist hier Diepenbrock mit seinem 1829 erschienen „geistlichen Blumenstrauß aus christlichen Dichtergärten" (S. 431) ein leuchtendes Vorbild. Auch Fr. Schlosser, der z. B. eine Uebersetzung der „Liebeskämpfe des Franz von Assisi" aus dem Italienischen schon im J. 1826 gegeben hat, ist hier besonders zu nennen und Johannes Peter Silbert,* besonders glücklich in poetischen Uebersetzungen fremder Sprachen, mit seinem „Dom heiliger Sänger oder fromme Gesänge der Vorzeit, aus verschiedenen Sprachen übersetzt und bearbeitet. Mit einer Vorrede von Fr. v. Schlegel. Wien 1835." Deßgleichen Joh. Chr. Zabuesnig, der in drei Bänden zu Augsburg 1830 eine Uebertragung der katholischen Kirchengesänge ins Deutsche gegeben hat.

Aehnlich wie Bunsen in der evangelischen Kirche mit seinem „Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuchs" im J. 1833, so will nun in der katholischen Kirche Pfarrer Heinrich Bone zu Bedburg eine Gesangbuchsreform anbahnen. Er gab deßhalb das schätzenswerthe Werk heraus: „Cantate! Katholisches Gesangbuch nebst Gebeten und Andachten für alle Zeiten und Feste des Kirchenjahres. Nach den alten, sonst allgemein gebräuchlichen Gesängen und Andachten, so wie nach dem lateinischen Kirchenritus bearbeitet. Mainz 1847." In der 40 Seiten umfassenden Vorrede spricht er sich zunächst dahin aus, daß zwar durchaus an der lateinischen Sprache beim Gottesdienst, jedenfalls für die priesterliche Seite desselben, festgehalten werden müsse, es aber gleichwohl am Platze sey, für die volksthümliche Seite desselben, die sich in der Versammlung der Gemeinde, in öffentlichem Gesang und Gebet er-

* Auch schon in seiner „heiligen Lyra. Wien. 2. Aufl. 1820." finden sich poetische Uebersetzungen der Hymnen des h. Bernhards.

weist, sey es im Anschluß an priesterliche Verrichtung, oder abgesondert davon, wenn gleich auch im letztern Fall unter priesterlicher Leitung, ein deutsches Gesangbuch zu bieten, durch welches gute, gediegene Gesänge stereotyp würden. Dann beklagt er die Modernisirung, Verstümmelung, ja Beiseitsetzung der alten deutschen Lieder und die Einführung neuer Lieder, deren Haupterforderniß modernes Hochdeutsch, möglichst wenig Kühnheit und Wärme und ebenso möglichst wenig Dogma und Symbol gewesen seyen. Seine Canones für Aufnahme und Gestaltung der Lieder spricht er sofort dahin aus: „Möglichste Rücksicht auf die alten Lieder; dieselben aber wörtlich aufzunehmen geht nicht immer an, weil manches in Sprache und Färbung nun einmal der jetzigen Schulbildung entfremdet ist; einziger Weg zum Rechten kann nur der historische seyn — alte Lieder mit treuer Anhänglichkeit und nach nothwendigen Anforderungen umzugestalten. Neuere Lieder sollen nur aufgenommen werden, wenn sie in einem liebevollen Studium des Alten wurzeln, wie ja auch unser jetziger Kirchenbau sich nur an dem Geiste des Alten belebt und erleuchtet, und wenn sie nicht bloß einen allgemein religiösen Charakter an sich tragen, sondern von eigentlichen Dogmen getragen werden und eine kirchliche, volksthümlich als solche traditionirte Sprache haben." Nach diesen Grundsätzen bietet denn nun Bone 385 deutsche Gesänge dar, von welchen für die ältern, aber freilich mannigfach überarbeiteten deutschen das „Cölnische Psälterlein" vom J. 1647 die Grundlage bildet, für die neueren eine sorgfältige Auswahl stattfand. Er hat als begabter Dichter auch eigene Lieder dazu geliefert, die ihre Grundwurzel aber, wie er selbst sagt, im Alten haben, und die Uebersetzungen der alten lateinischen Lieder sind sämmtlich von ihm.

Darauf fortbauend hat bereits in Würtemberg, wo erst noch im J. 1837 in der katholischen Kirche ein Gesangbuch eingeführt worden war, welches mit modernen und schonungslos modernisirten ältern Liedern angefüllt ist, der bereits als Dichter genannte Stadtpfarrer und Garnisonsprediger Eduard Vogt zu Ludwigsburg (S. 433) im „kirchlichen Volksblatt aus der Diöcese Rottenburg. Jahrg. 1848." unter dem 15. Okt. ein Gesangbuch beantragt, in welchem die Lieder der neuern katholischen Gesangbücher, die meist von seichter Allgemeinheit, von so wenig scharf ausgeprägtem dogmatischem Gehalt und so schwach in Form und Ausdruck seyen, daß fast keines als ein freudiger Besitz in Gedächtniß und Herz sich einpräge, zu entfernen wären, dagegen das vorhandene Gediegene,

Classische aufgenommen und mit schonender Berücksichtigung der ältern Form — nur wie es die Rücksicht auf die jetzige Bildungsstufe der Sprache erfordere, bearbeitet — wieder gegeben werden solle. Dabei hat er namentlich auf den Vorgang der evangelischen Kirche Würtembergs hingewiesen, indem er sagt: „Die Protestanten in Würtemberg hat bei Abfassung ihres neuen Gesangbuchs von 1843 ein guter Takt geleitet; sie sind aufs Alte zurückgegangen und haben jenen Liedern den Vorzug gegeben, in denen körnigte Kraft mit Innigkeit des Gefühls und einem Ausdrucke ihres Glaubens verbunden ist. Sollten wir Katholiken es nicht längst so gemacht haben?" Er hat deßhalb auch in dem genannten Volksblatte, dessen Redakteur er damals war, von Zeit zu Zeit katholische alte Kernlieder, die er und Andere seit Jahren gesammelt hatten, so wie eigene Uebersetzungen lateinischer Hymnen mitgetheilt und zugleich auf den alten Melodienschatz der katholischen Kirche für solche Lieder aufmerksam gemacht, wie denn im J. 1845 und 1847 zu Augsburg bei M. Rieger zwei Bände erschienen sind unter dem Titel: „**Cantica spiritualia** oder Auswahl der schönsten geistlichen Lieder älterer Zeit in ihren originalen Singweisen." Zur praktischen Ausführung brachte diesen Vorschlag Vogts Stadtpfarrer Georg Kautzer in Laupheim, früher in Stuttgart, wo er als Kanzelredner sehr beliebt war, durch Herausgabe folgenden, 154 deutsche Lieder katholischen Ursprungs umfassenden Werks: „Katholisches Gesangbuch aus der Diöcese Rottenburg. Tüb. 1850." Er hat dazu auch einige eigene Lieder gegeben.

Solche Stimmen sind übrigens bis jetzt offiziell noch nirgends beachtet worden und das Bone'sche Gesangbuch, an das sich Kautzer vielfach gehalten hat, hat sich bis heute noch keiner Einführung im gottesdienstlichen Gebrauch zu erfreuen gehabt. Die Sache ist erst im Werden. Neuerdings hat übrigens Fr. Bollens in der Schrift: „Der deutsche Choralgesang der katholischen Kirche ꝛc. Tüb. 1851." diese Angelegenheit wieder zur Sprache gebracht und sich sehr entschieden und lebhaft gegen die Verweltlichung des alten katholischen Kirchengesangs und für eine durchgreifende und allgemeine Wiederbelebung und Wiederherstellung des deutschen katholischen Kirchengesangs ausgesprochen und dabei zum Schlusse ausgerufen: „Wird jetzt die katholische Kirche, wo sie befreit ist „von dem Einfluß despotischer Staatsgewalten, weniger Sorgfalt auf „den Kirchengesang verwenden, als ehmals? — Das kann und wird sie „nicht! Die Bischöfe Deutschlands werden hier so gut, wie in anderer

„Hinsicht, ihre Hirtensorgfalt offenbaren; alle würdigen Priester werden „ihnen getreu zur Seite stehen und das ganze katholische Volk wird mit „freudigem Danke das vielhundertjährige Erbtheil seiner Väter, den alten „katholischen Kirchengesang, wieder in Empfang nehmen."

Mit der Reform der Gesangbücher geht naturgemäß **die Reform der Choralbücher** Hand in Hand.

Schon in der vorigen Periode erhoben sich in der evangelischen Kirche manche Stimmen laut für die Nothwendigkeit der Verbesserung des **Kirchengesangs** und die Klagen über den Verfall des Musikalisch-Liturgischen wurden immer größer, verhallten jedoch lange noch spurlos, indem gerade die Pfleger des Gottesdienstes, die Geistlichen, fast keinen Sinn und keine Bildung für die kirchliche Liturgik mehr hatten. Schon Herder hatte in seinen Briefen über das Studium der Theologie Thl. IV. S. 303 gemahnt, man solle doch dem Gottesdienst eine Art Würde und Feierlichkeit des Alterthums erhalten; der Kirchengesang höre ja fast auf, Choralgesang zu seyn. Ganze Bücher wurden deßhalb geschrieben, wie z. B. die Hymnologie Schmieders vom J. 1789 — doch vergeblich. Endlich kam man zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts auf den Gedanken, für die Verbesserung des Kirchengesangs zu sorgen, indem man der Bildung des Gesangs in den Schulen besondere Aufmerksamkeit widme. Pestalozzi gab die Idee dazu und seine Schüler Pfeifer und Nägeli, Vorstand einer Musikalienhandlung in Zürich (geb. 1773, † 1836), bewirkten die allgemeinere Einführung und Verbesserung des Gesangunterrichts in den Volksschulen durch ihr zu Zürich im J. 1810 erschienenes Werk: „Gesangbildungslehre nach Pestalozzi'schen Grundsätzen, pädagogisch begründet von Mich. Traug. Pfeifer und methodisch bearbeitet von Hans Georg Nägeli." Nun erschienen der Reihe nach eine Menge von Gesanglehren für Volksschulen und von ein-, zwei- und dreistimmigen Schulchoral- und Schulgesangbüchern, und an vielen Orten wurde der Gesangunterricht in der Schule mit Eifer betrieben. Namentlich bildeten sich auch in Städten nicht bloß, sondern selbst auf manchen Dörfern Sängerchöre von Schulkindern oder ledigen Leuten, die theils den Gemeindegesang unterstützten, theils mehrstimmige Chorgesänge aufführten.

Damit allein war aber noch nicht geholfen. Die Gleichgültigkeit, dem Gottesdienst durch Beförderung des Kirchengesangs mehr Feierlich-

keit zu geben, die religiöse Erkaltung mußte zuvor hinweggethan seyn. Und dieß geschah durch die Zeiten der Demüthigung in den Napoleonschen Kriegen und der Erhebung des deutschen Volks in den Freiheitskämpfen; nun regte sich mit der neubelebten Religiosität auch der Sinn für Verschönerung des äußern Cultus und der Verbesserung der kirchlichen Musik. Friedrich Wilhelm III., der Preußenkönig, gieng hierinn voran, kaum nachdem die deutsche Freiheit wieder erkämpft und die Noth abgewandt war. Epoche macht nämlich sein deßhalb unter dem 17. Sept. 1814 erlassenes Publicandum, „die einzuleitende Reform des öffentlichen Gottesdienstes der Protestanten betreffend". Mit Entschiedenheit wird als Hauptmangel in der seitherigen Gestaltung des evangelischen Gottesdienstes das hervorgehoben, daß die Predigt als der allein wesentliche Theil des Gottesdienstes angesehen werde, da sie doch, obgleich höchst wichtig, eigentlich nur die Belehrung und Ermunterung zum Gottesdienste sey. Damit war angedeutet, daß neben der Predigt, als dem Mittelpunkt, dennoch auch Gebet und Gesang oder die Liturgie ihre wesentliche Bedeutung haben und in solcher erkannt werden müssen, indem namentlich die kirchliche Musik, und vor Allem der Kirchengesang, geboben wird. Zugleich setzte dieses Publicandum eine besondere Kirchenverbesserungscommission ein und sprach klar aus: „Die „Mängel beim Gottesdienst sind sichtbarer geworden in der letzten Zeit, „wo der durch die großen Weltbegebenheiten, durch die Drangsale, den „Kampf und die Siege des Vaterlands neubelebte religiöse Sinn des „Volks das Bedürfniß, sich auf eine würdige Art auszudrücken und auszusprechen, lebhaft und tief gefühlt hat." Damit war die Anregung zur Erörterung der Reformen im Gottesdienst nicht nur in Preußen, das dadurch nach der im J. 1817 zu Stand gekommenen Vereinigung der Reformirten und Lutheraner im J. 1821 die bekannte „Agende für die evangelische Kirche" erhielt, sondern auch im ganzen evangelischen Deutschland gegeben; mehr und mehr kam es zum Bewußtseyn, daß der protestantische Cultus zu nüchtern und trocken sey, und deßhalb besser belebt und verherrlicht werden müsse.

Die Hauptstimme für die nun als nöthig erkannte Veredlung und Belebung des protestantischen Cultus erhob Oberconsistorialrath B. Christian L. Natorp in Münster* durch seine bedeutungsvolle Schrift: „Ueber

* Geb. 12. Nov. 1774 zu Werden an der Ruhr, † 8. Febr. 1846 als Oberconsistorialrath und Vicegeneralsuperintendent der Provinz West-

den Gesang in den Kirchen der Protestanten, ein Beitrag zu den Vorarbeiten der Synoden für die Veredlung der Liturgie. Essen 1817.", welche er zur Feier des Reformationsjubiläums der Provinzialsynode der Grafschaft Mark überreichte. Bald darauf erklärten sich sehr ehrenwerthe Schriftsteller aufs Lebhafteste dafür, daß bei Veredlung der kirchlichen Musik der Choral und dessen Begleitung vor Allem wieder zur alten Würde und Einfalt zurückgeführt werden müsse; so namentlich: Klamer W. Frantz, Pfarrer zu Oberbörnecke bei Egeln, in der Schrift: „Ueber die ältern Kirchenchoräle, durch Beispiele erläutert. Quedlinburg 1818." Er hatte schon zuvor im Druck erscheinen lassen: „Vorschläge zur Verbesserung des musikalischen Theils des Cultus. Quedlinburg 1816." und ein nun im J. 1848 in zweiter Auflage erschienenes „Choralbuch, enthaltend die bekanntesten und vorzüglichsten Choräle der protestantischen Kirche Deutschlands mit reinen Melodien und reinen, überall ausgeschriebenen Harmonien, zur Begründung eines würdevollen, harmonischen Kirchengesanges. Halberstadt 1811."* Im gleichen Sinne sprachen sich aus der Herrnhuter Lehrer Peter Mortimer** in der Schrift: „Der Choralgesang zur Zeit der Reformation. Berlin 1821." und der große Heidelberger Rechtsgelehrte, Dr. Anton Fr. Justus Thibaut*** in der Epoche machenden Schrift: „Ueber Reinheit der Tonkunst. Heidelberg 1825. 2. Aufl. 1826." In diesem Sinn erschienen denn auch mehrere neue Choralbücher, unter welchen besonders hervorzuheben sind: Dr. Joh. Fr. Naue's, Organisten und Universitätsmusikdirektors in Halle (geb. 17. Nov. 1787 daselbst): „Allgemeines evang. Choralbuch in Melodien, größtentheils aus den Urquellen berichtigt. Halle 1829." (251 Choräle) und J. Carl W. Niemeyers, Lehrers am Waisenhause in Halle (geb. 1780, † 1839): „Dreistimmiges Choralmelodienbuch in Ziffern für die Schulen der Franke'schen Stiftungen. Halle 1817."

---

phalen in Münster, ein um das Volksschulwesen sehr verdienter Mann. Nicht lange vor seinem Tode sprach er sich auch noch in seiner Quartalschrift für Religion ꝛc. I. über „die Erfordernisse eines guten Gesangbuchs" aus.

* Er war zuerst Collaborator an der Domschule zu Halberstadt, wo er auch im J. 1774 geboren wurde.

** Geb. 5. Dez. 1750 zu Puttenham in England. Er war Lehrer in verschiedenen Gemeinorten und starb den 8. Jan. 1828 zu Herrnhut.

*** Geb. 1772 zu Hameln, † 28. Merz 1840 als Professor der Rechte und geheimer Hofrath in Heidelberg. Ueber ihn erschienen von A. Fr. Baumstark „Blätter der Erinnerung für seine Verehrer und für die Freunde der reinen Tonkunst. Leipzig 1841."

nebst den neunzehn von demselben zu Leipzig 1831 herausgegebenen „Chorälen in den alten Kirchentonarten".

Namentlich war es die Idee des allgemeinen vierstimmigen Gemeindegesangs beim Gottesdienst, wodurch man dem protestantischen Cultus aufhelfen und ihn veredeln und verherrlichen zu können glaubte. Die Anregung dieser Idee lag in dem in den reformirten Schweizerkantonen Zürich und Appenzell, besonders in der Stadt Zürich selbst und in dem Dorfe Wezikon (s. S. 266) blühenden vierstimmigen Gemeindegesang, in welchem die ganze Gemeinde, ohne alle Orgelbegleitung, nur mit einem Vorsänger, der nicht einmal den Akkord angiebt, die bedeutendsten Choräle singt. Aus der reformirten Kirche, welche sich im Nichtgebrauch der Orgel bis jetzt noch treu geblieben ist, so daß allerdings bei ihr ein Ersatz der Orgelharmonie durch Menschenstimmen nöthig wurde, sollte nun dieser vierstimmige Gemeindegesang auch in die lutherische Kirche, die bereits an der Orgel das herrlichste Instrument zum Ersatz der beim einstimmigen Gesang fehlenden Harmonie besitzt, übergepflanzt werden.

Hauptsächlich in Würtemberg fand diese Idee Anklang und lebhafte Unterstützung. Der Musiklehrer und nachmalige Stiftsorganist Conrad Kocher zu Stuttgart war es, der die Durchführung derselben zu seiner Lebensaufgabe machte und in einer besondern Schrift unter dem Titel: „Die Tonkunst in der Kirche oder Ideen zu einem allgemeinen vierstimmigen Choral- und einem Figuralgesang für einen kleinern Chor, nebst Ansichten über den Zweck der Kunst im Allgemeinen. Stuttgart 1823." seine Stimme dafür erhob, indem er zugleich in Stuttgart zur praktischen Durchführung dieser Idee einen sogenannten „Kirchengesangverein" errichtete.

In demselben Jahr 1823 noch empfahl die im November versammelt gewesene Generalsynode durch ein Circular dd. 29. Nov. allen Kirchenconventen des Landes die Errichtung von Gesangchören und Gesangschulen der Erwachsenen nach der in der Kocher'schen Schrift entwickelten Idee und nach dem Vorgang des Stuttgarter Kirchengesangvereins. Namentlich sollte mit den Schulkindern der methodische Gesangunterricht fleißig und so betrieben werden, daß er mit dem kirchlichen und insbesondere auch vierstimmigen Choralgesang in möglichst genaue und wirksame Beziehung gesetzt werde. Zu diesem Zweck setzte sich Kocher in Verbindung mit zwei gleichgesinnten Freunden, dem Universitätsmusik-

direktor Fr. Silcher in Tübingen und dem Musikdirektor am Schullehrerseminar in Eßlingen, J. G. Frech, und gab mit ihnen im J. 1824—1826 als eine Auswahl von Liedern und Melodien des Landesgesangbuchs 262 Choräle vierstimmig gesetzt unter dem Titel: „Vierstimmige Gesänge der evangelischen Kirche in einzelnen Stimmen" heraus.

Wenige Jahre später folgte diesen vierstimmigen Singheften, von denselben Männern auf höhern Befehl bearbeitet, ein neues Choralbuch, das alle diese vierstimmigen Gesänge enthielt, unter dem Titel: „Vierstimmiges Choralbuch für Orgel- und Clavierspieler oder Melodien zu sämmtlichen Liedern des öffentlichen Gesangbuchs der evangelischen Kirche in Würtemberg, nebst einem Anhange, enthaltend eine Auswahl von den beliebtesten ältern Kirchenmelodien, von Vor- und Nachspielen ꝛc. von C. Kocher, F. Silcher und J. G. Frech. Stuttgart, bei Metzler. 1828." Am 12. Febr. 1828 ordnete ein Consistorialbefehl die Einführung dieses neuen Choralbuchs in den Kirchen und Schulen an, und das Knecht'sche Choralbuch war nach kaum fünfundzwanzigjährigem Bestand verdrängt.

Während Knecht für die Erneuerung des Gemeindegesangs einen mächtigen, ergreifenden, ja überwältigenden Ausdruck angestrebt hatte: strebten die Herausgeber dieses Choralbuchs für den gleichen Zweck Faßlichkeit, Reinheit und Würde an; während Knechts Choralbuch hauptsächlich für die Orgel berechnet war, damit diese mit ihrer Harmonie die Trägerin des einstimmigen Gemeindegesangs werde, und hierinn seine großen Vorzüge hat, dabei aber nach der chromatischen Tonleiter mit zu viel Dissonanzen angefüllt und zu gekünstelt war: sollte nun dieses neue Choralbuch nach den in der Vorrede zu demselben ausgesprochenen Grundsätzen ein Mittel seyn, durch Festhalten an der einfachen diatonischen Tonleiter die Einführung eines allgemeinen vierstimmigen Kirchengesangs zu fördern. „Diesem großen Zweck," heißt es in derselben, „haben wir „alle überflüssige Kunst absichtlich zum Opfer gebracht, überall die mög„lichste Einfachheit und Leichtigkeit bezweckt, vor Allem das natürliche „musikalische Gehör zu Rathe gezogen und eine Tonfolge gewählt, welche „nach vielfältigen Erfahrungen für die menschliche Stimme am bequem„sten und sichersten zu treffen ist. Bei einem Tonsatze, der die mehr„stimmige Ausführung dieser Melodien einer ganzen Ge„meinde möglich machen soll, mußten alle sogenannten Bindungen

„und vorhaltenden Töne und überhaupt alle diejenigen Dissonanzen, „welche der höhern Kirchenmusik und gebildeten Sängern angehören, „wegbleiben oder sie durften höchstens nur durchgehend vorkommen. In „eben dem Grade, wie die Mittel- und Unterstimmen von der Gemeinde „selbst übernommen werden, muß sich die Orgel zurückziehen, und wo ein- „mal ein vollständiger vierstimmiger Gesang eingeführt ist, ist sie eigent- „lich entbehrlich und dient nur noch dazu, Abwechslung und Mannig- „faltigkeit in den Gesang zu bringen. Aber auch noch ehe dieses Ziel „erreicht ist, soll, wenn die Gemeinde anstimmt, die Orgel in den Hinter- „grund treten, der Gesang der Menschenstimmen soll herrschen und die „Orgel sich dem Gesang dergestalt anschmiegen, daß sie selbst nur mit- „singe und der Unterschied zwischen ihren Tönen und den Tönen der „Menschenstimmen so viel als möglich verschwinde."

So entstand dieses Choralbuch von 1828, seit langer Zeit wieder das erste diatonische Choralbuch in Deutschland, weil man die Ansicht festhielt, das Chromatische sey vom Volk schwer zu singen, und es habe keinen Sinn dafür, dulde auch nie fremde, halbe Töne in seinen Volksmelodien. Die Herausgeber* desselben wollten nämlich den Choralgesang verbessern, indem sie ihn wieder zu einem Volksgesang machten, was er in den älteren Zeiten gewesen war, wie es überhaupt auch anzuerkennen ist, daß diese drei Männer das Verdienst haben, den Volksgesang auf eine erfreuliche Weise wieder belebt und aus dem Schlummer hervorgerufen zu haben; denn sie sind die Stifter der durch ganz Würtemberg zahlreich verbreiteten Liederkränze und Gesangvereine. „Der Choral sey eine Volksmelodie und als solcher" — folgerten sie nun daraus — „müsse er keiner Begleitung, keiner Nachhülfe von Seiten irgend eines Instrumentes bedürfen." — Darnach wurde denn nun die Bedeutung der Orgelharmonie äußerst gering angeschlagen. Dem vierstimmigen Gesang zu lieb, damit das Volk oder die ganze Gemeinde in vierstimmiger Harmonie singen könne und so ein edler Volksgesang in der Kirche herbeigeführt werde, wurde ferner bei dem Satz der Choräle das Prinzip der Leichtigkeit zur Geltung erhoben und der möglichst einfachste Harmoniesatz angewandt, wornach alle schwierigen Intervalle vermieden, alle Uebergänge durch

* Man vergleiche die Stimme Silchers über das Choralwesen in Würtemberg in dem „Süddeutschen Schulboten. Stuttg. 1840. Nr. 1 und 2" und die gegnerischen Aufsätze des Diakonus Palmer in derselben Zeitschrift Jahrg. 1839. Nr. 20, 21, und 1840. Nr. 4, 5.

halbe Noten, alle ausweichenden Akkorde möglichst beseitigt, eine Menge durchgehender Noten eingeschoben und nur die einfachsten Akkorde und Akkordfolgen gelten gelassen wurden. So wurden nicht bloß alle großen, kleinen, verminderten Septimen und Nonen „theils wegen ihres leidenschaftlichen Charakters, theils wegen der schwereren Ausführung im Choral" weggelassen; so wurde nicht bloß „die üppig klingende Unterhaltungssiebente mit ihren süßlich klingenden Umkehrungen, die harte Note mit ihren abstammenden Akkorden, die Leidenschaft und Unruhe erregende verminderte Siebente" für untauglich erklärt: sondern selbst der Quartquintenakkord a g d (einfacher Undecimenakkord ohne Terz) und die $^6/_5$ Akkorde der Siebente des zweiten Tons in der weichen Leiter h a f d und des zweiten Tons in der harten d c a f fanden keine Gnade. Dabei wurde aber die Originalgestalt der Melodien und des ursprünglichen Rhythmus der alten Choräle nicht wieder hergestellt, nicht einmal der Trippeltakt oder einzelne punktirte Noten, und selbst die Dehnung einer einzelnen Sylbe auf mehrere Töne ꝛc. blieb ausgeschlossen; auch die alten Tonarten hielt man nicht fest, sondern setzte z. B. den Choral: „Wie schön leucht't uns" aus dem prachtvollen, majestätischen **Es Dur** in **F**. Auch änderte man um dieses leichtern „volksmäßigern" Harmoniesatzes willen an bekannten und beliebten ältern Chorälen, wie z. B.: „Jesus, meine Zuversicht", ja selbst an Chorälen neueren Styls, wie: „Ach, sieh ihn dulden" oder: „Mein Glaub' ist meines Lebens Ruh'."

Daneben zeigt sich aber ein Grundirrthum, daß man nämlich die Volksmäßigkeit des Choralgesangs einzig nur in der dem alten Kirchengesang angehörenden diatonischen Tonleiter, einzig nur in dem harmonischen Satz, statt in der Melodie und ihrem charakteristischen Rhythmus suchte, während die Harmonisirung für das Volksmäßige völlig gleichgültig und etwas rein bloß von der jeweiligen musikalischen Zeitbildung Abhängendes, somit also Zufälliges ist, die Melodie dagegen die Seele des Chorals ist und in ihr sammt ihrer rhythmischen Ausgestaltung die

ächte Volksmäßigkeit liegt. Obgleich nun die Herausgeber dieses Choralbuchs in der Vorrede die Meinung aussprechen: „man glaube nur nimmermehr, daß durch Umgehung der Dissonanzen das Ganze in seiner Wirkung verliere; vielmehr erhält ein solcher Gesang durch den Gebrauch lauter wohlklingender Akkorde, durch den Wechsel des harten und weichen Dreiklangs und durch die daraus abstammenden Harmonien eine große und herrliche Kraft und diejenige Faßlichkeit, Reinheit und Würde, welche der Kirche angemessen ist": so erschienen dennoch in Wirklichkeit die Choräle bei diesem vereinfachten Harmoniesatz in älterer Weise ohne das Leben der alten Melodien- und Rhythmusarten in einer äußerst dürftigen, magern Gestalt ohne alle Frische und Mannigfaltigkeit, so daß statt der gepriesenen Erbauung jeden einigermaßen musikalisch Gebildeten, der sie singen hört, das Gefühl der Oede und Langweiligkeit beschleicht und statt der angestrebten Volksmäßigkeit diese Choräle vielmehr sehr unpopulär erscheinen, eben weil sie nicht kurzweilig sind. Hauber klagte daher mit Recht: „Der Choral hatte nur noch einen Schritt zu thun; der ambrosianische Rhythmus war ihm im Knecht'schen Choralbuch vollends ganz ausgezogen, nun mußte auch aus der Tonfolge der mailändische Bischof vertrieben werden. — Es werden nicht bloß aus der Melodie, sondern sogar aus der Harmonie, was selbst die Alten nicht gethan haben, die Nichtleitertöne als heimathlos, wo immer möglich, ausgewiesen. Dieß hatte aber keine andere Folge, als daß vollends alle Mannigfaltigkeit des Gemeindegesangs verwischt und nunmehr, in Verbindung mit dem steifgewordenen Rhythmus, eine aller Armuth baare Monotonie in denselben gebracht ward. Sey's auch dann, daß die Choräle, weil die schwierigern chromatischen Töne nicht darinn vorkommen, eher gesungen werden können, so fragt sichs, wer wird sie jetzt noch singen wollen? Es ist nicht mehr weit, daß die Melodien in ein allgemeines, langweiliges Grau zerfließen. Gelingt dieser Prozeß, so ist es um unsern Gemeindegesang vollends geschehen und es wird abermals gehen, wie es unter der Herrschaft des gregorianischen Gesangs geschehen ist, daß sich die Kunst und die Anmuth aus der Kirche zurückzieht und auf eigene Faust fortlebt, was beiden nur zum Schaden ausschlagen kann."

Zu diesem Choralbuch, das 177 und mit denen im Anhang 218 Choräle in dem eben geschilderten Harmoniesatz enthält, wobei übrigens die Aufnahme mancher ältern gediegenen Kirchenmelodien und

die Ausstoßung mancher andern unwürdigen Choräle neuern Arienstyls anzuerkennen ist, lieferten die Herausgeber 63 neue Choralmelodien, meist auf gehaltlose, trocken moralisirende Lieder. Manchen derselben mußte es freilich schon deßhalb am volksmäßigen Ausdruck fehlen, und den wenigsten gelang es, sich im Gemeindegesang einzubürgern; einige derselben sind aber sehr gelungen zu nennen und haben ein gediegenes kirchliches Gepräge.

Dr. Conrad **Kocher**, ein um den Kirchengesang sehr verdienter Mann (s. S. 463, 474, 476), bot 22 Choralmelodien. Er wurde geboren 16. Dez. 1786 zu Dizingen bei Leonberg und gehörte längere Zeit dem Schulstand an. Nachdem er dann mehrere Jahre als Musiklehrer sich in Stuttgart aufgehalten hatte, wurde er am 14. Okt. 1827 Organist und Musikdirektor an der Stifts- und Hauptkirche daselbst. Aus Anlaß der Jubelfeier seiner fünfundzwanzigjährigen Amtsführung auf der genannten Stelle erhielt er von der philosophischen Fakultät in Tübingen im J. 1852 das Doktordiplom. Von jenen Melodien fanden am meisten Eingang:*

„Es gieng der Mann voll Gnad und Segen" — vom J. 1821.
„Es ist vollbracht."
* „Auferstehʼn, ja auferstehʼn wirst du" — e e d e f g a h c d g.
„Freude, Freude, alle wir."
* „Werde Licht, du Volk der Heiden" — vom J. 1823.
* „Es ist nicht schwer, ein Christ zu seyn" oder:
„Der Herr ist gut, in dessen Dienst wir stehʼn."

Dr. Friedrich **Silcher**, ein unermüdlicher Beförderer des veredelten Volksgesangs, bot 21 Choralmelodien. Er wurde geboren 27. Jan. 1789 zu Schnaith im Remsthal und wurde, nachdem er eine Zeit lang dem Schulstand angehört, im J. 1817 Universitätsmusikdirektor in Tübingen, welche Stelle er nun seit 35 Jahren bekleidet. Zur Anerkennung seiner großen Verdienste ertheilte ihm die philosophische Fakultät das Doktordiplom. Im J. 1820 und 1825 gab er heraus: „Melodien aus dem W. Choralbuch, dreistimmig für Kirchen, Schulen und Familien bearbeitet." Er schuf auch schöne „Hymnen oder Figuralgesänge auf hohe Festtage und zur Abendmahlsfeier" und schmückte sie mit einem sehr gelungenen vierstimmigen Tonsatz für gemischte Chöre. Durch ganz Deutschland hat er sich bekannt gemacht durch die Herausgabe der deutschen Volks-

* Die mit * bezeichneten Melodien sind als die gediegensten und beliebtesten in das neueste W. Choralbuch aufgenommen.

lieder, so wie auch der Volkslieder fremder Nationen. Von jenen Melodien fanden am meisten Eingang:

* „Mein Gott, zu dem ich weinend flehe" — vom J. 1820.
* „Mit welcher Zunge, welchem Herzen."
„Von dir, o Vater, nimmt mein Herz."
* „Ja, Tag des Herrn."
* „Herzog der erlösten Sünder" oder:
„Womit soll ich dich wohl loben."
„Gott ruft der Sonn' und schafft den Mond."
* „Urquell aller Seligkeiten."
* „Preis dem Todesüberwinder."

Johann Georg **Frech**, geb. 19. Jan. 1790 zu Kaltenthal bei Stuttgart, wo sein Vater als Uhr- und Orgelmacher lebte, Musikdirektor am Schullehrerseminar zu Eßlingen und Organist an der dortigen Hauptkirche, ein guter Orgelmeister und Componist mancher lieblichen Chöre und Figuralstücke, bot 20 Choralmelodien, von welchen sich am meisten verbreiteten:

„Er ist erstanden, Jesus Christ."
„Singt, Christen, singt ein frohes Lied."
* „Wohlauf, mein Herz, verlaß die Welt" — vom J. 1823.

Albrecht Peter **Bertsch**, geb. 1758, † 12. August 1820 als Präzeptor zweiter Klasse und Musikdirektor in Eßlingen; von ihm ist die Melodie:

* „Sollt' ich meinem Gott nicht singen" oder:
„Gott, mein Gott, dir will ich singen."

Auf den ersten Anblick nun muß die Idee der Einführung eines allgemeinen vierstimmigen Gemeindegesangs, zu deren Realisirung dieses Choralbuch vom J. 1828 als Mittel dienen sollte, sehr einleuchtend erscheinen und die Hoffnung daran sich knüpfen, es sollte dadurch wieder die Herrlichkeit des alten Gesanglebens in der Kirche heraufbeschworen werden, wie es in dem ersten Jahrhundert der evangelischen Kirche zu schauen war, als in den Städten nicht bloß, sondern allmählich auch selbst in Dörfern der mehrstimmige Choralgesang beim Gottesdienst sich eingebürgert hatte (s. Bd. I. S. 138).

Allein mit diesem neu angestrebten vierstimmigen Gesang verhält es sich anders, als damals.

Damals hatten alle Stimmen, nicht bloß die stimmführende, ihre freie, melodische, selbstständige Bewegung; die neue Harmonisirung nach dem Generalbaß behandelt aber die drei begleitenden Stimmen neben der stimmführenden, dem Sopran, ganz unselbstständig und dienstbar zur

Ausfüllung des leeren Raums, also als bloße Mittel für einen Kunstzweck, so daß sie sich, wie namentlich der Tenor, in bloßen einförmigen, langweiligen Uebergangstönen bewegen müssen, abgesehen davon, daß der vierstimmigen Singbarkeit wegen die Melodien bloß in den allereinfachsten Akkorden und Akkordfolgen harmonisirt werden konnten und man den begleitenden Stimmen zu lieb manchmal selbst die Melodie verändern oder höher nehmen mußte, wodurch der Gesang schreiend wird. Der Gesang solcher einförmigen Töne ohne melodische Bewegung, an welchen bei solcher Mehrstimmigkeit mehr als die Hälfte der Gemeinde gebunden ist, kann aber nicht mehr ein Volksgesang, sondern rein bloß ein Kunstgesang genannt werden, sofern ein freier Erguß des Gefühls dabei entfernt nicht stattfinden kann und der Kunstzweck ohnedem dem Erbauungszweck, den das Volk hauptsächlich beim Kirchengesang sucht, zum Opfer gebracht ist.*

Damals hatte ferner die **Orgel** weit noch nicht diese Vollkommenheit, die sie jetzt hat, ihr Bau war noch mangelhaft und das Spiel auf derselben erschwert. Darum bildeten auch damals noch die mehrstimmige Harmonie die Sänger auf dem Chor, welche statt der Orgel den Gemeindegesang begleiteten. Nun aber hat die Orgel ihre Vollendung erreicht. Schon durch die Erfindung der Schleifwindlade wurde seitdem das Traktament oder die Handhabung der Orgel ungemein erleichtert (s. Bd. I. S. 208); nun aber ist durch die Erfindung des großen Orgelbauers Eberhard Friedrich Walker in Ludwigsburg auch die reinere Intonation und Stimmung, die bei der Schleifwindlade zu leiden hatte, wieder möglich gemacht und mit der leichtesten Handhabung der Orgel in Verbindung gesetzt. Er hat nämlich auf den Springladen alle Ventile und Federn entfernt und diese durch eine Vorrichtung ersetzt, die durch Leichtigkeit des Oeffnens und Schließens Alles übertrifft, was bisher geleistet worden war, da auch der Gegendruck des Windes ganz aufgehoben ist, so daß dadurch erreicht ist, was so lange gesucht wurde — das Traktament ist

* Stadtpfarrer Dann in Stuttgart, welcher mitten in dieser vierstimmigen Zeit unverrückt am einstimmigen Melodiengesang festhielt, sagte einmal gar treffend: „So lang einer jung ist und ohne Kreuz, mag er vielleicht einen Stolz darein setzen, der Kunst zu dienen; wenn er aber des Lebens Bitterkeit einmal geschmeckt hat, und es kommt ein Lied in der Kirche, wo er gern das Herz ausleeren möchte und dem Flug des Liedes nachgehen: — armer Vogel! wenn ihm dann die Flügel beschnitten sind, und er, statt sich auf die Schwingen der Melodie setzen zu können, dritte oder vierte Stimme singen muß!“

so leicht als möglich (auf der Stiftskirchenorgel zu Stuttgart, die er fertigte, kann bei vollem Werk von siebenzig Registern mit gekoppelten vier Clavieren noch ein schöner Triller gemacht werden), die Register erscheinen im Einzelnen und Ganzen in ihrer Kraft und Fülle, die Reinheit ihrer Intonation und Stimmung bleibt unverändert und das Ganze ist von einer bis jetzt nie gehörten Kraft. Neben Walker, der außer der Stuttgarter Stiftskirche für die St. Kilianskirche zu Heilbronn, für die Münsterkirche in Ulm, für die Paulskirche in Frankfurt ꝛc. ausgezeichnete Orgelwerke gefertigt hat, zeichnen sich als Orgelbauer noch aus: Fr. Turley aus Treuenbrietzen, der für Perleberg, und Joh. Fr. Schulze aus Paulinzelle, der für Mühlhausen in Thüringen ein sehr gelungenes, großes Werk geschaffen hat. Jetzt, wie noch nie zuvor, ist also die Orgel berufen, mit ihren gewaltigen Tönen die Melodie beim Gemeindegesang zu stützen und zu tragen, und sie kann dieß auch besser, als noch so viele Menschenstimmen, welche zweite, dritte und vierte Stimme singen. Es ist so im Gegentheil eine viel reichere, schönere, künstlichere Harmonie für den Choralgesang möglich gemacht, als sie der angestrebte vierstimmige Menschengesang in der Kirche, wenn er einigermaßen möglich und erträglich seyn soll, zuläßt.*

So ist es denn auch kein Schaden, daß jenes Experiment eines allgemeinen vierstimmigen Gesangs in der Wirklichkeit völlig mißglückt ist. Jenen drei Heroen des vierstimmigen Gesangs selbst ist es nämlich innerhalb zwanzig Jahren noch nicht gelungen, auch nur einen Schatten von vierstimmigem Gesang im Schiff ihrer Kirche zu Stand zu bringen, obgleich Kocher in Stuttgart, Silcher in Tübingen und Frech in Eßlingen hiezu so bedeutende Hülfsmittel hatten, wie sie anderswo nicht leicht zu Gebote stehen. Ja, selbst in Zürich, diesem Vorbild des vierstimmigen Kirchengesangs, klingt, nach Berichten von unparteiischen Ohrenzeugen,** der Gesang ziemlich rauh, Alt und Tenor werden selten gehört, und von 120 Melodien, die das Züricherische Gesangbuch enthält, können bloß

---

* Musikdirektor und Organist Fr. Wilke in Neuruppin hat in der musikalischen Zeitung Jahrg. 1836 S. 697, 839 und Jahrg. 1837 S. 645 einen geschichtlichen Ueberblick über die Verbesserungen und neuen Erfindungen gegeben, welche die Orgel hauptsächlich durch Abt Vogler, Buchholz, Vater und Sohn, in Berlin, Turley, Vater und Sohn, in Treuenbrietzen, Walker und Schulze erfahren durfte.

** „Die Reise nach Zürich" von Oberreallehrer Kies in Tübingen in den Blättern aus Süddeutschland für das Volkserziehungs- und Volksunterrichtswesen. 1842. 2. Heft. S. 137 f.

25—30 vierstimmig gesungen werden, und selbst von diesen sind nur wenige im Gebrauch, obgleich die jungen Leute in Zürich gesetzlich gezwungen sind, bis zum achtzehnten Jahr die Singschule zu besuchen, um Tenor und Baß einzuüben. In Würtemberg wurde mit diesem Experiment sogar das Gegentheil von dem, was man beabsichtigte, erreicht. Indem man nämlich, zumal in den Schulen, allzustark auf das vierstimmige Singen drang, kam das allgemeine, einfache Singen der Choralmelodien mehr und mehr in Abgang. Die Hälfte der Schüler, die Knaben, mußte meist die Altstimme einüben, worüber man es gewöhnlich versäumte, auch die im Sopran liegende Melodie mit ihnen einzuüben; diesen Alt konnten sie aber später, nachdem die Stimme einmal gebrochen war, nicht mehr in der Kirche singen, und die Melodie lernten sie nicht recht singen, somit war durch die Schule für den Gemeindegesang wenig vorgearbeitet. Nach dem aus den amtlichen, an das Consistorium eingelaufenen Gesangberichten im J. 1840 gezogenen Resultat* wurde von allen Theilen des Landes geklagt, daß über der Abrichtung der Kinder für die vierstimmigen Choräle die Schüler bei weitem wenigere Choralmelodien allein singen lernen, als früher, wo der Lehrer sogar nur durch Vor- und Nachsingen die Melodie lehrte. Allein nicht nur dieser Uebelstand trat ein, sondern es wandte sich nun auch bei den Erwachsenen über dem Dringen auf vierstimmigen Choralgesang die Neigung bald vorzugsweise dem Figuralgesang zu, weil die untergeordneten Stimmen beim Choralgesang zu langweilig erschienen, und vom Figuralgesang noch entschiedener zum Gesang weltlicher Tonstücke, wie denn auch an vielen Orten die Kirchengesangvereine sich in Liederkränze umwandelten, so daß meist bloß der weltliche Volksgesang daraus den Nutzen zog, der geistliche Volksgesang aber den Schaden hatte.

So konnte eine Reaktion gegen das vierstimmige Gesangwesen und das aus demselben hervorgegangene Choralbuch von 1828 nicht lange auf sich warten lassen. Immer entschiedener sprach man sich dahin aus, daß wieder ein größerer Melodienreichthum in den Gemeinden einheimisch und daher vor Allem die Fertigkeit im Melodiengesang in den Schulen gepflegt werden müsse, es sey auch jedenfalls besser, einen schönen einstimmigen Gesang der Choralmelodien zu haben, als

* Ueber den Erfolg der Bestrebungen der Würtembergischen Volksschule für Verbesserung des Kirchengesangs seit dem J. 1823 von Pfarrer Gußmann — in den Blättern aus Süddeutschland. 1841. 1. Heft. S. 33 f.

einen künstlichen vierstimmigen Gemeindegesang, der sich doch nicht erreichen lasse und, wenn er nicht ganz rein und vollkommen ausgeführt werde, widerlicher klinge, als der schlechteste einstimmige Gesang. Je länger, desto schmerzlicher vermißte man die reiche Orgelharmonie bei der Begleitung des Gemeindegesangs und begehrte wieder ein Choralbuch, das der Orgel ihr naturgemäßes Recht angedeihen lasse und die Choräle, „statt mit einfarbigem Ipserweiß übertüncht, wieder mit ihren ursprünglichen, frischen Farben harmonisirt gebe". Dabei verkannte man aber die Bedeutung des vierstimmigen Kirchengesangs durchaus nicht, sofern er wesentlich zur Hebung und Verherrlichung des protestantischen Cultus geeignet ist. Nur wollte man ihn vom Schiff der Kirche in den Chor verwiesen wissen, indem man behauptete, er gehöre als Kunstgesang zunächst nur für einen kleineren Kreis von geübten, musikalisch gebildeten Sängern, er gehöre nicht fürs allgemeine Singen, sondern nur fürs allgemeine Hören und habe die Stelle der Instrumentalmusik zur Einleitung des Gottesdienstes und zur Herbeiführung einer feierlichen Stimmung der Gemeinde zu vertreten. Als nun im J. 1841 für Würtemberg ein neues Gesangbuch erschienen war, welches gebieterisch auch ein neues Choralbuch forderte, so entbrannte ein heftiger Streit über die Reform des Choralwesens, welcher besonders in den verschiedenen pädagogischen Zeitschriften Würtembergs* ausgefochten wurde, von Diakonus Hauber in Tübingen aber, welcher die reaktionären Grundsätze gegen die Alleinherrschaft des Prinzips der Vierstimmigkeit in dem schon mehrfach erwähnten trefflichen Aufsatz in der deutschen Vierteljahrsschrift. 1841. 4. Heft aussprach und schon in der Gesangbuchssynode als Referent geltend gemacht hatte, so wie von Diakonus Palmer in Marbach, dem Verfasser der Homiletik und Katechetik, angefacht worden war.

Nach Vernehmung der öffentlichen Stimme und nachdem zuvor Gelegenheit gegeben war, daß vom ganzen Lande die beliebtesten und gebräuchlichsten Lokalmelodien eingesandt werden konnten, arbeitete in der zweiten Hälfte des Jahrs 1843 eine Commission unter dem Vorsitze des

* Süddeutscher Schulbote. 1840. Nr. 1, 2 (Silcher), Nr. 4, 5 (Palmer), Nr. 14, 15 (Silcher), Nr. 22 (Frohnmeyer), 1841. Nr. 25, 26 (Faulhaber). — Blätter aus Süddeutschland. 1840. 1. Heft (Hauber), 1841. 1. Heft (Gußmann), 3. Heft. S. 215 (Hauber), S. 219 (C. Ehmann), 1842. 3. Heft (Wolf), 1843. 1. Heft (Müller). — Die Volksschule, herausgegeben von Seminarrektor Riecke. Jahrg. 1842, besonders S. 462 f. (Kocher), 1843, besonders S. 193 f. (Kübler). So auch Wackernagel in seiner Schrift: „M. Luthers geistliche Lieder. 1848. S. XIV—XX."

Hofpredigers Dr. Grüneisen ein neues Choralbuch für Würtemberg aus. In dieser Commission saßen von den Herausgebern des Choralbuchs von 1828: Kocher und Silcher, so wie ihre Hauptgegner in Betreff des Prinzips der Vierstimmigkeit, Archidiakonus Hauber in Tübingen, jetzt Prälat in Ulm, und Diakonus Palmer, nachmals Dekan und jetzt Professor der Theologie in Tübingen. Weitere Mitglieder waren Pfarrer Strebel in Weil im Schönbuch (S. 476), Schulmeister Zeiher von Langenburg und Seminarmusiklehrer, Schulmeister Straub von Maulbronn. So unmöglich es schien, trat doch eine Versöhnung und Ausgleichung der extremen Ansichten ein.* In der Grunddifferenz, ob der vierstimmige Satz der Choräle oder die Harmonisirung allein für die Orgel oder allein für vierstimmigen Gesang eingerichtet werden solle, einigte man sich nämlich glücklich dahin: an die Einführung eines allgemeinen vierstimmigen Gemeindegesangs sey so bald nicht zu denken, deßhalb wolle man das neue Choralbuch nicht mehr durch das Prinzip der Vierstimmigkeit beherrscht seyn lassen, wornach nur leichte, schnell singbare Melodien und nur der allereinfachste Satz in dasselbe zu nehmen wären; aber eben so wenig wolle man durch das neue Choralbuch die Möglichkeit abschneiden, daß von gebildeten Chören die Choräle gut vierstimmig ausgeführt werden und diese Chöre unter günstigen Umständen sich vielleicht einmal unter der Gemeinde ausdehnen können. Die Harmonisirung sollte also zunächst und jedenfalls für die Orgel seyn und die Vierstimmigkeit nicht mehr als Prinzip gelten, wie beim Choralbuch von 1828, sondern nur ein begleitendes Moment seyn mit freiem Spielraum.

So kam denn nun ein Orgelchoralbuch zu Stand, das zugleich auch ein Singchoralbuch ist, sofern nämlich daraus vierstimmig singen kann, wer will und kann; ein Choralbuch, welches „zunächst für den „allgemeinen und einstimmigen Gesang eine würdige Orgelbegleitung „darbietet, zugleich aber auch dem Bedürfniß des vierstimmigen Chor„singens und der an einzelnen Orten hiefür erzielten Befähigung ent„gegen kommt“ (vgl. Vorrede S. IX).

In Betreff der Auswahl der Melodien wurde der Grundsatz festgehalten, möglichst schon Bewährtes und nicht viel Neues aufzunehmen.

---

* Vgl. Palmers Bericht: „Zum neuen Choralbuch“ in dem Süddeutschen Schulboten. Jahrg. 1845. Nr. 2—5. — „Etliche Gedanken und Wünsche, dem neuen vaterländischen Choralbuch auf den Weg“ von Hauber in den Blättern aus Süddeutschland. 1844. 4. Heft.

„Ein kirchliches Choralbuch hat," ſagt die Vorrede S. I, „zu geben, was es aus der Kirche nimmt, und dieß für ſeine Zeit feſtzuſtellen." Ganz beſonders wurde dabei der vaterländiſche, würtembergiſche Gemeindegebrauch im Auge behalten. Was ſich hier in älterer oder neuerer Zeit eingebürgert hatte, das wurde aufgenommen, dagegen aber eine Maſſe neuerer unbedeutender oder unpaſſender Melodien, die ſich bis jetzt noch nicht zu legitimiren vermochten, entfernt. So ſind von den 135 neuen Melodien, wovon 123 als „ganz neu" ins Knecht'ſche Choralbuch vom J. 1798 kamen, bloß 19, und von den 64, welche in das von 1828 als ganz neu, meiſt als Produkte der Choralbuchherausgeber kamen, bloß 11 aufgenommen worden; auch ſind bloß 6 von Commiſſionsmitgliedern neu componirte Melodien, und zwar meiſt zu Liedern, die noch keine oder wenigſtens unbrauchbare Melodien hatten, beigefügt worden, was eine nicht genug zu lobende weiſe Selbſtverleugnung iſt. Vor Allem erfreulich iſt aber die umfaſſendere Berückſichtigung der ältern Kernmelodien aus der beſſern Zeit des evangeliſchen Chorals. Das neue Choralbuch enthält bei 210 Nummern ungefähr 60 Melodien aus dem ſechzehnten, 50 aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert bis 1690, 50 aus dem Zeitraum von 1690—1744, 30 aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bis 1819 und 20 von 1819 bis auf die neueſte Zeit. Uebrigens, ſo freudig hier wieder ältere beliebte Choräle, beſonders aus dem Störl'ſchen Choralbuch, begrüßt werden, die ſeit 50 Jahren dem Gemeindegebrauch entzogen waren,* ſo ſehr ſind manche Prachtchoräle der alten Zeit zu vermiſſen, wie z. B.: „Jeruſalem, du hochgebaute Stadt" — „O Menſch, bewein' dein' Sünden groß" — „Fröhlich woll'n wir Halleluja!" — „Der Bräut'gam wird bald rufen" — „Auf meinen lieben Gott" — „Chriſtus, der uns' ſelig macht" — „Heut triumphiret Gottes

* Z. B.: „Meinen Jeſum ich erwähle" — „Gott will's machen" — „Fahre fort" — „Sollt ich meinem Gott nicht ſingen" — „Macht hoch das Thor" — „Ach, wenn werd ich dahin kommen" — „In allen meinen Thaten" — „Meine Armuth" — „Der ſchmale Weg" — „Zeuch ein zu deinen" — „Theuerſter Immanuel" — „Fröhlich ſoll mein Herze" — „Folget mir, ruft uns" — „Dir, dir, Jehova" — „Mein Salomo" — „Ich will dich lieben" — „Wer Jeſum bei ſich hat" — „Der Tag iſt hin" — „Gott, Vater, Herr" — „Ach Gott, verlaß mich nicht" — „O ew'ger Geiſt" — „Ach, wie nichtig" — „Mein Jeſu, der du mich" — „Die Nacht iſt vor der Thür" — „Meine Seel', ermunt're dich" — „Jeſu, Kraft der blöden Herzen" — „Friede, ach Friede" — „Singen wir aus" — „Der lieben Sonne Licht." („Eins iſt noth" — „Ruhe iſt das beſte Gut" — „Wunderbarer König" — „Es glänzet der Chriſten.")

Sohn" ꝛc. Nur mit sehr wenigen ältern Chorälen, die nicht zuvor in einem Würtemb. Choralbuch standen, ist dieses neue Choralbuch bereichert, z. B.: „Die güld'ne Sonne" — „Nun preiset Alle", aus Freylinghausens Gesangbuch: „Dieweil ich auferstehe" — „Gott, den ich als Liebe" — „Lobe den Herren, o meine Seele" — „Auf, Triumph" und aus dem Brüderchoralbuch: „Herz und Herz vereint" — „Die wir uns allhie beisammen."

Die Auswahl der gediegensten Kernmelodien aus dem Melodienschatz der ältern Zeit ist also immer noch nicht umfassend genug; man merkt es deutlich, daß das Gesangbuch ohne das Choralbuch, also ohne die gehörige Rücksicht auf das musikalische Bedürfniß gemacht worden ist. So hat man nun für manche werthvolle Choräle kein Metrum unter den Liedern gefunden und sie daher ausschließen müssen, oder, wenn es gut gieng, bloß mit einem einzigen Lied versorgen können; wodurch ihr Gebrauch sehr erschwert und ihre Einbürgerung sehr gehemmt ist.

Von neuen Melodien finden sich zum erstenmal in einem Würtemb. Choralbuch folgende und zwar von

Conrad Kocher (s. S. 468):

„Nicht eine Welt, die in ihr Nichts vergeht" — vom J. 1836.
„Treuer Jesu, wir sind hier."
„Aller Gläub'gen Sammelplatz" — vom J. 1837.

Friedrich Silcher (s. S. 468):

„Weil ich Jesu Schäflein bin" — vom J. 1843.

Joh. G. Frech (s. S. 469):

„Kehre wieder, kehre wieder" — vom J. 1843.

Weller, Schulmeister in Vaihingen an der Enz, † 1824:

„Mein Schöpfer, der mit Huld und Stärke."

Dr. Joh. Valentin Strebel, geb. 9. Merz 1801 zu Oberndorf bei Schweinfurt, vom J. 1830 Stadtpfarrer in Forchtenberg bei Oehringen, seit 1835 Direktor des Erziehungsinstituts in Stetten im Remsthal, seit 1844 Pfarrer in Weil im Schönbuch bei Tübingen und nun seit 1850 Direktor des christlichen Privatgymnasiums in Stuttgart:

„Such', wer da will, ein ander Ziel."

Dr. Heinrich Carl Breidenstein, geb. 1796 zu Steinau in Churhessen, studierte Philosophie in Berlin und ist seit 1823 als Musikdirektor und außerordentlicher Professor der Musik auf der rheinpreußischen Universität Bonn angestellt:

„Wenn ich ihn nur habe."

Aus dem Schleswig-Holsteiniſchen Choralbuch, welches unter dem Titel: „Vollſtändiges Choralmelodienbuch zu dem Schleswig-Holſteiniſchen (neuen) Geſangbuch. Kiel 1818." — neu aufgelegt 1830 — G. Chr. Apel, Stadtcantor und Organiſt an der Nikolaikirche in Kiel, mit 102 Melodien beſorgte:

„Gott iſt mein Lied."

Aus dem Berliner Choralbuch, welches zu dem dortigen neuen Geſangbuch von 1829 der Muſikdirektor und Organiſt der St. Marienkirche, Auguſt Wilh. Bach zu Berlin (geb. daſelbſt 4. Okt. 1796), auf eine treffliche Weiſe im J. 1830 angefertigt hat unter dem Titel: „Choralbuch für das Geſangbuch zum gottesdienſtlichen Gebrauch für evangeliſche Gemeinden":

„O daß ich tauſend Zungen hätte."

Anonym wurde der Choralbuchscommiſſion eingeſchickt die Melodie:

„Wohlauf, wohlan zum letzten Gang".

Sodann ſind noch neu aufgenommen:

Eine Badiſche Weiſe:

„Die Welt kommt einſt zuſammen."

Eine Augsburger Weiſe:

„Mein Jeſus lebt, was ſoll ich ſterben."

Eine Schweizer Weiſe:

„Geh' aus, mein Herz, und ſuche Freud'."

Eine choralmäßige, von Diakonus Palmer beantragte Umarbeitung der vorletzten Nummer: „**Quando corpus morietur**" aus Pergoleſis claſſiſcher Muſik zum „**Stabat mater**":

„Schaut die Mutter voller Schmerzen."

In Betreff der Faſſung der Melodien und ihrer Rhythmen hat zwar nicht mehr der viertheilige Takt mit ſeinem Nivellirungsgeſchäft die Alleinherrſchaft geübt; überhaupt ſollte nach den ausgeſprochenen Grundſätzen nicht mehr, wie ſeit der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, allen Chorälen eine ſchulmäßige Gleichheit und bequeme Brauchbarkeit aufgezwungen, ſondern es ſollten alle in möglichſt reiner Geſtalt mit dem ihnen eigenthümlichen Charakter nach dem Gepräge ihrer Zeit wiedergegeben werden. Allein dieß wurde nicht conſequent durchgeführt. Die Choralmelodien der neueren Zeit, an denen ſich die Herausgeber des Choralbuchs von 1828 manche Aenderungen erlaubt hatten, wie z. B. die Knecht'ſchen, wurden allerdings mit einziger Ausnahme der Melodie: „Du, deß ſich alle Himmel" ganz der Notenfolge

ihrer Verfaſſer getreu aufgenommen, da ſie bereits in dem unſerer Zeit gewöhnlichen Ton und Gang componirt ſind. Allein die Melodien der ältern und älteſten Zeit ſind nur ſelten, oder wenigſtens mit größter Behutſamkeit, in ihre ältere urſprüngliche Form, die ihnen in den neueren Choralbüchern genommen iſt, zurückgeſetzt worden. Es erſchien der Commiſſion zu gewagt, den Gemeinden auf einmal wieder einen rhythmiſchen Geſang zuzumuthen und ihnen längſt geläufige und liebgewordene Melodien auf einmal in ganz anderer Form zu ſingen zu geben. Nur wenige alte Melodien ſind deßhalb in ihrem urſprünglichen belebten Rhythmus wieder gegeben oder aus dem geraden Takt, in dem ſie zuletzt geſungen wurden, wieder in den urſprünglich ungeraden Takt geſetzt, ſo z. B.: „Aus meines Herzens Grunde" — „Nun preiſet Alle" — „Nun lob mein' Seel'" — „Herr Gott, dich loben wir" — „Auf Triumph" — „Gott Vater, Herr, wir danken dir" — „Singen wir aus Herzensgrund" — „Macht hoch die Thür." Manche ſind in doppelter Faſſung, ſowohl in der neuern, als in der urſprünglichen Form gegeben, damit allmählich die ältern Faſſungen eingeführt werden können, ſo z. B.: „Allein Gott in der Höh ſey Ehr" — „Wer nur den lieben Gott" — „Komm, heil'ger Geiſt" — „Warum ſollt ich mich denn grämen" — „Herr Jeſu Chriſt, mein Lebenslicht." Bei andern Melodien wurde wenigſtens durch beigefügte Varianten Altes und Neues vertreten, wie z. B. bei den Nummern 26, 66, 85, 139, 189, 194 des Choralbuchs, oder fand eine Annäherung an die Urform ſtatt, wie bei. „Gelobt ſeyſt du, Jeſu Chriſt" — „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott." Auch erſcheinen nun wieder, wie im Störl'ſchen Choralbuch, viele Mollmelodien und Trippeltakte, letztere z. B. in den Chorälen: „Eins iſt Noth" — „Lobe den Herren, o meine Seele" — „Höchſter Formirer" — „Es glänzet der Chriſten" — „Die güld'ne Sonne" — und noch etwa acht andere. Endlich wurden auch, um die frühere Lebendigkeit im Rhythmus der alten Choräle in Erinnerung zu bringen, bei manchen Melodien die urſprünglichen punktirten Noten wieder aufgenommen, z. B. bei: „Wer Jeſum bei ſich hat" — „Ach, wie nichtig" — „Lobe den Herren, den mächtigen" — „Chriſtus, der iſt mein Leben" — „Es glänzet der Chriſten"; allein wohl gar zu ängſtlich wurden ſolche Stellen dennoch ſo harmoniſirt, daß ſie auch ohne Punkte in gleichmäßig fortlaufenden Noten geſungen werden können, wodurch beim Orgelſpiel die von den Mittelſtimmen zugedeckte punktirte Note faſt unhörbar wird. Die Freunde des alten Chorals, die

ſeine Herrlichkeit nun an den neuern Sammlungen wieder kennen gelernt haben, werden damit nicht zufrieden ſeyn. Allein der Commiſſion war es zweifelhaft, ob die Reſtitution je mehr gelingen und der Geſang nicht vielmehr verdorben werden würde; das bloß antiquariſche Intereſſe ſollte nicht auf Koſten der Andacht begünſtigt werden. Es ſollte nur durch einige Choräle im alten Rhythmus oder mit punktirten Noten der zukünftigen Entwicklung das Thor geöffnet und dabei eingeprägt werden, wie überhaupt wieder die Choräle lebendiger und friſcher zu ſingen ſeyen. Deßhalb wurde auch in der ſehr dankenswerthen, trefflichen „Inſtruktion an die Geiſtlichen und Organiſten für den Gebrauch des neuen Choralbuchs“ die Regel aufgeſtellt, den Choral wenigſtens ſo ſchnell zu ſingen, daß er nicht in ein Aggregat von einzelnen Tönen aus einander falle, ſondern daß noch jede Zeile deſſelben einen muſikaliſchen Geſammteindruck machen kann. Die Vorſicht und Scheue vor der Zurückführung eines belebtern Rhythmus iſt aber offenbar zu weit getrieben. Bei manchen Chorälen wäre ſie jedenfalls ganz unverfänglich geweſen, z. B. bei: „Seelenbräutigam“ — „Freu dich ſehr, o meine Seele“ u. ſ. w.

In Betreff der Harmoniſirung, die als ſehr gelungen zu bezeichnen iſt, wurde der Grundſatz durchgeführt, die Choräle in den Tonarten und mit derjenigen Harmonie zu ſetzen, welche jedem Choral nach der Zeit ſeines Urſprungs und nach ſeinem Charakter angemeſſen und für eine würdige Begleitung des einſtimmigen Geſangs mit der Orgel durchaus geeignet iſt.* Man hat ſich deßhalb nicht geſcheut, wo die Choräle nicht ihrem Urſprung nach auf dem einfachen diatoniſchen Syſtem beruhen, die im Choralbuch von 1828 ausgeſchloſſenen Quartquinten-, Quintſexten-, Sekondakkorde ꝛc. nebſt Diſſonanzen ſelbſt von härterer Art, wo ſie im Original aus der Knecht'ſchen Zeit vorkommen, wieder aufzunehmen. So ſind die alten Kirchengeſänge auch wieder in den alten Ton-

* Die Zwiſchenſpiele, welche ſich hier, während ſie z. B. in Baden ſammt und ſonders verboten ſind, zum erſtenmal in einem Würtemb. Choralbuch bei jedem Choral finden, übrigens nicht durchgängig gelungen, ſondern oft zu künſtlich, oft zu lang ſind, hat Frech für die Choralnummern 1—69, Silcher für die von 70—140, Kocher für den Reſt geliefert. Pachelbel, im J. 1690 Organiſt in Stuttgart (ſ. Bd. II. S. 506 f.), hatte die Zwiſchenſpiele eingeführt. Silcher gab auch eine Auswahl von Chorälen dieſes Choralbuchs, wie zuvor des Knecht'ſchen, heraus unter dem Titel: „Zweiundſechzig zwei- und dreiſtimmige Choräle nach dem Würtemb. Choralbuch von 1844.“; ebenſo auch eine Anzahl von Chorälen für den vierſtimmigen Männergeſang.

arten, die moderneren aber in freier, dem jetzigen muſikaliſchen Gehör entſprechenderer Weiſe geſetzt, doch ſo, daß ſie zum ernſten Schritt der Orgel paſſen. Die Tonhöhe mancher Choräle im Choralbuch von 1828, durch welche, indem ſie urſprünglich auf die leichtere vierſtimmige Ausführung berechnet war, ſtatt vierſtimmigen Geſangs oft bloß einſtimmiges Geſchrei bewirkt wurde, wenn der Organiſt nicht ſupponirte, wurde wieder ermäßigt und eine tiefere Tonart für die Melodie genommen, z. B. bei den Chorälen: „Es iſt das Heil uns" — „Ein Lämmlein geht" — „Nun ruhen alle Wälder" — „Nun danket alle Gott" — „Lobt Gott, ihr Chriſten" — „Wie ſchön leucht't uns der Morgenſtern." Der Satz iſt bei allen Chorälen mit Ausnahme der Kindermelodie: „Weil ich Jeſu Schäflein bin" vierſtimmig, wie er für die Orgelharmonie zunächſt, dann aber auch nach demſelben Mittelweg, den auch das bloß 74 Choräle enthaltende Badiſche Choralbuch von 1835 einſchlug, für möglichen vierſtimmigen Chorgeſang gleichermaßen ſich eignet; es iſt dabei beſonders darauf Bedacht genommen, daß die Akkorde nicht mehr bloß die mechaniſche Unterlage der Hauptſtimme ausmachen, wie meiſt im Choralbuch von 1828, ſondern daß auch die begleitenden Stimmen ihren eigenen Geſang haben. Die vierſtimmige Ausführung dieſer Choräle iſt dadurch freilich ſchwieriger und nur gebildetern Sängern möglich geworden. Der reine, volle Orgelſatz iſt aber eben um jenes vermittelnden Doppelzweckes willen hier nicht ſo ſchön und in der kunſtreichen Fülle zu finden, wie im Knechtſchen Choralbuch. Freilich ſuchte darüber ſchon die Vorrede zum Badiſchen Choralbuch mit den Worten zu tröſten: „Wir halten dieſe Mitberückſichtigung von vier Singſtimmen bei Chorälen für kirchlichen Gemeindegeſang nicht für eine Schmälerung der Schönheit des Orgelſatzes, indem eine Orgelbegleitung ohne ſolche Rückſichtnahme nicht nur künſtlicher, d. i. modulationsreicher und harmoniſch-gelehrter werden und eben darum den ſichern und reinen Geſang einer Gemeinde nicht fördern, ſondern in manchen Fällen noch eher ſtören würde." *

---

* Von ähnlichen neuen Choralbüchern ſind hier noch zu nennen: „Evangeliſches Choralbuch, 138 vierſtimmige Choräle mit genaueſter Berückſichtigung des Leipziger Geſangbuchs. Leipz. 1844." und: „Vollſtändiges Choralmelodienbuch zu dem neuen Leipziger Geſangbuch für Kirchen und Schulen. Leipz. 1844." — von C. F. Becker.
„Vierſtimmige Choräle zu dem Geſangbuch für die evangeliſch-proteſtantiſchen Gemeinden der freien Stadt Frankfurt. 1845." (bloß 112 Melodien — mit ſteifer, nicht ſehr wohlklingender Harmoniſirung.)
„Choralbuch für die evangeliſche Kirche in Preußen zum kirchlichen und

So enthält allerdings dieses Choralbuch der Natur der Sache nach nur die Anfangsschritte und Durchgangspunkte zum reichern und belebtern Gemeindegesang in alter Weise, und wir sind angewiesen, uns dankbar damit vor der Hand zu begnügen, bis sich den Gemeinden überhaupt wieder ein reicheres, mannigfaltigeres Kunstleben im heiligen Gesang zuwendet.

Dazu ist aber vor Allem noth, daß Kirchengesangvereine in möglichst großer Ausdehnung in Städten nicht bloß, sondern auch auf Dörfern errichtet werden, wodurch Jung und Alt, Schüler und Lehrer zu einer vertrauten Bekanntschaft mit dem Melodienschatz der Kirche gebracht und zugleich Chorgesänge zur Belebung des Cultus und Wiedereinführung der alten herrlichen Festgesänge der Eccard'schen Zeit eingeführt werden können, daß in den Bildungsanstalten der Volksschullehrer die künftigen Organisten und Cantoren mehr und mehr eine gründliche kirchlich-musikalische Bildung erhalten,* daß die Geistlichen, die da bestimmt sind zu Pflegern der heiligen Hütte Gottes auf Erden, die musikalische Liturgie in besondere Pflege nehmen und selbst auch von Jugend auf mit der Sache des Kirchengesangs und der Hymnologie besser bekannt gemacht werden. Es war einst eine Zeit, da jeder Geistliche in dem Choralschatz seiner Kirche völlig zu Haus war. Diese muß wiederkehren. Hat ja doch Luther einst unter seinen Tischreden den Ausspruch gethan: „Ein Schulmeister muß singen können, sonst sehe ich ihn nicht an. Man soll auch junge Gesellen zum Predigtamt nicht verordnen, sie haben sich dann in der Schule (im Gesang) wohl versuchet und geübet. Die Musika ist eine schöne, herrliche Gabe Gottes und nahe der Theologia." (Walchs Ausgabe. Bd. XXII. 2248.)

Die Vorarbeiten zur Herbeiführung eines würdigern und volksmäßigern Kirchengesangs und einer edlern Kirchenmusik sind bereits gemacht.**

häuslichen Gebrauche von Carl H. Traugott Kahle, Lehrer am Königl. Waisenhaus. 1846."

„Choralbuch für die evangelische Kirche des Herzogthums Nassau. Wiesbaden 1849."

* Auf anerkennungswerthe Weise bemüht sich nun das Würtembergische Consistorium nach einem Erlaß vom 27. Febr. 1852, auch die Schullehrergesangvereine zu einem „fruchtbaren Institut für die Pflege und Läuterung des Cultus" zu machen.

** Zweckmäßige, auf die Sache tiefer eingehende Vorschläge zur Erreichung dieses Zwecks finden sich in folgenden Schriften: „Ueber Her-

Was fürs Eine die Herbeiführung eines würdigern und volksmäßigern Kirchengesangs anzubahnen geeignet ist, das sind zunächst die nun zu Tage tretenden trefflichen Sammlungen des alten Choralmelodienschatzes der evangelischen Kirche. Carl Ferdinand Becker, der berühmte Organist zu St. Nikolai und Musikdirektor an der St. Thomasschule in Leipzig (geb. 1804) und der musikgelehrte Professor der Philosophie Gustav Billroth in Leipzig* machten hierinn im J. 1831 den Anfang durch Herausgabe einer „Sammlung von (46 vierstimmigen) Chorälen aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert, der Melodie und Harmonie nach aus den Quellen herausgegeben." In Würtemberg gab sodann im J. 1838 Conrad Kocher (S. 468) zu A. Knapps Liederschatz unter dem Titel: „Stimmen aus dem Reiche Gottes. Eine auserlesene Sammlung alter und neuer evangelischer Kernlieder, mit beigefügten, vierstimmig gesetzten, für Gesang, Clavier- und Orgelspiel eingerichteten Choralmelodien vom Ursprung des Chorals bis auf die heutige Zeit zum Gebrauch für Kirche, Schule und Haus. Stuttg. 1838." 400 auserlesene vierstimmige Choräle heraus, worauf er eine weitere Sammlung folgen ließ unter dem Titel: „Christliche Hausmusik, eine Sammlung ein- und mehrstimmiger alter und neuer Lieder, Arien, Chöre ꝛc. mit Begleitung des Pianoforte ꝛc."** Daran reihte sich im J. 1844 eine „Sammlung älterer, meist unbekannter Choräle und Melodien zu Kirchenliedern, vierstimmig gesetzt und zunächst für den Gebrauch des neuen Würtemb. Gesangbuchs herausgegeben von Christoph

---

stellung des Gemeine- und Chorgesangs in der evangelischen Kirche. Geschichtliches und Vorschläge von Carl v. Winterfeld. Leipz. 1848." — „M. Luthers geistliche Lieder mit den zu seinen Lebzeiten gebräuchlichen Singweisen von Dr. Ph. Wackernagel. Stuttg. 1848." Vorrede fol. XVIII. — „Die Tonkunst im evangelischen Cultus nebst einer gedrängten Geschichte der kirchlichen Musik. Ein Handbuch für Geistliche, Organisten, Vorsänger und Lehrer von Fr. C. Anthes, zweitem Pfarrer zu Haiger. Wiesbaden 1846."

* Geb. 11. Febr. 1808 in Lübeck. Er ist Verfasser des Commentars über die Corintherbriefe und war zuerst Professor der Philosophie in Leipzig, dann in Halle, wo er 28. Merz 1836 starb.

** Neuerdings erscheint von Kocher: „Zionsharfe. Ein Choralschatz aus allen Jahrhunderten und von allen Confessionen der christlichen Kirche. Zur Erbauung in der Familie wie in der Gemeine gesammelt und für Singchöre, Orgel- und Clavierspiel vierstimmig bearbeitet. Stuttg. $18^{53}/_{54}$." Die erste Abtheilung giebt ungefähr 1100 der schönsten Melodien aus dem Choralschatz der evangelischen Kirche, die zweite das Psalmbuch der reformirten Kirche mit 124 Psalmen, die dritte 350 Psalmen und Hymnen der anglicanischen Kirche in England und Amerika, die vierte 200 Melodien der römisch-katholischen Kirche in Deutschland.

Blumhardt, Pfarrer in Möttlingen." Durch diese letztgenannten drei Sammlungen wurde in Würtemberg die Bekanntschaft mit den seither vergrabenen Melodienschätzen wenigstens gefördert, wenn gleich hier Beckers Fußstapfen noch nicht betreten wurden und Kocher die Melodien zwar unter Anwendung minder steifer Grundsätze, als beim Choralbuch von 1828, und mit belebterer, aber nichts weniger als ursprünglichen Harmonie und ohne den alten Rhythmus, überhaupt ohne Rücksicht auf die alte, erhabene, herrliche Gestalt des Chorals mitgetheilt hat. Im protestantischen Baiern dagegen und in Preußen fand der von Becker gegebene Anstoß zur Zurückführung des lebendigen und belebenden Ursprünglichen im Kirchengesang weitern Verlauf und Entwicklung, und zwar im erstgenannten Lande vornämlich durch den Kriegsgerichtsrath und Leiter eines Singvereins in Nürnberg, Freiherrn Gottlieb v. Tucher und dessen Schüler Dr. Friedrich Layritz zu Merkendorf in Mittelfranken, jetzt Pfarrer zu Schwaningen bei Ansbach. Der Schüler trat noch vor dem Meister hervor mit der im J. 1839 erfolgten Herausgabe von „CXVII geistlichen Melodien, meist aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert, in ihren ursprünglichen Rhythmen zum Gebrauch für Schule und Haus zweistimmig gesetzt." Bevor nun Layritz diesem Schulbüchlein sein größeres gediegenes Werk folgen ließ, das den Titel hat: „Kern des deutschen Kirchengesangs, eine Sammlung von 200 Chorälen, meist aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert, in ihren ursprünglichen Tönen und Rhythmen mit alterthümlicher Harmonie vierstimmig für Kirche und Haus. Nördlingen 1844." (die zweite, um 130 Choräle vermehrte Auflage erschien 1849): war der Meister jetzt selbst auch hervorgetreten zunächst mit einem Probeheft von 42 Chorälen unter dem Titel: „Schatz des evangelischen Kirchengesangs, der Melodie und Harmonie nach aus den Quellen des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts geschöpft und zum heutigen Gebrauch eingerichtet, zugleich als Versuch eines Normal- oder Allgemein-Choralbuchs bezüglich der ältern Periode des Kirchengesangs. Stuttg. 1840." und darauf folgte dann eine ähnliche Sammlung unter dem Titel: „Schatz des evangelischen Kirchengesangs im ersten Jahrhundert der Reformation. Leipzig 1848. 2 Thle."* Die beiden Männer ließen es aber nicht bloß beim

* Im gleichen Sinne erschienen nun der Reihe nach folgende rhythmische Choralsammlungen: „Evangelisches Choralbuch. Eine Auswahl der vorzüglichsten Kirchenmelodien älterer und neuerer Zeit in den ursprüng-

Darbieten solcher Sammlungen des alten Choralmelodienschatzes in seiner ursprünglichen Gestalt bewenden, sondern drangen auch auf die praktische Wiedereinführung des belebtern ältern Rhythmus in den Gemeindegesang. Layritz namentlich sprach es zuerst entschieden aus: „Es wird nicht besser werden, so lange man die jetzigen Verunstaltungen der Melodien und den langsamen, schleppenden Schneckengang des Chorals nicht bloß in der Kirche beibehält, sondern auch in der Schule fortzuleiern fortfährt." Das fand Anklang selbst im Oberconsistorium zu München, so daß dasselbe im J. 1846 zwölf Choräle in der alten rhythmischen Form herausgab und deren Einführung in den Kirchen anordnete, um mittelst des Kirchenlieds in seiner ursprünglich-lebendigen Gestalt in der Gemeinde auch wieder die Liebe zu der also frisch und lebendig gesungenen Wahrheit des Evangeliums zu beleben und das alte Glaubensleben anzufrischen. Namentlich zwei glaubenseifrige Geistliche Baierns ließen es sich mit glücklichem Erfolge angelegen seyn, den rhythmischen Choralgesang in ihren Gemeinden einzuführen: L. Kraußold, Pfarrer zu Fürth bei Nürnberg, und Dr. Gustav Adolph Wiener, Pfarrer in Kurzenaltheim.* Der erstere gab über seine Bestrebungen öffentliches Zeugniß in der Schrift: „Vom alten protestantischen Choral, seinem rhythmischen Bau und seiner Wiederherstellung. Eine musikalische Abhandlung mit besonderer Beziehung auf die vom K. Bairischen Oberconsistorium herausgegebenen rectificirten Choräle. Fürth 1847."; der andere that dieß in der Schrift: „Eine Abhandlung über den rhythmischen Choralgesang, die Berechtigung und die Mittel zu seiner Wieder-

---

lichen Tönen und Rhythmen für den kirchlichen und Privatgebrauch, zunächst aber als Beitrag zu der im Königreich Baiern bevorstehenden Choral- und Gesangbuchsreform in Verbindung mit J. Zahn, Predigtamtscandidaten, G. Herzog, Stadtorganist, Fr. Güll, Lehrer, bearbeitet und herausgegeben von W. Ortloph, Stadtcantor der protestantischen Kirche in München. 1844." — „J. Zahn, evangelisches Choralbuch für den Männerchor. München 1847." — „J. L. Lehner, Organist, hundert geistliche Lieder aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert, in ihren ursprünglichen Tönen und Rhythmen für Männerstimmen bearbeitet und zum Gebrauch für Prediger- und Schullehrerconferenzen ꝛc. Leipzig 1848." — „H. Volkening, Pastor, und A. Rische, Candidat der Theologie, Krieg und Sieg. Eine Sammlung von hundert ältern und neuern Liedern, mit beigefügten Singweisen im ältern Rhythmus der streitenden Kirche dargeboten. Gütersloh 1849." — „H. Zimmerthal, evangelisches Choralmelodienbuch. Lübeck 1849."

* Geb. 4. Sept. 1812 in Regensburg, wo er dann auch ums J. 1842 Prediger war. Wegen einer daselbst gehaltenen Reformationspredigt angefochten, siedelte er als Privatdocent auf einige Zeit nach Erlangen über.

einführung in der evangeliſchen Kirche. Nördlingen 1847." Doch traten in Baiern auch manche Gegner dieſes Beginnens auf, z. B. G. Fr. Heiniſch zu Baireuth in der Schrift: „Der Gemeindegeſang in der evangeliſchen Kirche. Baireuth 1848."

Inzwiſchen war auch in Preußen der jüngſt erſt heimgegangene ſangeskundige geheime Obertribunalrath a. D. Georg Auguſt Vivigens Carl v. Winterfeld in Berlin, früher Oberlandesgerichtsrath und Direktor des Inſtituts für Kirchenmuſik in Breslau, zuerſt mit „Dr. M. Luthers deutſchen geiſtlichen Liedern nebſt den während ſeines Lebens dazu gebräuchlichen Singweiſen. Leipz. 1840." und dann mit ſeinem Originalproben der beſten alten Choräle aller Jahrhunderte enthaltenden claſſiſchen Geſchichtswerk hervorgetreten: „Der evangeliſche Kirchengeſang und ſein Verhältniß zur Kunſt des Tonſatzes. Leipz. Thl. I. 1843. II. 1845. III. 1847." Von ihm angeregt haben dann namentlich zwei Männer in Preußen mit gutem Erfolg Hand ans Werk gelegt zur Wiederherſtellung des „ſchwungmäßigen Kirchengeſangs" und ſich große Verdienſte darum erworben: Paſtor Höfer in Craja bei Bleicherode und Carl Reinthaler, Rektor des Martinſtifts zu Erfurt. Der letztere äußert ſich in der Vorrede zu ſeinen „Tafelliedern für deutſche Glaubensbrüder. 1850." aus zehnjähriger, in ſeiner eigenen und vielen andern Anſtalten, z. B. in der unter Dr. Wicherns Leitung ſtehenden Anſtalt des rauhen Hauſes gemachten Erfahrung alſo: „Wo erweckte Herzen ſingen wollen und nur Eine Stimme unter ſich haben, welche ſcharf vorſingen kann, da brauchen die Andern nur zu ſehen auf den Mund und die Hand ihres Vorſängers, und es können gleich Hunderte, ja Tauſende ohne alle weitere Vorbereitung und andere Hülfsmittel friſch einſtimmen und mitſingen, wie die Kinder Iſrael am Schilfmeer, da Moſe und Mirjam ihre Wechſelgeſänge aufführeten." Zwar hat Winterfeld in ſeiner beſonders darauf Bezug nehmenden Schrift: „Ueber Herſtellung des Gemeinde- und Chorgeſangs in der evangeliſchen Kirche. Geſchichtliches und Vorſchläge. Leipz. 1848.", und wie er, ſo auch der Univerſitätsmuſikdirektor Dr. J. Fr. Naue in Halle nach mehreren angeſtellten Verſuchen in ſeiner Schrift: „Ueber den ſogenannten quantitirend-rhythmiſchen Choral. Halle 1849." keine ſo feurige Hoffnung auf leichte und baldige Durchführung im Kirchengemeindegeſang ausgeſprochen, vielmehr rathen beide den allmählich vorbereitenden Weg zur Einführung des rhythmiſchen Choralgeſangs an, ſo daß beim Gemeindegeſang zunächſt nur mit Chorälen im

Trippeltakt und Dreizweiteltakt, überhaupt mit einfacher, aber schärferer rhythmischer Gliederung begonnen werde; was aber dann das eigentliche altrhythmische oder schwunghafte Singen betreffe, so solle zunächst mit der Schule begonnen werden, so daß theils durch eine tüchtige Ausbildung Liebe und Eifer der Volksschullehrer hiefür hervorgerufen, theils mit den Schülern ein Chor für die Kirche gebildet werde, der solche Schwungweisen öfters vortrage; überhaupt soll also der rhythmische Gesang zunächst dem Chorgesang zugewiesen werden, wodurch der Sinn für die Kirchentonarten und alten Sangesweisen wieder erweckt und die Gemeinde allmählich vorgeübt, mehr und mehr von allem Schleppenden befreit und zu einem lebendigen, kräftigen, wahrhaft geistlichen und würdigen Vortrag herangezogen werde. Ein in diesem Sinn von Winterfeld abgefaßtes Gutachten bildete denn nun auch die Grundlage der als erstes von einer preußischen Kirchenbehörde ausgehendes Zeichen der Bedachtnahme auf wahrhaft lebendige Erneuerung des Kirchengesangs Epoche machenden Cirkularverfügung des Consistoriums zu Magdeburg an sämmtliche Superintendenten der Provinz Sachsen in Betreff des evangelischen Kirchengesangs, unterzeichnet dd. 24. Juni 1848 von Dr. Möller (S. 362).*

In diesem gewiß wohl berechtigten, bedächtigen Sinne wird nun auch in Würtemberg für den rhythmischen Choralgesang gewirkt. Es ist hier namentlich Dr. Faißt,** welcher, so sehr er auf dem evange-

---

* Vgl. „Evangelische Kirchenzeitung. Berl. 1848. Sept. Nr. 75, 76." und: „Süddeutscher Schulbote. Jahrg. 1848. Nr. 1 und 2."

** Immanuel Gottlob Friedrich Faißt ist geboren 13. Okt. 1823 zu Eßlingen, wo sein Vater jetzt noch als Schulmeister lebt. Die erste musikalische Anregung erhielt er in seiner Knabenzeit durch Frech (s. S. 469) und frühe schon zeigte sich bei ihm große Begabung für das Fach der kirchlichen Musik, denn noch vor seinem zehnten Jahre machte er bereits kleine Compositionsversuche hierinn und spielte die Orgel beim Gottesdienst. Im niedern theologischen Seminar zu Schönthal, in das er 1836 aufgenommen wurde, fieng sich sein Talent für Kirchenmusik durch das Selbststudium und die Ausführung von Werken der neuern kirchlichen Meister weiter zu entfalten an; er componirte hier für den Singchor und das kleine Orchester der Seminaristen Lieder, Motetten, Kirchencantaten und sogar eine Sinfonie; während seiner Studienzeit im theologischen Stift zu Tübingen vom Herbst 1840—1844 hatte er aber noch reichere Gelegenheit durch Selbststudium der besten Meisterwerke und durch Mitwirken bei dem durch Silcher gegründeten und geleiteten Oratorienverein, in welchem er mehrere Jahre lang die Begleitung am Pianoforte hatte, sich auszubilden, so daß er nun auch mit größern Orchestern und kirchlichen Gesangcompositionen und Orgelstücken hervortrat. Nach der Vollendung seines theologischen Studiums erhielt er dann auf zwei Jahre Staatsunterstützung, um in Berlin, Leipzig, Dresden und

liſchen Kirchentag zu Stuttgart im September 1850, wo dieß als Lebensfrage für die evangeliſche Kirche zum Gegenſtand beſonderer Verhandlung gemacht worden iſt, dem Dringen Kraußolds auf raſchere und allgemeinere Durchführung ſich widerſetzt hat, durch den von ihm gebildeten Sängerchor die herrlichſten Proben rhythmiſchen Chorgeſangs bietet und für den Schulunterricht eine Sammlung von „Fünfundzwanzig Choralmelodien der evangeliſchen Kirche aus dem ſechzehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert in ihrer urſprünglichen Form. Stuttg. 1850." veranſtaltet hat, welche dann auch durch einen Erlaß der Landesſynode dd. 5. Dez. 1850 für alle Schulen empfohlen wurde.

So lange freilich noch die Unkirchlichkeit des jetzigen unſchlachtigen Geſchlechts, das ſich den Geiſt Gottes nicht mehr will ſtrafen laſſen, zumal in den Städten, und der Mangel häuslicher Singandacht auch auf den Dörfern traurige Thatſachen ſind, wird der alte, friſche, glaubensfrohe Kirchengeſang in belebten Rhythmen ſich nun und nimmermehr in Gemeinden von einer auch nur mäßigen Größe durchführen laſſen. Und Winterfeld hat Recht, wenn er behauptet: „Der Wiederbelebung des rhythmiſchen Gemeinde- und Kunſtgeſangs werden wir vergebens entgegenſehen, wenn nicht ein reger, frommer, kirchlicher Gemeinſinn aufs Neue unter uns erwacht. Ja! es muß dem Herrn zuvor gefallen, den Geiſt urſprünglicher Kraft und Innigkeit des Glaubens und der Liebe in reicherem Maaße über die Gemeinde auszugießen: dann erſt werden wir auch wieder unſere ſingenden kirchlichen Verſammlungen ſich zu der gleichen Friſche und Innigkeit der Andacht erheben ſehen, wie ſie im Jugendalter der Reformation geweſen. So hoffen wir demnach nicht in eitler Hoffnung, daß durch eine muſikaliſche Reform des Choralgeſangs, durch

---

Wien kirchliche Muſikſtudien machen zu können. In erſtgenannter Stadt, in die ihn im November 1844 Mendelſohns Wirken und der Ruhm der Singakademie zuerſt und hauptſächlich gezogen hatte, bildete er ſich namentlich auch als Orgelſpieler unter der Leitung der ausgezeichneten Organiſten Haupt und Thiele aus, ſo daß er dann in den andern der genannten Städte, die er vom Sommer 1846 an noch beſuchte, in Privatconcerten vor eingeladenen Kunſtnotabilitäten unter großer Anerkennung als Orgelſpieler und Orgelcompoſiſt auftreten konnte. Nach ſeiner Rückkehr im Herbſt 1846 wurde er zu Stuttgart im Merz 1847 Dirigent des unter ſeiner Mitwirkung geſtifteten „Vereins für claſſiſche Kirchenmuſik", und im Mai deſſelben Jahrs übertrug ihm das evangeliſche Conſiſtorium das Amt eines Sachverſtändigen in Angelegenheiten der Kirchenmuſik und die Leitung einer zugleich gegründeten „Schule für Kirchenmuſik", in welcher die zum Stuttgarter Stadtdekanat gehörigen jüngern Lehrer von ihm im Orgelſpiel und Tonſatz unterrichtet werden (ſ. S. 488).

die Herſtellung des urſpünglichen Choralgeſangs in ſeiner Kraft und Friſche zugleich das entſchwundene Glaubensleben könnte wieder hergeſtellt werden. Aber kennen lehren ſoll man die Gemeinden mittlerweile durch Schülergeſang und Chorgeſang das Kirchenlied in ſeiner urſprünglichen lebendigen Geſtalt in einer Zeit, da es gilt, die Gemeinden aus dem Schlaf zu wecken und den großen Abfall vom Glauben abzuhalten. Und dieſe Hoffnung wird dann nicht durchweg vergeblich ſeyn: „„bald wird Liebe zu dem Geſang, bald die Liebe zu der geſungenen und ſo in Herz, Haus und Leben dringenden Wahrheit des Evangeliums neue Frühlingsblüthen treiben.““

Was fürs Andere aber nun noch die Herbeiführung einer edlern Kirchenmuſik betrifft, ſo hat zunächſt das Spiel der Orgel, dieſer Königin aller Inſtrumente, durch die Orgel- und Präludienbücher C. Ferd. Beckers (S. 482), Johann Chriſtian Heinrich Rinks, Hoforganiſten zu Darmſtadt ſeit 1805 (S. 273), Gotthilf Wilhelm Körners, Muſikdirektors in Erfurt (geb. 3. Juni 1809 zu Teiche bei Halle), ꝛc. eine würdigere kirchliche Geſtaltung erhalten. Rühmende Erwähnung verdient hier auch die im J. 1851 von dem kirchenmuſikaliſchen Triumvirat in Würtemberg (Kocher, Silcher, Frech) herausgegebene „Sammlung von kirchlich-claſſiſchen Orgelſtücken alter und neuer Meiſter mit Finger- und Fußſatz nebſt einleitender Orgelſchule. Zum Gebrauch in Kirchen und zum Studium in Seminarien.“ Namentlich aber hat die Berliner Singakademie unter der Leitung von Felix Mendelsſohn-Bartholdy durch Zurückführung der alten Oratorien von Händel, Sebaſt. Bach ꝛc. den Sinn für die ältere künſtliche Kirchenmuſik wieder geweckt, ſo daß nun in vielen größern Städten Deutſchlands, z. B. in Frankfurt a. M., Caſſel und namentlich auch in Stuttgart unter der Leitung des Dr. Faißt (ſ. S. 486), der ſich zugleich als Orgelſpieler nach Joh. Sebaſt. Bachs Muſter auszeichnet und einen Verein für claſſiſche Kirchenmuſik gegründet hat, die größern Kirchentonſtücke und alten Oratorien zur Aufführung kommen, wodurch in immer größerer Ausdehnung muſikaliſche Kräfte für den Dienſt der Kirche gewonnen und die Ohren wieder für die ächte Kirchenmuſik geöffnet werden. Daneben wurde auch der Figuralgeſang weiter ausgebildet, ſo daß, wo eine eigentliche Kirchenmuſik in Ermanglung würdiger Kunſtmittel nicht eingeführt werden kann, wenigſtens ein reicher Schatz von Chorgeſängen zur Verherrlichung und zum Schmuck des Gottesdienſtes zu

Gebote ſteht. Gute Dienſte hiefür leiſten J. Chr. H. Rinks kleinere Chorgeſänge, A. W. Bachs Pſalmen, Carl Gottlieb Reißigers, Hofkapellmeiſters in Dresden, Hymnen und Pſalmen, und in Würtemberg Fr. Silchers und J. G. Frechs Figuralgeſänge, ſo wie Palmers „Pſalmen und prophetiſche Stücke der h. Schrift für vierſtimmige Singchöre. 1838."

Dann aber erſt wird der Kirchengeſang zu gedeihlicherer Entfaltung gelangen, wenn das immer lauter ſich ausſprechende Verlangen nach einer Reform des ganzen evangeliſchen Cultus erfüllt ſeyn wird. Im chriſtlichen Alterthum trafen wir beim Gottesdienſt den Wechſelgeſang allgemein verbreitet, bei welchem bald Prieſter und Volk, bald einzelne Stimmen und die ganze Gemeinde oder auch zwei Chöre, ein weiblicher und männlicher, ſich antworteten. Auch in den Zeiten des Pabſtthums erhielt ſich dieſe liturgiſche Sitte, und ſelbſt Luther behielt ſie bei, in Verbindung mit dem Altargottesdienſt; der nüchterne reformirte Cultus hat ſie aber im Lauf der Zeit allmählich auch aus den lutheriſchen Kirchen verdrängt, und es beſchränkt ſich nun meiſtens der ganze evangeliſche Cultus auf den Predigtgottesdienſt, bei welchem die Gemeinde ſich ganz paſſiv verhält und ihr Geſang bloß Vorbereitung und Echo der Predigt iſt. Allerdings muß die Predigt des Worts im evangeliſchen Cultus ſtets die Hauptſache bleiben. Ueber der Kanzel ſoll aber nicht länger der Altar, über der Betrachtung und der Lehre nicht länger die Anbetung und der Gebetsopferdienſt zurückgeſetzt werden. Vielmehr gebührt dem Gebet eine ſelbſtſtändige Stellung im Cultus, und die ihm zukommende Stelle iſt der Altar, als die Opferſtätte, von da aus man Gebete Gott opfert. Vom Altar aus ſoll alſo der Geiſtliche den Gebetsopferdienſt der Gemeinde leiten, mit Hülfe einer förmlichen Altarliturgie.* Es iſt

* Wie viel in dieſer Beziehung zur Wiederherſtellung eines liturgiſchen Gottesdienſtes in den letzten zehn bis zwölf Jahren geſchehen iſt, zeigt ſich an dem Erſcheinen folgender Schriften: „Sammlung liturgiſcher Formulare der evangeliſch-lutheriſchen Kirche. Nürnb. 1839. 3 Hefte." — „Agende für chriſtliche Gemeinden des lutheriſchen Bekenntniſſes von W. Löhe. Nördl. 1844." 2. Ausg. 1853. — „Gottesdienſtordnung der lutheriſchen Kirche von Kliefoth. Roſtock 1847." — „Die Liturgie eines vollſtändigen Hauptgottesdienſtes nach lutheriſchem Typus, nebſt Rathſchlägen zu deren Wiederherſtellung von Dr. Fr. Layritz. Nördl. 1849." — „Codex liturgicus von Dr. Daniel in Halle. Leipz. 1851." (Es ſind hier allein von den Jahren 1522—1748 achtundneunzig lutheriſche Agenden aufgeführt.) — „Liturgieen für den evangeliſch-lutheriſchen Gottesdienſt, herausgegeben von Dr. Jul. Leop. Paſig. Bevorwortet von Dr. Harleß.

genügend, wenn er dabei, statt zu singen, bloß spricht, die Gemeinde aber oder der in ihrem Namen handelnde Chor soll singend in sein Gebet und seine Ansprachen einstimmen; ihr Gesang soll so eine förmlichere Art des Gebets seyn. So nur ist der Gottesdienst eine gemeinschaftliche Anbetung, so nur ist die ganze Gemeinde im gottesdienstlichen Leben als das priesterliche Gottesvolk bethätigt in eben so mannigfaltiger, als wohlgeordneter Weise;* so nur ist sie in vollkommenster Weise bethätigt, indem sie sowohl mit dem Liturgen sich in Beziehung zu Gott stellt, in Gebet, Bekenntniß, Lob Gottes einstimmend durch ein Amen, durch ein Hallelujah und eingefügte passende Liederverse, welche von ihr oder ihrem Chor, oder abwechselnd zwischen Beiden, als Fortbildung und Zusammenfassung des vom Liturgen Gesprochenen, gesungen werden, als auch zu dem Liturgen selbst sich in Beziehung setzt durch in Rede oder Gesang erfolgende Antworten auf seine liturgischen Ansprachen und Segnungen.

So nur erhält der Cultus seine volle Weihe als Anbetung Gottes, und eben damit auch der Gesang eine höhere Bedeutung, also daß das religiöse Leben und das h. Gesangeswesen gleicherweise daraus ihre Befruchtung und Belebung ziehen. Dann erst wird die Regeneration der kirchlichen Musik und des Gemeindegesangs in vollem Maaße eintreten, daß mit David (1 Chron. 17, 27.) zu rühmen ist: „Es stehet herrlich und prächtig vor dem Herrn und gehet gewaltiglich zu an seinem Orte."

Dazu helfe der Herr seiner Gemeinde durch die Bewegungen und Stürme der Zeit, daß sie mehr und mehr wachse zu einem heiligen Tempel in Ihm, dem köstlichen Eckstein, auf welchem Alle mit erbauet werden zu einer Behausung Gottes im Geist (Eph. 2, 21. 22.).

Leipz. 1851." — „Privatagende von Rudolph Stier. Berlin 1852." — „Hülfsbuch für den liturgischen Theil des evangelischen Gottesdienstes von Licentiat A. W. Möller, Pfarrer. Bielefeld 1852. Zwei Abtheilungen." — Die liturgischen Schriften Carl Reinthalers in Erfurt, z. B.: „Die heilige Geburt." — „Heilige Passion." — „Die hohen Feste." ꝛc. — „Liturgische Andachten der Königl. Hof- und Dom-Kirche für die Feste des Kirchenjahrs. Von Fr. Adolph Strauß, Gardedivisionsprediger und Privatdocent. 2. Ausg. Berlin 1853. (1. Ausg. 1851.)"

* Vgl. Bericht über die vierte rheinische Provinzialsynode (24. August bis 14. Sept. 1844 zu Neuwied) von Professor Kling in Bonn (jetzt Dekan zu Marbach in Würtemberg) in den Studien und Kritiken von Ullmann. Jahrg. 1845. Heft II. — Der protestantische Gottesdienst, vom Standpunkt der Gemeinde aus betrachtet von Dr. K. Bähr, Ministerialrath beim evangelischen Oberkirchenrath zu Carlsruhe. Heidelb. 1850.

Register

der

Dichter, Sänger, Tonmeister und Hymnologen.

(Nach den Seitenzahlen.)

Albertine Reata, Prinzessin von Hohenlohe-Kirchberg, 63, 66.
v. Albertini, Joh. Baptist, 279, 280, 400 ff.
Ammon, Dietrich Christian, 272.
Annoni (d'Annone), Hieronymus, 215 ff.
Arndt, Ernst Moritz, 281 ff., 439.
v. Arnim, Ludw. Achim, 281.
Aschenfeldt 299 f.

Bach, C. Ph. Emmanuel, 259 f.
Bähr, Christian August, 303 f.
Bahnmaier, Jonathan Fr., 304 ff.
Baldamus, Max, 434.
Banga, Joh. Jak., 410.
Barth, Christian Gottlob, 309 ff.
Basedow, Joh. Bernh., 13, 84.
Becker, Carl Ferd., 480, 482, 488.
Beethoven, Ludwig, 249.
Bentz, Joh., 311 ff.
Berger, Jean Baptist, 426.
Bertsch, Albr. Peter, 469.
Beuerlein, 271.
Biarowsky, Wilh. Eduard Imm., 410.
Bickel, Joh. Dan. Carl, 58.
Billroth, Gustav, 482.
Blumhardt, Joh. Christoph, 300, 482.
Bone, Heinr., 433, 457.
Bossart, Joh. Jak., 164.
Braun, Christian Ludw., 164.
Breidenstein, Heinr. Carl, 476.
Brentano, Clemens, 434.
Brüderbüchlein 166.
Bruhn, David, 41 f.
v. Bruiningk, Heinr., 158 ff.
Bürde, Sam. Gottlieb, 67 f.
v. Bunsen 440.
Buttstett, Franz Vollrath, 266.

Christmann, Joh. Fr., 267, 269 f.
Claudius, Matthias, 204 ff.
Cramer, Joh. Andr., 4, 7, 12, 91 ff.
v. Cronegk, Joh. Fr., 7, 32 ff.

Daniel, Herm. Adalbert, 445 f.
Dann, Christian Adam, 180 ff., 439.
Denis 133.
v. Diepenbrock, Melchior, 429, 457.
Diterich, Joh. Sam., 7, 12, 40 f.
Döring, Carl August, 280, 315 ff.
Doles, Joh. Fr., 249, 258 f., 272.
v. Droste-Dülshoff, Annette Elisabeth, 431.
Dürr, Leonh. Fr., 12, 61.

v. Eichendorff, Freiherr, Jos., 281.
Eisenlohr, G. W., 301.
Elshoff, Herm. Joseph, 433.
Engstfeld, Peter Fr., 409 ff.
Eschenburg, Joh. Joach., 58.
Eyth, Eduard, 320 ff.

Faißt, Imm. Gottlob Fr., 486 f, 488.
Feddersen, Jak. Fr., 46 ff.
Feldhoff, Fr. August, 323.
Felner, Ignaz, 135.
Feneberg, Joh. Mich., 140 ff.
Fink, Gottfr. Wilh., 323 ff.
Fouqué, de la Motte, Freiherr, Fr., 276, 286 ff.
Franz, Agnes, 325 ff.
Franz, Ignaz, 133, 135.
Frantz, Wilh., 461.
Frech, Joh. Georg, 464, 469, 479, 488.
Freudentheil, Wilh. Nik., 327 f.
Friedrich Eberhard, Prinz von Hohenlohe-Kirchberg, 61 ff.
Fröbing, Joh. Christoph, 59.
Fröhlich, Albr. Emm., 413.
Funk, Gottlieb Benedikt, 96 f.

Garve, Carl Bernh., 279 f., 405 ff.
Gebauer, Christian August, 329.
Gellert, Christian Fürchtegott, 5, 22 ff., 257.
Genelli, 434.
Gentzel, Gottfr., 301.
Geßner, Georg, 129.
Giesebrecht, Heinr. L. Theod., 299.
Görke, Moritz, 345.
Görres, Guido, 435.
Göz, Christian Gottlieb, 80 ff.
Gregor, Christian, 154 ff, 271.
v. Griesinger, Georg Fr., 16.
Grot, Jul., 301.
v. Grüneisen, Carl, 330 ff., 435, 448, 474.

Hagenbach, Carl Rudolph, 414, 455.
Hahn, Mich., 188 ff.
v. Hardenberg, s. Novalis.
Harms, Claus, 277, 332 ff.
Harttmann, Carl Fr., 167 ff.
Haug, Balth., 78 ff.
Haydn, Joseph, 249.
Heeren, Heinr. Erh., 12, 54.
Hengstenberg, Joh. Heinr. Carl, 300.
Hensel, Luise, 289 f.
Herder, Joh. Gottfr., 20, 278.
Hering, A. G. L., 53.
Hermes, Joh. August, 54 f.
Hermes, Joh. Tim., 97 f.
Herrnhuter Brüdergemeine 152 ff., 271.
Herwig, Marie Sophie, 334 ff.
Hesekiel, Christian Fr., 337 f.
Heußer-Schweizer, Meta, 414 f.
Hey, Wilh., 338.
Hiller, Joh. Adam, 249, 257, 262 f., 272.
v. Hippel, Theod. Gottlieb, 72 ff.
v. Hohenlohe-Kirchberg, Prinz, Fr. Eberh., 61 ff.
Hopfensack, Joh. Chr. W. August, 338 f.
Hosch, Wilh. Ludw., 174 ff.
Huber, Joh. Ludw., 112 ff.
Hungari, A., 429

Jahn, Gustav, 300.
Jorissen, Matthias, 409 f.
Josephson, Ludw., 339 ff.
Jung, Joh. Heinr., genannt Stilling, 227 ff.
Junkheim, J. Joach. Leonh., 37.

Kanne, Joh. Arnold, 438.
Kauzer, 459.
Kern, Christian Gottlob, 341 ff.
Kirchner, Conr. Max, 299.
Kirnberger, Joh. Phil., 265.
Kittel, J. C., 273.
Klopstock, Fr. Gottlieb, 6, 11, 86 ff.
Klugkist, Conr., 119.
Knak, Gustav Fr. Ludw., 345.
Knapp, Albert, 281, 345 ff., 442 f.
Knecht, Justin Heinr., 265, 267 ff.
Kocher, Conr., 463, 468, 476, 479, 482.
Köhler, Joh. Gottlieb Fr., 345.
König, Joh. Balth., 257.
Körner, Gotthilf Wilh., 488.
Köthe, Fr. August, 355 ff.
Koppe, Joh. Benj., 55 f.
Krais, Fr. Jul., 359 ff.
Kraz, Heinr., 448.
Krefeler 445.
Krüger, Joh. Christian, 37 f.
Krummacher, Fr. Adolph, 221 ff.
Krummacher, Fr. Wilh., 415.
Krummacher, Emil, 416.
Kühnau, Joh. Christoph, 265, 267 ff.

Langbecker, Christian Gottlieb, 441.
Lange, Joh. Peter, 280, 417 ff., 435, 442, 455.
Lavater, Joh. Casp., 7, 120 ff.
Layritz, Fr., 446, 483.
Lentz, Ludw. Carl, 301.
Leschke, Joh. Wilh., 299.
Liebich, Ehrenfried, 201 ff.
Lindner, Bruno, 361 f.
Loder, Fr. Wilh., 57 f.
v. Löben, Graf, Otto Heinr., 281.
Löwen, Joh. Fr., 39 f.
Loë, Thadd., 435.
Loskiel, Georg Heinr., 163.

d'Majewsky 119.
Major, Charles Forseyth, 362.
v. Malsburg, Freiherr, Ernst Otto, 281.
de Marées 119.
Mayer, Joh. Jak., 14.
Meißer, Leonh., 410.
Meister, Christoph G. Ludw., 119.
Mendelsohn-Bartholdy, Fel., 488.
Menken, Gottfr., 237 ff.
v. Meyer, Joh. Fr., 292 ff.
Michelianer 194 f.
Möller, Joh. Fr., 362 ff.
Möwes, Heinr., 365 ff.
Mortimer 461.
Mudre, Joh. Fr., 53.
Münter, Balth., 7, 50 ff., 265 f.

Natorp, L., 461.
Naue, Joh. Fr., 462, 485.
Neander, Christoph Fr., 7, 68 ff.
Neßler, Fr. Wilh., 301.
Neuendorff, Joh. Chr. Wilh, 869 ff.
Niemeyer, August Herm., 104 ff.
Niemeyer, J. Carl Wilh., 462.
v. Nostitz, Gottlob Ad. Ernst, 303.
Novalis 243 ff.

Palmer, Christian, 464, 489 f.
Passy, Paul Anton, 427.
Patzke, Joh. Sam., 43 ff.
Pauli, Georg Jak., 119.
Pfeffel, Gottlieb Conr., 60 f.
Pistorius, Herm. Aler., 301.
v. Pocci, Graf, Franz, 434.
Pol, Jan, 301.
Pregizer, Christian Gottlob, 195 ff.
Pregizerianer 198 ff.
Preiswerk, Sam., 418 f.
Puchta, Christian Rud. Heinr., 280, 371 ff.
Pyrker, Joh. Ladislav, 434.

Quanz, Joh. Joach., 260 ff.

Rambach, August Jak., 436, 438.
Ramler, Carl Wilh., 7, 98 f.
v. Raumer, Carl, 439.
Reiber, Reich. Gottlob, 99.
Riedel, F. X., 133.
Rieger, Gottlieb Heinr., 166.
Rink, J. Chr. Heinr., 273, 488.
Röding, Joh. Heinr., 59.
Rolle, Joh. Heinr., 266.
Rothe, Carl, 299.
Rothen, Johannes, 419 ff.
Rousseau, Joh. Baptist, 426.
Rückert, Fr., 290 f.
Rußwurm, Heinr., 434.

Sachse, Christian Fr. Heinr., 373 f.
Sailer, Joh. Mich., 136 ff.
Sallmann 270.
v. Schenk, Eduard, 435.
v. Schenkendorf, Max, 275, 285 f.
Schicht, Joh. Gottfr., 265, 273.
Schink, Joh. Fr., 84 f.
Schlatter, Anna, 421 f.
Schlegel, Joh Adolph, 12, 30 ff.
v. Schlegel, Friedrich, 426.
Schmidlin, Joh., 266.
Schnaase, Eduard, 374 ff.
Schneider, Joh. Jak., 422 ff.
Schöner, Joh. Gottfr., 208 ff.
Schottin, Joh. Dav. Fr., 393.
Schubart, Christian Fr. Daniel, 7, 106 ff.
Schulze, Joh. Fr., 471.
Schwab, Gustav Benj., 376 ff
Seiz, Joh. Ferd., 167.
Siegmund, Fr. Albr., 434.
Silbert, Joh. Peter, 427.
Silcher, Fr., 464, 468, 479, 488.
Smets, Ph. C. J. A. J. Wilh., 427 ff.
Spalding, Joh. Joach., 4, 42 f.
Sperl, Joseph, 135 f.
Spiekerkötter, C. G. H., 301.
Spitta, Carl Joh. Phil., 280, 381 ff.

Springmann, Fr., 301.
Stäudlin, Gotthold Fr., 18, 111 f.
Stange, Carl Fr., 300.
Steiger, Carl, 423.
Stier, Ewald Rud., 385 ff., 441 f. 447.
Stilling, s. Jung.
Stip, G. Chr., 445.
Straub, Rud., 410.
Strauß, Viktor Fr., 280, 388 ff.
Strebel, Joh. Val., 476.
Sturm, Chr. Chr., 7, 100 ff.
Sturm, Jul. Carl Reinh., 391 ff.
Supp, Fr., 435.

Tangermann, W., 434.
Theremin, Ludw. Fr. Fr., 424.
v. Thibaut 461.
v. Tucher, Gottlieb, 254, 483.
Turley, Fr., 471.

Umbreit, Carl Gottlob, 273.
Unschuld, Wilh., 434.
Uz, Joh. Peter, 34 ff.

Vierling, Joh. Gottfr., 272.
Vogler, Georg Jos., Abt, 251.
Vogt, Eduard Franz Anselm, 433 f., 458 f.

Wackernagel, Ph., 444.
Waldau, Georg Ernst, 56 f.
Walker, Eberh. Fr., 470.
Walter, August Herm., 395 f.
Weigle, Gottlieb Dav. L., 300.
Weimar, Georg Peter, 273.
Werfer, Alb., 435.
Werkmeister, Benedikt Maria, 133.
Werner, Fr. Ludw. Zach., 434.
v. Wessenberg, Ignaz Heinr. Carl, 149 f.
Wilhelmi, H. F., 438.
v. Winterfeld, Carl, 485.
Witschel, Joh. Heinr., 372.
v. Wobeser, Ernst Wenislaus Wilh., 160 ff.
Würkert, Fr. Ludw., 396.
Wullschlägel, H. R., 400.

Zeller, Christian Heinr., 396 f.
Zeller, Ernst Alb., 397.
Zille, Moritz Alex., 399.
Zollikofer, Georg Joach., 4, 13, 118 f.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Liturg. 671 a

Geschichte

des

Kirchenlieds und Kirchengesangs

der

christlichen,

insbesondere der

deutschen evangelischen Kirche.

Von

Eduard Emil Koch,

Stadtpfarrer in Heilbronn.

Erster Haupttheil.

Die Dichter und Sänger.

Dritter Band.

Zweite, verbesserte und durchaus vermehrte Auflage.

Stuttgart.

Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Buchhandlung.

1853.

In demselben Verlage ist ferner erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Rau, C. G., Lehrer an der wissenschaftlichen Erziehungsanstalt Stetten im Remsthal, **erster biblischer Unterricht** mit 52 Bildern für Kinder. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 54 kr. oder 16 Sgr.

Dieses Büchlein gibt eine Reihe der wichtigsten und entsprechendsten Geschichten der h. Schrift in Verbindung mit bildlichen Darstellungen. Eltern, denen es darum zu thun ist, frühe schon den Samen des göttlichen Worts in die zarten Kinderherzen zu streuen, finden hier ein anziehendes Hülfsmittel. Bei dieser zweiten Auflage wurden die Bilder wesentlich verbessert und das Büchlein mit acht Erzählungen aus der Kirchengeschichte vermehrt.

Scriver, der Haussegen. Aus dessen Schriften mit Beigaben von M. **Luther**, J. **Arndt** und H. **Müller** zusammengestellt von H. A. **Jäger**, Pfarrer in Köngen. gr. 8. br. 1 fl. oder 18 Sgr.

Der Christenbote 1852 spricht sich in seiner Nr. 48. über diese Schrift also aus:

„Dieses Buch führt seine Aufschrift mit vollem Rechte. Wer diese gesunde evangelische Geistes- und Herzensnahrung, die von den edelsten Triften hier zusammengetragen ist, treulich benützt, dessen Hause wird der Segen Gottes nicht entgehen. Der Inhalt ist ein sehr reichhaltiger und verbreitet sich über die verschiedensten Verhältnisse und Zeiten, welche im häuslichen Leben vorzukommen pflegen, für alles heilsame Lehre, Rath, Trost und Gebet darbietend."

Pantheon auserlesener Erzählungen des Auslandes. Mit einem Vorwort von **Albert Knapp**. Zweite Ausgabe mit Bildern. 12 Bde. Schillerformat. br. 5 fl. 24 kr. oder 3 Thlr.

Freunden einer edeln und unterhaltenden Lektüre wird hier eine sehr werthvolle kleine Familienbibliothek dargeboten, welche ebenso reich an nützlicher Belehrung, als an mannichfaltiger, spannender Unterhaltung ist, und wegen ihres reinen Inhalts ebensowohl Söhnen und Töchtern in die Hand gegeben werden darf, als sie von dem reifsten Alter und den gebildetsten Personen mit dem lebhaftesten Interesse gelesen wird. Die deutsche Bearbeitung ist mit feinem Geschmacke und musterhafter Sorgfalt vollzogen, und für die Gediegenheit des Ganzen bürgt schon der Name des bevorwortenden Dichters.

Sherwoods ausgewählte Erzählungen. Eingeleitet von Dr. G. Plieninger. Schillerformat. 12 Bde. 5 fl. 24 kr. oder 3 Thlr.

Enthaltend:

1.—4. Band: Rorobel. 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr.

„Dieses Werk," sagt ein kompetenter Richter, „steht hinsichtlich der Vollendung der novellistischen Form auf gleicher Höhe mit W. Scott, während es durch die Reinheit und Tiefe seiner religiösen Grundsätze ein würdiges Seitenstück zu Kennedy's Dunallan und Biernatzki's Hallig bildet."

5.—10. Band: Die Abende im Herrenhause. 2 fl. 42 kr. oder 1 Thlr. 15 Sgr.

„Die Abende im Herrenhause" bilden einen Cyklus von Erzählungen, welche in der anziehendsten und edelsten Form die höchsten Gegenstände menschlichen Denkens und Strebens zur Sprache bringen, — „goldene Aepfel in silbernen Schalen." Besonders **edlen Frauen u. Jungfrauen,** welche nach wahrer Bildung ihres Geistes und Herzens streben und gern in den lehrreichen Spiegel dem Leben entnommener weiblicher Charakterbilder blicken, kann gewiß kein willkommeneres Geschenk gemacht werden, als dieses treffliche Werk, welches in keiner guten Familienbibliothek fehlen sollte.

11.—12. Band: Kleinere Erzählungen. à 27 kr. oder 7½ Sgr.

Inhalt: Die schöne Estella. — Juliane Oakley. — Clara Lushington. — Freuden und Leiden der Kindheit.

Weihnachtsblüthen. Ein Taschenbuch für die Jugend. In Verbindung mit Anderen herausgegeben von Dr. G. Plieninger. 16ter Jahrg. Mit 9 Kupfern. 1853. Einband in englischer Leinwand mit reicher Goldverzierung. 1 fl. 36 kr. oder 1 Thlr.

Diese treffliche, nun schon in ihrem 16ten Jahrgange erscheinende Jugendschrift ist zu bekannt und verbreitet, als daß sie noch einer besonderen Empfehlung bedürfte. Wir beschränken uns daher auf die Bemerkung, daß die äußere Ausstattung dießmal schöner als je ist, und daß jeder Jahrgang ein von den anderen völlig unabhängiges Ganzes bildet.

Pleibel, A. L., Schulrechenbuch. gr. 8. br. 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr. 3 Sgr.

Dieses Schulrechenbuch, welches eine sehr reichhaltige und methodisch geordnete Sammlung von Aufgaben mit einer den Unterrichtszwecken entsprechenden Anleitung zu deren Behandlung enthält, ist vom

K. württemb. evangelischen Consistorium und vom K. katholischen Kirchenrath zur Anschaffung aus den Schulfonds für den Gebrauch in den Volksschulen empfohlen worden.

Pleibel, A. L., Handbuch der Elementar-Geometrie. gr. 8. br. 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr. 3 Sgr. (In Parthien von wenigstens 20 Ex. zur Einführung in Lehranstalten à 1 fl. 21 kr. oder 24 Sgr.)

Diese Schrift, welche das Wichtigste aus der Planimetrie und Stereometrie umfaßt, zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste Abtheilung stellt sich die Aufgabe, den Schüler bekannt zu machen mit dem geometrischen Stoff, und der Zielpunkt jeglicher Untersuchung ist die Entwicklung und Feststellung einer geometrischen Wahrheit. Die zweite Abtheilung dagegen hat die Aufgabe, das gewonnene Material im Allgemeinen zu ergänzen und nach logischen Prinzipien zu ordnen und der Zielpunkt jedes einzelnen Pensums ist nunmehr die Begründung einer geometrischen Wahrheit, die Bezeichnung der Stützpunkte eines geometrischen Lehrsatzes, die Führung eines geometrischen Beweises.

Die erste Abtheilung enthält nach jedem Paragraphen eine Anzahl von Aufgaben, theils zur Repetition, theils zur Anwendung des Vorgekommenen; der zweiten Abtheilung ist im Anhang eine Sammlung von ungefähr 500—600 geometrischen Aufgaben, theils konstructiver, theils berechnender Art, beigegeben.

Weitzel, K. L., Dekan und Bezirks-Schulaufseher in Kirchheim u. T., Grundlagen für den deutschen Sprach-Unterricht in der Volksschule, aus der Wort-, Satz-, Rede-, Schreibe-, Lese- und Aufsatz-Lehre für die Hand des Lehrers. gr. 8. br. 36 kr. oder 12 Sgr.

Auf 8 Bogen werden dem Lehrer die nothwendigsten Kenntnisse aus der Sprachlehre, die einfachsten Begriffe über die Art des Redestücks, über Thema und Ausführung, Prosa und Poesie, die Regeln der Betonung ꝛc. kurz und faßlich dargeboten, welche er sonst mühsam zusammensuchen muß, Alles, soweit er dessen bedarf, um Sicherheit im Verständniß wie im mündlichen und schriftlichen Ausdruck bei den Schülern zu erzielen. Durch Kürze und Gleichheit der grammatischen Benennung, durch die Entfernung des zum praktischen Zweck entbehrlichen grammatischen Stoffs soll für vielfältigere Anwendung der erlernten Sprachformen in mündlicher und schriftlicher Wiedergabe des einheimischen Lernstoffs der Volksschüler Raum gewonnen werden. Was für den Kirchheimer Bezirk zunächst bearbeitet wurde, hat der Verfasser sich entschlossen, auf mehrseitigen Wunsch auch für weitere Kreise zugänglich zu machen.

Digitized by Google